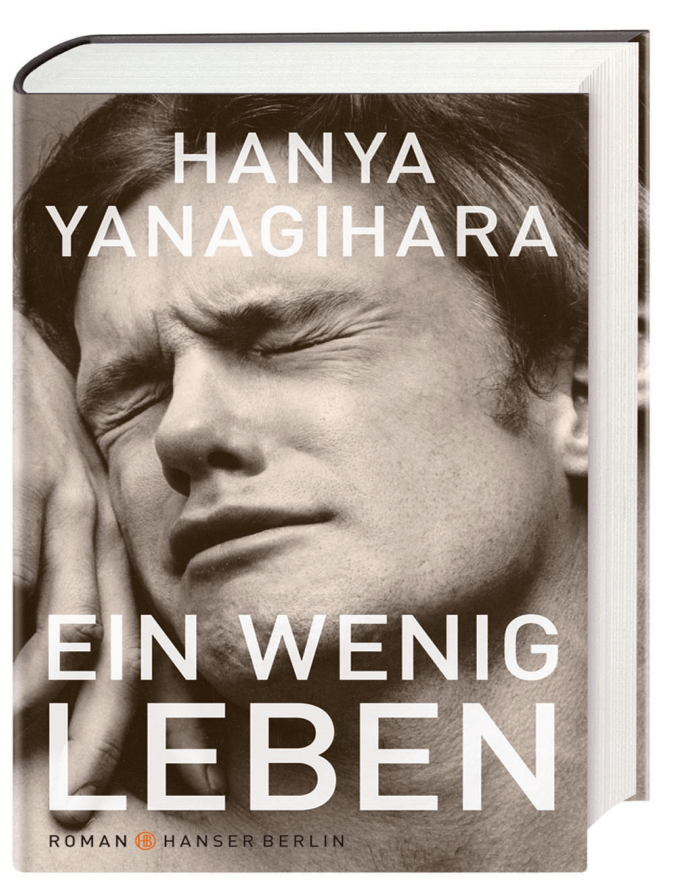


The book cover features a close-up, black and white photograph of a man's face. He has his eyes closed and a pained or distressed expression, with his hand pressed against his forehead. The lighting is dramatic, highlighting the contours of his face and the texture of his skin. The title and author's name are overlaid in large, white, sans-serif font.

HANYA
YANAGIHARA

EIN WENIG
LEBEN

ROMAN  HANSER BERLIN

Über das Buch

EIN WENIG LEBEN handelt von der lebenslangen Freundschaft zwischen vier Männern, die sich am College kennengelernt haben. Willem versucht als Schauspieler Fuß zu fassen; Malcolm, ein Architekt, will aus dem Schatten seines erfolgreichen Vaters treten; JB ist Künstler und derjenige, der ihren

**Zusammenhalt immer
wieder auf die Probe stellt.
Jude St. Francis aber,
brillant und enigmatisch,
ist die charismatische Figur
im Zentrum der Gruppe -
ein aufopfernd liebender
und zugleich innerlich
zerbrochener Mensch. Wie
in ein schwarzes Loch
werden die Freunde in
Judes dunkle, schmerzhaft
Welt hineingesogen, deren
Ungeheuer nach und nach
hervortreten.**

**EIN WENIG LEBEN ist
zugleich realistischer
Roman und Märchen - ein
rauschhaftes, mit kaum
fasslicher Dringlichkeit
erzähltes Epos über
Trauma, menschliche Güte
und Erlösung, das sich an
die dunkelsten Orte begibt,
an die Literatur sich wagen
kann, und dabei immer
wieder zum hellen Licht
durchbricht.**



Hanser Berlin E-Book

Hanya Yanagihara

**Ein wenig
Leben**

Roman

**Aus dem Englischen von
Stephan Kleiner**

Hanser Berlin

**Die amerikanische
Originalausgabe erschien
2015
unter dem Titel *A Little Life*
bei Doubleday in New York.**

**ISBN 978-3-446-25558-6
2. Ebookversion Januar
2017**

**© Hanya Yanagihara, 2015
Alle Rechte der deutschen
Ausgabe**

**© Hanser Berlin im Carl
Hanser Verlag München
2016**

Umschlag: Peter-Andreas

**Hassiepen, München.
Foto: © 1987, The Peter
Hujar Archive, LLC;
Courtesy, Pace/MacGill
Gallery, New York and
Fraenkel Gallery, San
Francisco
Satz: Greiner & Reichel,
Köln**

**Unser gesamtes lieferbares
Programm und viele andere
Informationen finden Sie
unter [www.hanser-
literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de).
Erfahren Sie mehr über uns**

**und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLi
oder folgen Sie uns auf
Twitter:
www.twitter.com/hanserlitera**

**Datenkonvertierung: le-tex
publishing services GmbH,
Leipzig**

**Für Jared Hohlt
in Freundschaft; voller
Liebe**

I Lispenard Street

II Der Postmann

III Maske und Kostüm

IV Das Gleichheitsaxiom

V Die glücklichen Jahre

VI Werter Genosse

VII Lispenard Street

I
LISPENARD STREET

Die elfte Wohnung hatte nur einen einzigen Schrank, aber es gab eine gläserne Schiebetür, die auf einen kleinen Balkon führte, von dem aus er einen Mann im Haus gegenüber sehen konnte, der nur mit T-Shirt und kurzen Hosen bekleidet im Freien saß und eine Zigarette rauchte, obwohl es schon Oktober war.

**Willem hob eine Hand zum
Gruß, aber der Mann winkte
nicht zurück.**

**Im Schlafzimmer schob
Jude die Schranktür auf
und zu wie ein
Akkordeonspieler, als
Willem hereinkam. »Es gibt
nur einen Schrank«, sagte
er.**

**»Das macht nichts«, sagte
Willem. »Ich habe sowieso
nichts zum Reinhängen.«**

**»Ich auch nicht.« Sie
lächelten einander an. Die
Maklerin folgte ihnen**

langsam in den Raum. »Wir nehmen sie«, sagte Jude zu ihr.

Doch im Büro der Maklerin erfuhren sie, dass sie die Wohnung doch nicht mieten konnten. »Warum nicht?«, fragte Jude.

»Sie verdienen nicht genug, um sechs Monatsmieten zu bestreiten, und Sie haben keinerlei Ersparnisse«, sagte die Maklerin, plötzlich kurz angebunden. Sie hatte ihre

Kreditwürdigkeit und ihre Bankkonten überprüft und war letztlich zu der Feststellung gekommen, dass etwas nicht stimmen konnte, wenn zwei Männer in ihren Zwanzigern, die kein Paar waren, eine Zweizimmerwohnung in einem faden (aber trotzdem teuren) Teil der 25th Street mieten wollten. »Gibt es irgendjemanden, der für Sie bürgen könnte? Ein Arbeitgeber? Eltern?«

»Unsere Eltern sind tot«,

sagte Willem rasch.

Die Maklerin seufzte.

»Dann sollten Sie vielleicht Ihre Erwartungen herunterschrauben.

Niemand, der ein gut verwaltetes Haus besitzt, wird an Bewerber mit Ihrem finanziellen Profil vermieten.« Daraufhin erhob sie sich mit einer gewissen Endgültigkeit und blickte ostentativ zur Tür.

Doch als sie JB und Malcolm davon erzählten, verwandelten sie es in eine

Komödie: Der Boden des Apartments war mit Mäusekot tätowiert, der Mann auf der anderen Straßenseite hatte sich beinahe entblößt, die Maklerin war verärgert gewesen, weil Willem ihre Flirtversuche ignoriert hatte.

»Wer will schon an der Ecke 25th Street und Second Avenue wohnen«, sagte JB. Sie saßen im Pho Viet Huong in Chinatown, wo sie sich zweimal im Monat zum

Abendessen trafen. Das Pho Viet Huong war nicht besonders gut - die Pho-Suppe war merkwürdig süßlich, der Zitronensaft schmeckte nach Seife, und nach jedem Essen wurde mindestens einem von ihnen übel -, aber sie kamen immer wieder, sowohl aus Gewohnheit wie auch aus Bedürftigkeit. Im Pho Viet Huong konnte man für fünf Dollar eine Suppe oder ein Sandwich essen, oder man bestellte sich

**eines der Hauptgerichte,
die acht Dollar kosteten,
aber viel größer waren,
sodass man die Hälfte
aufheben konnte, um sie am
Tag darauf oder als
nächtlichen Snack zu essen.
Malcolm war der Einzige,
der seinen Hauptgang nie
ganz aß, sich aber auch nie
die andere Hälfte einpacken
ließ; wenn er fertig war,
stellte er seinen Teller in
die Mitte des Tisches, damit
Willem und JB - die immer
am hungrigsten waren - den**

Rest essen konnten.

»Natürlich *wollen* wir nicht dort wohnen, JB«, sagte Willem geduldig, »aber wir können es uns nun mal nicht aussuchen. Wir haben kein Geld, falls du das vergessen hast.«

»Ich verstehe nicht, warum ihr nicht einfach bleibt, wo ihr seid«, sagte Malcolm, der gerade Pilze und Tofu auf seinem Teller umherschob - er aß immer das Gleiche, Austernpilze und geschmortes Tofu in

einer süßlichen braunen Soße -, den Willem und JB schon ins Auge gefasst hatten.

»Na ja, ich kann nicht«, sagte Willem. »Erinnerst du dich?« Er musste Malcolm das in den letzten drei Monaten ein Dutzend Mal erklärt haben. »Merritts Freund zieht ein, also muss ich ausziehen.«

»Aber warum bist du derjenige, der ausziehen muss?«

»Weil Merritts Name im

**Mietvertrag steht,
Malcolm!«, sagte JB.**

**»Ach so«, sagte Malcolm
und verstummte. Er vergaß
häufig Details, die er für
unwichtig hielt, aber es
schien ihm auch nichts
auszumachen, wenn die
Menschen um ihn herum
deswegen die Geduld
verloren. »Stimmt.« Er
schob die Pilze zur
Tischmitte. »Aber du,
Jude -«**

**»Ich kann nicht für immer
und ewig bei dir wohnen,**

Malcolm. Deine Eltern bringen mich irgendwann um.«

»Meine Eltern lieben dich.«

»Es ist nett, dass du das sagst. Aber sie werden es nicht mehr tun, wenn ich nicht bald ausziehe.«

Malcolm war der Einzige der vier, der noch zu Hause wohnte, und JB sagte immer, er würde auch noch zu Hause wohnen, wenn er so ein Zuhause wie Malcolm hätte. Es war gar kein

**besonders prachtvolles
Haus - tatsächlich war es
ziemlich
heruntergekommen und
knarrte an allen Ecken und
Enden, und Willem hatte
sich einmal ein Holzsplitter
unter die Haut geschoben,
als er nur mit der Hand am
Treppengeländer
entlanggefahren war -, aber
es war groß: ein richtiges
Stadthaus auf der Upper
East Side. Malcolms drei
Jahre ältere Schwester Flora
war vor Kurzem aus der**

**Kellerwohnung ausgezogen,
und Jude hatte als
Übergangslösung ihren
Platz eingenommen.
Irgendwann würden
Malcolms Eltern den Raum
zurückwollen, um ein Büro
für die Literaturagentur
seiner Mutter darin
einzurichten, was bedeuten
würde, dass Jude (dem die
nach dort unten führende
steile Treppe ohnehin
Schwierigkeiten bereitete)
sich nach etwas Eigenem
würde umschauchen müssen.**

**Und es war nur natürlich,
dass er mit Willem
zusammenwohnen würde;
sie waren während ihrer
gesamten College-Zeit
Zimmergenossen gewesen.
Der Wohnraum, den sie sich
im ersten Jahr zu viert
geteilt hatten, umfasste
neben einem aus
Betonschalstein errichteten
Aufenthaltsraum, in dem
ihre Schreibtische, Stühle
und ein Sofa standen, das
JBs Tanten in einem
gemieteten Umzugswagen**

herangekarrt hatten, noch ein zweites, viel kleineres Zimmer, in das zwei Etagenbetten gestellt worden waren. Es war so schmal gewesen, dass Malcolm und Jude, die in den unteren Betten schliefen, die Arme ausstrecken und sich die Hände reichen konnten. Malcolm und JB hatten sich eines der Doppelstockbetten geteilt, Jude und Willem das andere.

»Schwarz gegen Weiß«,

hatte JB immer gesagt.

**»Jude ist nicht weiß«,
hatte Willem geantwortet.**

**»Und ich bin nicht
schwarz«, hatte Malcolm
hinzugefügt, aber eher, um
JB zu ärgern, als aus
eigener Überzeugung.**

**»Tja«, sagte JB jetzt und
benutzte die Zinken seiner
Gabel, um den Teller mit
den Pilzen zu sich
heranzuziehen, »ich würde
ja sagen, dass ihr beide bei
mir wohnen könnt, aber ich
glaube, es würde euch**

**ankotzen.« JB bewohnte ein
großes, schmutziges Loft in
Little Italy voller
merkwürdiger Gänge, die in
ungenutzten, seltsam
geschnittenen Sackgassen
und halb fertiggestellten
Zimmern endeten, deren
Rigipsplatten mitten im Bau
aufgegeben worden waren;
es gehörte jemandem, mit
dem sie auf dem College
gewesen waren. Ezra war
Künstler, ein schlechter
Künstler, aber er musste
auch nicht gut sein, da er,**

**wie JB ihnen gern in
Erinnerung rief, in seinem
ganzen Leben niemals
würde arbeiten müssen.
Und nicht nur *er* würde nie
arbeiten müssen, auch
seine Kinder und
Kindeskind, ja selbst
seine Kindeskindeskind
würden es nie tun müssen:
Sie könnten über
Generationen hinweg
schlechte, unverkäufliche,
wertlose Kunst produzieren
und sich trotzdem nach Lust
und Laune die besten**

Ölfarben kaufen und sich unpraktisch große Lofts im Zentrum von Manhattan zulegen, die sie mit ihren architektonischen Fehlentscheidungen ruinierten, und wenn sie des Künstlerlebens überdrüssig wären - wie es Ezra nach JBs Überzeugung früher oder später sein würde -, müssten sie nur ihre Treuhandanstalt anrufen und sich einen gigantischen Betrag auszahlen lassen, einen

Geldhaufen, wie ihn die vier (von Malcolm vielleicht abgesehen) nie zu Gesicht bekommen würden. Doch in der Zwischenzeit war Ezra ein nützlicher Kontakt, nicht nur, weil er JB und einige weitere Freunde aus College-Tagen in seinem Apartment wohnen ließ - es hausten eigentlich zu jeder Zeit vier oder fünf Leute in verschiedenen Ecken des Lofts -, sondern weil er ein freundlicher und generell großzügiger Mensch war,

der gern exzessive Partys gab, bei denen gewaltige Mengen von Nahrungsmitteln, Alkohol und Drogen zur freien Verfügung standen.

»Wartet mal«, sagte JB und legte die Gabel aus der Hand. »Mir fällt gerade ein, dass eine von der Zeitschrift jemanden für die Wohnung ihrer Tante sucht. Die liegt direkt an der Grenze zu Chinatown.«

»Wie hoch ist die Miete?«, fragte Willem.

»Wahrscheinlich extrem niedrig - sie wusste nicht mal, was sie dafür nehmen könnte. Und sie will jemanden drin haben, den sie kennt.«

»Meinst du, du könntest ein gutes Wort für uns einlegen?«

»Noch besser - ich mache euch mit ihr bekannt. Könnt ihr morgen im Büro vorbeikommen?«

Jude seufzte. »Ich werde nicht wegkommen.« Er sah Willem an.

»Kein Problem - ich schaffe es. Wie viel Uhr?«

»Am besten um die Mittagszeit. Eins?«

»Ich bin da.«

Willem hatte noch Hunger, aber er ließ JB den Rest der Pilze aufessen. Dann warteten sie alle ein wenig; manchmal bestellte Malcolm noch Jackfrucht-Eis - das einzige auf der Karte, das immer schmeckte -, aß zwei Bissen und hörte dann auf, sodass Willem und JB den Rest

essen konnten. Aber diesmal bestellte er kein Eis, also ließen sie die Rechnung kommen, um sie gemeinsam zu inspizieren und auf den Dollar genau zu teilen.

Am Tag darauf besuchte Willem JB im Büro. JB arbeitete an der Rezeption einer kleinen, aber einflussreichen Zeitschrift, die in SoHo herausgegeben wurde und sich mit der

Kunstszene in Downtown befasste. Er hatte die Stelle aus strategischen Gründen angenommen; sein Plan, den er Willem eines Nachts erklärt hatte, bestand darin, sich mit einem der Redakteure anzufreunden und diesen dann davon zu überzeugen, einen Artikel über seine Kunst in Auftrag zu geben. Nach seinen Berechnungen würde das etwa sechs Monate dauern, was bedeutete, dass er noch drei vor sich hatte.

An seinem Arbeitsplatz trug JB einen Ausdruck permanenter Verwunderung auf dem Gesicht; Verwunderung darüber, dass er überhaupt arbeiten musste, und darüber, dass noch niemand seine Genialität erkannt hatte. Er war kein guter Rezeptionist. Obwohl die Telefone mehr oder weniger durchgehend klingelten, hob er selten ab; wenn einer von ihnen mit ihm sprechen wollte, musste er

einem Code folgen, der darin bestand, es zweimal klingeln zu lassen, aufzulegen und dann noch einmal anzurufen. Und selbst dann hob JB manchmal nicht ab - seine Hände waren damit beschäftigt, verworrene Haarsträhnen aus einer schwarzen Mülltüte zu ziehen, die zu seinen Füßen stand, und sie unter dem Schreibtisch zu kämmen und zu flechten.

JB durchlebte gerade, was

er als seine Haarphase bezeichnete. Er hatte kürzlich beschlossen, eine Auszeit von der Malerei zu nehmen, um Skulpturen aus schwarzen Haaren zu fertigen. Jeder von ihnen hatte ein kraftraubendes Wochenende damit verbracht, JB in Queens, Brooklyn, der Bronx und Manhattan von Barbershop zu Schönheitssalon zu folgen und draußen zu warten, während JB hineinging, um die Besitzer

**nach zusammengefügten
Haarresten zu fragen, und
dann eine immer
unhandlicher werdende
Tüte voller Haare hinter
ihm herzuschleppen. Zu
seinen ersten Werken hatte
The Mace gezählt, ein
Tennisball, den er von
seinem Flaum befreit, in
der Mitte durchgeschnitten
und mit Sand gefüllt hatte,
bevor er ihn mit Kleber
bestrich und immer wieder
über einen Haarteppich
rollte, sodass die borstigen**

Haare sich bewegten wie Algen unter Wasser, und *The Kwotidien*, wofür er unterschiedliche alltägliche Haushaltsgegenstände - einen Tacker, einen Pfannenwender, eine Teetasse - mit Haaren verkleidete. Jetzt arbeitete er an einem Großprojekt, über das er nur selten ein Wort verlor, für das aber offenbar viele Haarsträhnen gekämmt und zu einem scheinbar endlosen Seil aus sich kräuselndem

schwarzen Haar verflochten werden mussten. Am vergangenen Freitag hatte er sie mit der Aussicht auf Pizza und Bier in seine Wohnung gelockt, wo sie ihm beim Flechten helfen sollten, doch nach vielen Stunden ermüdender Arbeit hatte ihnen gedämmert, dass es keine Pizza und kein Bier geben würde, und sie waren leicht verärgert, aber nicht sonderlich überrascht nach Hause gegangen.

Das Haarprojekt

langweilte sie alle, auch wenn Jude - als Einziger - die Kunstwerke schön fand und davon überzeugt war, dass man sie eines Tages als wichtig betrachten würde. Zum Dank hatte JB Jude eine mit Haaren überzogene Haarbürste geschenkt, das Geschenk jedoch zurückgefordert, als es den Anschein machte, ein Freund von Ezras Vater sei daran interessiert, es zu kaufen (er tat es nicht, aber JB gab Jude die Bürste nie

zurück). Das Haarprojekt war noch in anderer Hinsicht schwierig; als die drei an einem anderen Abend durch eine erneute List dazu gebracht worden waren, nach Little Italy zu kommen und Haare zu kämmen, hatte Malcolm angemerkt, die Haare stänken. Was sie taten: nicht nach irgendetwas Unappetitlichem, es war einfach der herbe, metallische Geruch ungewaschener Kopfhaut.

**Aber JB hatte sich in einen
seiner sich
emporschraubenden
Wutanfälle hineingesteigert
und Malcolm einen von
Selbsthass besessenen
Nigger genannt, einen
Onkel Tom, einen Verräter
an seiner Rasse, und
Malcolm, der selten in Wut
geriet, aber über
Anschuldigungen wie diese
schon, hatte seinen Wein in
die nächstbeste Tüte mit
Haaren geschüttet und war
aufgestanden und nach**

draußen gestürmt. Jude war Malcolm, so gut er konnte, hinterhergeeilt, und Willem hatte versucht, JB in den Griff zu bekommen. Und auch wenn die beiden sich am Tag darauf wieder vertragen hatten, waren Willem und Jude (obwohl sie wussten, dass es unfair war) noch etwas wütender auf Malcolm als auf JB gewesen, denn am Wochenende darauf zogen sie wieder in Queens von Barbershop zu Barbershop,

um die ruinierten Haare zu ersetzen.

»Wie ist das Leben auf dem schwarzen Planeten?«, fragte Willem jetzt JB.

»Schwarz«, sagte JB und stopfte die Haarsträhnen, die er gerade entwirrte, in die Tüte zurück. »Komm, lass uns gehen; ich habe Annika gesagt, dass wir um halb zwei da sind.« Das Telefon auf seinem Schreibtisch begann zu klingeln.

»Willst du nicht

rangehen?«

»Die rufen schon wieder an.«

Während sie in Richtung Downtown liefen, beklagte sich JB. Bisher hatte er seine Verführungskünste hauptsächlich auf einen Redakteur namens Dean konzentriert, den sie alle DeeAnn nannten. Sie waren zu dritt auf einer Party gewesen, die in der Wohnung der Eltern eines der jungen Redaktionsassistenten

stattgefunden hatte, wo sich ein kunstgeschmückter Raum an den anderen reihte. Während JB sich in der Küche mit seinen Kollegen unterhielt, waren Malcolm und Willem gemeinsam durch die Wohnung gestreift (wo war Jude an jenem Abend gewesen? Vermutlich hatte er gearbeitet), hatten eine Reihe von Edward Burzynskys betrachtet, die im Gästezimmer hingen, eine von Bernd und Hilla

Becher fotografierte Serie von Wassertürmen, die in vier Reihen zu je fünf Abzügen über dem Schreibtisch im Arbeitszimmer hingen, einen riesenhaften Gursky, der in der Bibliothek über den halbhohen Bücherregalen schwebte, und eine ganze Wand voller Arbeiten von Diane Arbus, die deren Fläche so gründlich bedeckten, dass nur am oberen und am unteren Ende ein paar

Zentimeter freiblieben. Sie hatten ein Bild von zwei niedlichen Mädchen mit Down-Syndrom bewundert, die für die Kamera in zu engen, zu kindischen Badeanzügen spielten, als Dean auf sie zugekommen war. Er war ein großer Mann, hatte aber ein kleines, erdhörnchenhaftes, pockennarbiges Gesicht, das ihm ein brutales und wenig vertrauenswürdiges Aussehen verlieh.

Sie stellten sich ihm vor,

sagten, sie seien auf der Party, weil sie JBs Freunde seien. Dean sagte, er sei einer der Redakteure der Zeitschrift und für den gesamten Kunstteil zuständig.

»Ah«, sagte Willem und vermied es, Malcolm anzusehen, dem er nicht zutraute, sich nichts anmerken zu lassen. JB hatte ihnen gesagt, dass er den Kunstredakteur als Zielscheibe auserkoren hatte; das musste er sein.

»Habt ihr so was schon mal gesehen?«, fragte Dean sie und gestikulierte in Richtung der Arbus-Fotos.

**»Noch nie«, sagte Willem.
»Ich liebe Diane Arbus.«**

Dean versteifte sich, und seine Züge schienen sich in der Mitte seines kleinen Gesichts zu ballen.

»DeeAnn.«

»Was?«

**»DeeAnn. Man spricht sie
»DeeAnn« aus.«**

Sie hatten es kaum aus dem Zimmer geschafft,

**bevor sie in Gelächter
ausgebrochen waren.**

**»DeeAnn!«, hatte JB gesagt,
als sie ihm die Geschichte
später erzählt hatten. »Gott!
Was für ein aufgeblasener
kleiner Scheißtyp.«**

**»Aber er ist *dein*
aufgeblasener kleiner
Scheißtyp«, hatte Jude
gesagt. Und fortan hatten
sie Dean nur noch DeeAnn
genannt.**

**Doch leider sah es so aus,
als wäre JB, obwohl er
DeeAnn unermüdlich**

**bearbeitete, seinem Ziel
kein Stück näher
gekommen, als er es vor
drei Monaten gewesen war.
Er hatte sogar zugelassen,
dass DeeAnn ihm im
Dampfbad des
Fitnessstudios einen blies,
und trotzdem: nichts, kein
Artikel über JB. Jeden Tag
fand JB einen Vorwand, um
zu den Büros der
Redakteure und hinüber
zum Schwarzen Brett zu
gehen, an dem die Ideen für
die Ausgaben der**

**kommenden drei Monate
auf weißen Karteikarten
festgehalten wurden, und
jeden Tag suchte er in dem
Abschnitt, der für
Nachwuchskünstler
reserviert war, nach seinem
Namen, und jeden Tag
wurde er aufs Neue
enttäuscht. Stattdessen sah
er die Namen verschiedener
talentloser und
überschätzter Künstler;
Leute, denen jemand einen
Gefallen schuldete oder die
jemanden kannten, dem**

jemand einen Gefallen schuldete.

»Wenn ich jemals Ezras Namen dort sehe, bringe ich mich um«, sagte JB ständig, worauf die anderen erwiderten: »Das wird nicht passieren, JB«, und: »Mach dir keine Gedanken, JB - eines Tages wird dein Name dort stehen«, und: »Wofür brauchst du die, JB? Du findest was anderes« - Aussagen, auf die JB antwortete: »Seid ihr sicher?« beziehungsweise

»Ich habe da so meine Zweifel«, und: »Ich habe einen Arschvoll Zeit hier reingesteckt, drei beschissene Monate meines Scheißlebens, und wenn ich meinen Namen nicht an dieser Tafel sehe, war die ganze Scheiße hier eine einzige Zeitverschwendung, so wie alles andere auch«, womit er das weiterführende Studium, den Umzug zurück nach New York, den Haarzyklus oder das Leben an sich

meinen konnte, je nachdem, wie nihilistisch er an dem jeweiligen Tag gerade gestimmt war.

Er jammerte noch immer, als sie in der Lispenard Street ankamen. Willem war noch nicht lange in der Stadt - erst seit einem Jahr - und hatte nie von der Straße gehört, die eher eine Gasse war, zwei Häuserblocks lang und einen Block südlich der Canal Street; aber auch JB, der in Brooklyn

aufgewachsen war, war sie völlig unbekannt.

Sie fanden das Haus und drückten die Klingel mit der Aufschrift 5C. Ein Mädchen antwortete - durch die Gegensprechanlage klang ihre Stimme kratzig und hohl - und betätigte den Türöffner. Der Eingangsbereich war ein schmaler Raum mit hohen Decken, der in einem geronnenen, schimmernden Kackbraun gestrichen war,

was ihnen das Gefühl gab, sich auf dem Boden eines Brunnens zu befinden.

Das Mädchen empfing sie an der Wohnungstür. »Hey, JB«, sagte es, sah dann Willem an und errötete.

»Annika, das ist mein Freund Willem«, sagte JB. »Willem, Annika arbeitet in der Grafik. Sie ist cool.«

In einer einzigen Bewegung senkte Annika den Blick und streckte die Hand aus. »Schön, dich kennenzulernen«, sagte sie

zum Fußboden. JB trat Willem auf den Fuß und grinste. Willem ignorierte ihn.

»Ich freue mich auch, dich kennenzulernen.«

»Also, das ist die Wohnung? Sie gehört meiner Tante? Sie hat fünfzig Jahre lang hier gewohnt, ist aber kürzlich ins Altersheim gezogen?« Annika sprach sehr schnell und hatte offenbar beschlossen, die beste Strategie sei, Willem wie

eine Sonnenfinsternis zu behandeln und ihn einfach gar nicht anzusehen. Sie redete immer schneller, über ihre Tante und darüber, wie die Gegend sich verändert habe, und dass sie selbst nie von der Lispenard Street gehört habe, bis sie nach Downtown gezogen sei, und dass es ihr leidtue, dass die Wohnung noch nicht gestrichen sei, aber ihre Tante sei gerade erst ausgezogen, wirklich ganz

frisch, und sie konnten die Wohnung am vergangenen Wochenende nur schnell putzen. Ihr Blick wanderte überallhin außer zu Willem - zur Decke (gestanztes Blech), zum Boden (rissig, aber Parkett), zu den Wänden (an denen vor langer Zeit aufgehängte Bilderrahmen geisterhafte Schatten hinterlassen hatten) -, bis Willem sie schließlich behutsam unterbrechen musste, um zu fragen, ob er sich einmal

**den Rest der Wohnung
ansehen dürfe.**

**»Oh, gerne«, sagte
Annika, »ich lasse euch
allein«, folgte ihnen aber
dennoch und begann JB in
rasch hervorsprudelnden
Worten etwas über
jemanden namens Jasper zu
erzählen, der die
Schrifttype Archer für *alles*
benutzt habe, und ob JB
nicht finde, dass sie für
Fließtext ein wenig zu rund
und sonderbar aussehe?
Nun, da Willem ihr den**

Rücken zukehrte, starrte sie ihn unverhohlen an, während ihr Gerede immer nichtiger wurde.

JB betrachtete Annika dabei, wie sie Willem betrachtete. Er hatte sie noch nie so gesehen, so nervös und so mädchenhaft (normalerweise war sie mürrisch und schweigsam und im Büro sogar ein wenig gefürchtet, weil sie an der Wand über ihrem Schreibtisch eine kunstvolle Skulptur errichtet hatte:

**ein Herz, das nur aus
Klingen von
Präzisionsmessern bestand),
aber er hatte viele Frauen
gesehen, die sich in
Willems Gesellschaft so
benahmen. Jeder von ihnen
kannte solche Szenen. Ihr
Freund Lionel sagte immer,
Willem müsse in einem
früheren Leben Fischer
gewesen sein, weil sich die
Muschis nur so auf ihn
stürzten. Und doch schien
Willem die ihm
entgegengebrachte**

Aufmerksamkeit meistens (wenn auch nicht immer) zu entgehen. JB hatte Malcolm einmal gefragt, woran das wohl liege, und Malcolm sagte, er glaube, Willem bemerke es eben einfach nicht. JB hatte als Antwort nur gegrunzt, aber gedacht hatte er, dass Malcolm der begriffsstutzigste Mensch war, den er kannte, und wenn selbst *Malcolm* aufgefallen war, wie Frauen auf Willem reagierten, dann war es schlicht unmöglich,

dass Willem selbst es nicht wahrnahm. Später jedoch hatte Jude eine andere Interpretation angeboten: Er war der Meinung, dass Willem vorsätzlich nicht auf die Frauen reagierte, damit sich die Männer um ihn herum nicht durch ihn bedroht fühlten. Das klang sinnvoller; Willem war allseits beliebt und wollte nicht, dass sich irgendjemand in seiner Gesellschaft unwohl fühlte, und so war es durchaus

möglich, dass er, und sei es unbewusst, den Unwissenden spielte. Dennoch war es faszinierend, und die drei wurden nie müde, Willem damit aufzuziehen, der meistens nur lächelte und schwieg.

»Ist der Aufzug gut in Schuss?«, fragte Willem und drehte sich abrupt um.

»Was?«, antwortete Annika erschrocken. »Ja, er fällt selten aus.« Sie verzog ihre blassen Lippen zu

**einem dünnen Lächeln,
wobei JB klarwurde (es fuhr
ihm in den Magen, so sehr
schämte er sich für sie),
dass sie versuchte, mit ihm
zu flirten. Ach, Annika,
dachte er. »Was wollt ihr
meiner Tante denn in die
Wohnung schleppen?«**

**»Unseren Freund«,
antwortete er, bevor Willem
es tun konnte. »Er tut sich
mit Treppen schwer und ist
auf einen Fahrstuhl
angewiesen, der tatsächlich
fährt.«**

»Oh«, sagte sie, abermals errötend. Sie fixierte wieder den Boden.

»Entschuldigung. Ja, er funktioniert.«

Die Wohnung war wenig eindrucksvoll. Es gab eine kleine Diele, kaum größer als eine Fußmatte, von der rechts eine Küche (ein warmer und fettiger kleiner Würfel) und links ein Esszimmer abzweigten, in dem allenfalls ein Kartentisch Platz finden würde. Eine halbhohe Wand

teilte diesen Bereich von einem Wohnzimmer mit vier von Gitterbalken gekreuzten Fenstern ab, die nach Süden auf die mit Müll übersäte Straße hinausgingen; von dort führte ein kurzer Flur rechter Hand zu einem Badezimmer mit milchgläsernen Wandlampen und einer Badewanne aus abgenutzter Emaille; gegenüber lag das Schlafzimmer, das ein weiteres Fenster hatte und

lang, aber schmal war; die hölzernen Rahmen zweier Doppelbetthälften waren parallel zueinander jeweils an die Wand gerückt. Auf einem der Rahmen lag bereits eine Futon-Matratze, ein klobiges, reizloses Ding, schwer wie ein totes Pferd.

»Die Matratze ist unbenutzt«, sagte Annika. Sie erzählte eine ausschweifende Geschichte darüber, dass sie eigentlich selbst habe einziehen

wollen und schon die Matratze dafür gekauft habe, aber nicht dazu gekommen sei, sie zu benutzen, weil sie stattdessen bei ihrem Freund Clement eingezogen sei, der aber nicht ihr fester Freund sei, nur *ein* Freund, und Gott, wie bescheuert sich das anhöre. Jedenfalls würde sie, wenn Willem die Wohnung wolle, die Matratze gratis drauflegen.

Willem dankte ihr. »Was meinst du, JB?«, fragte er.

Was JB meinte? Dass es ein Dreckloch war.

Natürlich wohnte er selbst in einem Dreckloch, aber er wohnte dort freiwillig, und es kostete ihn nichts, und das Geld für die Miete, das er sparte, konnte er in Farben, Lebensmittel, Drogen und hin und wieder eine Taxifahrt investieren. Aber sollte Ezra je beschließen, Miete von ihm zu verlangen, würde er auf keinen Fall dort bleiben. Seine Familie war vielleicht

**nicht so vermögend wie
Ezras oder Malcolms, aber
unter keinen Umständen
würde sie zulassen, dass er
sein Geld in so einem
Dreckloch versenkte.
Jemand würde etwas
Besseres für ihn finden
oder ihm mit einem kleinen
monatlichen Betrag unter
die Arme greifen. Willem
und Jude dagegen hatten
diese Möglichkeiten nicht.
Sie mussten sich selbst
finanzieren, und sie hatten
kein Geld, und darum**

mussten sie in einem Dreckloch leben. Und wenn sie es schon mussten, dann war dies wahrscheinlich das Dreckloch der Wahl - es war billig, es war in Downtown, und ihre potenzielle Vermieterin war bereits in fünfzig Prozent von ihnen verknallt.

»Ich meine, sie ist perfekt«, sagte er daher zu Willem, der ihm zustimmte. Annika kreischte auf. Und eine hastige Unterredung später war es besiegelt:

Annika hatte Mieter, und Willem und Jude hatten eine Wohnung - woraufhin JB Willem daran erinnern musste, dass er nichts dagegen hätte, wenn dieser ihm einen Teller Nudeln spendierte, bevor er zurück ins Büro musste.

JB neigte nicht zur Innenschau, aber als er am darauffolgenden Sonntag mit der Bahn zu seiner Mutter fuhr, empfand er

einen gewissen Drang, sich selbst zu beglückwünschen, gepaart mit etwas, das an Dankbarkeit erinnerte, Dankbarkeit dafür, dass er das Leben und die Familie hatte, die er hatte.

Sein Vater, ein Emigrant aus Haiti, war gestorben, als JB drei Jahre alt war, und auch wenn JB glaubte, sich an sein Gesicht zu erinnern - sanft und freundlich, mit einem schmalen Schnurrbartstreifen und

**Wangen, die sich zu
Pflaumen rundeten, wenn
er lächelte -, wusste er doch
nie ganz genau, ob er es
sich nicht vielleicht nur
einbildete, weil er
unzählige Male das Foto
betrachtet hatte, das auf
dem Nachttisch seiner
Mutter stand. Und doch war
der Tod seines Vaters das
Einzige gewesen, worüber
er als Kind Traurigkeit
empfunden hatte - und
selbst diese Traurigkeit war
eine gewesen, zu der er sich**

**in gewisser Weise
verpflichtet fühlte: Er war
vaterlos, und er wusste,
dass vaterlose Kinder diese
Lücke in ihrem Leben
betraueren. Er jedoch hatte
diese Sehnsucht nie
empfunden. Nach dem Tod
seines Vaters hatte die
Mutter, eine Tochter
haitischer Einwanderer,
ihren Doktor in Pädagogik
gemacht und
währenddessen in der
staatlichen Schule in ihrer
Nachbarschaft unterrichtet,**

die sie als nicht gut genug für JB erachtet hatte.

Während seiner Highschool-Jahre an einer teuren Privatschule, die beinahe eine Stunde von ihrer Wohnung in Brooklyn entfernt war und für die er ein Stipendium hatte, war sie bereits Rektorin einer Magnetschule in Manhattan und Lehrbeauftragte am Brooklyn College. Die *New York Times* hatte ihren innovativen Unterrichtsmethoden einen

Artikel gewidmet, und obwohl er sich das seinen Freunden gegenüber nicht hatte anmerken lassen, war er stolz auf seine Mutter gewesen.

Während seiner Kindheit war sie pausenlos beschäftigt gewesen, aber er hatte sich nie vernachlässigt gefühlt, hatte nie das Gefühl gehabt, seine Mutter hätte ihre Schüler und Studenten lieber als ihn. Seine Großmutter war zu Hause

bei ihm; sie kochte ihm, was er sich wünschte, und sang ihm auf Französisch vor, und es verging kein Tag, an dem sie ihm nicht sagte, was für ein Schatz er sei, was für ein Genie, der Mann ihres Lebens. Und dann waren da noch seine Tanten, die Schwester seiner Mutter, eine Kriminalbeamtin, die in Manhattan lebte, und ihre Lebensgefährtin, eine Apothekerin und ebenfalls Einwanderin in zweiter

Generation (allerdings aus Puerto Rico, nicht Haiti), die keine Kinder hatten und ihn wie ihr eigenes behandelten. Die Schwester seiner Mutter war sportlich und brachte ihm bei, einen Ball zu fangen und zu werfen (etwas, woran er schon damals nur geringes Interesse hatte, das sich später aber als wichtige soziale Fertigkeit erwies), und ihre Freundin interessierte sich für Kunst; eine seiner frühesten

Erinnerungen galt einem Besuch im Museum of Modern Art, und er wusste noch genau, wie er stumm vor Ehrfurcht Jackson Pollocks *One: Number 31* angestarrt und seiner Tante kaum zugehört hatte, die erklärte, wie das Bild entstanden war.

Auf der Highschool, wo eine Prise persönlicher Revisionismus angebracht schien, um sich von den anderen abzuheben und insbesondere seinen

reichen weißen Mitschülern etwas Angst einzujagen, verwischte er die Wahrheit über seine Abstammung ein wenig: Er wurde zu einem von so vielen vaterlosen schwarzen Jungen, dessen Mutter ihren Abschluss erst nach seiner Geburt gemacht hatte (er unterschlug, dass es sich um den Studienabschluss handelte, also gingen alle davon aus, dass er einen Highschool-Abschluss meinte) und dessen Tante auf der Straße

arbeitete (als Prostituierte, nahmen sie an, nicht wissend, dass sie Polizistin war). Sein liebstes Familienfoto war von einem seiner Highschool-Freunde aufgenommen worden, einem Jungen namens Daniel, dem er die Wahrheit gesagt hatte, bevor er ihn hereinbat, um ihr Familienporträt zu fotografieren. Daniel hatte an einer Serie über Familien gearbeitet, die es, wie er es nannte, »nach

oben geschafft hatten«, und JB musste ihn rasch darüber aufklären, dass seine Tante keine Bordsteinschwalbe und seine Mutter keine halbe Analphabetin war, bevor er seinen Freund mit ins Haus nahm. Daniel hatte den Mund geöffnet, ohne dass ein Ton herauskam, doch dann hatte JB's Mutter die Tür geöffnet und ihnen gesagt, sie sollten aus der Kälte hereinkommen, und Daniel musste gehorchen.

**Noch immer sprachlos,
hatte Daniel sie im
Wohnzimmer postiert:
Yvette, JBs Großmutter, saß
in ihrem liebsten
Lehnstuhl, eingerahmt von
seiner Tante Christine und
ihrer Freundin Silvia, die
auf der einen Seite standen,
und JB und seiner Mutter
auf der anderen. Doch dann
hatte Yvette, kurz bevor
Daniel auf den Auslöser
drücken konnte, darauf
bestanden, dass JB ihren
Platz einnähme. »Er ist der**

König des Hauses«, sagte sie unter dem Protest ihrer Töchter zu Daniel. »Jean-Baptiste! Setz dich hin!« Das tat er. Auf dem Foto umklammert er die Armlehnen zu beiden Seiten mit seinen fleischigen Händen (er war schon damals pummelig gewesen), während Frauen zu beiden Seiten strahlend auf ihn hinunterblicken. Er selbst, auf dem Stuhl sitzend, der für seine Großmutter bestimmt gewesen war,

**sieht mit einem breiten
Lächeln direkt in die
Kamera.**

**Der Glaube, den sie in ihn
und seinen zu erwartenden
Triumph gesetzt hatten, war
auf geradezu
beunruhigende Weise
unerschütterlich. Sie waren
davon überzeugt - auch
wenn seine eigene
Überzeugung so oft auf die
Probe gestellt wurde, dass
es schwierig wurde, sie stets
aufs Neue
heraufzubeschwören -, dass**

er eines Tages ein bedeutender Künstler sein würde, dass seine Arbeiten in wichtigen Museen hängen würden, dass die Leute, die ihm bisher noch keine Chance gegeben hatten, seine Begabung schlicht nicht erkannten. Manchmal glaubte er ihnen und ließ sich von ihrer Zuversicht anstecken. Dann wieder kamen ihm Zweifel - ihre Überzeugungen schienen denen der restlichen Welt diametral

entgegengesetzt zu sein, und er fragte sich, ob sie gönnerhaft waren oder schlicht verrückt. Vielleicht hatten sie auch einfach keinen Geschmack. Wie konnte das Urteil vierer Frauen so maßgeblich von dem aller anderen Menschen abweichen? Die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit ihrer Einschätzung richtig lagen, konnte nicht besonders hoch sein.

Und doch fühlte er sich stets befreit, wenn er seine

geheimen sonntäglichen Reisen nach Hause antrat, wo das Essen reichlich und kostenlos war, wo die Großmutter seine Wäsche wusch und wo jedes Wort, das er sprach, und jede Skizze, die er zeigte, aufgesogen und mit beifälligem Geraune quittiert wurden. Das Haus seiner Mutter war vertrautes Territorium, ein Ort, an dem man ihn immer verehren würde, an dem alle Bräuche und

Traditionen auf ihn und seine speziellen Bedürfnisse abgestimmt zu sein schienen. An jedem Abend gab es einen Moment - nach dem Abendessen, vor dem Nachtsch, wenn sie alle im Wohnzimmer ruhten und fernsahen und die Katze seiner Mutter seinen Schoß wärmte -, in dem er seine Frauen ansah und etwas in sich aufsteigen fühlte. Dann dachte er an Malcolm mit seinem schonungslos

intelligenten Vater und der liebevollen, aber zerstreuten Mutter und an Willem, dessen Eltern tot waren (JB hatte sie nur ein einziges Mal getroffen, an dem Wochenende, an dem Willem und er als Erstsemester von zu Hause ausgezogen waren, und war überrascht gewesen, wie wortkarg, wie formell, wie *unwillemhaft* sie gewesen waren), und schließlich, natürlich, an Jude mit seinen schlicht

nichtexistenten Eltern (es war ein Rätsel - sie kannten Jude nun schon seit einem Jahrzehnt und wussten noch immer nicht genau, ob er überhaupt einmal Eltern gehabt hatte, nur dass irgendetwas im Argen lag und nicht darüber gesprochen werden durfte), und ihn durchfloss ein warmes Gefühl von Glück und Dankbarkeit, so als würde sich ein Ozean in seiner Brust ausbreiten. Ich habe Glück, dachte er in

solchen Momenten, und dann, weil er kompetitiv dachte und sich laufend vergewisserte, wo er in allen Bereichen des Lebens im Verhältnis zu seinesgleichen stand: Ich habe von allen am meisten Glück. Aber er dachte nie, dass er es nicht verdiente oder dass er sich mehr Mühe geben sollte, seine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen; seine Familie war glücklich, wenn er glücklich war, und so

**bestand seine einzige
Verpflichtung ihnen
gegenüber darin, glücklich
zu sein, genau das Leben zu
leben, das er leben wollte,
zu den Bedingungen, zu
denen er es wollte.**

**»Man bekommt nicht die
Familie, die man verdient«,
hatte Willem einmal gesagt,
als sie sehr bekifft gewesen
waren. Natürlich hatte er
Jude gemeint.**

**»Das stimmt«, hatte JB
geantwortet. Und das
dachte er wirklich. Keiner**

von ihnen - weder Willem noch Jude, nicht einmal Malcolm - hatte die Familie, die er verdiente. Doch insgeheim nahm er sich selbst davon aus: *Er* hatte die Familie, die er verdiente. Sie war wunderbar, wirklich wunderbar, und er wusste es. Und vor allem verdiente er sie wirklich.

»Da ist ja mein Wunderkind«, rief Yvette aus, wenn er das Haus betrat.

Er hatte nie in Zweifel gezogen, dass sie damit absolut richtig lag.

Am Tag des Umzugs gab der Fahrstuhl den Geist auf.

»Verdammt Mist«, sagte Willem. »Ich habe Annika extra danach gefragt. JB, hast du ihre Nummer?«

Aber JB hatte sie nicht. »Ach, was soll's«, sagte Willem. Was hätte es schon gebracht, Annika zu schreiben? »Tut mir leid,

**Leute«, sagte er in die
Runde, »wir müssen die
Treppe nehmen.«**

**Das schien niemanden zu
stören. Es war ein schöner
Tag im Spätherbst, leicht
kühl, trocken und windig,
und sie waren zu acht -
Willem, JB, Jude, Malcolm,
JBs Freund Richard,
Willems Freundin Carolina
und zwei gemeinsame
Freunde, die beide Henry
Young hießen, aber zwecks
Unterscheidbarkeit von
allen asiatischer Henry**

**Young und schwarzer Henry
Young genannt wurden -
und mussten nur wenige
Kisten und eine Handvoll
Möbelstücke
hinaufschaffen.**

**Malcolm, der sich immer
dann, wenn man es am
wenigsten erwartete, als
Organisationstalent
entpuppte, verteilte die
Aufgaben. Jude sollte
hinauf zur Wohnung gehen,
den Verkehr regeln und
darauf achten, dass die
Kisten in die richtigen**

Zimmer kamen.

Zwischendurch würde er die größeren Gegenstände auspacken und anfangen, die Kartons zusammenzufalten.

Carolina und der schwarze Henry Young, die beide klein, aber kräftig waren, würden die kompakten Bücherkisten tragen, Willem, JB und Richard die Möbel und der asiatische Henry Young und Malcolm selbst alles andere. Auf dem Weg nach unten sollte man

**die Kartons, die Jude
zusammengelegt hatte,
mitnehmen und sie in der
Nähe der Mülltonnen auf
dem Bürgersteig stapeln.**

**»Brauchst du Hilfe?«,
fragte Willem Jude leise,
während sich alle ihren
Aufgaben entsprechend
aufteilten.**

**»Nein«, antwortete er
knapp, und Willem sah ihm
zu, wie er in seiner
stockenden, langsamen
Gangart die steilen, hohen
Stufen hinaufging, bis er**

**aus seinem Blickfeld
verschwand.**

**Es war ein einfacher
Einzug, zügig und
undramatisch, und
nachdem sie alle ein wenig
herumgesessen, Bücher
ausgepackt und Pizza
gegessen hatten, zogen die
anderen zu Partys und Bars
weiter, und Willem und
Jude waren endlich allein in
ihrer neuen Wohnung.
Drinne herrschte ein
heilloses Durcheinander,
aber der Gedanke daran,**

**alles an seinen Platz zu
räumen, war einfach zu
ermüdend. Und so blieben
sie einfach sitzen,
überrascht darüber, dass
sich der Nachmittag so
schnell verdunkelt hatte
und dass sie eine Wohnung
hatten, eine Wohnung in
Manhattan, eine Wohnung,
die sie sich leisten konnten.
Sie hatten beide die
höfliche Ausdruckslosigkeit
auf den Gesichtern ihrer
Freunde bemerkt, als diese
die Wohnung zum ersten**

Mal gesehen hatten (das Zimmer mit den beiden Doppelbetthälften - »wie in einer viktorianischen Irrenanstalt«, so hatte Willem es Jude beschrieben - hatte die meisten Kommentare geerntet), aber es machte ihnen nichts aus: Es war ihre Wohnung, sie hatten einen Vertrag für zwei Jahre, niemand konnte sie ihnen nehmen. Sie würden sogar ein wenig Geld sparen können, und was hätten sie

überhaupt mit mehr Platz anfangen sollen? Natürlich sehnten sie sich beide nach Schönheit, aber das würde eben warten müssen. Oder besser gesagt, *sie* würden darauf warten müssen.

Sie unterhielten sich, aber Judes Augen waren geschlossen, und Willem wusste - er erkannte es an dem konstanten, kolibrihaften Flattern von Judes Lidern und der Art, wie er die Hand so fest zur Faust ballte, dass Willem

das meergrüne Garn seiner Adern auf dem Handrücken hervortreten sah -, dass Jude Schmerzen hatte.

Daran, wie starr Jude seine Beine hielt, erkannte er, dass es starke Schmerzen waren, und er wusste auch, dass er nichts für ihn tun konnte. Hätte er gesagt: »Komm, Jude, ich hole dir ein Aspirin«, hätte Jude gesagt: »Es geht schon, Willem, ich brauche nichts«, und hätte er gesagt: »Jude, leg dich doch

**hin«, hätte Jude gesagt:
»Willem. Es geht schon. Hör
auf, dir Gedanken zu
machen.« Also tat er
schließlich, was sie alle zu
tun gelernt hatten, wenn
Judes Beine ihm Schmerzen
bereiteten: Er stand auf und
verließ unter irgendeinem
Vorwand den Raum, sodass
Jude ohne jede Regung
daliegen und darauf warten
konnte, dass die Schmerzen
nachließen, ohne sich
unterhalten zu müssen oder
Energie darauf zu**

verschwenden, so zu tun, als wäre alles in Ordnung und er wäre nur müde oder hätte einen Krampf oder welche fadenscheinige Ausrede auch immer ihm eingefallen wäre.

Im Schlafzimmer fand Willem den Müllsack mit ihrer Bettwäsche und bezog erst seine Matratze und dann Judes (die sie eine Woche zuvor Carolinas baldiger Exfreundin zu einem sehr geringen Preis abgekauft hatten). Er

unterteilte seine Kleidung in Hemden, Hosen sowie Unterwäsche und Socken und legte die Stapel in (frisch von Büchern geleerte) Pappkartons, die er unter sein Bett schob. Judes Kleidung ließ er, wo sie war, und ging ins Bad, das er putzte und desinfizierte, bevor er Zahncreme, Seife, Rasierer und Shampoo ihren Besitzern zuordnete und verstaute. Ein oder zwei Mal unterbrach er seine Arbeit,

um zum Wohnzimmer zu schleichen, wo Jude in unveränderter Haltung saß, die Augen noch immer geschlossen, die Hand noch immer zur Faust geballt, den Kopf zur Seite gedreht, sodass Willem sein Gesicht nicht sehen konnte.

Seine Gefühle für Jude waren komplizierter Natur. Er liebte ihn - das war der einfache Teil - und hatte Angst um ihn, und manchmal kam es ihm vor, als wäre er ebenso sehr sein

**älterer Brüder und
Beschützer wie sein Freund.
Ihm war bewusst, dass Jude
in der Vergangenheit ohne
ihn zurechtgekommen war
und es auch weiterhin tun
würde, aber manchmal
nahm er Dinge an Jude
wahr, die ihn verstörten
und paradoxerweise dazu
führten, dass er sich
einerseits hilflos fühlte und
andererseits noch
entschlossener wurde, ihm
zu helfen (auch wenn Jude
selten um irgendeine Art**

von Hilfe bat). Sie alle liebten und bewunderten Jude, doch Willem hatte oft das Gefühl, dass Jude ihm ein wenig - nur ein klein wenig - mehr von sich gezeigt hatte als den anderen, und war sich nicht sicher, wie er mit diesem Wissen umgehen sollte.

Die Schmerzen in seinen Beinen etwa: So lange sie ihn kannten, so lange wussten sie, dass er Probleme mit den Beinen hatte. Natürlich war es auch

**schwer zu übersehen;
während der gesamten
College-Zeit hatte er einen
Gehstock benutzt, und als
er jünger gewesen war - als
sie ihn kennengelernt
hatten, war er so jung
gewesen, ganze zwei Jahre
jünger als sie, dass er noch
wuchs -, hatte er nur
mithilfe einer
orthopädischen Krücke
gehen können, und um
seine Beine waren
schienenartige Klammern
geschnallt gewesen, deren**

**in seine Knochen gebohrten
äußere Bolzen ihn daran
hinderten, die Knie zu
beugen. Doch er hatte sich
nie beklagt, nicht ein
einziges Mal, und dabei
doch immer Verständnis für
das Gejammer der anderen
gehabt; in ihrem zweiten
College-Jahr war JB auf
Glatteis ausgerutscht und
hatte sich das Handgelenk
gebrochen, und sie
erinnerten sich alle an den
Trubel, den das nach sich
gezogen hatte, an JB's**

theatralisches Stöhnen und seine gequälten Schreie und daran, dass er sich noch eine Woche, nachdem der Gips angelegt worden war, weigerte, das Universitätsklinikum zu verlassen, und so viele Besucher empfing, dass die College-Zeitung einen Artikel über ihn brachte. Ein anderer Junge aus ihrem Studentenwohnheim, ein Fußballspieler mit Meniskusriss, hatte immer wieder gesagt, JB wisse gar

nicht, was Schmerzen seien, aber wie Willem und Malcolm hatte auch Jude JB jeden Tag besucht und ihm das ersehnte Mitgefühl geschenkt.

Eines Nachts, kurz nachdem JB huldvoll seine Entlassung aus der Klinik gewährt hatte und ins Wohnheim zurückgekehrt war, um sich an der dortigen Aufmerksamkeit zu laben, war Willem aufgewacht, und das Zimmer war leer gewesen.

Das war im Grunde nichts Ungewöhnliches: JB war bei seinem Freund, und Malcolm, der in dem Semester ein Astronomie-Seminar in Harvard belegt hatte, war im Labor, wo er jeden Dienstag und Donnerstag übernachtete. Willem war selbst oft unterwegs, meist bei seiner Freundin, aber weil sie die Grippe hatte, war er an jenem Abend zu Hause geblieben. Doch Jude war eigentlich immer da. Er

**hatte nie eine Freundin
oder einen Freund gehabt
und verbrachte jede Nacht
auf dem Zimmer, seine
Gegenwart unter Willems
Bett so vertraut und
konstant wie das Meer.**

**Er hätte nicht genau
sagen können, was ihn dazu
veranlasste, aus dem Bett
zu steigen und eine Minute
lang benommen in der
Mitte des Zimmers zu
stehen, sich umblickend, als
könnte Jude wie eine
Spinne an der Decke**

hängen. Dann aber bemerkte er, dass Judes Krücke nicht da war, und er begann, nach ihm zu suchen, rief im Aufenthaltsraum leise seinen Namen und verließ, als keine Antwort kam, ihre Zimmerflucht, um den Korridor hinunter zum Gemeinschaftsbad zu gehen. Im Vergleich zum Dunkel ihres Zimmers war das Bad geradezu übelkeitserregend hell, die Leuchtstoffröhren gaben

**ihr schwaches,
kontinuierliches Knistern
von sich, und er war so
orientierungslos, dass es
ihn weniger überraschte,
als es sollte, Judes Fuß
unter der Tür der letzten
Toilette hervorragen zu
sehen, daneben die Spitze
der Krücke.**

**Er klopfte an die
Toilettentür und flüsterte:
»Jude?«, und als er nichts
hörte: »Ich komme rein.« Er
zog die Tür auf. Jude lag
bäuchlings auf dem Boden,**

**ein Bein unter die Brust
gezogen. Er hatte sich
übergeben; ein Teil des
Erbrochenen hatte auf dem
Boden vor ihm eine Pfütze
gebildet, der Rest war als
getüpfelte,
aprikosenfarbene Schicht
an seinen Lippen und
seinem Kinn angetrocknet.
Seine Augen waren
geschlossen, er schwitzte,
und eine seiner Hände
umklammerte das gebogene
Ende der Krücke mit einer
Intensität, die, wie Willem**

**später herausfinden sollte,
mit extremen Schmerzen
einhergeht.**

**In jenem Moment aber
war er verängstigt und
verwirrt und begann, Jude
eine Frage nach der
anderen zu stellen, auf die
er keine Antworten erhielt,
und erst als er Jude auf die
Füße zu stellen versuchte,
stieß dieser einen Schrei
aus, und Willem begriff, wie
stark seine Schmerzen
waren.**

Irgendwie gelang es ihm,

Jude halb in ihr Zimmer zu schleifen, halb zu tragen, ihn in sein Bett zu legen und provisorisch zu säubern. In der Zwischenzeit schienen die Schmerzen ein wenig nachgelassen zu haben, und als Willem ihn fragte, ob er einen Arzt holen solle, schüttelte Jude den Kopf.

»Aber Jude«, sagte Willem ruhig, »du hast Schmerzen. Du musst dir helfen lassen.«

»Dagegen hilft nichts«,

**antwortete Jude und
schwieg einen Augenblick
lang. »Ich muss es einfach
aussitzen.« Seine Stimme
war nur ein schwaches,
fremd klingendes Flüstern.**

**»Was kann ich tun?«,
fragte Willem.**

**»Nichts«, sagte Jude. Sie
schwiegen. »Aber Willem -
bleibst du noch kurz bei
mir?«**

**»Natürlich«, sagte er.
Neben ihm bebte und
zitterte Jude, als wäre ihm
kalt, und Willem nahm die**

Decke von seinem eigenen Bett und legte sie um ihn. Irgendwann schob er seine Hand unter die Decke, tastete nach Judes, öffnete seine Faust und ergriff seine feuchte, schwielige Hand. Es war lange her, dass er die Hand eines anderen Jungen gehalten hatte - das letzte Mal war bei einer Operation seines Bruders vor vielen Jahren gewesen -, und er war überrascht über die Stärke von Judes Griff, die Kraft

**seiner Finger. Noch
Stunden zitterte Jude und
klapperte mit den Zähnen,
und schließlich legte
Willem sich neben ihn und
schlief ein.**

**Am nächsten Morgen
wachte er in Judes Bett auf;
seine Hand schmerzte, und
als er sie inspizierte, fand
er Blutergüsse, wo Judes
Finger sich in seinen
Handrücken gegraben
hatten. Er erhob sich ein
wenig wackelig und betrat
den Gemeinschaftsraum, wo**

er Jude lesend an seinem Schreibtisch vorfand, die Gesichtszüge in der Helligkeit des spätmorgendlichen Lichts verborgen. Jude hob den Blick und stand auf, und eine Zeit lang sahen sie sich einfach nur schweigend an.

»Willem, es tut mir so leid«, sagte Jude schließlich.

»Jude«, antwortete er, »es gibt nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest.«

Und er meinte es ernst; es gab wirklich nichts.

Aber Jude wiederholte nur: »Es tut mir leid, Willem, es tut mir so leid«, und sosehr Willem es auch versuchte, er konnte ihn nicht beschwichtigen.

»Sag nur Malcolm und JB nichts davon, ja?«, bat Jude ihn.

»Werde ich nicht«, versprach Willem. Und er tat es nicht, auch wenn es letztlich keinen Unterschied machte, denn irgendwann

wurden auch Malcolm und JB Zeugen seiner Schmerzattacken, wenn sie auch selten so ausgedehnt waren wie die, deren Zeuge Willem in jener Nacht geworden war.

Er hatte nie mit Jude darüber gesprochen, aber in den Jahren, die folgten, sah er ihn viele Arten von Schmerzen erleiden, starke und weniger starke, sah ihn zusammenzucken oder, wenn die Qual zu groß wurde, sich übergeben, auf

**dem Boden krümmen und
so weit in sich
zurückziehen, dass er kaum
mehr ansprechbar war, so
wie er es jetzt gerade in
ihrem Wohnzimmer tat.
Doch auch wenn er ein
Mann war, der seine
Versprechen hielt, war da
etwas in Willem, das sich
ständig fragte, warum er
Jude nie darauf
angesprochen hatte, ihn nie
gefragt hatte, wie es sich
anfühlte, nie zu tun gewagt
hatte, was sein Instinkt ihm**

befahl: sich neben ihn zu setzen und seine Beine zu massieren, zu versuchen, die unkontrolliert feuernden Nervenenden wieder fügsam zu kneten. Stattdessen versteckte er sich im Badezimmer und flüchtete sich in stumpfsinnige Tätigkeiten, während wenige Meter entfernt einer seiner besten Freunde, allein auf einem ekelerregenden Sofa sitzend, die langsame, traurige, einsame Reise

zurück ins Bewusstsein, ins Land der Lebenden antrat, ohne dass irgendjemand bei ihm war.

»Du bist ein Feigling«, sagte er zu seiner Reflexion im Badezimmerspiegel. Sein Gesicht erwiderte den Blick, müde vor Abscheu. Aus dem Wohnzimmer drang nichts als Stille, aber Willem ging hinüber, um sich ungesehen an die Schwelle zu stellen und darauf zu warten, dass Jude zu ihm zurückkehrte.



**»Es ist ein Dreckloch«,
hatte JB zu Malcolm gesagt,
und auch wenn er nicht
unrecht hatte - schon die
Diele erzeugte ein Kribbeln
auf der Haut -, kehrte
Malcolm doch mit einem
Gefühl der Melancholie
nach Hause zurück und
fragte sich einmal mehr, ob
es wirklich besser war,
weiterhin bei seinen Eltern
zu wohnen als in einem
Dreckloch eigener Wahl.**

Rein logisch betrachtet, hätte er selbstverständlich bleiben sollen, wo er war. Er verdiente sehr wenig und arbeitete sehr viel, und das Haus seiner Eltern war so groß, dass er sie im Grunde niemals hätte zu Gesicht bekommen müssen, wenn er nicht gewollt hätte. Neben dem dritten Stockwerk, das er allein bewohnte (und das sich, wenn er ehrlich war, von einem Dreckloch nicht wesentlich unterschied, so schmutzig war es dort -

seine Mutter hatte aufgehört, die Haushälterin zum Aufräumen nach oben zu schicken, nachdem Malcolm sie angeschrien hatte, Inez habe eines seiner Modellhäuser zerstört), konnte er die Küche und die Waschmaschine nutzen und alle Zeitungen und Zeitschriften lesen, die seine Eltern abonniert hatten, und einmal pro Woche warf er seine Wäsche in den schlaffen Stoffsack,

den seine Mutter auf dem Weg ins Büro bei der Reinigung abgab und Inez tags darauf wieder abholte. Natürlich war er nicht stolz auf dieses Arrangement, ebenso wenig wie auf die Tatsache, dass er siebenundzwanzig Jahre alt war und seine Mutter ihn beim Bestellen der wöchentlichen Lebensmittellieferung noch immer im Büro anrief, um ihn zu fragen, ob er Erdbeeren essen würde,

**wenn sie welche bestellte,
oder ob er zum Abendessen
gern Saibling oder doch
lieber Brasse hätte.**

**Allerdings wäre alles
einfacher gewesen, hätten
seine Eltern sich nur an
dieselben räumlichen und
zeitlichen Grenzen gehalten
wie er. Nicht nur dass sie
von ihm erwarteten, jeden
Morgen mit ihnen zu
frühstücken und jeden
Sonntag mit ihnen zu
brunchen, sie statteten
seiner Etage auch**

regelmäßig Besuche ab, die sie lediglich durch ein Klopfen und gleichzeitiges Drehen des Türknaufs ankündigten, obwohl Malcolm ihnen wieder und wieder gesagt hatte, dass dies dem ureigentlichen Sinn des Klopfens zuwiderlief. Er wusste, dass es schrecklich görenhaft und undankbar war, so zu denken, doch allein wegen des Smalltalks, den er über sich würde ergehen lassen müssen, bevor er sich nach

**oben in sein Zimmer
verdrücken könnte wie ein
Teenager, grauste es ihm
manchmal davor, nach
Hause zu kommen. Und
besonders grauste es ihm
davor, ohne Jude in dem
Haus zu leben; obwohl die
Kellerwohnung mehr
Privatsphäre bot als sein
Stockwerk, hatten seine
Eltern es sich zur
Gewohnheit gemacht, auch
dort fröhlich
hereinzuschneien, wenn
Jude da war, sodass**

manchmal, wenn Malcolm zu Jude hinunterging, sein Vater bereits dort saß und Jude irgendeinen langweiligen Vortrag hielt. Speziell sein Vater mochte Jude - er sagte oft zu Malcolm, im Gegensatz zu seinen anderen Freunden, die nichts weiter als Luftküsse seien, besitze Jude wahre intellektuelle Tiefe -, und nur wenn Jude nicht da war, bekam Malcolm seine komplizierten Geschichten

über den Finanzmarkt, sich verschiebende globale Verhältnisse und andere Themen, die ihn nicht besonders interessierten, zu hören. Tatsächlich beschlich ihn manchmal der Verdacht, sein Vater hätte lieber Jude als Sohn gehabt. Die beiden hatten dieselbe juristische Fakultät besucht. Der Richter, dem Jude assistiert hatte, war in der ersten Kanzlei seines Vaters dessen Mentor gewesen. Und Jude war

**stellvertretender
Staatsanwalt in der
strafrechtlichen Abteilung
des United States Attorney,
ebendort, wo auch Malcolms
Vater als junger Mann tätig
gewesen war.**

**»Denkt an meine Worte:
Dieser Junge wird es noch
weit bringen«, oder: »Es ist
etwas Besonderes,
jemanden, der sich aus
eigener Kraft an die Spitze
setzen wird, zu treffen,
wenn er noch am Beginn
seiner Karriere steht«,**

sagte Malcolms Vater häufig zu ihm und seiner Mutter, nachdem er sich mit Jude unterhalten hatte, und schaute dabei so selbstzufrieden drein, als wäre er irgendwie für Judes Genialität verantwortlich, und in solchen Momenten musste Malcolm es vermeiden, seiner Mutter ins Gesicht zu sehen, auf dem, wie er wusste, ein tröstender Ausdruck lag.

Wäre Flora noch da gewesen, wäre alles etwas

einfacher gewesen. Als sie sich auf ihren Auszug vorbereitete, hatte Malcolm vorzuschlagen versucht, dass er mit ihr zusammen in die neue Zweizimmerwohnung in der Bethune Street einziehen könnte, aber entweder hatte sie die zahlreichen Andeutungen wirklich nicht verstanden, oder sie hatte schlicht beschlossen, sie nicht zu verstehen. Flora schien es nichts auszumachen, dass ihre

Eltern so exorbitant viel Zeit von ihnen einforderten, was bedeutete, dass er mehr Zeit in seinem Zimmer mit seinen Modellhäusern verbringen konnte und weniger damit, unten im Hobbyraum hibbelig einen der Yasujirō-Ozu-Filmmarathons seines Vaters abzusitzen. Als Kind war Malcolm verletzt und gekränkt gewesen, weil sein Vater Flora so offensichtlich bevorzugte, dass es selbst Freunden der Familie

aufgefallen war. »Flora Fabelhaft«, hatte sein Vater sie genannt (oder, zu unterschiedlichen Zeiten ihrer Pubertät, »Flora Frechdachs«, »Flora Fürchterlich«, »Flora Fuchsteufelswild«, doch immer voller Anerkennung), und selbst heute fand er - obwohl Flora beinahe dreißig Jahre alt war - noch besonderen Gefallen an ihr. »Fabelhaft hat heute etwas so Kluges gesagt«, bemerkte er beim

Abendessen, so als würden Malcolm und seine Mutter nicht auch regelmäßig mit ihr sprechen, oder, nach einem Brunch in der Nähe von Floras Wohnung in Downtown: »Warum musste Fabelhaft nur so weit weg ziehen?«, auch wenn es mit dem Auto nur fünfzehn Minuten waren. (Darüber ärgerte sich Malcolm besonders: Sein Vater hatte ihm immer brokatverzierte Geschichten davon erzählt, wie er als Kind von den

Grenadinen nach Queens gezogen war und dass er sich danach immer wie ein Mann gefühlt habe, der zwischen zwei Ländern gefangen war, und dass auch Malcolm irgendwann einmal in einem anderen Land leben solle, weil es ihn als Mensch bereichern und seinen Horizont erweitern werde und so weiter und so fort. Doch hätte Flora es je gewagt, auch nur aus Manhattan wegzuziehen, geschweige denn in ein

anderes Land, wäre er zweifellos am Boden zerstört gewesen.)

Malcolm selbst hatte keinen Kosenamen. Hin und wieder rief sein Vater ihn beim Nachnamen anderer, berühmter Malcolms - »X«, »McLaren«, »McDowell« oder auch »Muggeridge«, nach dem Malcolm angeblich benannt war -, aber es wirkte nie wie eine liebevolle Geste, eher wie eine Erinnerung daran, was Malcolm hätte sein sollen,

aber ganz eindeutig nicht war.

Manchmal - oft - erschien es Malcolm albern, dass es ihn noch immer nicht beschäftigte, sogar bedrückte, dass sein Vater ihn offenbar nicht besonders mochte. Selbst seine Mutter sagte das. »Du weißt, dass Daddy es nicht so meint«, sagte sie, wenn sein Vater wieder einmal einen seiner Monologe über Floras Überlegenheit gehalten hatte. Malcolm -

der ihr glauben wollte und zugleich verstört registrierte, dass sie seinen Vater noch immer als »Daddy« bezeichnete - brummte oder murmelte dann irgendetwas, um ihr zu bedeuten, dass es ihm völlig egal sei. Und manchmal - wiederum zunehmend häufig - ärgerte es ihn, dass er sich überhaupt so viel mit seinen Eltern beschäftigte. War das normal? War es nicht ein kleines bisschen

erbärmlich? Schließlich war er siebenundzwanzig Jahre alt. Geschah das zwangsläufig, wenn man bei seinen Eltern lebte, oder ging es nur ihm so? Das war sicherlich das beste Argument für einen Auszug: Er würde endlich nicht mehr so ein Kind sein. Während seine Eltern abends in den Zimmern unter ihm ihrer täglichen Routine nachgingen, während sie sich, begleitet vom Klopfen der alten

**Rohre, die Gesichter
wuschen oder mit einem
dumpfen Geräusch, gefolgt
von plötzlicher Stille, die
Heizung im Wohnzimmer
abdrehten, was präziser als
jedes Uhrwerk signalisierte,
dass es elf Uhr, halb zwölf,
Mitternacht war, erstellte
er Listen darüber, was er im
kommenden Jahr, und zwar
möglichst rasch, in Angriff
nehmen müsse: seine
Karriere (stagnierend), sein
Liebesleben (nichtexistent),
seine sexuelle Orientierung**

(unklar), seine Zukunft (ungewiss). Die vier Punkte auf der Liste waren stets dieselben, wenn sich ihre Prioritäten auch mitunter verschoben. Ebenfalls gleichbleibend war seine Fähigkeit, ihren Status exakt zu bestimmen, gepaart mit seiner völligen Unfähigkeit, Lösungen zu finden.

Am Morgen darauf erwachte er stets voller Tatendrang: Heute würde er ausziehen und seinen

Eltern sagen, sie sollten ihn endlich in Ruhe lassen. Aber wenn er nach unten kam, stand dort seine Mutter, machte ihm Frühstück (sein Vater war schon lange zur Arbeit aufgebrochen) und sagte, er solle sich überlegen, wie viele Tage er zum jährlichen Familienurlaub nach St. Barts mitkommen würde, sie wolle die Tickets kaufen. (Seine Eltern zahlten noch immer für seine Urlaubsreisen. Er war

**nicht so dumm, das seinen
Freunden gegenüber zu
erwähnen.)**

**»Ja, Ma«, sagte er dann.
Und aß sein Frühstück und
ging aus dem Haus, trat
hinaus in die Welt, in der
ihn niemand kannte und er
sein konnte, wer er wollte.**

Um siebzehn Uhr an jedem Wochentag und um elf Uhr an den Wochenenden stieg JB in die U-Bahn und fuhr zu seinem Atelier in Long Island City. Die wochentägliche Reise war ihm lieber. Er stieg an der Canal Street ein und sah zu, wie der Wagen sich an jeder Station füllte und leerte und eine Mischung unterschiedlicher Völker

**und Ethnien sich alle zehn
Häuserblocks zu neuen
provokanten und
unwahrscheinlichen
Konstellationen
zusammensetzte: Polen,
Chinesen, Koreaner,
Senegalesen; Senegalesen,
Dominikaner, Inder,
Pakistaner; Pakistaner,
Iren, Salvadorianer,
Mexikaner; Mexikaner, Sri
Lanker, Nigerianer und
Tibeter - vereint allein
dadurch, dass sie noch
nicht lange in Amerika**

waren und denselben erschöpften Ausdruck auf den Gesichtern trugen, diese Mischung aus Entschlossenheit und Resignation, die man nur bei Immigranten findet.

Manchmal empfand er in diesen Momenten Dankbarkeit für sein eigenes Glück und Sentimentalität dieser Stadt gegenüber. Er gehörte nicht zu denen, die ihre Heimatstadt als ein prächtiges Mosaik feierten,

und er machte sich über jene lustig, die es taten. Aber er war beeindruckt - wie hätte er es nicht sein können? - von der Menge kollektiver Arbeit, *echter* Arbeit, die seine Mitreisenden an diesem Tag zweifellos geleistet hatten. Und dennoch verspürte er angesichts seiner eigenen relativen Trägheit keine Scham, sondern Erleichterung.

Der Einzige, mit dem er je über dieses Gefühl

gesprochen hatte, wenn auch nur kursorisch, war der asiatische Henry Young. Sie fuhren gerade nach Long Island City - tatsächlich war Henry derjenige gewesen, der ihm einen Platz im Atelier besorgt hatte -, als ein schmaler, sehniger Chinese die Bahn bestieg; eine orange-rote Plastiktüte hing schwer vom letzten Fingerglied seines rechten Zeigefingers herab, so als verfügte er nicht mehr über

**die Stärke oder den Willen,
sie auf eine entschlossenerere
Weise zu tragen. Der Mann
ließ sich auf die Bank
gegenüber von ihnen fallen,
schlug die Beine
übereinander, schlang die
Arme um sich und war im
selben Moment
eingeschlafen. Henry, den
JB seit der Highschool
kannte, der wie er selbst ein
Stipendium ergattert hatte
und dessen Mutter in
Chinatown als Näherin
arbeitete, hatte JB**

**angesehen und geflüstert:
»Dieser Kelch ist an mir
vorbeigegangen«, und JB
hatte genau gewusst,
welche Mischung aus
Schuldbewusstsein und
Freude er in diesem
Moment empfand.**

**Was er an seinen
abendlichen Fahrten noch
liebte, war das Licht, die Art
und Weise, wie es die
Wagen füllte wie etwas
Lebendiges, wenn die Bahn
über die Brücke ratterte,
wie es die Müdigkeit von**

**den Gesichtern seiner
Sitznachbarn wusch und sie
so zeigte, wie sie gewesen
waren, als sie in dieses
Land gekommen waren, als
sie jung waren und Amerika
noch für bezwingbar
hielten. Er sah diesem Licht
dabei zu, wie es den
Bahnwagen wie Sirup füllte,
Stirnfalten fortwischte,
graue Haare polierte, bis
sie golden leuchteten, das
aggressive Leuchten
billiger Stoffe sanft auf
einen feinen Schimmer**

reduzierte. Und dann trieb die Sonne davon, der Wagen ratterte gleichgültig von ihr fort, und die Welt nahm wieder ihre normalen traurigen Formen und Farben an, die Menschen ihren normalen traurigen Zustand, eine Veränderung, die sich so grob und abrupt vollzog, als wäre sie vom Zauberstab eines Magiers herbeigeführt worden.

Er redete sich gern ein, er sei einer von ihnen, doch er wusste, dass er es nicht war.

Manchmal waren Haitianer in der Bahn, und während sein plötzlich geschärftes Gehör den schlürfenden Singsang ihrer Kreolsprache von dem Raunen schied, das ihn umgab, merkte er, dass er in ihre Richtung blickte, dass er die zwei Männer ansah, die runde Gesichter hatten wie sein Vater, oder die beiden Frauen, die weiche Stupsnasen hatten wie seine Mutter. Er hoffte jedes Mal, dass sich ein

**ganz natürlicher Grund
ergäbe, sie anzusprechen -
vielleicht würden sie
darüber diskutieren, wie sie
zu ihrem Ziel kämen, und
er könnte sich einschalten
und den richtigen Weg
weisen -, doch das war nie
der Fall. Manchmal ließen
sie während ihrer
Unterhaltung den Blick
über die Sitzbänke
schweifen, und er spannte
sich an, machte sein
Gesicht zum Lächeln bereit,
aber sie schienen ihn nie**

als einen der Ihren zu erkennen.

Was er natürlich auch nicht war. Er wusste selbst, dass er mehr mit dem asiatischen Henry Young, mit Malcolm, mit Willem und sogar mit Jude gemein hatte als mit ihnen. Denn das passierte als Nächstes: Er stieg am Court Square aus und lief die drei Häuserblocks zu der ehemaligen Flaschenfabrik, wo er sich mit drei anderen Künstlern eine

Atelierfläche teilte. Hatten *echte* Haitianer Ateliers? Würden *echte* Haitianer überhaupt auf die Idee kommen, eine große, mietfreie Wohnung zu verlassen, in der sie sich theoretisch ihren eigenen Bereich zum Malen und Kritzeln hätten schaffen können, nur um in die Bahn zu steigen und eine halbe Stunde (wie viel Arbeit man in diesen dreißig Minuten erledigen könnte!) zu einem sonnendurchfluteten,

schmutzigen Raum zu fahren? Nein, natürlich nicht. Um auf einen solchen Luxus zu verfallen, musste man denken wie ein Amerikaner.

Das Loft, das sich im zweiten Stock befand und über eine eiserne Treppe zu erreichen war, die bei jedem Schritt klingelte wie eine Glocke, hatte weiße Wände und einen weißen Boden, der aber so zersplittert war, dass es aussah, als würde ein

**Flokati darauf liegen. Die
Wände wurden auf allen
Seiten von hohen,
altmodischen
Flügelfenstern
unterbrochen, und diese
immerhin wurden von den
vieren sauber gehalten -
jedem Mieter war eine
Wand als persönlicher
Verantwortungsbereich
zugewiesen -, weil das Licht
zu gut war, um es an
Schmutz zu verschwenden,
und im Grunde den
gesamten Reiz des Raums**

ausmachte. Es gab eine Toilette (unaussprechlich), eine Küche (etwas weniger erschreckend) und genau in der Mitte des Lofts einen Tisch, der aus einem langen Stück minderwertigen Marmors bestand, das auf drei Sägeböcken ruhte. Das war ein gemeinschaftlicher Bereich, den jeder von ihnen für Projekte nutzen konnte, die etwas mehr Raum verlangten, und im Laufe der Monate war der Marmor mit fliederfarbenen

**und zinkgelben Strichen
und kadmiumroten Tupfern
verziert worden. An diesem
Tag bedeckten lange
Streifen von handgefärbtem
Organza in verschiedenen
Farben den Tisch; sie waren
an beiden Enden mit
Taschenbüchern beschwert,
und die Spitzen flatterten in
der Brise, die der
Deckenventilator erzeugte.
In der Mitte des Tisches
verkündete eine zum Zelt
aufgestellte Karte: MUSS
TROCKNEN. NICHT**

**BERÜHREN. RÄUME
MORGEN NACHM. AUF.
DANKE FÜR VERSTÄNDN.
H. Y.**

**Es gab keine Trennwände
in dem Raum, aber er war
mithilfe von Isolierband in
vier Abschnitte von je
fünfzig Quadratmetern
unterteilt worden; die
blauen Linien verliefen
nicht nur über den Boden,
sondern auch über Wände
und Decke. Alle waren
äußerst bedacht darauf, die
territorialen Grenzen der**

**anderen zu respektieren;
man tat so, als hörte man
nicht, was im Abschnitt
nebenan vor sich ging,
selbst wenn der Nachbar am
Telefon seine Freundin
anzischelte und man
selbstverständlich jedes
einzelne Wort mitbekam;
wenn man den Bereich
eines anderen Künstlers
betreten wollte, stellte man
sich an den Rand des
blauen Klebebands, rief
einmal seinen Namen, nicht
zu laut und nur wenn man**

**sah, dass er nicht zu tief in
künstlerische
Konzentration versenkt war,
und bat erst dann um die
Erlaubnis,
hinüberzukommen.**

**Nachmittags um halb
sechs war das Licht perfekt:
Butterweich, dicht und
irgendwie fett breitete es
sich im Raum aus wie zuvor
im Bahnwagen und ließ ihn
zu etwas Ausgedehntem und
Hoffnungsvollem
anschwellen. JB war allein
im Atelier. Richard, der den**

Abschnitt neben seinem hatte, arbeitete nachts als Barkeeper und kam daher vormittags, ebenso wie Ali, dessen Bereich seinem gegenüberlag. Blieb nur Henry, dessen Arbeitsraum diagonal zu seinem lag und der normalerweise gegen sieben eintraf, wenn er in der Galerie Feierabend hatte. JB zog die Jacke aus, warf sie in die Ecke, deckte seine Leinwand ab und setzte sich seufzend auf den Hocker davor.

Es war JBs fünfter Monat im Atelier, und er liebte es, liebte es mehr, als er erwartet hatte. Es gefiel ihm, dass seine Atelierkollegen wirkliche, ernsthafte Künstler waren; er hätte nie in Ezras Wohnung arbeiten können, nicht nur weil er an das glaubte, was sein Lieblingsprofessor ihm einmal gesagt hatte - dass man nie malen sollte, wo man bumste -, sondern auch weil man in Ezras

**Wohnung ständig von
Dilettanten umgeben war.
Kunst war dort nur
Begleitumstand eines
Lebensstils. Man malte oder
meißelte oder machte
beschissene Installationen,
um zu rechtfertigen, dass
man in weichgewaschenen
T-Shirts und schmutzigen
Jeans herumliief und sich
ausschließlich von
ironischem amerikanischem
Billigbier und ironischen
teuren handgerollten
amerikanischen Zigaretten**

ernährte. Hier dagegen machte man Kunst, weil es das Einzige war, was man konnte, das Einzige, womit man sich zwischen gedanklichen Kurzausflügen zu Dingen, an die alle dachten - Sex, Essen, Schlaf, Freunde, Geld, Ruhm -, wirklich beschäftigte. Ganz gleich, ob du gerade in einer Bar mit jemandem herumgemacht oder dich mit deinen Freunden zum Abendessen getroffen hast,

**irgendwo in deinem
Inneren ist immer deine
Leinwand, ihre Formen und
Möglichkeiten ein
embryonisches Schweben
hinter deinen Pupillen.
Während der Arbeit an
jedem Bild und jedem
Projekt kam eine Zeit - oder
zumindest hofftest du, dass
sie kam -, in der dir das
Leben jenes Bildes echter
erschien als dein eigenes
alltägliches Leben, in der
du irgendwo warst und an
nichts dachtest als daran,**

**ins Atelier zurückzukehren,
in der du kaum
wahrnahmst, dass du einen
Hügel aus Salz auf der
Tischplatte aufgeworfen
hattest und dabei warst,
darin deine Entwürfe,
Schemata und Pläne
nachzuzeichnen, die weißen
Körner wie Schlick unter
deinen Fingern.**

**Er mochte auch die ganz
eigene, unerwartete
Kameradschaft, die der Ort
hervorbrachte. An den
Wochenenden waren**

**manchmal alle gleichzeitig
da, und es gab Momente, in
denen JB aus dem Nebel
seiner Malerei auftauchte
und merkte, dass die
Anstrengung der
Konzentration sie alle im
selben Rhythmus atmen, ja
geradezu keuchen ließ.
Dann spürte er, wie die
kollektive Energie, die sie
ausstrahlten, die Luft
erfüllte wie Gas,
entflammbar und süß, und
wünschte, er könnte sie in
Flaschen abfüllen und**

**anzapfen, wenn es ihm
wieder einmal an
Inspiration fehlte, an den
Tagen, an denen er
buchstäblich stundenlang
vor der Leinwand saß, so als
würde sie sich, wenn er nur
lange genug daraufstarrte,
explosionsartig in etwas
Brillantes,
Aufsehenerregendes
verwandeln. Er mochte es,
zeremoniell am Rand des
blauen Bandes zu warten,
sich in Richards Richtung
zu räuspern und dann die**

**Grenze zu überschreiten,
um gemeinsam eine Arbeit
zu betrachten, schweigend
nebeneinander
davorzustehen, kaum ein
Wort sagen zu müssen und
doch genau zu wissen, was
der andere meinte. Man
verbrachte so viel Zeit
damit, sich anderen zu
erklären, ihnen die eigenen
Arbeiten zu erklären - was
sie bedeuteten, was man zu
erreichen versuchte, warum
man sich für genau diese
Farben, dieses Thema, diese**

Materialien, diese Arbeitsweise, diese Technik entschieden hatte -, dass es eine Erleichterung war, mit einem Menschen zusammen zu sein, dem man gar nichts erklären musste: Man konnte einfach nur schauen und schauen, und wenn man Fragen stellte, waren es zumeist ganz nüchterne, technische und sachbezogene Fragen. Man hätte ebenso gut über Motoren oder Rohrsysteme reden können: ein

**mechanisches und
konkretes Thema, das nur
eine oder zwei mögliche
Antworten zuließ.**

**Weil sie alle mit
unterschiedlichen
Materialien arbeiteten, gab
es keine Konkurrenz,
keinen Grund zu
befürchten, dass ein
Videokünstler eine Galerie
fand, während ein anderer
noch keine hatte, weniger
Angst, dass ein Kurator
hereinkam, um sich deine
Sachen anzusehen und sich**

**stattdessen in die deines
Nachbarn verguckte. Und
dennoch - und das war
wichtig - respektierte er
auch die Arbeit der
anderen. Henry machte
etwas, das er als
dekonstruierte Skulpturen
bezeichnete, Blumen und
Äste aus verschiedenen
Sorten Seide, die zu
eigenartigen, aufwendigen,
ikebanaartigen
Arrangements
zusammengesteckt waren.
Wenn er eine Arbeit**

beendet hatte, entfernte er den Maschendraht, der alles zusammenhielt, sodass die Skulptur zu Boden fiel, wo sie als flache, abstrakte Pfütze aus unterschiedlichen Farben erschien - Henry allein wusste, wie sie als dreidimensionales Objekt ausgesehen hatte.

Ali war Fotograf und arbeitete an einer Serie mit dem Titel »Die Geschichte des asiatischen Amerika«; beginnend mit dem Jahr

1890, hatte er für jedes Jahrzehnt, in dem Asiaten in Amerika gelebt hatten, ein Foto kreiert. Für jedes Bild hatte er in einem Diorama ein epochales Ereignis oder Thema dargestellt, indem er Kästen mit dreißig Quadratzentimetern Grundfläche, die Richard für ihn aus Kiefernholz zimmerte, mit kleinen Plastikfiguren füllte, die er im Bastelladen kaufte und selbst bemalte, mit Bäumen

**und Straßen, die er aus Ton
töpferte, und
Hintergründen, die er mit
einem Pinsel malte, dessen
Haare so fein waren, dass
sie an Augenbrauen
erinnerten. Dann
fotografierte er die
Dioramen und machte C-
Prints von den Negativen.
Als Einziger der vier hatte
Ali einen Galeristen, und in
sieben Monaten sollte eine
Ausstellung stattfinden,
nach der sich die anderen
nie erkundigten, weil sie**

wussten, dass ihn jede Erwähnung in nervöse Klagen ausbrechen ließ. Ali ging nicht chronologisch vor - er hatte die Nullerjahre (ein Stück des unteren Broadway, das dicht von Paaren bevölkert war, die alle aus weißen Männern bestanden, denen mit wenigen Schritten Abstand asiatische Frauen folgten) ebenso fertiggestellt wie die 1980er (ein winziger asiatischer Mann, auf den zwei winzige

weiße Schlägertypen mit Schraubenschlüsseln einhieben; der Boden des Holzkastens war mit Lack überzogen, sodass er dem regennassen Asphalt eines Parkplatzes ähnelte) und arbeitete jetzt an den 1940ern, für die er eine Gruppe von fünfzig Männern, Frauen und Kindern anmalte, die Insassen des Internierungslagers Tule Lake darstellen sollten. Ali machte von ihnen allen die

**aufwendigsten Arbeiten,
und manchmal, wenn sie
bei ihren eigenen Projekten
auf der Stelle traten,
gingen sie zu ihm hinüber
und setzten sich neben ihn,
und Ali drückte ihnen,
kaum von seinem
Vergrößerungsglas
aufblickend, unter dem er
einer sieben Zentimeter
großen Figur einen Rock
mit Fischgrätmuster und
Sattelschuhe aufmalte, ein
Bündel Stahlwolle in die
Hand, das geschreddert**

werden musste, um an Steppenläufer zu erinnern, oder ein Stück feinen Draht, in den kleine Knoten gemacht werden mussten, damit er wie Stacheldraht aussah.

Doch es war Richards Kunst, die JB am meisten bewunderte. Richard machte ebenfalls Skulpturen, aber ausschließlich aus flüchtigen Materialien. Er skizzierte aberwitzige Formen auf Planpapier, um

**sie dann in Eis, Butter,
Schokolade oder Fett zu
verwirklichen und ihr
Verschwinden auf Film
festzuhalten. Es bereitete
ihm diebisches Vergnügen,
den Auflösungsprozess zu
beobachten; JB dagegen,
der erst letzten Monat dabei
zugesehen hatte, wie eine
gewaltige, zweieinhalb
Meter hohe Arbeit von
Richard - ein gespreizter,
segelartiger
Fledermausflügel aus
gefrorenem Traubensaft,**

**der an geronnenenes Blut
erinnerte - zu tropfen
begann und schließlich in
sich zusammenfiel, hatte
überrascht festgestellt, dass
er den Tränen nahe war,
ohne zu wissen, ob die
Ursache in der Zerstörung
von etwas so Schönem oder
in der schlichten
alltäglichen Tiefgründigkeit
des Verschwindens lag.
Inzwischen interessierte
sich Richard aber weniger
für Materialien, die
schmolzen, als für solche,**

die Dezimierer anzogen: vor allem Motten, die offenbar verrückt nach Honig waren. Er habe eine Vision, erzählte er JB, von einer Skulptur, deren Oberfläche so vor Motten wimmelte, dass man die Form des Objekts, das sie verzehrten, nicht einmal erkennen konnte. Die Fensterbänke seiner Fenster waren von Honiggläsern gesäumt, in denen die porösen Waben schwammen wie Föten in Formaldehyd.

**JB war der einsame
Klassizist unter ihnen. Er
malte. Schlimmer noch, er
malte figurativ. Während
seines Studiums hatte sich
niemand für
gegenständliche Malerei
interessiert: Alle
Kunstrichtungen -
Videokunst,
Performancekunst,
Fotografie - waren
aufregender als Malerei,
und wirklich *alles* war
besser, als figurativ zu
arbeiten. »So geht das**

**schon seit den Fünfigern«,
hatte einer seiner
Professoren geseufzt, als JB
ihm sein Leid klagte.
»Kennen Sie den Slogan der
Marines, *die wenigen, die
Tapferen?* Das sind wir, die
einsamen Verlierer.«**

**Es war nicht so, dass er im
Laufe der Jahre nicht
andere Dinge ausprobiert
hätte, andere Medien.
(Dieses dämliche,
verlogene, abgekupferte
Meret-Oppenheim-
Haarprojekt! Billiger ging**

es wirklich nicht. Zwischen Malcolm und ihm war ein übler Streit ausgebrochen, einer ihrer schlimmsten, als dieser den Zyklus als »Pseudo-Lorna-Simpson« bezeichnet hatte, und das Allerschlimmste war natürlich gewesen, dass er damit völlig recht hatte.) Doch auch wenn er selbst gegenständliche Malerei etwas verweichlicht, geradezu mädchenhaft, auf jeden Fall nicht sonderlich wagemutig fand (was er

natürlich nie jemandem gegenüber eingestanden hätte), so hatte er sich letztthin damit abfinden müssen, dass es sein Genre war: Er liebte Farben, er liebte Porträtmalerei, und das war es, womit er sich beschäftigen würde.

Wie also weiter? Er hatte Maler gekannt - er *kannte* Maler -, die in technischer Hinsicht bessere Künstler waren als er: bessere Zeichner, mit einem besseren Gespür für

**Komposition und Farben,
mit mehr Disziplin. Aber sie
hatten keine Ideen. Wie ein
Schriftsteller oder ein
Komponist brauchte auch
ein bildender Künstler
Ideen. Und lange Zeit hatte
auch JB keine gehabt. Er
hatte versucht, nur
schwarze Menschen zu
malen, aber viele Künstler
malten nur schwarze
Menschen, und er hatte
nicht das Gefühl, einen
neuen Beitrag zu leisten.
Eine Zeit lang malte er nur**

Stricher, aber auch das wurde schnell langweilig. Er begann, seine weiblichen Verwandten zu malen, aber das stellte ihn wieder vor das Problem mit den Schwarzen. Er begann einen Zyklus mit Szenen aus *Tim und Struppi*-Büchern, wobei er die Figuren realistisch malte, als echte Menschen, bis ihm das zu ironisch und aussagelos vorkam und er auch damit wieder aufhörte. Und so bummelte er von Leinwand zu Leinwand,

**malte Leute von der Straße,
Leute aus der U-Bahn,
Szenen aus Ezras vielen
Partys (das funktionierte
am wenigsten; die dort
versammelten Menschen
kleideten und bewegten
sich ausnahmslos so, als
würden sie unter ständiger
Beobachtung stehen, und
am Ende hatte er
seitenweise Skizzen von
posierenden Mädchen und
herausgeputzten Typen, die
sich alle Mühe gaben, nicht
in seine Richtung zu**

**sehen), bis er eines Abends
in Judes und Willems
deprimierender Wohnung
auf dem deprimierenden
Sofa saß und den beiden
zuschah, wie sie beim
Zubereiten des
Abendessens diskutierend
durch ihre Miniaturküche
wuselten wie ein emsiges
lesbisches Paar. Es war
einer der wenigen
Sonntagabende, an denen
er nicht bei seiner Mutter
war, weil sie zusammen mit
seiner Großmutter und**

**seinen Tanten eine
bescheuerte
Mittelmeerkreuzfahrt
machte, der er sich
verweigert hatte. Aber er
hatte sich daran gewöhnt,
sonntags unter Leuten zu
sein und eine Mahlzeit -
eine *richtige* Mahlzeit -
serviert zu bekommen, und
so hatte er sich bei Jude
und Willem eingeladen, von
denen er wusste, dass sie zu
Hause sein würden, weil sie
beide kein Geld hatten, um
auszugehen.**

Er hatte wie immer seinen Skizzenblock dabei, und als Jude sich zum Zwiebelschneiden an den Kartentisch setzte (sie mussten das Essen am Tisch zubereiten, weil die Küche keine Arbeitsfläche hatte), begann er, ihn gedankenverloren zu zeichnen. Aus der Küche drangen das Geräusch lauter Schläge und der Geruch erhitzten Olivenöls, und als er hineinschaute und Willem vorfand, der ein

**Hühnerfilet mit dem Boden
einer Omelettpfanne
bearbeitete, den Arm über
das Stück Fleisch erhoben,
als wollte er ihm den
Hintern versohlen, einen
seltsam friedvollen
Ausdruck auf dem Gesicht,
da zeichnete er auch ihn.**

**Worauf das hinauslaufen
sollte, wusste er in diesem
Moment noch nicht genau,
doch als sie sich am
darauffolgenden
Wochenende im Pho Viet
Huong trafen, nahm er eine**

von Alis alten Kameras mit und fotografierte die drei zuerst beim Essen und später dabei, wie sie im Schnee die Straße entlanggingen. Aus Rücksicht auf Jude gingen sie besonders langsam, denn die Bürgersteige waren glatt. Er sah sie im Sucher der Kamera aufgereiht: Malcolm, Jude und Willem, Jude in der Mitte, die anderen beiden (wie JB wusste, weil er selbst schon an ihrer Stelle

gewesen war) nahe genug, um ihn aufzufangen, aber weit genug entfernt, um ihm nicht das Gefühl zu geben, sie rechneten mit einem Sturz. JB fiel auf, dass sie sich nie darüber ausgetauscht, es sich nie vorgenommen hatten; sie hatten einfach irgendwann damit angefangen.

Er drückte auf den Auslöser. »Was machst du da, JB?«, fragte Jude im selben Moment, in dem Malcolm ihn ermahnte:

»Hör auf damit, JB.«

Am Abend jenes Tages fand eine Party in der Centre Street statt, in der Wohnung einer gemeinsamen Bekannten, Mirasol, deren Zwillingschwester Phaedra mit ihnen auf dem College gewesen war. Drinnen teilten sich alle in ihre verschiedenen Untergruppen auf, und JB, der sich, nachdem er Richard über den Raum hinweg zugewinkt und

**verärgert zur Kenntnis
genommen hatte, dass
Mirasol einen ganzen Tisch
voller Speisen angerichtet
hatte, was bedeutete, dass
er gerade vierzehn Dollar
bei Pho Viet Huong
ausgegeben hatte, obwohl
er hier umsonst hätte essen
können, ertappte sich
dabei, wie er Jude folgte,
der sich mit Phaedra und
irgendeinem dicken Kerl,
der möglicherweise
Phaedras Freund war, sowie
einem dünnen bärtigen**

Typen unterhielt, in dem er einen Arbeitskollegen von Jude erkannte. Jude hockte auf der Lehne eines der Sofas, Phaedra saß neben ihm, beide schauten zu dem Dicken und dem Dünnen hinauf, und alle lachten über irgendetwas: Er drückte auf den Auslöser.

Normalerweise schnappte er sich auf Partys ein Grüppchen oder wurde von einem geschnappt und verbrachte den Abend im Zentrum wechselnder

Dreier- oder Viererkonstellationen, sprang von einer zur anderen, sammelte Klatsch und Tratsch, brachte harmlose Gerüchte in Umlauf, tat so, als würde er vertrauliche Informationen weitergeben, brachte andere dazu, ihm zu sagen, wen sie nicht ausstehen konnten, indem er über seine eigenen Abneigungen sprach. Doch an jenem Abend durchquerte er den Raum wachsam, zielstrebig

**und größtenteils nüchtern
und machte Fotos von
seinen drei Freunden, die
sich in ihren eigenen
Bahnen bewegten, nicht
ahnend, dass er ihnen
folgte. Irgendwann,
vielleicht zwei Stunden
nach ihrer Ankunft, fand er
sie zu dritt am Fenster
stehend vor; Jude sagte
etwas, und die beiden
anderen beugten sich vor,
um ihn besser hören zu
können, und im nächsten
Moment lehnten sich alle**

**drei zurück und lachten,
und obwohl er einen
Augenblick lang wehmütig
und zugleich etwas
eifersüchtig wurde,
triumphierte er auch, weil
er beide Bilder im Kasten
hatte. *Heute Nacht bin ich
eine Kamera, sagte er sich,
und morgen bin ich wieder JB.***

**In gewisser Weise hatte er
nie eine Party mehr
genossen als diese, und
niemand schien sein
vorsätzliches
Vagabundieren zur**

**Kenntnis zu nehmen,
niemand außer Richard, der
ihm, als sie die Party eine
Stunde später verließen, um
zu Malcolm zu fahren
(Malcolms Eltern waren auf
dem Land, und Malcolm
glaubte zu wissen, wo seine
Mutter ihr Gras versteckte),
einen unerwartet
herzlichen, kumpelhaften
Klaps auf die Schulter gab.**

»Arbeitest du an was?«

»Ich glaube schon.«

»Freut mich.«

Am nächsten Tag saß er

vor seinem Computer und sah sich die Bilder der Nacht auf dem Bildschirm an. Die Kamera war nicht besonders gut und hatte die Bilder in ein rauchiges gelbes Licht getaucht, was in Kombination mit der Unschärfe seiner Aufnahmen allen Personen ein warmes, sattes und leicht weichgezeichnetes Äußeres verlieh, so als wären sie durch ein Glas Whiskey hindurch fotografiert worden. Bei

**einer Nahaufnahme von
Willems Gesicht, der
jemanden außerhalb des
Bildausschnitts (zweifellos
ein Mädchen) anlächelte,
hielt er inne und dann noch
einmal bei dem Foto von
Jude und Phaedra auf dem
Sofa: Jude hatte einen
marineblauen Pullover an,
von dem JB nie wusste, ob
er nun Jude oder Willem
gehörte, weil sie ihn beide
so häufig trugen, und
Phaedra trug ein Wollkleid
in der Farbe von Portwein**

und neigte den Kopf in seine Richtung; im Kontrast zu ihrem dunklen Haar erschien seines heller, und das mit Knötchen übersäte Blaugrün des Sofas unter ihnen verlieh ihnen einen juwelenhaften Glanz, die Farben leuchtend, die Haut kostbar schimmernd. Jeder hätte diese Farben gern gemalt, also malte er sie, übertrug die Szene zuerst mit Bleistift in sein Skizzenbuch, dann mit Wasserfarben auf festeren

Karton und schließlich in Acrylfarbe auf die Leinwand.

Das war vor vier Monaten gewesen, und in der Zwischenzeit hatte er fast elf Bilder fertiggestellt - für seine Verhältnisse ein erstaunlicher Ausstoß -, allesamt Szenen aus dem Leben seiner Freunde. Da war Willem, der vor einem Vorsprechtermin noch rasch ein letztes Mal das Textbuch durchging, die Sohle eines Stiefels an die

klebrige rote Wand hinter ihm gedrückt; Jude, der sich ein Stück ansah, sein Gesicht im Halbschatten, genau in der Sekunde, als er lächelte (wegen dieses Fotos wäre JB um ein Haar aus dem Theater geworfen worden); Malcolm, der steif auf einem Sofa saß, den Rücken gestreckt, die Hände um die Knie gelegt, nur wenige Zentimeter von seinem Vater entfernt, mit dem er einen Buñuel-Film ansah, der auf einem

**Fernseher knapp außerhalb
des Bildausschnitts lief. Er
hatte ein wenig
herumprobiert und sich
schließlich für Leinwände
entschieden, die die Größe
eines durchschnittlichen C-
Prints hatten, fünfzig mal
sechzig Zentimeter,
durchweg hochkant, und
die er sich in einer langen,
sich um die Wände einer
Galerie legenden Reihe
vorstellen konnte, ein
Gemälde so nahtlos auf das
andere folgend wie die**

**Einzelbilder eines
Filmstreifens. Der Stil war
realistisch, genauer gesagt:
fotorealistisch; er hatte Alis
Kamera nie gegen eine
bessere getauscht, und er
hatte in jedem Bild die
sanfte Flauschigkeit
einzufangen versucht, die
die Kamera allem verlieh,
so als hätte jemand die
äußere Schicht Klarheit
abgeklopft und etwas
hinterlassen, das
freundlicher war, als sich
mit bloßem Auge erkennen**

ließ.

In Momenten der Unsicherheit fürchtete er manchmal, das Projekt könnte zu versponnen, zu selbstbezogen wirken - bei solchen Zweifeln half es, eine Galerie zu haben, und sei es nur, weil es *irgendjemanden* gab, dem die Arbeiten gefielen, der sie bedeutend oder wenigstens schön fand -, aber er konnte nicht leugnen, dass es ihm Freude bereitete, ihn Besitzerstolz und

**Zufriedenheit empfinden
ließ. Hin und wieder
vermisste er es, selbst Teil
der Bilder zu sein; da war
die Erzählung des Lebens
seiner Freunde, in die seine
Abwesenheit eine große
Lücke riss, aber ihm gefiel
die gottgleiche Rolle, die er
spielte. Er bekam seine
Freunde auf eine andere
Weise zu sehen, nicht nur
als Anhängsel seines
eigenen Lebens, sondern als
eigenständige Figuren, die
in ihren eigenen**

**Geschichten lebten;
manchmal kam es ihm vor,
als würde er sie zum ersten
Mal sehen, obwohl er sie
seit vielen Jahren kannte.**

**Als er etwa einen Monat
lang an dem Projekt
gearbeitet hatte, als er
wusste, dass es das war,
worauf er sich in nächster
Zeit konzentrieren würde,
musste er ihnen natürlich
erklären, warum er ihnen
mit einer Kamera folgte
und ihr alltägliches Leben
auf Film festhielt und**

**warum es entscheidend war,
dass sie ihn damit
weitermachen und so weit
wie möglich an diesem
Leben teilhaben ließen. Auf
der Suche nach einem
potenziellen Nachfolger des
Pho Viet Huong waren sie
zum Abendessen in einem
vietnamesischen Nudelokal
gewesen, und nachdem er
seine Ansprache gehalten
hatte - wobei er untypisch
nervös gewesen war -,
blickten sie alle Jude an,
den er bereits im Voraus als**

das Problem erkannt hatte. Die anderen beiden würden ihr Einverständnis geben, aber das half ihm nicht weiter. Sie mussten alle zustimmen, sonst würde es nicht funktionieren, und Jude war mit Abstand am befangensten; schon auf dem College hatte er den Kopf zur Seite gedreht oder sein Gesicht verdeckt, wenn ihn irgendjemand zu fotografieren versuchte, und beim Lächeln oder Lachen hatte er reflexhaft

die Hand vor den Mund gehalten, ein Tic, der die anderen verstörte und den er erst in den letzten Jahren zu unterdrücken gelernt hatte.

Wie befürchtet war Jude argwöhnisch. »Was würde das alles beinhalten?«, fragte er mehrmals, und JB musste ihm unter Aufbringung all seiner Geduld immer wieder versichern, dass es nicht darum gehe, ihn zu demütigen oder

auszunutzen, dass er lediglich das Dahinschreiten ihrer Leben in Bildern festhalten wolle. Die anderen sagten nichts, sie halfen auch nicht, und schließlich erklärte sich Jude einverstanden, ohne dabei jedoch besonders glücklich zu klingen.

»Und wie lange willst du das machen?«, fragte Jude.

»Hoffentlich für immer.« Und das hoffte er wirklich. Er bereute nur, nicht früher damit angefangen zu haben,

**als sie alle noch jung
gewesen waren.**

**Auf dem Weg nach
draußen ging er neben Jude
her. »Jude«, sagte er so
leise, dass die anderen es
nicht hören konnten. »Du
bekommst jedes Bild von dir
vorab zu sehen. Und wenn
du nicht willst, sieht es
sonst niemand.«**

**Jude sah ihn an.
»Versprochen?«**

»Hoch und heilig.«

**Er bereute dieses
Versprechen in dem**

Moment, in dem er es gab, denn tatsächlich malte er Jude von den dreien am liebsten: Er war der Schönste, der mit dem interessantesten Gesicht und dem ungewöhnlichsten Farbton, und er war der Schüchternste, weshalb die Aufnahmen von ihm immer wertvoller erschienen als die anderen.

Als er am Sonntag darauf wieder bei seiner Mutter war, suchte er in den Kartons aus College-Zeiten,

**die er in seinem alten
Zimmer aufbewahrte, nach
einem Foto, von dem er
wusste, dass es dort
irgendwo war. Schließlich
fand er es: eine Aufnahme
von Jude aus ihrem ersten
Studienjahr, die
irgendjemand gemacht
hatte und die irgendwie in
seinen Besitz gelangt war.
Jude stand in ihrem
gemeinsamen Wohnzimmer,
halb zur Kamera gedreht.
Den linken Arm hatte er vor
die Brust gelegt, sodass die**

**weiche,
strahlenkranzförmige
Narbe auf seinem
Handrücken sichtbar war;
und in der rechten Hand
hielt er auf wenig
überzeugende Weise eine
nicht brennende Zigarette.
Er trug ein blau-weiß
gestreiftes, langärmliges T-
Shirt, das offenbar nicht
ihm gehörte, denn es war
ihm viel zu groß (oder
vielleicht war es doch
seines; zu jener Zeit waren
all seine Kleidungsstücke**

zu groß gewesen, weil er sie, wie sich später herausstellte, absichtlich größer kaufte, um sie einige Jahre lang tragen zu können, denn er wuchs damals noch), und seine Haare, die er damals länger trug, um sich dahinter verstecken zu können, reichten ihm bis zum Kinn. Doch was JB an diesem Foto immer im Gedächtnis geblieben war, war der Ausdruck auf Judes Gesicht: ein leichter Argwohn, der

ihn in jenen Tagen nie verließ. JB hatte sich das Bild seit Jahren nicht angesehen, und als er es jetzt tat, fühlte er sich leer, ohne dass er den Grund dafür hätte benennen können.

Das war das Porträt, an dem er jetzt arbeitete und für das er das Format der Leinwand in einen Meter mal einen Meter geändert hatte. Er hatte tagelang experimentiert, um das schwierige, schlangenartige

Grün von Judes Augen zu treffen, und er hatte den Farbton seiner Haare wieder und wieder geändert, bevor er endlich zufrieden gewesen war. Es war ein großartiges Gemälde, und er wusste es, wusste es ohne jeden Zweifel, so wie man solche Dinge manchmal einfach wusste, und er hatte nicht die geringste Absicht, es Jude jemals zu zeigen, bevor es in irgendeiner Galerie an der Wand hing und Jude

machlos dagegen war. Er wusste, dass Jude verabscheuen würde, wie zerbrechlich, wie feminin, wie verwundbar, wie *jung* er darauf aussah, und dass er jede Menge zusätzlicher imaginärer Gründe finden würde, das Bild zu verabscheuen, Gründe, die JB nicht einmal ansatzweise erahnen konnte, weil er kein von Selbsthass zerfressener Irrer wie Jude war. Aber in seinen Augen brachte es ganz genau zum

Ausdruck, was er sich von dem gesamten Bilderzyklus erhoffte: Es war ein Liebesbrief, es war eine Dokumentation, es war eine Saga, es war *sein*. Wenn er an diesem Bild arbeitete, war ihm manchmal so, als würde er fliegen, als wäre die Welt der Galerien und Partys und Künstler und Ambitionen unter ihm auf Stecknadelkopfgröße zusammengeschrumpft, so klein, dass er sie wie einen Fußball von sich

fortschießen und zusehen konnte, wie sie einer fernen Umlaufbahn entgegenkreiselte, die nichts mit ihm zu tun hatte.

Es war kurz vor sechs. Bald würde sich das Licht verändern. Noch umgab ihn das Atelier mit Stille, auch wenn er in der Ferne die Bahn auf ihren Schienen vorbeirattern hörte. Die Leinwand stand wartend vor ihm. Und so nahm er den Pinsel und begann.



**Lyrik in der U-Bahn. Über
den Reihen schaufelartiger
Plastiksitze, auf freien
Werbeflächen zwischen den
Anzeigen für Hautärzte und
Unternehmen, die College-
Abschlüsse per Post
versprachen, hingen lange
laminierter Blätter, auf die
Gedichte gedruckt waren:
zweitklassiger Stevens,
drittklassiger Roethke und
viertklassiger Lowell, Verse,
die niemanden aufrühren**

sollten, Wut und Schönheit auf leere Aphorismen reduziert.

Das zumindest war JBs Meinung. Er war gegen die Gedichte. Sie waren aufgetaucht, als er auf der Junior Highschool gewesen war, und seit nunmehr fünfzehn Jahren beschwerte er sich über sie. »Statt *wahre Kunst und wahre Künstler* zu fördern, werfen sie das Geld einem Haufen vertrockneter alter Bibliothekarinnen und

**Strickjackenschwuchteln
hinterher, die den Scheiß
aussuchen«, schrie er
Willem zu, während ein Zug
der Linie F mit
kreischenden Bremsen
hielt. »Dieser ganze Edna-
St.-Vincent-Millay-Dreck.
Und die guten Leute, die
dabei sind, haben sie
kastriert. Und ist dir mal
aufgefallen, dass es alles
Weiße sind? Was soll der
Scheiß?«**

**In der Woche darauf sah
Willem ein Gedicht von**

Langston Hughes und rief JB an, um es ihm zu erzählen. »Langston Hughes?!«, stöhnte JB. Lass mich raten ... ›Ein aufgeschobener Traum‹, stimmt's? Ich wusste es! Dieser Scheiß zählt nicht. Und außerdem, wenn *wirklich* mal was explodieren sollte, ist das zwei Sekunden später weg.«

An diesem Nachmittag hängt Willem ein Gedicht von Thom Gunn gegenüber: »Die Beziehung der beiden

bestand / In der Frage, ob sie eine Beziehung verband.« Darunter hatte jemand mit schwarzem Filzstift geschrieben: »Mach dir nix draus, ich krieg auch keine ins Bett.« Er schließt die Augen.

Es ist nicht sehr vielversprechend, dass er schon um sechzehn Uhr so müde ist, obwohl seine Schicht noch nicht mal begonnen hat. Er hätte am Abend zuvor nicht mit JB nach Brooklyn fahren

sollen, aber es wollte sonst niemand mitkommen, und JB hatte gesagt, er sei ihm etwas schuldig, denn hatte er Willem nicht erst letzten Monat zu der fürchterlichen Einzelausstellung eines Freundes von ihm begleitet?

Also war er natürlich mitgefahren. »Wer spielt denn in der Band mit?«, hatte er gefragt, während sie am Bahnsteig warteten. Willems Mantel war zu dünn, und er hatte einen

seiner Handschuhe verloren, weshalb er eine wärmespeichernde Haltung einnahm - die Arme quer über die Brust gelegt, die Hände unter die Achseln geschoben, auf den Fersen hin und her schaukelnd -, wenn sie in der Kälte stehen bleiben mussten.

»Joseph«, sagte JB.

»Ah«, sagte er. Er hatte keine Ahnung, wer Joseph war. Er bewunderte JB für die fellinihafte Weise, mit der er seinen riesigen

Freundeskreis jonglierte, in dem alle bunt kostümierte Statisten waren und nur Malcolm und Jude und er entscheidendere Tätigkeiten ausübten, wobei sie dennoch nicht mehr als niedere Erfüllungsgehilfen waren, die JB bei der Verwirklichung seiner Vision dienten - Bühnenbaumeister oder stellvertretende künstlerische Leiter -, und als solche eine unausgesprochene

**Verantwortung dafür
trugen, dass die Arbeit
daran nicht zum Erliegen
kam.**

**»Sie spielen Hardcore«,
sagte JB
entgegenkommend, so als
könnte das Willem helfen,
Joseph einzuordnen.**

**»Und wie heißt die
Band?«**

**»Also gut, ich sag's dir«,
sagte JB grinsend. »Sie
nennen sich Smegma Cake
2.«**

»Was?«, fragte er lachend.

»Smegma Cake 2? Wieso das denn? Was ist mit Smegma Cake 1 passiert?«

**»Staphylokokkeninfektion«
schrie JB über den Lärm einer scheppernd einfahrenden Bahn hinweg. Eine in der Nähe stehende ältere Frau blickte finster in ihre Richtung.**

Wie nicht anders zu erwarten, waren Smegma Cake 2 nicht sonderlich gut. Sie spielten nicht einmal wirklich Hardcore, eher eine Art wippenden,

mäandernden Ska («Sie klingen irgendwie anders!«, schrie ihm JB während einem der längeren Stücke, »Phantom Snatch 3000«, ins Ohr. »Ja«, schrie Willem zurück, »und zwar kacke!«). Nach etwa der Hälfte des Konzerts (jedes Lied schien zwanzig Minuten zu dauern) überkam ihn aufgrund der Absurdität der Band und der Enge in dem vollgestopften Raum eine trunkene Ausgelassenheit, und er fing an, zusammen

mit JB unfachmännisch zu moshen. Sie warfen sich gegen die Nebestehenden und prallten von ihnen ab, bis alle fröhlich gegeneinanderstießen wie eine Horde taumelnder Kleinkinder; JB hielt ihn an den Schultern fest, und sie lachten einander ins Gesicht. In solchen Momenten empfand er uneingeschränkte Liebe für JB, der die Fähigkeit hatte, so ausgelassen und albern zu sein, wie man es mit

Malcolm und Jude nicht sein konnte - Malcolm, weil er, auch wenn er das Gegenteil behauptete, auf Ordnung und Anstand Wert legte, und Jude, weil er einfach zu ernst war.

Natürlich hatte er am Morgen dafür bezahlt. Er war in JB's Ecke von Ezras Wohnung auf JB's kahler Matratze aufgewacht (JB selbst hatte unweit davon auf dem Boden gelegen, laut in einen Haufen torfig riechender Wäsche

hineinschnarchend), ohne genau zu wissen, wie sie die Brücke wieder überquert hatten. Eigentlich trank und kiffte Willem nicht, aber in JBs Gegenwart wich er manchmal von seinen üblichen Verhaltensmustern ab. Es war eine Erleichterung gewesen, in die Lispenard Street zurückzukehren, in die Ruhe und Sauberkeit ihrer Wohnung, wo das Sonnenlicht, das seine Seite des Schlafzimmers zwischen

elf und dreizehn Uhr in einen heißen Backofen verwandelte, bereits schräg durchs Fenster einfiel. Jude war längst aufgebrochen, und Willem stellte den Wecker, schlief augenblicklich ein und stand gerade rechtzeitig auf, um noch duschen und ein Aspirin nehmen zu können, bevor er hastig zur Bahn laufen musste.

Der Ruf des Restaurants, in dem er arbeitete, gründete sowohl auf den

dort servierten Speisen - deren Zubereitung kompliziert war, ohne wirklich herausfordernd zu sein - als auch auf der Beständigkeit und Zugänglichkeit des Personals. Im Ortolan lernte man, freundlich, aber nicht distanzlos, zugewandt, aber nicht hemdsärmelig zu sein. »Wir sind hier nicht bei Friendly's«, sagte sein Chef Findlay, der Restaurantleiter. »Lächelt, aber sagt den Leuten nicht

euren Namen.« Regeln dieser Art gab es viele im Ortolan: Weibliche Angestellte durften ihre Eheringe, aber sonst keinen Schmuck tragen. Die Haare der Männer sollten maximal bis zu den Ohrläppchen reichen. Nagellack war verboten. Nach spätestens zwei Tagen musste man sich rasieren. Für Schnurrbärte gab es, ebenso wie für Tätowierungen, manchmal Sondergenehmigungen. Willem kellnerte seit

**beinahe zwei Jahren im
Ortolan. Vorher hatte er am
Wochenende zum Brunch
und wochentags zur
Abendessenszeit in einem
lauten und beliebten
Restaurant in Chelsea mit
Namen Digits gearbeitet, wo
die Gäste (fast durchweg
Männer, fast durchweg
älter: vierzig aufwärts) ihn
fragten, ob er denn auch
auf der Karte stehe, und
dann anzüglich und
selbstzufrieden lachten, als
wären sie die Ersten, denen**

diese Frage einfiel, und nicht die Elften oder Zwölften allein während dieser Schicht. Und trotzdem lächelte Willem jedes Mal und sagte: »Nur als Appetizer«, und sie antworteten: »Aber ich möchte den Hauptgang«, und er lächelte wieder und bekam am Ende ein gutes Trinkgeld.

Es war ein Freund aus der Uni gewesen, ein anderer Schauspieler namens Roman, der Willem Findlay

empfohlen hatte, als er selbst eine feste Gastrolle in einer Soap bekommen und im Restaurant gekündigt hatte. (Er hatte hin und her überlegt, ob er die Rolle annehmen sollte, sagte er Willem, aber was sollte er machen? Die Gage war zu gut, um abzulehnen.) Willem war froh über die Empfehlung gewesen, denn außer dem Essen und dem Service war das Ortolan noch für eine weitere Sache bekannt -

wenn auch einem deutlich kleineren Personenkreis -, und das waren die flexiblen Arbeitszeiten, vor allem wenn man von Findlay gemocht wurde. Findlay mochte kleine, flachbrüstige, brünette Frauen und Männer aller Art, solange sie groß und dünn und, so wurde gemunkelt, keine Asiaten waren. Manchmal stand Willem an der Schwelle zur Küche und sah zu, wie seltsame Paare aus

winzigen dunkelhaarigen Kellnerinnen und langen dünnen Männern durch den Speisesaal kreisten und in merkwürdig besetzten Menuetten aneinander vorbeiglitten.

Nicht alle, die im Ortolan bedienten, waren Schauspieler. Oder besser gesagt, nicht alle waren *noch* Schauspieler. Es gab diese Restaurants in New York, in denen man vom Schauspieler, der nebenher kellnerte, irgendwie zum

**Kellner wurde, der früher
mal Schauspieler gewesen
war. Und wenn das
Restaurant groß genug und
anerkannt genug war, dann
war das nicht nur eine
akzeptable
Karriereentscheidung, es
war sogar die bessere. Ein
Kellner in einem
angesehenen Restaurant
konnte seinen Freunden
einen der begehrten Tische
verschaffen, konnte die
Küchenmannschaft
überreden, denselben**

**Freunden Gratismahlzeiten
hinauszuschicken (wobei
Willem festgestellt hatte,
dass sich das
Küchenpersonal nicht so
leicht um den Finger
wickeln ließ wie erwartet).
Was aber konnte ein
Schauspieler, der nebenher
kellnerte, für seine Freunde
tun? Er konnte ihnen
Karten für irgendein Off-
Off-Broadway-Stück
besorgen, bei dem er einen
eigenen Anzug von zu
Hause mitbringen musste,**

weil er einen Börsenmakler spielte, der möglicherweise ein Zombie war, und das Geld für Kostüme fehlte. (Genau das war ihm letztes Jahr passiert, und weil er selbst keinen Anzug hatte, musste er sich einen von Jude leihen. Judes Beine waren ungefähr zweieinhalb Zentimeter länger als seine eigenen, und so hatte er für die gesamte Dauer der Spielzeit die Hosenbeine nach innen umschlagen und mit Kreppband fixieren

müssen.)

Es war leicht zu erkennen, welche der Angestellten des Ortolan einmal Schauspieler gewesen waren und nun ihr Geld als Berufskellner verdienten. Sie waren älter, sie achteten penibel darauf, dass Findlays Regeln eingehalten wurden, sie schwenkten bei Belegschaftssessen auf ostentative Weise den Wein, den die Assistenten der Sommeliers ihnen zum

**Probieren einschenkten,
und sagten Dinge wie: »Der
ist ein bisschen wie der
Linne Calodo Petite Sirah,
den du letzte Woche
ausgeschenkt hast, oder,
José?«, oder: »Schmeckt
etwas mineralisch, oder?
Ein Neuseeländer?« Man
lud sie nicht zu seinen
Aufführungen ein - nur die
anderen Schauspieler, und
wurde man selbst gefragt,
dann gebot es die
Höflichkeit, dass man
zumindest versuchte,**

**tatsächlich hinzugehen -,
und auf keinen Fall redete
man mit ihnen über
Vorsprechtermine, Agenten
oder dergleichen. Die
Schauspielerei war wie
Krieg, und sie waren
Veteranen: Sie wollten nicht
an den Krieg erinnert
werden, und sie wollten
ganz sicher nicht mit denen
darüber sprechen, die noch
voller Naivität und
Übereifer auf die
Schützengräben zurannten,
die es noch aufregend**

fanden, im Feindesland zu sein.

Findlay war selbst ein ehemaliger Schauspieler, aber im Gegensatz zu den anderen ehemaligen Schauspielern sprach er gern - vielleicht war »gern« auch nicht das richtige Wort; vielleicht sollte man einfach sagen, dass er es eben tat - über sein vorheriges Leben oder zumindest eine bestimmte Version desselben. Glaubte man Findlay, dann war er

**einmal ganz, ganz knapp
daran gescheitert, die
zweite Hauptrolle in Tony
Kushners *A Bright Room
Called Day* am Public
Theater zu spielen (später
hatte ihnen eine der
Kellnerinnen eröffnet, dass
alle wichtigen Rollen in
dem Stück Frauenrollen
waren). In einem Broadway-
Stück war er die zweite
Besetzung einer Rolle
gewesen (in welchem Stück,
das wurde nie ganz klar).
Findlay war ein wandelndes**

Karriere-Memento-mori, ein Warnruf im grauen Schurwolleanzug, und die Noch-Schauspieler mieden ihn, als wäre der Fluch, der auf ihm lag, ansteckend, oder studierten ihn eingehend, als könnten sie sich durch den Kontakt mit ihm immunisieren.

Doch an welchem Punkt hatte Findlay beschlossen, die Schauspielerei aufzugeben, und was hatte ihn dazu gebracht? War es schlicht das Alter gewesen?

**Denn alt war er:
fünfundvierzig, fünfzig,
irgendetwas in dieser
Größenordnung. Woher
wusste man, dass es an der
Zeit war, aufzugeben? Wenn
man achtunddreißig war
und noch immer keinen
Agenten gefunden hatte?
(So war es, wie sie
vermuteten, Joel gegangen.)
Wenn man vierzig war und
noch immer einen
Mitbewohner hatte und als
Teilzeitkellner mehr
verdiente als in dem einen**

**Jahr, in dem man es als
Vollzeitschauspieler
versucht hatte? (So war es,
wie sie wussten, Kevin
gegangen.) Wenn man fett
oder kahl wurde oder sich
einer billigen
Schönheitsoperation
unterzog, die nicht
verschleiern konnte, dass
man fett und kahl war?
Wann überschritt man beim
Verfolgen seiner Träume
und Ziele die Linie
zwischen tapfer und
töricht? Woher wusste man,**

**wann man aufhören
musste? In vergangenen,
strengerem, weniger
bestärkenden (und letztlich
hilfreicheren) Jahrzehnten
hätten die Dinge viel klarer
gelegen: Man hörte auf,
wenn man vierzig wurde
oder wenn man heiratete
oder wenn man Kinder
bekam oder nach fünf
Jahren oder zehn oder
fünfzehn. Und dann suchte
man sich eine richtige
Arbeit, und die Träume von
einer Schauspielkarriere**

**wurden in den Abend
verbannt, sie schmolzen so
geräuschlos in der eigenen
Geschichte wie ein Brikett
aus Eis, das in eine warme
Badewanne gleitet.**

**Doch dies war die Ära der
Selbstverwirklichung, in
der es als willensschwach
und schändlich galt, sich
mit etwas Geringerem als
dem absoluten Lebenstraum
abzufinden. Irgendwann
war es nicht mehr würdevoll
gewesen, sich in sein
Schicksal zu ergeben,**

**sondern ein Zeichen von
Feigheit. Es gab Zeiten, in
denen der Druck, das Glück
zu erstreben, geradezu
übermächtig war, so als
handelte es sich um etwas,
das jeder erlangen könnte
und sollte, und als wäre
jeder auf der Suche danach
eingegangene Kompromiss
ein persönliches
Verschulden. Würde Willem
Jahr für Jahr weiter im
Ortolan arbeiten, weiter mit
der Bahn zu
Vorsprechterminen fahren,**

**wieder und wieder und
wieder Rollen lesen und
dabei manchmal ein, zwei
Zentimeter vorankommen,
Fortschritte machen, die so
klein waren, dass sie kaum
als Fortschritt gezählt
werden konnten? Würde er
irgendwann den Mut haben,
aufzugeben, und würde er
in der Lage sein, den
richtigen Moment zu
erkennen, oder würde er
eines Tages aufwachen und
im Spiegel einen alten
Mann sehen, der sich noch**

**immer als Schauspieler
bezeichnen wollte, weil er
Angst hatte, sich
einzugestehen, dass er
keiner war und vielleicht
nie einer sein würde?**

**JB zufolge war der einzige
Grund dafür, dass Willem
noch nicht erfolgreich war,
Willem selbst. Einer von JB's
Lieblingsvorträgen begann
mit: »Wenn ich so aussehen
würde wie du, Willem«, und
endete mit: »Und weil dir
immer alles in den Schoß
gefallen ist, erwartest du**

jetzt schon, dass alles von selbst läuft. Und weißt du was, Willem? Du siehst wirklich gut aus, aber hier sehen *alle* gut aus, und du wirst dich einfach ein bisschen mehr anstrengen müssen.«

Auch wenn er es durchaus ironisch fand, dass ausgerechnet JB das sagte (man musste sich nur mal JBs Familie von Glucken ansehen, die ihm seine Leibspeisen vorsetzten und seine frisch gebügelten

Hemden in die Hand drückten, ihn mit einer Wolke aus Komplimenten und Zuneigung umgaben; Willem hatte einmal gehört, wie JB am Telefon zu seiner Mutter gesagt hatte, sie solle ihm bitte neue Unterwäsche kaufen, er werde sie abholen, wenn er am Sonntagabend komme, und zum Essen hätte er übrigens gern Roastbeef), verstand er, was damit gemeint war. Er wusste, dass er nicht faul war, aber

er hatte eben auch nicht die Ambitionen, die JB und Jude hatten, diese grimmige, unaufhaltsame Entschlossenheit, die sie länger als alle anderen im Atelier oder im Büro bleiben ließ, die ihnen diesen leicht entrückten Blick verlieh, als lebte ein Teil von ihnen bereits in einer imaginären, nur für sie sichtbaren Zukunft. JBs Ambitionen wurden von einer Lust auf diese Zukunft, auf seine baldige

Ankunft in ihr befeuert; die von Jude, dachte Willem, waren wohl eher durch die Angst motiviert, in seine Vergangenheit zurückzufallen, wenn er sich nicht vorwärtsbewegte, in das Leben, das er hinter sich gelassen hatte und von dem er ihnen nie erzählte. Und nicht nur Jude und JB besaßen diese Eigenschaft: Ganz New York war von den Ambitionierten bevölkert. Oft war es das Einzige, was die Menschen hier

gemeinsam hatten.

**Ambitionen und
Atheismus. »Die Ambition
ist meine einzige Religion«,
hatte JB spät an einem
bierseligen Abend einmal
zu ihm gesagt, und auch
wenn der Satz in Willems
Ohren etwas einstudiert
geklungen hatte, so als
versuchte JB, den lässig
dahingeworfenen Ton zu
perfektionieren, bevor er
ihn eines Tages in einem
richtigen Interview sagte,
wusste er doch, dass JB ihn**

ernst meinte. Nur hier hatte man das Gefühl, sich dafür rechtfertigen zu müssen, wenn man seine Karriere nicht mit Schaum vor dem Mund verfolgte; nur hier musste man sich entschuldigen, wenn man an etwas anderes als sich selbst glaubte.

Die Stadt gab ihm oft das Gefühl, dass er gerade etwas Wichtiges verpasste und dass diese Ignoranz ihn zu einem Leben im Ortolan verdammt. (Dieses Gefühl

hatte er auch auf dem College gehabt, wo er mit absoluter Sicherheit gewusst hatte, dass er von allen der Dümme war, zugelassen nur infolge einer Art inoffizieller Quotenregelung für arme weiße Landeier.) Er hatte das Gefühl, dass auch die anderen das spürten, wobei es nur JB wirklich zu stören schien.

»Manchmal weiß ich nicht, was ich von dir halten soll, Willem«, hatte er

einmal zu ihm gesagt, in einem Tonfall, der vermuten ließ, dass das für Willem nichts Gutes zu bedeuten hatte. Das war gegen Ende des vergangenen Jahres gewesen, kurz nachdem Merritt, Willems ehemaliger Mitbewohner, eine der beiden Hauptrollen in einer Off-Broadway-Neuaufführung von Sam Shepards *True West* ergattert hatte. Die andere wurde von einem

Schauspieler gespielt, der kurz zuvor auch der Star eines von der Kritik gefeierten Independent-Films gewesen war und nun den Moment auskostete, in dem er sowohl das Ansehen der coolen Downtown-Szene genoss als auch Aussicht auf breiteren Erfolg hatte. Der Regisseur (mit dem Willem schon seit Langem sehr gern zusammengearbeitet hätte) hatte angekündigt, die zweite Hauptrolle mit einem

unbekannten Gesicht zu besetzen. Und das hatte er auch: Nur dass das unbekannte Gesicht nicht Willem gehörte, sondern Merritt. Die beiden waren als Einzige bis in die letzte Besetzungsrunde vorgedrungen.

Seine Freunde waren außer sich gewesen. »Aber Merritt kann doch überhaupt nicht schauspielern!«, hatte JB gestöhnt. »Er steht einfach funkelnd auf der Bühne

und glaubt, das reicht.« Die drei hatten über die letzte Aufführung zu reden begonnen, in der sie Merritt gesehen hatten - eine rein männlich besetzte Off-Off-Broadway-Produktion von *La Traviata*, die das Geschehen in die 1980er-Jahre auf Fire Island versetzte (Violetta - gespielt von Merritt - war in Victor umbenannt worden und nicht an Tuberkulose, sondern an AIDS gestorben) -, und sie waren

sich alle einig darin, dass sie unerträglich gewesen war.

»Na ja, er sieht wirklich nicht schlecht aus«, hatte Willem seinen ehemaligen Mitbewohner in dessen Abwesenheit zu verteidigen versucht.

»So gut sieht er nicht aus«, war es mit einer Heftigkeit aus Malcolm herausgeplatzt, die sie alle überrascht hatte.

»Irgendwann ist es so weit, Willem«, tröstete Jude

ihn auf dem Heimweg nach dem Abendessen. »Wenn es in dieser Welt so etwas wie Gerechtigkeit gibt, wird es irgendwann so weit sein. Dieser Regisseur ist einfach ein Idiot.« Jude gab nie Willem die Schuld für sein Scheitern, anders als JB. Willem hätte nicht genau sagen können, was weniger hilfreich war.

Natürlich war er ihnen für ihren Zorn dankbar gewesen, aber tatsächlich hielt er Merritt nicht für so

schlecht, wie sie es taten. Er war gewiss nicht schlechter als Willem selbst; in Wahrheit war er vermutlich besser. Das hatte er später auch zu JB gesagt, der mit einer langen, von Missbilligung erfüllten Stille geantwortet hatte, bevor er anfang, Willem eine Standpauke zu halten. »Manchmal weiß ich nicht, was ich von dir halten soll, Willem«, begann er. »Ich habe manchmal das Gefühl, du willst gar kein

Schauspieler sein.«

»Das stimmt nicht«, hatte er protestiert. »Ich glaube nur nicht, dass jede Absage Zufall ist und dass jeder, der mich aussticht, einfach nur Glück gehabt hat.«

Eine weitere Stille folgte. »Du bist einfach zu nett, Willem«, sagte JB finster. »So bringst du es nie zu was.«

»Danke, JB«, hatte er gesagt. Er fühlte sich durch JB's Kommentare selten beleidigt - oft hatte er nur

allzu recht -, doch in diesem Moment hatte er keine große Lust, sich JBs Einschätzung seiner Defizite und der düsteren Zukunft, die ihn erwartete, sofern er seine Persönlichkeit nicht völlig umkrempelte, anzuhören. Er beendete das Telefonat und lag dann wach im Bett, von Selbstmitleid und einem Gefühl des Festgefahrenseins erfüllt.

Seine Persönlichkeit zu ändern, das erschien ihm

ohnehin unsinnig - war es dazu nicht zu spät? Bevor er zu einem netten Mann wurde, war er schon ein netter Junge gewesen. Allen war das aufgefallen: seinen Lehrern, seinen Klassenkameraden, den Eltern seiner Klassenkameraden. »Willem ist ein sehr mitfühlendes Kind«, stand in seinen Zeugnissen, Zeugnissen, auf die seine Eltern einen flüchtigen Blick warfen, um sie dann ohne ein Wort auf

**den Stapel von Zeitungen
und leeren
Briefumschlägen zu legen,
den sie später zur
Müllverwertung brachten.
Über die Jahre fiel ihm auf,
dass seine Eltern andere
Menschen überraschten, ja
verärgerten; einem Lehrer
an der Highschool war
einmal herausgerutscht,
dass er sich aufgrund von
Willems Persönlichkeit
seine Eltern ganz anders
vorgestellt hätte.**

»Wie anders?«, hatte er

gefragt.

»Freundlicher«, hatte sein Lehrer gesagt.

Er selbst betrachtete sich nicht als besonders großherzig oder außergewöhnlich wohlwollend. Das meiste fiel ihm einfach zu: sportliche und schulische Erfolge, Freunde, Mädchen. Er war gar nicht unbedingt *nett*; er wollte nicht jedermanns Freund sein, und Rüpelhaftigkeit, Kleinlichkeit und

Gemeinheit tolerierte er nicht. Er war bescheiden und fleißig, eher gewissenhaft als brillant, und er wusste es auch.

»Kenne deinen Platz«, sagte sein Vater oft zu ihm.

Sein Vater kannte ihn. Willem erinnerte sich, wie sein Vater einmal, nachdem in ihrer Gegend eine große Anzahl frischgeborener Lämmer einem späten Frost zum Opfer gefallen waren, von einer Zeitungsreporterin

interviewt worden war, die einen Artikel über die Auswirkungen auf die regionale Landwirtschaft schrieb.

»Sie als Rancher -«, hatte sie begonnen, als Willems Vater sie unterbrach.

»Ich bin kein Rancher«, hatte er gesagt, und wegen seines Akzents hatte es, wie alle seine Worte, unwirscher geklungen, als es sollte, »ich bin Rancharbeiter.« Er hatte natürlich recht: Der Begriff

»Rancher« bezeichnete etwas ganz Bestimmtes - einen Grundbesitzer -, und nach dieser Definition war er kein Rancher.

Andererseits gab es eine Menge Leute, die sich Rancher nannten, obwohl sie es nicht waren. Willem hatte seinen Vater nie ein Wort darüber verlieren hören - was andere machten oder nicht, kümmerte ihn nicht -, aber er und seine Frau, Willems Mutter, wollten nicht vorgeben,

etwas zu sein, das sie nicht waren.

Vielleicht glaubte Willem deswegen immer zu wissen, wer und was er war, und hatte auch, als er weiter und weiter von der Ranch und seiner Vergangenheit fortzog, nie das Gefühl gehabt, sich verändern oder neu erfinden zu müssen. Auf dem College war er ein Gast gewesen, auf der Graduate School war er ein Gast gewesen, und jetzt war er in New York ein Gast, ein

Gast im Leben der Reichen und Schönen. Er hätte nie so getan, als gehörte er zu dieser Welt, denn das war nicht der Fall; er war der Sohn eines Rancharbeiters aus dem Westen Wyomings, und dass er von dort fortgegangen war, hieß nicht, dass alles, was er einmal gewesen war, ausgelöscht war, überschrieben von der Zeit und seinen Erfahrungen und der Nähe zu Geld.

Er war das vierte Kind

seiner Eltern und das einzige, das noch lebte. Das erste war ein Mädchen gewesen. Britte war mit zwei Jahren an Leukämie gestorben, lange bevor Willem zur Welt gekommen war. Das war in Schweden gewesen, wo sein Vater, ein Isländer, auf einer Fischfarm gearbeitet und Willems Mutter, eine Dänin, kennengelernt hatte. Dann waren sie nach Amerika gezogen und hatten einen Jungen namens Hemming

**bekommen, der mit
Gehirnlähmung geboren
worden war. Drei Jahre
darauf war ein weiterer
Junge gefolgt, Aksel, der als
Kleinkind ohne
ersichtlichen Grund im
Schlaf starb.**

**Hemming war acht
gewesen, als Willem auf die
Welt gekommen war. Er
konnte weder laufen noch
sprechen, aber Willem hatte
ihn geliebt und nie etwas
anderes als seinen älteren
Bruder in ihm gesehen.**

**Hemming konnte lächeln,
und wenn er es tat, hob er
eine Hand vor das Gesicht,
die Finger zu einer
entenschnabelhaften Klaue
gekrümmt, während die
Lippen sein Zahnfleisch
freigaben, das rosig wie
Azaleen schimmerte.**

**Willem lernte krabbeln,
dann laufen, dann rennen -
während Hemming Jahr für
Jahr in seinem Rollstuhl
sitzen blieb -, und als er
groß und stark genug war,
schob er den Rollstuhl mit**

**den dicken, störrischen
Reifen (der Rollstuhl war
zum Sitzen gemacht und
nicht dafür, durch Wiesen
und über Feldwege
geschoben zu werden)
durch das Ranchland, auf
dem sie mit ihren Eltern in
einem kleinen Holzhaus
lebten. Weiter oben auf dem
Berg stand das lange, flache
Haupthaus mit der breiten
Veranda, und weiter unten
waren die Stallungen, wo
ihre Eltern ihre Tage
verbrachten. Bis zum Ende**

der Highschool war er derjenige gewesen, der sich die meiste Zeit um Hemming gekümmert und ihm Gesellschaft geleistet hatte; morgens wachte er als Erster auf, machte seinen Eltern Kaffee und kochte Wasser für Hemmings Haferflocken, und abends wartete er am Straßenrand auf den Transporter, der seinen Bruder von der eine Autostunde entfernten Einrichtung für betreutes

**Wohnen zurückbrachte.
Willem fand immer, dass sie
eindeutig wie Brüder
aussahen - sie hatten das
hell leuchtende Haar ihrer
Eltern und die grauen
Augen des Vaters, und
beide hatten sie ein
Grübchen, das ihren linken
Mundwinkel mit einer
langgezogenen Klammer
schloss und sie stets etwas
amüsiert wirken ließ, so als
wollten sie gerade anfangen
zu lächeln - aber das schien
niemandem aufzufallen. Die**

Leute sahen nur, dass Hemming im Rollstuhl saß und sein Mund immer offen stand, eine feuchte rote Ellipse, und dass sein Blick die meiste Zeit nach oben gerichtet war, auf eine Wolke geheftet, die nur er allein sehen konnte.

»Was siehst du da, Hemming?«, fragte Willem ihn manchmal während ihrer Abendspaziergänge, aber natürlich antwortete Hemming nie.

Ihre Eltern kümmerten

sich effizient und kompetent, aber nicht sonderlich liebevoll um Hemming. Wenn Willem später von der Schule nach Hause kam, weil er noch ein Fußballspiel oder Lauftraining gehabt hatte oder weil er im Lebensmittelladen hatte Überstunden machen müssen, war es seine Mutter, die am Ende der Einfahrt auf Hemming wartete, die ihn in die Badewanne und wieder

heraus hievte, die ihn mit seinem Abendessen aus Reisbrei und Hühnerfleisch fütterte und seine Windel wechselte, bevor sie ihn ins Bett brachte. Aber sie las ihm nicht vor, sie sprach nicht mit ihm, und sie ging nicht mit ihm spazieren, wie Willem es tat. Hemming mit seinen Eltern zu sehen machte ihm zu schaffen, weil er ihrem stets untadeligen Verhalten zum Trotz merkte, dass sie Hemming als ihre

Zuständigkeit betrachteten und nichts weiter. Später sagte er sich, dass das alles war, was von ihnen erwartet werden konnte; alles darüber hinaus wäre Glück gewesen. Und dennoch. Er hätte sich gewünscht, dass sie Hemming mehr liebten, nur ein klein wenig mehr.

(Doch vielleicht war Liebe auch mehr, als er von seinen Eltern erwarten konnte. Sie hatten schon zwei Kinder verloren und konnten oder wollten sich

denen, die sie noch hatten, vielleicht nicht rückhaltlos hingeben. Irgendwann würden Hemming und er sie auch verlassen, freiwillig oder nicht, und dann wäre der Verlust vollständig. Aber es vergingen Jahrzehnte, bis er es so sehen konnte.)

In Willems zweitem Jahr auf dem College hatte Hemming in einer Notoperation der Blinddarm entfernt werden müssen. »Sie sagten, sie haben ihn

gerade noch rechtzeitig rausbekommen«, erzählte ihm seine Mutter am Telefon. Ihre Stimme klang tonlos und sehr sachlich; es schwang weder Erleichterung noch Kummer darin mit, aber - und er hatte sich zwingen müssen, darauf zu achten, auch wenn er sich davor fürchtete - auch keine Enttäuschung. Hemmings Pflegerin - eine Frau aus dem Ort, die nachts auf ihn aufpasste, nun da Willem

fort war - war aufgefallen, dass er sich den Bauch hielt und stöhnte, und sie hatte den harten, trüffelartigen Knoten unter seinem Magen als das erkannt, was er war. Während der Operation hatten die Ärzte eine Geschwulst von einigen Zentimetern Größe an seinem Dickdarm gefunden und etwas Gewebe entnommen. Röntgenaufnahmen hatten weitere Wucherungen offenbart, die nun auch

untersucht werden sollten.

»Ich komme heim«, sagte er.

»Nein«, sagte seine Mutter. »Du kannst hier sowieso nichts machen. Wir sagen dir Bescheid, wenn es etwas Ernstes ist.« Sein Vater und sie waren vor allem verwirrt gewesen, als er am College angenommen worden war - sie hatten gar nicht gewusst, dass er sich beworben hatte -, aber nun, da er dort war, wollten sie, dass er seinen Abschluss

machte und die Ranch so schnell wie möglich vergaß.

Doch nachts dachte er daran, wie Hemming allein in einem Krankenhausbett lag, wie er sich ängstigte und weinte und sich mit dem Klang seiner eigenen Stimme zu trösten versuchte. Mit einundzwanzig hatte Hemming einen Leistenbruch gehabt, und er hatte geschluchzt, bis Willem seine Hand gehalten hatte. Er wusste, dass er

nach Hause musste.

Die Flüge waren teuer, viel teurer, als er erwartet hatte. Er suchte nach Busverbindungen, aber eine Fahrt würde drei Tage dauern, und er hatte Prüfungen vor sich, die er bestehen musste, wenn er sein Stipendium behalten wollte, und musste nebenher noch arbeiten gehen. Am Freitagabend vertraute er sich in leicht angetrunkenem Zustand Malcolm an, der sein

Scheckheft herausnahm und ihm einen Scheck ausstellte.

»Das geht nicht«, sagte Willem sofort.

»Wieso nicht?«, fragte Malcolm. Sie diskutierten ein wenig hin und her, bis Willem den Scheck schließlich annahm.

»Ich zahle es dir zurück, das ist dir klar, oder?«

Malcolm zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, dass das jetzt total großkotzig klingt«, sagte er, »aber es

macht für mich keinen Unterschied, Willem.«

Und trotzdem war es ihm wichtig, das Geld zurückzuzahlen, auch wenn er wusste, dass Malcolm es nicht annehmen würde. Es war Jude, der die Idee hatte, es direkt in Malcolms Brieftasche zu stecken, und so stopfte er alle zwei Wochen, wenn er seinen Scheck von dem Restaurant eingelöst hatte, in dem er am Wochenende arbeitete, zwei oder drei Zwanziger

hinein, wenn Malcolm schlief. Er fand nie heraus, ob Malcolm es merkte - er gab sein Geld immer so rasch und oft für die drei anderen aus -, aber es zu tun erfüllte Willem mit Befriedigung und Stolz.

Doch zunächst war da Hemming. Willem war froh, nach Hause geflogen zu sein (seine Mutter hatte nur geseufzt, als er ihr sagte, dass er kommen werde), und froh, Hemming zu sehen, aber auch besorgt

**darüber, wie dünn er
geworden war, wie er ächzte
und schrie, als die
Schwestern den Bereich um
die Nähte herum betupften;
Willem musste die
Armlehnen seines Stuhls
umklammern, um sie nicht
anzuschreien. Abends saßen
seine Eltern und er
schweigend beim Essen; er
konnte beinahe spüren, wie
sie sich von ihm
zurückzogen, so als würden
sie sich aus ihrem Leben als
Eltern zweier Kinder**

herausschälen und sich anschicken, auf eine neue Identität an einem anderen Ort zuzusteuern.

Am dritten Abend nahm er die Schlüssel des Lieferwagens, um zum Krankenhaus zu fahren. An der Ostküste begann bereits der Frühling, doch hier schien Frost in der dunklen Luft zu glitzern, und morgens war das Gras mit einer dünnen Haut aus Kristallen bedeckt.

Sein Vater trat auf die

Veranda heraus, als er die Stufen hinabging. »Er wird schon schlafen«, sagte er.

»Ich dachte, ich fahre mal schauen«, antwortete Willem.

Sein Vater sah ihn an. »Willem«, sagte er, »er merkt nicht, ob du da bist oder nicht.«

Er spürte, wie sein Gesicht sich erhitzte. »Ich weiß, dass er euch scheißegal ist«, platzte es aus ihm heraus, »aber mir eben nicht.« Es war das

erste Mal, dass er seinem Vater gegenüber geflucht hatte, und einen Augenblick lang war er unfähig, sich zu bewegen, ängstlich, aber auch halb gespannt, ob sein Vater darauf reagieren, ob ein Streit zwischen ihnen ausbrechen würde. Doch sein Vater nahm nur einen Schluck von seinem Kaffee, drehte sich um und ging ins Haus zurück, und die Fliegengittertür schloss sich leise hinter ihm.

Während seines restlichen Aufenthalts war alles wie immer; sie fuhren abwechselnd ins Krankenhaus, um an Hemmings Bett zu sitzen, und wenn Willem nicht dort war, half er seiner Mutter bei der Buchhaltung oder überwachte mit seinem Vater das Beschlagen der Pferde. Abends fuhr er ins Krankenhaus und lernte dort für seine Prüfungen. Er las Hemming, der blinzelnd an die Decke

**starrte, aus dem *Dekameron*
vor und machte unter
Mühen seine Analysis-
Aufgaben, die er schließlich
mit der unfrohen
Gewissheit abschloss, dass
alle seine Lösungen falsch
waren. JB, Malcolm und er
hatten sich daran gewöhnt,
dass Jude die Aufgaben für
sie erledigte, der sie eine
nach der anderen in einer
Geschwindigkeit löste, als
würde er Tonleitern
spielen. Im ersten Jahr
hatte Willem es noch**

**wirklich verstehen wollen,
und Jude hatte sich
mehrere Nächte in Folge
mit ihm hingesezt und es
ihm immer wieder erklärt,
aber er hatte es nie
begriffen.**

**»Ich bin einfach zu blöd
dafür«, hatte er nach einer,
wie es ihm vorkam,
stundenlangen Sitzung
gesagt, an deren Ende er
ins Freie gehen und
kilometerweit laufen wollte,
so aufgestachelt war er vor
Ungeduld und Frustration.**

Jude hatte den Blick gesenkt. »Du bist nicht blöd«, sagte er leise. »Ich erkläre es nur nicht gut genug.« Jude nahm an Seminaren in reiner Mathematik teil, zu denen man persönlich eingeladen werden musste; die drei konnten sich nicht einmal ansatzweise vorstellen, worum es dort ging.

Im Rückblick überraschte ihn nur seine eigene Überraschung, als seine Mutter ihn drei Monate

später anrief, um ihm zu sagen, dass Hemming lebenserhaltende Maßnahmen bekam. Das war Ende Mai, und er steckte mitten in seinen Prüfungen. »Komm nicht her«, hatte sie zu ihm gesagt, hatte es geradezu befohlen. »Tu es nicht, Willem.« Er sprach mit seinen Eltern Schwedisch, und erst als ihn viele Jahre später ein schwedischer Regisseur darauf hinwies, wie emotionslos seine

Stimme zu klingen begann, wenn er ins Schwedische wechselte, begriff er, dass er unbewusst gelernt hatte, einen bestimmten Ton anzuschlagen, wenn er mit seinen Eltern sprach, einen unemotionalen, unverblümten Ton, der ihren eigenen widerspiegelte.

In den darauffolgenden Tagen quälte er sich und vermasselte ein paar Prüfungen: Französisch, vergleichende

Literaturwissenschaft, das Jakobinische Drama, die isländischen Sagen, die verhasste Analysis, alles verschwamm miteinander. Er stritt sich mit seiner Freundin, die gerade ihren Abschluss machte. Sie weinte; er hatte ein schlechtes Gewissen, wusste aber auch nicht, wie er es wiedergutmachen sollte. Er dachte an Wyoming, daran, wie eine Maschine Leben in Hemmings Lunge hustete. Sollte er nicht hinfliegen?

Er *musste* hinfliegen. Er würde nicht lange bleiben können: Am fünfzehnten Juni zogen Jude und er über den Sommer zur Untermiete in eine Wohnung außerhalb des Campusgeländes - sie hatten beide Arbeit in der Stadt gefunden: Jude an Wochentagen als Sekretär eines Altphilologie-Professors und an den Wochenenden in der Bäckerei, in der er auch während des Semesters arbeitete; Willem als

**Hilfslehrer an einer Schule
für behinderte Kinder.**

**Zuvor würden sie noch zu
viert einige Tage im Haus
von Malcolms Eltern in
Aquinnah auf Martha's
Vineyard verbringen,
worauf Malcolm und JB
nach New York
zurückfahren würden.**

**Nachts rief er im
Krankenhaus an, bat seine
Eltern oder eine der
Schwestern, Hemming den
Hörer ans Ohr zu halten,
und sprach zu seinem**

Bruder, auch wenn er wusste, dass dieser ihn vermutlich nicht hören konnte. Aber wie hätte er es nicht wenigstens versuchen können?

Und dann, eines morgens in der darauffolgenden Woche, rief seine Mutter an: Hemming war gestorben. Er konnte sie nicht fragen, warum sie ihm nicht gesagt hatte, wie ernst es um Hemming stand, denn ein Teil von ihm hatte gewusst, dass sie

es nicht tun würde. Er konnte nicht sagen, dass er gern dort gewesen wäre, denn sie hätte darauf nichts erwidern können. Er konnte sie nicht fragen, was sie empfand, denn nichts, was sie hätte sagen können, hätte ausgereicht. Er wollte seine Eltern anschreien, wollte sie schlagen, damit *irgendetwas* mit ihnen passierte - dass sie von Trauer überwältigt wurden, die Beherrschung verloren, anerkannten, dass etwas

Einschneidendes geschehen war, dass sie mit Hemmings Tod einen entscheidenden und notwendigen Teil ihres Lebens verloren hatten. Es war ihm gleichgültig, ob sie wirklich so empfanden oder nicht - er wollte es sie einfach sagen hören, wollte spüren, dass unter ihrer unerschütterlichen Ruhe noch etwas lag, dass es irgendwo in ihnen einen schmalen, kalten, schnell fließenden Strom gab, der vor empfindlichem Leben

**wimmelte, kleinen Fischen
und Gräsern und winzigen
weißen Blumen,
zerbrechlich und
verwundbar und so
verletzlich, dass man sie
nicht ansehen konnte, ohne
mit ihnen zu fühlen.**

**Seinen Freunden erzählte
er damals nichts. Sie fuhren
zum Haus von Malcolms
Eltern - dem schönsten, das
Willem je gesehen,
geschweige denn bewohnt
hatte -, und spätnachts, als
die anderen schliefen, jeder**

**in seinem eigenen Bett in
seinem eigenen Zimmer mit
seinem eigenen Bad (so
groß war das Haus), schlich
er sich hinaus und ging
stundenlang das Netz der
das Haus umgebenden
Straßen ab, über sich einen
Mond, so groß und so hell,
dass er aus gefrorener
Flüssigkeit zu bestehen
schien. Während dieser
Märsche versuchte er, an
nichts Bestimmtes zu
denken. Stattdessen
konzentrierte er sich auf**

**das, was er vor sich sah,
bemerkte in der Nacht, was
ihm am Tag entgangen war:
dass die Erde beinahe so
fein wie Sand war und in
kleinen Wölkchen aufstob,
wenn er seinen Fuß darauf
setzte, dass Schlangen als
dünne, rindenbraune Fäden
seitwärts in die Büsche
glitten, wenn er vorbeiging.
Er lief ans Meer, und der
Mond verschwand, wurde
von ausgefranst
Wolkenfetzen verborgen,
und eine Zeit lang konnte**

**er das Wasser nur hören,
nicht sehen, und der
Himmel war schwer und
warm vor Feuchtigkeit, so
als wäre die Luft selbst hier
dichter, bedeutender.**

**Vielleicht fühlt es sich so
an, tot zu sein, dachte er
und fand, es sei gar nicht so
schlecht, und fühlte sich
etwas besser.**

**Er rechnete damit, dass es
fürchterlich sein würde,
den Sommer in der
Gesellschaft von Menschen
zu verbringen, die ihn an**

**Hemming erinnern
könnten, aber tatsächlich
war es angenehm, ja sogar
hilfreich. In seiner Klasse
waren sieben Schüler, alle
etwa acht Jahre alt, alle
schwerbehindert und nicht
sehr mobil, und obwohl ein
Teil des Tages
vordergründig der Farben-
und Formenlehre gewidmet
war, spielte er die meiste
Zeit mit ihnen: las ihnen
vor, schob sie auf dem
Gelände herum, kitzelte sie
mit Federn. In den Pausen**

öffneten alle Klassenräume ihre Türen auf den Schulhof hinaus, und die Fläche füllte sich mit Kindern in einer solchen Vielfalt rollender Transportmittel und Vehikel, dass es sich manchmal anhörte, als wäre sie von mechanischen Insekten bevölkert, die alle durcheinanderquietschten, -surrten und -gackerten. Es gab Kinder in Rollstühlen und Kinder auf miniaturisierten

**Motorrollern, die im
Schnecken tempo tuckernd
und klickend über die
Gehwegplatten fahren,
Kinder, die auf glatten, an
verkürzte Surfbretter auf
Rädern erinnernden
Holzbohlen festgeschnallt
waren und sich mit ihren
am Ellenbogen endenden
Armstümpfen über den
Boden schoben, und einige
Kinder ohne jede
Fortbewegungshilfe, die auf
den Schößen ihrer Betreuer
saßen, den Nacken von**

deren Händen gestützt. Das waren diejenigen, die ihn am meisten an Hemming erinnerten.

Manche der Kinder auf den Motorrädern und den Rollbrettern konnten sprechen, und er warf ihnen behutsam große Schaumstoffbälle zu und organisierte Wettrennen um den Schulhof herum. Er begann diese Rennen immer an der Spitze des Feldes, galoppierte bewusst langsam vorwärts (aber

nicht so langsam, dass es komisch wirkte - sie sollten denken, dass er sich wirklich anstrengte), und irgendwann, normalerweise nach einer Drittelumrundung des Hofes, gab er vor, über etwas gestolpert zu sein, und ließ sich auf dramatische Weise zu Boden fallen, während die Kinder alle lachend an ihm vorbeizogen. »Steh auf, Willem, steh auf!«, riefen sie, und das tat er auch,

aber bis dahin hatten sie die Runde beendet, und er kam als Letzter ins Ziel. Manchmal überlegte er, ob sie ihn vielleicht um seine Beweglichkeit beneideten, die ihm ermöglichte, hinzufallen und wieder aufzustehen, und falls ja, ob er es dann lieber bleiben lassen sollte, doch als er seinen Vorgesetzten fragte, sah der Willem nur an und sagte, die Kinder fänden es lustig, und er solle sich ruhig weiter fallen lassen.

Also stürzte er jeden Tag aufs Neue, und wenn er nachmittags mit den Schülern darauf wartete, dass sie von ihren Eltern abgeholt wurden, fragten ihn diejenigen, die sprechen konnten, ob er am nächsten Tag wieder stürzen werde. »Auf gar keinen Fall«, sagte er selbstbewusst, während sie kicherten. »Ist das euer Ernst? Haltet ihr mich für so einen Tollpatsch?«

Es war in vielerlei

**Hinsicht ein guter Sommer.
Die Wohnung war in der
Nähe des MIT und gehörte
Judes Mathematikprofessor,
der den Sommer über in
Leipzig war und ihnen die
Wohnung für einen so
geringen Preis überließ,
dass sie kleinere
Reparaturen vornahmen,
um ihre Dankbarkeit
auszudrücken: Jude
sortierte die Bücher, die auf
jeder freien Fläche zu
zitternden, instabilen
Wolkenkratzern**

aufgestapelt waren, und spachtelte einen Teil der Wand aus, der durch einen Wasserschaden puddingweich geworden war; Willem schraubte Türknäufe fest, wechselte eine tropfende Dichtung aus und besorgte einen neuen Schwimmer für den Spülkasten der Toilette. Er freundete sich mit einer anderen Aushilfslehrerin an, die in Harvard studierte, und manchmal kam sie abends vorbei, und

sie kochten zu dritt einen großen Topf Spaghetti alle vongole, und Jude erzählte ihnen von seinem Tag mit dem Professor, der beschlossen hatte, nur auf Latein oder Altgriechisch mit ihm zu kommunizieren, selbst wenn er ihm Dinge mitteilen wollte wie: »Ich brauche mehr Foldback-Klammern«, oder: »Könnte ich morgen früh bitte einen Extraschuss Sojamilch in meinen Cappuccino bekommen?« Im August

kehrten ihre Freunde und Bekannten vom College (und die aus Harvard und Wellesley, vom MIT und von der Tufts University) nach und nach wieder in die Stadt zurück und blieben eine oder zwei Nächte lang bei ihnen, bis sie in ihre eigenen Wohnungen und Wohnheime einziehen konnten. Eines Abends gegen Ende ihres Aufenthalts in der Wohnung luden sie fünfzig Leute auf das Dach des

**Hauses ein und halfen
Malcolm, eine Art Clambake
auf dem Grill zuzubereiten,
indem sie Maiskolben und
Muscheln mit mehreren
Schichten feuchter
Bananenblätter bedeckten;
am Morgen darauf
sammelten sie zu viert die
Muschelschalen vom Boden
auf und erfreuten sich an
dem kastagnettenartigen
Klappern, mit dem sie in
den Mülltüten landeten.**

**In jenem Sommer begriff
er auch, dass er nicht mehr**

**nach Hause zurückkehren
würde, dass es für seine
Eltern und ihn nach
Hemmings Tod keinen
Grund mehr gab, so zu tun,
als müssten sie
zusammenbleiben. Er
vermutete, dass sie dasselbe
empfanden; es wurde nie
thematisiert, aber er
verspürte kein besonderes
Bedürfnis, sie
wiederzusehen, und sie
baten ihn nie zu kommen.
Sie sprachen hin und
wieder miteinander, und die**

Gespräche waren wie stets sachlich, höflich und gesittet. Er erkundigte sich nach der Ranch, sie erkundigten sich nach dem Studium. In seinem Abschlussjahr bekam er eine Rolle in einer College-Aufführung von *Die Glasmenagerie* (natürlich wurde er als der potenzielle Schwiegersohn besetzt), aber er erwähnte es ihnen gegenüber nie, und als er ihnen sagte, dass sie sich nicht die Mühe machen

**sollten, für seinen
Abschluss extra an die
Ostküste zu reisen,
widersprachen sie nicht:
Die Fohlenzeit neigte sich
dem Ende zu, und er war
sich nicht sicher, ob sie
hätten kommen können,
wenn er sie nicht
entschuldigt hätte. An den
Wochenenden wurden Jude
und er von Malcolms und
JBs Familien adoptiert, und
ansonsten gab es jede
Menge anderer Leute, die
sie zu Mittag- und**

**Abendessen oder
Picknickausflügen
einladen.**

**»Aber es sind doch deine
Eltern«, sagte Malcolm etwa
einmal im Jahr zu ihm.**

**»Man kann doch nicht
einfach aufhören, mit
seinen Eltern zu reden.«**

**Doch man konnte, und man
tat es auch: Er war der
lebende Beweis. Für ihn war
es eine Beziehung wie jede
andere - sie verlangte
Pflege, Hingabe und
Wachsamkeit, und wenn**

**keine der beiden Seiten
sich die Mühe machen
wollte, wie sollte sie nicht
vergehen? Das Einzige, was
er - abgesehen von
Hemming - vermisste, war
Wyoming selbst, seine
extravagante Flachheit,
seine Bäume, die so
tiefgrün waren, dass sie
schon blau aussahen, den
Geruch eines Pferdes -
Zucker, Pferdeäpfel und
Torf -, das für die Nacht
gestriegelt worden war.**

Sie starben, als er an der

Graduate School war, beide im selben Jahr: sein Vater im Januar an einem Herzinfarkt, seine Mutter an einem Schlaganfall im Oktober. Und nun fuhr er nach Hause. Seine Eltern waren alt gewesen, aber er hatte vergessen, wie munter, wie unermüdlich sie stets gewesen waren, bis er sah, wie klein und schwach sie am Ende ausgesehen hatten. Sie hatten alles ihm vermacht, aber nachdem er ihre

**Schulden beglichen hatte -
was ihn aufstörte, denn er
war immer davon
ausgegangen, die
Versicherung hätte den
größten Teil der Kosten von
Hemmings Pflege und
medizinischer Behandlung
übernommen, und fand nun
heraus, dass sie dem
Krankenhaus vier Jahre
nach Hemmings Tod noch
immer monatlich Schecks
über hohe Beträge
ausstellten -, blieb kaum
etwas übrig: ein wenig**

Bargeld, eine Handvoll Wertpapiere; ein schwerer silberner Krug, der einmal seinem lange verstorbenen Großvater väterlicherseits gehört hatte; der verbogene Ehering seines Vaters, der vom langen Tragen glatt, glänzend und bleich geworden war; ein schwarz-weißes Porträtfoto von Hemming und Aksel, das er nie zuvor gesehen hatte. Diese und einige weitere Dinge behielt er. Der Rancher, der seine Eltern

eingestellt hatte, war vor langer Zeit gestorben, aber sein Sohn, dem die Ranch jetzt gehörte, hatte sie stets gut behandelt und über jedes vernünftige Maß hinaus weiterbeschäftigt, und er war am Ende auch für ihre Beisetzungen aufgekommen.

Nun da sie tot waren, konnte Willem sich daran erinnern, dass er sie trotz allem geliebt hatte, dass sie ihn Dinge gelehrt hatten, die ihm wichtig waren, und

nie etwas von ihm verlangt hatten, das er nicht hätte tun oder geben können. In weniger milden Momenten (Momenten, die nur wenige Jahre zurücklagen) hatte er ihre Apathie, ihre anspruchslose Akzeptanz von allem, was er tat oder nicht tat, einem mangelnden Interesse zugeschrieben: Welche Eltern, hatte Malcolm ihn halb eifersüchtig und halb mitleidig gefragt, nahmen es denn schon

**kommentarlos hin, wenn ihr
einziger Sohn (dafür hatte
er sich später entschuldigt)
ihnen sagte, dass er
Schauspieler werden wolle?
Doch nun da er älter war,
konnte er ihnen dankbar
dafür sein, dass sie nie auch
nur angedeutet hatten, er
sei ihnen etwas schuldig -
weder Erfolg noch
Gehorsam noch Zuneigung
oder auch nur Loyalität.
Sein Vater hatte, wie er
wusste, in Stockholm
irgendwelche**

**Schwierigkeiten gehabt -
worum genau es gegangen
war, fand er nie heraus -,
die wohl zum Teil dafür
verantwortlich gewesen
waren, dass seine Eltern
ausgewandert waren. Sie
hätten nie von ihm
erwartet, so zu sein wie sie -
sie selbst wollten ja kaum
sie selbst sein.**

**So hatte also sein Leben
als Erwachsener begonnen,
und in den vergangenen
drei Jahren war er in einem
schlammigen Tümpel von**

**Ufer zu Ufer getrieben,
während die Bäume über
ihm und um ihn herum das
Licht so stark verdunkelten,
dass er nicht erkennen
konnte, ob der See, auf dem
er sich befand, in einen
Fluss mündete oder ob er
geschlossen war, ein
eigenes kleines Universum,
in dem er Jahre,
Jahrzehnte - sein Leben -
damit hätte verbringen
können, unbeholfen nach
einem Ausweg zu suchen,
der nicht existierte, niemals**

existiert hatte.

Hätte er eine Agentin gehabt, jemanden, der ihn anleitete, dann wäre sie vielleicht in der Lage gewesen, ihm zu zeigen, wie er entkommen, wie er seinen Weg flussabwärts fortsetzen konnte. Aber er hatte keine, noch nicht (er musste so optimistisch sein zu denken, dass es sich um ein »noch nicht« handelte), und so blieb er inmitten anderer Suchender zurück, die alle nach demselben

**schwer erreichbaren
Nebenfluss Ausschau
hielten, durch den die
Wenigen den See verließen,
um möglichst nie wieder
zurückzukehren.**

**Es machte ihm nichts aus
zu warten. Er *hatte*
gewartet. Doch in letzter
Zeit spürte er, wie seine
Geduld sich in etwas
Spitzes, Splittriges,
Schartiges verwandelte, von
dem verdorrte kleine
Stückchen abplatzten.**

Und dennoch - er war kein

ängstlicher Charakter, er neigte nicht zu Selbstmitleid. Es gab vielmehr Momente, da kam er vom Ortolan oder einem Vorsprechen für ein Stück, bei dem er für eine Woche Arbeit so gut wie nichts bekommen und sich nicht mal das Mittagsmenü im Restaurant würde leisten können, nach Hause und betrat die Wohnung mit einem Gefühl der Befriedigung. Nur Jude und er konnten eine Wohnung

**wie die in der Lispenard
Street als befriedigend
betrachten - obwohl er so
viel Arbeit in sie
hineingesteckt und Jude so
unermüdlich geputzt hatte,
hatte sie noch immer etwas
Tauriges und irgendwie
Verstohlenes, so als
schämte sie sich, sich als
richtige Wohnung zu
bezeichnen -, aber in
solchen Momenten
erwischte er sich manchmal
dabei, wie er dachte: *Das ist
genug. Das ist mehr, als ich mir***

erhoffte hatte. In New York zu sein, erwachsen zu sein, auf einer erhöhten Plattform aus Holz zu stehen und die Worte anderer Leute zu sprechen - es war ein absurdes Leben, ein Nicht-Leben, ein Leben, das seine Eltern und sein Bruder sich niemals für sich selbst erträumt hätten, doch er lebte Tag für Tag in diesem Traum.

Aber dann verschwand das Gefühl, und er blieb allein zurück und überflog den

**Kulturteil der Zeitung und
las von anderen, die die
Dinge taten, von denen zu
träumen ihm die
Überschwänglichkeit und
die Arroganz des
Möglichkeitssinnes fehlten,
und in diesen Stunden
erschien ihm die Welt sehr
groß und der See sehr leer
und die Nacht sehr schwarz,
und er wünschte sich,
wieder in Wyoming zu sein
und am Ende der Straße auf
Hemming zu warten, wo der
einzige Weg, auf dem er**

**sich zurechtfinden musste,
der zum Haus seiner Eltern
war, wo das Licht der
Veranda Honig in die Nacht
goss.**

**Zum einen war da das
sichtbare Leben des Büros:
vierzig Jungarchitekten in
einem Raum, jeder an
seinem eigenen
Schreibtisch, Rauschs
durch Glaswände
abgetrenntes Büro an
einem Ende (dort, wo**

Malcolms Schreibtisch stand), Thomassons am anderen. Verbunden waren sie durch Fensterfronten, die eine mit Blick auf die Fifth Avenue in Richtung Madison Square Park, die andere zum tristen, grauen, mit Kaugummis bestempelten Bürgersteig des Broadway hin. Dieses Leben existierte offiziell montags bis freitags von zehn bis neunzehn Uhr. In diesem Leben taten sie, was ihnen gesagt wurde: Sie

**optimierten Modelle, sie
erarbeiteten und
überarbeiteten Entwürfe,
sie interpretierten Rauschs
esoterische Kritzeleien und
Thomassons explizite, in
Blockbuchstaben
geschriebene Befehle. Sie
sprachen nicht. Sie
versammelten sich nicht.
Wenn Klienten kamen, um
sich mit Rausch und
Thomasson an den langen
Tisch in der Mitte des
Hauptraums zu setzen,
blickten sie nicht auf. War**

der Klient prominent, wie es immer häufiger vorkam, beugten sie sich so tief über ihre Tische und verhielten sich so ruhig, dass selbst Rausch - ausnahmsweise mal - seine Stimme der Lautstärke des Büros anpasste und zu flüstern begann.

Und dann gab es das zweite, das wahre Leben des Büros. Thomasson kam ohnehin immer seltener, und so war es Rauschs Abgang, den sie

**herbeisehnten, manchmal
sehr lange, denn
ungeachtet seiner Partys,
seines Hofierens der Presse,
seiner Meinungsmache und
seiner Reisen war Rausch
ein fleißiger Arbeiter, und
selbst wenn er zu einer
Veranstaltung ging (einer
Eröffnung, einem Vortrag),
konnte es sein, dass er noch
einmal zurückkehrte, und
dann musste alles hastig in
Ordnung gebracht werden,
damit das Büro, das er
wieder betrat, dem ähnelte,**

**das er verlassen hatte.
Besser war es, auf die
Abende zu warten, an denen
er ganz verschwand, selbst
wenn das bedeutete, bis
einundzwanzig oder
zweiundzwanzig Uhr zu
warten. Sie hatten sich
Rauschs Assistentin zur
Freundin gemacht, hatten
ihr Kaffee und Croissants
gebracht, und sie wussten,
dass sie sich, was Rauschs
Kommen und Gehen
anging, auf ihre
Informationen verlassen**

konnten.

Aber waren sie sich erst einmal sicher, dass Rausch Feierabend gemacht hatte, verwandelte sich das Büro so plötzlich wie der Kürbis in die Kutsche. Musik wurde angemacht (was lief, entschieden die fünfzehn, die dann noch im Büro waren, abwechselnd), Karten von Bestellservices tauchten auf, und in den Computern wurden die Arbeiten für Ratstar Architects in digitale

**Ordner zurückgesaugt und,
ungeliebt und schnell
vergessen, für die Dauer
der Nacht in Schlaf versetzt.
Sie gestatteten sich, eine
Stunde damit zu vertrödeln,
Rauschs seltsames
teutonisches Poltern zu
imitieren (einige von ihnen
waren sich sicher, er sei in
Wahrheit aus Paramus, New
Jersey, und habe sich
seinen Namen - Joop
Rausch, wie konnte der
nicht erfunden sein? - und
den extravaganten Akzent**

zugelegt, um zu verschleiern, dass er langweilig war und wahrscheinlich Jesse Rosenberg hieß). Oder Thomassons mürrisches Gesicht, wenn er im Büro auf und ab stiefelte und dabei niemand Bestimmten (aber vermutlich sie alle) anblaffte: »It's ze vurk, gentlemen! It's ze vurk!« Sie mokierten sich über Dominick Cheung, ihren Chef, der Talent hatte, aber allmählich verbittert wurde

(jedem außer ihm war klar, dass er niemals Teilhaber werden würde, ganz gleich wie oft Rausch und Thomasson es ihm versprochen), und selbst über die Projekte, an denen sie gerade arbeiteten: die neo-koptische Kirche, die in Cappadocia aus Travertin gebaut werden sollte; das Haus ohne sichtbares Gerüst, an dessen gesichtsloser Glasfassade nun Tränen aus Rost herunterliefen; das

**Lebensmittelmuseum in
Sevilla, für das sich das
Büro einen Preis
versprochen, aber nicht
erhalten hatte; das
Puppenmuseum in Santa
Catarina, das keinen Preis
der Welt hätte gewinnen
dürfen, aber trotzdem einen
bekam. Sie machten sich
über ihre Unis lustig - MIT,
Yale, die Rhode Island
School of Design, Columbia,
Harvard -, und darüber,
dass man sie natürlich
gewarnt hatte, ihr Leben**

werde jahrelang einem Jammertal gleichen, und dass trotzdem jeder Einzelne von ihnen geglaubt hatte, die eine und einzige Ausnahme der Regel zu sein (und es insgeheim noch immer glaubte). Sie spotteten darüber, wie wenig sie verdienten, dass sie siebenundzwanzig waren, dreißig, zweiunddreißig und noch immer in WGs lebten oder bei ihren Eltern, bei der Freundin,

**die in einer Bank, oder dem
Freund, der bei einem
Verlag arbeitete (das war
wirklich deprimierend:
jemandem aus der
Verlagsbranche auf der
Tasche zu liegen, weil er
mehr verdiente als man
selbst). Sie prahlten damit,
was aus ihnen geworden
wäre, wären sie nicht
diesem unseligen
Geschäftszweig in die
Hände gefallen: Kuratoren
(wahrscheinlich der einzige
Beruf, in dem sie noch**

**weniger verdienen würden),
Sommeliers (gut, vielleicht
waren es doch zwei Berufe),
Galeriebesitzer (oder drei),
Autor (okay, vier - offenbar
waren sie nicht einmal in
ihrer Fantasie dafür
gemacht, Geld zu
verdienen). Sie stritten
über Gebäude, die sie
liebten, und Gebäude, die
sie hassten. Sie sprachen
über eine Fotoausstellung
in der einen Galerie und
eine Videokunstaussstellung
in der anderen. Sie**

diskutierten hitzig über Kritiker, Restaurants, Philosophien und Materialien. Sie bemitleideten sich gegenseitig, wenn Bekannte von ihnen Erfolg hatten, und frohlockten, wenn andere ihren Hut an den Nagel hängten und Llama-Farmer in Mendoza, Sozialarbeiterin in Ann Arbor oder Mathematiklehrer in Chengdu wurden.

Tagsüber spielten sie die

Architekten. Manchmal wanderte der Blick eines Klienten langsam durch den Raum, um auf jemandem von ihnen zu verharren, meist auf Margaret oder Eduard, die am besten aussahen, und Rausch, der ein ausgesprochenes Gespür dafür hatte, wenn sich die Aufmerksamkeit von ihm fortbewegte, winkte den Auserwählten oder die Auserwählte heran wie ein Kind zum Erwachsenenentisch bei einem Abendessen. »Ja,

**und das ist Margaret«,
sagte er, während der
Klient sie prüfend ansah, so
wie er es wenige Minuten
zuvor mit Rauschs
Entwürfen getan hatte
(Entwürfen, die im Übrigen
von Margaret gezeichnet
worden waren). »Sie wird
sicher bald den Laden hier
übernehmen.« Und dann
lachte er sein trauriges,
gekünsteltes, bellendes
Walrosslachen: »Ah! Ha!
Ha! Ha!«**

Margaret lächelte dann,

begrüßte den Kunden und verdrehte die Augen, sobald sie sich wieder dem Raum zuwandte. Aber jeder wusste, dass sie dachte, was alle dachten: Fick dich, Rausch. Und: Wann? Wann werde ich dich ersetzen? Wann bin ich endlich dran?

Bis es so weit war, blieb ihnen nur das Spielen: Auf die Unterhaltungen, die eifrigen Debatten und das Essen folgte Schweigen, und das Büro füllte sich mit dem dumpfen Klicken von

Computermäusen, die eigene Arbeiten aus Ordnern zogen und öffneten, und dem grobkörnigen Geräusch von Bleistiften, die über das Papier gezogen wurden. Auch wenn sie alle gleichzeitig arbeiteten und dabei auf dieselben Ressourcen zurückgriffen, wollte niemand die Entwürfe der anderen sehen; es war, als hätten sie sich gemeinsam darauf geeinigt, so zu tun, als gäbe

es sie gar nicht. So arbeitete man vor sich hin, zeichnete Fantasiegebäude und bog Parabeln zu Fantasieformen zurecht, bis man sich um Mitternacht mit dem immergleichen müden Witz verabschiedete: »Wir sehen uns in zehn Stunden.« Oder neun oder acht, wenn es später war und man in der Nacht wirklich etwas geschafft hatte.

Heute war einer der Abende, an denen Malcolm

allein und früher nach Hause ging. Auch wenn er das Büro zusammen mit anderen verließ, konnten sie nie dieselbe Bahn nehmen; die anderen wohnten alle in Downtown oder Brooklyn, er dagegen auf der Upper East Side. Das Gute daran, das Büro allein zu verlassen, war, dass niemand sah, wie er ein Taxi nahm. Er war nicht der Einzige im Büro, der reiche Eltern hatte - auch Katharines Eltern waren

wohlhabend und Margarets und Fredericks ebenfalls, vermutete er -, aber im Gegensatz zu den anderen wohnte er bei seinen reichen Eltern.

Er winkte ein Taxi heran. »Ecke 71st Street und Lexington Avenue.« Wenn der Fahrer schwarz war, nannte er immer die Lexington Avenue. Wenn nicht, war er etwas ehrlicher: »Zwischen Lexington und Park Avenue, näher an der Park Avenue.«

JB fand das bestenfalls lächerlich und schlimmstenfalls beleidigend. »Glaubst du wirklich, wenn sie denken, du wohnst Lex und nicht Park, bist du mehr *street*?«, fragte er ihn. »Du bist so ein Idiot, Malcolm.«

Der Taxi-Streit war nur einer von vielen, die er mit JB über Schwarze an sich und insbesondere sein eigenes unzulängliches Schwarzsein austrug. Ein anderer Taxi-Streit hatte

**damit begonnen, dass
Malcolm (aus Dummheit; er
hatte seinen Fehler in dem
Moment bemerkt, als er die
Worte aussprach) gesagt
hatte, er habe nie
Schwierigkeiten gehabt, in
New York ein Taxi zu
bekommen, und die vielen
Beschwerden darüber seien
möglicherweise
übertrieben. Das war in
seinem dritten Jahr auf dem
College gewesen, als JB und
er zum ersten und letzten
Mal das wöchentliche**

Treffen der Vereinigung schwarzer Studenten besucht hatten. JBs Augen waren vor Entsetzen und Häme förmlich aus den Höhlen getreten, doch als ein anderer Student, ein selbstgerechtes Arschloch aus Atlanta, Malcolm darüber aufgeklärt hatte, dass er erstens fast weiß aussähe, zweitens innerlich sowieso weiß sei und drittens aufgrund seiner weißen Mutter ohnehin nicht in der Lage zu

**begreifen, was es hieß,
wirklich schwarz zu sein,
hatte er ihn in Schutz
genommen - JB zog ihn
ständig damit auf, nicht
richtig schwarz zu sein,
aber er mochte es nicht,
wenn andere es taten, und
ganz sicher nicht, wenn es
in einem gemischten
Umfeld geschah, was für JB
jedes Umfeld war, das
nicht - abgesehen von Jude
und Willem - ausschließlich
aus anderen Schwarzen
bestand.**

Im Haus seiner Eltern in der 71st Street (näher an der Park Avenue) ließ er das elterliche Abendverhör über sich ergehen, das lautstark vom ersten Stock aus geführt wurde (»Bist du das, Malcolm?« - »Ja!« - »Hast du schon etwas gegessen?« - »Ja!« - »Hast du noch Hunger?« - »Nein!«), und trottete nach oben in seinen Schlupfwinkel, um einmal mehr die zentralen Probleme seines Lebens zu

überdenken.

Auch wenn JB heute nicht dabei gewesen war, als er mit dem Taxifahrer sprach, ließen Malcolms Schuldgefühle und sein Selbsthass die Frage seines Schwarzseins an die Spitze der Liste rücken. Sie war für ihn schon immer problematisch gewesen, aber im zweiten Studienjahr war ihm eine brillante Art eingefallen, sich aus der Affäre zu ziehen: Er war nicht schwarz, er war post-

**schwarz. (Postmoderne
Theorie war vergleichsweise
spät in Malcolms
Bewusstsein vorgedrungen,
da er aus einer Art passiver
Rebellion gegen seine
Mutter heraus
Literaturseminare mied.)
Leider überzeugte diese
Erklärung niemanden, am
allerwenigsten JB, der, so
kam es Malcolm vor,
weniger schwarz als
vielmehr *prä-schwarz* war,
als wäre das Schwarzsein
eine Art Nirwana, ein**

**Idealzustand, zu dem er
ständig vorzustößen hoffte.**

**JB fand dann ohnehin
etwas Neues, womit er
Malcolm übertrumpfte,
denn just in dem Moment,
da Malcolm die
postmodernen
Identitätskonzepte
entdeckte, begann JB sich
für Performancekunst zu
interessieren (das Seminar,
das er belegt hatte, *Identität
als Kunst: performative
Transformationen und der
zeitgenössische Körper*, **stand****

**bei einem Typus
damenbärtiger
Lesbierinnen hoch im Kurs,
die Malcolm in Angst und
Schrecken versetzten, aber
von JB aus irgendeinem
Grund angezogen wurden).
Von Lee Lozanos Schriften
war er so beeindruckt, dass
er als Semesterarbeit eine
Hommage mit dem Titel
*Aufruf zum Boykott aller
Weißen (nach Lee Lozano)*
performte, die darin
bestand, dass er aufhörte,
mit Menschen weißer**

**Hautfarbe zu sprechen.
Eines Samstags setzte er
ihnen halb entschuldigend,
aber vor allem stolzerfüllt
seinen Plan auseinander -
von Mitternacht an würde
er die Gespräche mit
Willem ganz einstellen und
die mit Malcolm um die
Hälfte reduzieren. Weil
Jude ungeklärter ethnischer
Abstammung war, würde er
weiterhin mit ihm sprechen,
aber nur in Form von
Rätseln oder Zen-Sprüchen.
An dem kurzen, aber, wie**

**er irritiert zur Kenntnis
nahm, bedeutsamen Blick,
den Jude und Willem
austauschten, ohne dabei
eine Miene zu verziehen (er
hatte sie immer schon
verdächtigt, eine
außerplanmäßige
Freundschaft zu führen, von
der er ausgeschlossen war),
sah Malcolm, dass die
Vorstellung sie amüsierte
und sie JBs Spiel mitspielen
würden. Er für seinen Teil
hätte wohl dankbar sein
sollen, dass es ihm letztlich**

**ein wenig Ruhe vor JB
verschaffen würde, doch er
war weder dankbar noch
amüsiert: Er war verärgert,
sowohl über JBs
nonchalanten Umgang mit
dem Thema als auch
darüber, dass er sein
dämliches,
effekthascherisches Projekt
(das wahrscheinlich mit der
Bestnote ausgezeichnet
werden würde) für einen
Kommentar zu Malcolms
Identität missbrauchte, die
ihn überhaupt nichts**

anging.

**Nach den Regeln seines
Projekts mit JB
zusammenzuleben war
eigentlich nicht wesentlich
anders, als unter normalen
Umständen mit JB
zusammenzuleben - denn
wann richteten sie ihre
Leben denn *nicht* nach JB's
Launen und Marotten aus?
Dass er seine Gespräche mit
Malcolm auf das
Notwendigste beschränkte,
hieß nicht, dass er ihn
weniger häufig gebeten**

hätte, ihm beim Einkaufen etwas mitzubringen oder seine Karte für den Waschsalon aufzuladen, wo er ja sowieso hingehge, oder ihm für den Spanischkurs sein Exemplar von *Don Quijote* zu leihen, da er sein eigenes auf der Toilette im Keller der Bibliothek habe liegen lassen.

Dass er nicht mit Willem sprach, bedeutete auch nicht, dass es nicht reichlich nonverbale Kommunikation gab,

einschließlich einer Menge Zettel, die er bekritzelte (»Im Rex läuft *Der Pate* - Bock drauf?«) und ihm in die Hand drückte, was, wie Malcolm dachte, sicher nicht in Lozanos Sinne war. Und seine pseudo-ionescohaften Dialoge mit Jude waren sofort Geschichte, als er Jude für seine Analysis-Aufgaben brauchte; dann wurde Ionesco zu Mussolini, zumal Ionesco gemerkt hatte, dass da noch ein ganzes

Übungsblatt war, mit dem er nicht einmal angefangen hatte, weil er auf der Bibliothekstoilette beschäftigt gewesen war, und der Kurs in dreiundvierzig Minuten begann (»Aber das schaffst du doch, oder, Judy?«).

Weil JB nun einmal JB war und ihre Kommilitonen oberflächlichen Reizen nur allzu leicht zum Opfer fielen, berichtete die Universitätszeitung über sein kleines Experiment,

**gefolgt von einer neuen
schwarzen
Literaturzeitschrift, und für
eine kurze, nervtötende
Periode wurde es zum
Campusgespräch. Die
Aufmerksamkeit hatte JBs
bereits stark nachlassenden
Enthusiasmus für das
Projekt neu entfacht - es
war erst der achte Tag, und
Malcolm beobachtete immer
wieder, dass es ihn beinahe
zerriss, weil er Willem
unbedingt irgendetwas
erzählen wollte -, und er**

hielt noch zwei weitere Tage durch, bevor er das Projekt mit großer Geste zum Erfolg erklärte und verkündete, seine Botschaft verbreitet zu haben.

**»Welche Botschaft?«, hatte Malcolm gefragt.
»Dass du deinen weißen Mitmenschen auch auf den Keks gehen kannst, ohne mit ihnen zu sprechen?«**

»Leck mich am Arsch, Mal«, sagte JB, aber auf eine träge Art, zu sehr von seinem Triumph erfüllt, um

sich auf einen Streit einzulassen. »Wie sollst du das auch verstehen.« Und dann ging er zu seinem Freund, einem Weißen mit dem Gesicht einer Gottesanbeterin, der JB mit einer Inbrunst und Verehrung ansah, die Malcolm leichte Übelkeit verursachte.

Zu jener Zeit war Malcolm davon überzeugt gewesen, dass sein Unbehagen in Bezug auf seine Identität vorübergehender Natur

**war, ein rein
kontextbezogenes Gefühl,
das auf dem College in
jedem erwachte, sich jedoch
zunehmend in Luft auflösen
würde, je weiter man sich
davon entfernte. Es hatte
ihm nie wirklich
Bauchschmerzen bereitet,
schwarz zu sein, und wenn
er jemals stolz darauf
gewesen war, dann
höchstens auf distanzierte
Weise: Er wusste, dass
bestimmte Dinge
(beispielsweise Taxifahren)**

**bestimmte affektive
Reaktionen in ihm
hervorrufen sollten, aber
irgendwie wusste er es nur
in der Theorie, ohne die
entsprechenden
Erfahrungen gemacht zu
haben. Und doch war
schwarze Identität ein
wesentlicher Teil seiner
Familiengeschichte, die
wieder und wieder erzählt
worden war, bis sie vor
lauter Erzählen schon
speckig glänzte: dass sein
Vater der dritte schwarze**

Geschäftsführer seiner Investmentfirma gewesen war, der dritte schwarze Beirat derselben weißen Privatschule, die Malcolm besucht hatte, der zweite schwarze Finanzvorstand einer großen Handelsbank. (Malcolms Vater war zu spät geboren worden, um der *erste* schwarze Irgendwas zu sein, aber in dem Korridor, in dem er sich bewegte - südlich der 96th Street und nördlich der 57th; östlich der Fifth Avenue und

westlich der Lexington Avenue -, war er noch immer ein ebensolcher Exot wie der Rotschwanzbussard, der manchmal in den Zinnen eines der Häuser gegenüber von Malcolms Elternhaus nistete.)

Während seiner Kindheit war die Tatsache, dass sein Vater schwarz war (und er selbst wohl auch), von anderen, bedeutenderen Sachverhalten verdrängt worden, Faktoren, die in ihrem Teil von New York

**eine größere Rolle spielten
als die
Gruppenzugehörigkeit von
Malcolms Vater: der
Prominenz seiner Frau in
der New Yorker
Literaturszene
beispielsweise und vor allen
Dingen seinem Vermögen.
In dem New York, das
Malcolm und seine Familie
bewohnten, verliefen die
Trennlinien nicht zwischen
Schwarz und Weiß, sondern
zwischen Steuerklassen,
und Malcolm war fernab**

**von allem aufgewachsen,
wovor Geld ihn beschützen
konnte, Borniertheit
eingeschlossen - so wirkte
es jedenfalls im Rückblick.
Tatsächlich wurde er erst
auf dem College mit den
Erfahrungen anderer
Schwarzer konfrontiert und,
was ihn noch mehr
erstaunte, auch damit, wie
sehr das Geld seiner
Familie ihn von der übrigen
Bevölkerung des Landes
geschieden hatte (wobei
seine Kommilitonen**

natürlich nicht unbedingt repräsentativ für die übrige Bevölkerung waren). Selbst heute noch, beinahe ein Jahrzehnt, nachdem er ihn kennengelernt hatte, fiel es ihm schwer, die Art von Armut zu begreifen, in der Jude aufgewachsen war - als er irgendwann festgestellt hatte, dass der Rucksack, mit dem Jude am College angekommen war, buchstäblich alles enthielt, was er auf dieser Welt besaß, war seine

**Fassungslosigkeit so groß
gewesen, dass er sie
geradezu körperlich spürte;
so erschüttert war er
gewesen, dass er es seinem
Vater gegenüber erwähnt
hatte, was er normalerweise
vermieden hätte, um ihm
keinen Beweis seiner
Naivität zu liefern und sich
nicht der Gefahr eines
Vortrages darüber
auszusetzen. Aber Malcolm
spürte, dass selbst sein
Vater, der in Queens in
bescheidenen Verhältnissen**

**aufgewachsen war
(wenngleich seine Eltern
beide berufstätig gewesen
waren und er jedes Jahr
neue Anziehsachen
bekommen hatte),
schockiert war, auch wenn
er davon abzulenken
versuchte, indem er ihm
eine Geschichte über seine
eigene entbehrungsreiche
Kindheit erzählte
(irgendetwas mit einem
Weihnachtsbaum, der erst
am Tag nach Weihnachten
gekauft werden konnte), so**

als wäre das Leben in Armut ein Wettbewerb, den er selbst im Angesicht des klaren, unbestreitbaren Triumphes eines anderen noch unbedingt gewinnen wollte.

Doch die Hautfarbe schien nun - sechs Jahre nach dem College - eine zusehends geringere Rolle zu spielen, und diejenigen, die sich noch immer darüber definierten, wirkten irgendwie kindisch und leicht peinlich, so als

klammerten sie sich an eine jugendliche Faszination für Amnesty International oder die Tuba: an eine Fixierung auf etwas, das in Bewerbungsaufsätzen für Colleges maximal verklärt und danach fallengelassen wurde. Die Persönlichkeitsaspekte, die in seinem Alter wirklich zählten, waren sexuelle Erfahrung, beruflicher Erfolg und Einkommen. Und Malcolm schnitt in jedem dieser Aspekte

gleichermaßen schlecht ab.

**Vom Einkommen
vielleicht mal abgesehen. Er
würde eines Tages eine
große Summe erben. Wie
groß, wusste er nicht; er
hatte es nie für notwendig
gehalten, sich danach zu
erkundigen, und es hatte
ihm auch nie jemand
gesagt, weshalb er wusste,
dass es sich um eine
wirklich große Summe
handeln musste. Keine
Ezra-Summe natürlich,
aber ... nun ja, vielleicht *war***

es auch eine Ezra-Summe. Aufgrund der Abneigung seiner Mutter gegen das vulgäre Ausstellen von Reichtum lebten Malcolms Eltern deutlich bescheidener, als ihre Möglichkeiten es erlaubt hätten, und so wusste er nie, ob sie zwischen Lexington und Park Avenue lebten, weil sie es sich nicht leisten konnten, zwischen Madison und der Fifth Avenue zu leben, oder weil es seiner Mutter zu protzig

erschienen wäre. Er hätte wirklich gern selbst Geld verdient. Aber er gehörte nicht zu den reichen Sprösslingen, die sich mit dem Gedanken herumquälten. Er würde versuchen, seinen Lebensunterhalt allein zu bestreiten, aber es lag nicht allein in seiner Hand.

Sex und sexuelle Erfüllung dagegen - dafür *musste* er die Verantwortung übernehmen. Die Schuld für sein nichtvorhandenes

Geschlechtsleben konnte er nicht darauf abwälzen, dass er sich für eine Niedriglohnbranche entschieden hatte oder seine Eltern ihn nicht ausreichend motiviert hatten. (Oder etwa doch? Als Kind hatte Malcolm immer wieder mitansehen müssen, wie seine Eltern sich ausgiebig befummelten - oft vor Floras und seinen Augen -, und jetzt fragte er sich, ob ihre eigene offen zur Schau

gestellte Kompetenz seinen aufstrebenden Ehrgeiz im Keim erstickt hatte.) Die letzte richtige Beziehung hatte er vor mehr als drei Jahren gehabt, mit einer Frau namens Imogene, die ihn verlassen hatte, als sie entdeckte, dass sie in Wirklichkeit lesbisch war. Bis heute war ihm unklar, ob er sich wirklich körperlich zu Imogene hingezogen gefühlt hatte oder einfach nur erleichtert gewesen war, dass

**irgendjemand
Entscheidungen traf, denen
er dann bereitwillig folgen
konnte. Vor Kurzem hatte
er Imogene getroffen (die
ebenfalls Architektin war
und für eine öffentliche
Interessengruppe arbeitete,
die experimentelle
Sozialwohnungsbauten
entwarf - genau die Art von
Aufgabe, die Malcolm sich
pflichtschuldig wünschte,
auch wenn er es insgeheim
doch nicht tat) und
scherzhaft zu ihr gesagt, er**

**werde das Gefühl nicht los,
sie zur Lesbe gemacht zu
haben. Aber Imogene hatte
gereizt reagiert und ihm
gesagt, sie sei schon immer
lesbisch gewesen und habe
sich überhaupt nur mit ihm
eingelassen, um ihm ein
wenig auf die Sprünge zu
helfen, weil er so sexuell
desorientiert gewirkt habe.**

**Doch seit Imogene hatte
es niemanden mehr
gegeben. Was stimmte bloß
nicht mit ihm? Sex,
Sexualität - auch das waren**

Dinge, die sich normalerweise im College klären sollten, dem letzten Ort, an dem diese Art von Unsicherheit nicht nur toleriert, sondern sogar gefördert wurde. Obwohl er sich mit Anfang zwanzig in verschiedene Menschen zu verlieben versucht hatte - Freundinnen von Flora, Kommilitonen und einen Klienten seiner Mutter, ein Schriftsteller, der mit einem Schlüsselroman über das Leben eines sexuell

**desorientierten
Feuerwehrmannes debütiert
hatte -, wusste er noch
immer nicht, zu wem er sich
hingezogen fühlte. Er
dachte oft, dass das
Schwulsein (so unwohl ihm
zugleich bei dem Gedanken
daran war - ähnlich wie die
Hautfarbe schien es mit
dem College verknüpft zu
sein: eine Identität, die man
für eine gewisse Zeit
annahm, bevor man reifte
und zu vernünftigeren und
angemesseneren Gefilden**

**aufbruch) vor allem
aufgrund seiner
Begleiterscheinungen
attraktiv war, der
politischen Überzeugungen
und Anliegen, die damit
einhergingen, der Offenheit
für Ästhetik. Es schien, als
fehlten ihm das
Opferempfinden, die
Verletztheit und der
andauernde Zorn, die es
brauchte, um schwarz zu
sein, aber er war sich
sicher, die zum Schwulsein
benötigten Interessen**

mitzubringen.

Er stellte sich vor, halb in Willem verliebt zu sein und gelegentlich auch in Jude, und im Büro ertappte er sich manchmal dabei, wie er Eduard anstarrte. Dann bemerkte er, dass auch Dominick Cheung Eduard anstarrte, und riss sich zusammen; auf keinen Fall wollte er dem traurigen, fünfundvierzigjährigen Dominick ähneln, der einen Angestellten der Firma, deren Teilhaber er niemals

werden würde, mit Blicken auszog. Vor einigen Wochen hatte er in Willems und Judes Wohnung Maß für ein Bücherregal genommen, das er ihnen zimmern wollte, und Willem hatte sich vor ihm gebückt, um das Maßband vom Sofa aufzuheben, und mit einem Mal war die körperliche Nähe zu ihm so unerträglich gewesen, dass Malcolm vorgab, ins Büro zu müssen, und überhastet aufbrach, während Willem

noch hinter ihm herrief.

Er war dann tatsächlich ins Büro gegangen, hatte Willems Kurzmitteilungen ignoriert und einfach nur vor seinem Computer gesessen, auf die geöffnete Datei vor sich gestarrt, ohne sie wirklich zu sehen, und sich einmal mehr gefragt, weshalb er überhaupt bei Ratstar angefangen hatte. Das Schlimmste war, dass die Antwort auf der Hand lag: Er hatte es getan, um seine

Eltern zu beeindrucken. In seinem Abschlussjahr auf der Architekturakademie hatte Malcolm die Wahl gehabt - er musste sich entscheiden, mit zwei Mitstudenten zusammenzuarbeiten, Jason Kim und Sonal Mars, die mit Kapital von Sonals Großeltern eine eigene Firma gründeten, oder stattdessen zu Ratstar zu gehen.

»Das ist nicht dein Ernst«, hatte Jason gesagt, als

Malcolm ihm seine Entscheidung mitteilte. »Du weißt schon, wie dein Leben in so einem Laden aussehen wird, oder?«

»Es ist eine großartige Firma«, hatte er unerschütterlich gesagt und dabei wie seine eigene Mutter geklungen, und Jason hatte die Augen verdreht. »Ich meine, der Name wird sich in meinem Lebenslauf gut anhören.« Doch noch während er es sagte, wusste er (und

vermutete, was noch schlimmer war, dass Jason es ebenfalls wusste), was er wirklich meinte: Es war ein Name, der sich gut anhören würde, wenn seine Eltern ihn auf Cocktailpartys fallenließen. Und seine Eltern ließen ihn wirklich gern fallen. »Ich habe zwei Kinder«, hatte Malcolm seinen Vater bei einem Abendessen zu Ehren einer Klientin seiner Mutter sagen hören. »Meine Tochter ist Lektorin bei

**Farrar, Straus & Giroux,
und mein Sohn arbeitet bei
Ratstar Architects.« Die
Frau, zu der er es gesagt
hatte, hatte ein
anerkenndes Geräusch
gemacht, und Malcolm, der
zu der Zeit darüber
nachdachte, wie er seinem
Vater klarmachen könne,
dass er kündigen wolle,
hatte etwas in sich
schwinden gespürt. In
solchen Momenten
beneidete er seine Freunde
um exakt dieselben Dinge,**

**für die er sie früher
bemitleidet hatte: um die
Tatsache, dass niemand
irgendwelche Erwartungen
an sie richtete, um die
Normalität ihrer Familien
(oder ihr schlichtes
Nichtvorhandensein),
darum, dass ihre Leben
allein von ihren eigenen
Ambitionen bestimmt
waren.**

**Und jetzt? Jetzt waren
schon zwei Projekte von
Jason und Sonal im *New
York Magazine* besprochen**

**worden und eines in der
New York Times, während er
noch immer dieselben
Arbeiten wie im ersten Jahr
auf der
Architekturakademie
verrichtete, und zwar für
zwei selbstgefällige
Männer, die ihre Firma
nach einem präventösen
Gedicht von Anne Sexton
benannt hatten und die ihm
dafür fast nichts bezahlten.**

**Er hatte die Akademie
offenbar aus dem denkbar
schlechtesten Grund**

besucht: weil er Häuser liebte. Es war eine respektable Passion gewesen, und als Kind hatten seine Eltern ihn darin unterstützt, indem sie auf jeder gemeinsamen Reise mit ihm gemeinsam Gebäude und Baudenkmäler besichtigt hatten. Schon als ganz kleiner Junge hatte er imaginäre Gebäude gezeichnet und imaginäre Häuser gebaut: Sie wurden ihm zum Trost und zum

Gefäß - alles, wofür er keine Worte fand, alle Entscheidungen, die er nicht treffen konnte, all das konnte sich in der Gestalt eines Gebäudes auflösen.

Und auf grundlegende Weise war es das, wofür er sich am meisten schämte: nicht seine sexuelle Unbedarftheit, nicht der Verrat an seinen Wurzeln, nicht seine Unfähigkeit, aus dem Schatten seiner Eltern herauszutreten, sein eigenes Geld zu verdienen

**oder sich wie ein
unabhängiges Wesen zu
benehmen. Es war die
Tatsache, dass er, während
seine Kollegen abends
dasaßen, kollektiv in ihre
ambitionierten
Traumgebäude versunken,
gar nichts tat. Er hatte die
Fähigkeit verloren, sich
irgendetwas vorzustellen.
Während die anderen
Abend für Abend
gestalteten, kopierte er: Er
zeichnete Häuser, die er auf
seinen Reisen gesehen**

hatte, Häuser, die andere Menschen erträumt und konstruiert hatten, Häuser, in denen er gelebt oder sich zeitweilig aufgehalten hatte. Ein ums andere Mal schuf er, was bereits geschaffen worden war, gab sich nicht einmal Mühe, das Vorhandene zu verbessern, ahmte es nur nach. Er war achtundzwanzig Jahre alt, und seine Vorstellungskraft hatte ihn verlassen; er war ein Kopist.

Es ängstigte ihn. JB hatte

seinen Bilderzyklus. Jude hatte seine Arbeit. Aber was, wenn Malcolm nie wieder etwas Neues schaffen würde? Er sehnte sich nach den Jahren zurück, als es genügt hatte, in seinem Zimmer zu sitzen und seine Hand über ein Stück Millimeterpapier zu bewegen, vor den Jahren der Entscheidungen und Identitäten, als seine Eltern seine Entscheidungen für ihn getroffen hatten und das Einzige, worauf er sich

konzentrieren musste, der klare, scharfe Schnitt einer gezogenen Linie war, die perfekte Messerschneide des Lineals.

Es war JB, der entschied, dass Willem und Jude eine Silvesterparty geben sollten. Der Beschluss wurde an Weihnachten gefasst, das in drei Teile zerfiel: An Heiligabend trafen sich alle bei JBs Mutter in Fort Greene, das Weihnachtsessen selbst (eine formelle, durchorganisierte Veranstaltung, bei der

**Anzug und Krawatte
erwünscht waren) fand am
nächsten Tag bei Malcolms
Familie statt und folgte auf
ein zwangloses Mittagessen
bei JBs Tanten. Diesen
rituellen Ablauf hielten sie
stets ein - vor vier Jahren
hatten sie dem Ablaufplan
noch Thanksgiving bei
Judes Freunden Harold und
Julia in Cambridge
hinzugefügt -, doch der
Silvesterabend war nie
vergeben worden. Nachdem
sie den vorjährigen**

Silvesterabend, den ersten ihres Lebens nach der Uni, an dem sie alle in der Stadt gewesen waren, missmutig an verschiedenen Orten verbracht hatten - JB hing auf einer lahmen Party in Ezras Wohnung fest, Malcolm bei einem Abendessen von Freunden seiner Eltern, Willem war von Findlay zu einer Feiertagsschicht im Ortolan verdonnert worden, Jude lag in der Lispenard Street mit Grippe im Bett -, hatten sie

sich vorgenommen, für das kommende Jahr vor auszuplanen. Aber dann hatten sie es immer weiter hinausgeschoben, und nun war der Dezember gekommen, und sie wussten noch immer nicht, was sie machen sollten.

Dieses eine Mal hatten sie also nichts dagegen, dass JB für sie mitentschied. Sie nahmen an, dass in der Wohnung fünfundzwanzig Leute Platz hätten, gedrängt auch vierzig.

**»Dann sagen wir vierzig«,
sagte JB prompt, wie sie es
erwartet hatten, aber als
Willem und Jude später
wieder in der Wohnung
waren, schrieben sie nur
zwanzig Personen auf die
Liste, ausschließlich
Freunde von Malcolm und
ihnen, denn sie wussten,
dass JB ohnehin mehr Leute
einladen würde, als ihm
zustanden, dass er die
Einladungen auf Freunde,
Freunde von Freunden und
Nicht-einmal-Freunde,**

Kollegen, Barkeeper und Verkäufer ausweiten würde, bis die Wohnung so mit menschlichen Körpern angefüllt wäre, dass man alle Fenster zur Nachtluft aufstoßen könnte, ohne dass sich der Nebel aus Hitze und Rauch verzöger, der sich unweigerlich bilden würde.

»Macht es nicht zu kompliziert«, hatte JB noch gesagt, aber Willem und Malcolm wussten, dass die Ermahnung allein an Jude

**gerichtet war, der dazu
neigte, mehr Aufwand zu
betreiben als notwendig,
nächtelang Gougères zu
backen, obwohl sich alle mit
Pizza zufriedengegeben
hätten, die Wohnung
tatsächlich vorher zu
putzen, als würde es
irgendjemanden stören,
wenn Kies unter den
Schuhen knirschte und das
Waschbecken mit
eingetrockneten
Seifenflecken und
Überresten der Frühstücke**

vergangener Tage übersät wäre.

Am Abend vor der Party war es für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, so warm, dass Willem die drei Kilometer vom Ortolan zur Wohnung lief, die so von dem buttrigen Duft von Teig, Käse und Fenchel erfüllt war, dass er beinahe glaubte, noch im Restaurant zu sein. Er stand eine Zeit lang in der Küche, lupfte hier und da einen der kleinen tumorartigen

**Teigklumpen von dem
Kuchengitter, auf dem sie
zum Abkühlen lagen, damit
sie nicht festklebten,
betrachtete den Stapel von
Plastikbehältern mit
gewürztem Shortbread und
Ingwerkeksen aus Maismehl
und verspürte eine leise
Traurigkeit - wie etwas
später noch mal, als er
feststellte, dass Jude
tatsächlich geputzt hatte -,
weil er wusste, dass man sie
achtlos verschlingen und
mit Bier hinunterspülen**

**würde und dass das neue
Jahr damit beginnen würde,
dass sie überall auf Krümel
dieser wunderbaren
Backwerke stoßen würden,
zertreten und auf den
Fliesen verrieben. Jude
schief bereits; das
Schlafzimmerfenster stand
offen, und die beinahe
schwüle Luft ließ Willem
vom Frühling träumen, von
mit gelben Blüten
übersäten Bäumen und
einem Schwarm Amseln,
deren Flügel wie mit Öl**

**überzogen schimmerten,
während sie geräuschlos
über einen Himmel glitten,
der die Farbe des Meeres
hatte.**

**Doch als er aufwachte,
hatte sich das Wetter
abermals gedreht, und er
brauchte einen Moment, um
zu begreifen, dass er
gefroren hatte und dass das
Geräusch in seinem Traum
der Wind gewesen war und
dass er wachgerüttelt wurde
und dass immer wieder sein
Name gerufen wurde, nicht**

**von Vögeln, sondern von
einer menschlichen
Stimme: »Willem, Willem.«**

**Er drehte sich um und
stützte sich auf den
Ellbogen auf, doch er
konnte Jude nur in
Ausschnitten wahrnehmen:
zuerst sein Gesicht, dann
seinen rechten Arm, den er
mit der linken Hand vor
sich hielt und den er in
etwas eingewickelt hatte -
sein Handtuch, begriff
Willem -, das in der
Düsternis so weiß leuchtete,**

**dass es wie eine eigene
Lichtquelle erschien, und er
starrte darauf wie
hypnotisiert.**

**»Willem, es tut mir leid«,
sagte Jude, und seine
Stimme klang so ruhig, dass
Willem einige Sekunden
lang dachte, es sei nur ein
Traum, und nicht mehr
hinhörte, und Jude es noch
einmal sagen musste. »Es
hat einen Unfall gegeben,
Willem; es tut mir leid. Du
musst mich zu Andy
bringen.«**

**Endlich wurde er wach.
»Was für einen Unfall?«**

**»Ich habe mich
geschnitten. Es war ein
Unfall.« Er schwieg kurz.
»Bringst du mich?«**

**»Ja, natürlich«, sagte er,
aber er war noch immer
verwirrt, schlief noch halb
und wusste nicht, was
eigentlich vor sich ging,
während er sich linkisch
anzog und in den Flur ging,
wo Jude wartete, um dann
mit ihm zur Canal Street zu
laufen, wo Willem schon auf**

die U-Bahn zusteuerte, als Jude ihn am Arm festhielt und sagte: »Ich glaube, wir müssen ein Taxi nehmen.«

Erst im Taxi - Jude hatte dem Fahrer die Adresse mit derselben niedergedrückten, gedämpften Stimme genannt - hörte er auf, sich seinem Bewusstsein zu verschließen, und sah, dass Jude noch immer das Handtuch festhielt. »Warum hast du denn dein Handtuch mitgenommen?«,

fragte er.

»Wie gesagt - ich habe mich geschnitten.«

»Aber ... ist es schlimm?«

Jude zuckte mit den Schultern, und da erst fiel Willem auf, dass seine Lippen eine seltsame Farbe angenommen hatten, eine Nicht-Farbe, aber vielleicht lag es auch nur am Licht der Straßenlampen, das hart auf seinem Gesicht aufschlug, daran entlangglitt und Hämatome aus Gelb, Ocker und einem

**kränklich wirkenden,
larvenähnlichen Weiß
zurückließ, während das
Taxi sich seinen Weg in
Richtung Norden bahnte.
Jude lehnte den Kopf ans
Fenster und schloss die
Augen, und das war der
Moment, in dem Willem
Übelkeit und Angst in sich
aufsteigen fühlte, wenn ihm
auch nicht klar war,
weshalb, nur dass er in
einem Taxi in Richtung
Upper East Side saß und
dass irgendetwas geschehen**

**war und er nicht wusste,
was, nur dass es etwas
Schlimmes war, dass sich
irgendein wichtiges,
bedeutendes Detail seinem
Verständnis entzog und
dass die feuchte Wärme, die
wenige Stunden zuvor
geherrscht hatte,
verschwunden war und die
Welt wieder ihre eisige
Rauheit, ihre rohe
Jahresendbrutalität
angenommen hatte.**

**Andys Praxis war an der
Ecke 78th Street und Park**

**Avenue, in der Nähe des
Hauses von Malcolms
Eltern, und erst als sie
drinnen waren und
richtiges Licht auf sie fiel,
sah Willem, dass das dunkle
Muster auf Judes Hemd
Blut war und dass auch das
Handtuch mit Blut verklebt,
geradezu glasiert war, die
winzigen
Baumwollschleifen
niedergedrückt wie nasses
Fell. »Es tut mir leid«, sagte
Jude zu Andy, der ihnen die
Tür geöffnet hatte, und als**

Andy das Handtuch von Judes Arm wickelte, war alles, was Willem sah, gestautes Blut, so als wäre Judes Arm ein Mund gewachsen, der Blut erbrach, mit einer solchen Gewaltsamkeit, dass sich kleine Schaumbläschen bildeten, die wie vor Begeisterung platzten und vor sich hin spuckten.

»Verdammte Scheiße, Jude«, sagte Andy und nahm ihn mit nach hinten ins Untersuchungszimmer,

und Willem setzte sich und wartete. O Gott, dachte er, o Gott. Aber es war, als wäre sein Verstand eine Maschine, die in einer Prozessschleife gefangen war, und er konnte nichts weiter denken als diese beiden Wörter. Im Wartezimmer war es zu hell, und er versuchte sich zu entspannen, aber er konnte es nicht, weil die Wörter rhythmisch in ihm pulsierten wie ein Herzschlag, seinen ganzen

**Körper durchliefen wie ein
zweiter Puls: *O Gott. O Gott.
O Gott.***

**Er wartete eine lange
Stunde, bis Andy seinen
Namen rief. Andy war acht
Jahre älter als er, und sie
kannten ihn seit ihrem
zweiten Studienjahr, als
Jude eine so heftige und
langanhaltende
Schmerzattacke erlitten
hatte, dass die anderen drei
beschlossen hatten, ihn in
das zur Universität
gehörende Krankenhaus zu**

**bringen, wo Andy
Rufbereitschaft hatte. Er
war der einzige Arzt, zu
dem Jude ein zweites Mal
gegangen war, und er
behandelte ihn heute noch,
wann immer er
medizinische Hilfe
brauchte. Sie alle mochten
Andy und vertrauten ihm.**

**»Du kannst ihn
mitnehmen«, sagte Andy. Er
war wütend. Mit einem
lauten Schnappen zog er die
blutverschmierten
Handschuhe von den**

Fingern und schob seinen Schemel zurück. Ein langer Streifen verwischtes Rot zog sich über den Boden, so als hätte jemand den Versuch, verschüttete Flüssigkeit aufzuwischen, ermattet aufgegeben. Auch an den Wänden war Rot, und Andys Pullover war steif vor geronnenem Blut. Jude sah erbärmlich aus; er saß in sich zusammengesunken auf dem Untersuchungstisch, ein Glas Orangensaft in der

Hand. Sein Haar war strähnig und verklebt, und sein Hemd war steif und sah aus wie mit Schellack überzogen, als wäre es nicht aus Stoff, sondern aus Metall. »Jude, geh ins Wartezimmer«, wies Andy ihn an, und Jude gehorchte widerspruchslos.

Als er draußen war, schloss Andy die Tür und sah Willem an. »Weißt du, ob er Selbstmordgedanken hat?«

»Was? Nein.« Er merkte,

wie er ganz still wurde.

»Hat er etwa versucht, sich umzubringen?«

Andy seufzte. »Er streitet es ab. Aber ... ich weiß nicht. Nein, ich weiß es wirklich nicht. Ich kann es nicht genau sagen.« Er ging zum Waschbecken hinüber und begann, wild an seinen Händen herumzuschrubben.

»Andererseits, wenn ihr zur Notaufnahme gegangen wäret - was ihr verdammt noch mal hätten tun sollen,

weißt du das? -, hätten sie ihn wahrscheinlich dabehalten. Deshalb ist er vermutlich hierhergekommen.« Er sprach jetzt eher mit sich selbst. Er pumpte einen kleinen Teich aus Seife auf seine Hände und wusch sie erneut. »Du weißt schon, dass er sich ritzt, oder?«

Er konnte eine Zeit lang nicht antworten. »Nein«, sagte er.

Andy drehte sich wieder um und starrte Willem an,

**während er jeden Finger
einzeln abtrocknete. »Wirkt
er nicht depressiv auf
dich?«, fragte er. »Isst er
regelmäßig, schläft er gut?
Wirkt er manchmal
teilnahmslos oder
verstimmt?«**

**»Ich hatte das Gefühl, es
geht ihm ganz gut«, sagte
Willem, auch wenn er es in
Wahrheit nicht wusste. Aß
Jude? Schief er? Hätte ihm
etwas auffallen müssen?
Hätte er genauer achtgeben
müssen? »Ich meine, er war**

eigentlich so wie immer.«

»Na schön«, sagte Andy. Er schien kurz in sich zusammenzufallen, und sie standen sich schweigend gegenüber, ohne sich anzusehen. »Dieses eine Mal will ich ihm glauben«, sagte er. »Wir haben uns vor einer Woche gesehen, und mir ist, ehrlich gesagt, auch nichts aufgefallen. Aber wenn er anfängt, sich irgendwie komisch zu benehmen, rufst du mich sofort an, Willem. Ich meine

es ernst.«

»Ich verspreche es«, sagte er. Er hatte Andy im Laufe der Jahre einige Male getroffen und dabei jedes Mal eine Frustration gespürt, einen Ärger, der sich oft gegen mehrere Personen auf einmal zu richten schien: ihn selbst, Jude und besonders Judes Freunde, die sich, wie er jedes Mal durchblicken ließ (ohne es jedoch offen auszusprechen), allesamt nicht gut genug um Jude

**kümmerten. Andys
Empörung wegen Jude
nahm Willem für ihn ein,
auch wenn er seine
Missbilligung fürchtete und
sie auch etwas unfair fand.**

**Und dann veränderte sich
Andys Stimme, wie oft,
wenn er genug geschimpft
hatte, und wurde geradezu
sanft. »Ich weiß, dass ich
mich auf dich verlassen
kann«, sagte er. »Es ist
spät. Geht nach Hause. Und
er soll auf jeden Fall was
essen, wenn er aufwacht.**

Frohes neues Jahr.«

**Die Heimfahrt verlief
schweigend. Der Fahrer
hatte Jude mit einem
einzigem, langen Blick
angesehen und gesagt: »Das
kostet zwanzig Dollar
extra.«**

**»Okay«, hatte Willem
gesagt.**

**Draußen wurde es
beinahe schon wieder hell,
aber er wusste, er würde
nicht mehr schlafen**

können. Im Taxi hatte Jude sich von Willem abgewandt und aus dem Fenster gesehen, und als sie bei der Wohnung angekommen waren, stolperte er an der Türschwelle und ging langsam zum Bad hinüber, das er, wie Willem wusste, zu putzen versuchen würde.

»Lass es«, sagte er zu ihm. »Geh ins Bett.« Und dieses eine Mal folgte Jude gehorsam, änderte die Richtung und schlurfte ins Schlafzimmer, wo er nahezu

augenblicklich einschlief.

Willem setzte sich auf sein eigenes Bett und betrachtete ihn. Er spürte mit einem Mal jedes Gelenk, jeden Muskel und jeden Knochen in seinem Körper, wodurch er sich sehr, sehr alt fühlte, und einige Minuten lang saß er nur da und starrte vor sich hin.

»Jude«, sagte er, und dann sagte er es noch einmal etwas lauter, und als Jude nicht antwortete, ging

**er zu dessen Bett hinüber,
rollte ihn vorsichtig auf die
Seite und schob ihm dann
nach kurzem Zögern den
rechten Hemdsärmel
hinauf. Der Stoff gab unter
seinen Händen weniger
nach, als dass er sich
krümmte und abknickte wie
ein Stück Pappe, und auch
wenn er ihn nur zur
Innenseite von Judes
Ellbogen hin falten konnte,
reichte das aus, um die drei
Säulen gleichmäßiger
weißer Narben zu sehen,**

die, jede etwa zweieinhalb Zentimeter lang und leicht erhaben, wie Leitersprossen seinen Arm hinaufführten. Er schob einen Finger unter den Ärmel und fühlte, wie der Schienenstrang sich auf dem Oberarm fortsetzte, verharrte aber, als er den Bizeps erreichte, unwillig, weiter zu forschen, und zog die Hand zurück. Den linken Arm konnte er nicht inspizieren - Andy hatte den Ärmel abgeschnitten, und Judes gesamter Unterarm

**und seine Hand waren mit
weißem Mullverband
umwickelt -, aber er wusste,
dass er dort dasselbe
vorfinden würde.**

**Er hatte gelogen, als er
Andy gesagt hatte, er wisse
nichts davon, dass Jude sich
schnitt. Oder besser gesagt,
er hatte es zwar nicht mit
absoluter Sicherheit
gewusst, aber das war reine
Formsache: Er wusste es,
und er wusste es seit
Langem. Als sie im Sommer
nach Hemmings Tod bei**

Malcolm gewesen waren, hatten Malcolm und er sich eines Nachmittags betrunken, und während sie so dasaßen und zusahen, wie JB und Jude, von ihrem Dünenspaziergang zurückgekehrt, einander mit Sand bewarfen, hatte Malcolm gefragt: »Ist dir mal aufgefallen, dass Jude immer lange Ärmel trägt?«

Als Antwort hatte er ein leichtes Grunzen von sich gegeben. Natürlich war es ihm aufgefallen - es war

kaum zu übersehen, vor allem an heißen Tagen nicht -, aber er hatte sich nie nach dem Grund gefragt. Seine Freundschaft zu Jude, so kam es ihm manchmal vor, beruhte zum großen Teil darauf, dass er sich nicht die Fragen stellte, die er sich eigentlich hätte stellen sollen, weil er sich vor den Antworten fürchtete.

Danach hatte Stille geherrscht, und die beiden hatten zugeesehen, wie JB,

der ebenfalls betrunken war, rückwärts in den Sand fiel und Jude zu ihm hinüberhinkte und ihn einzubuddeln begann.

»Flora hatte mal eine Freundin, die immer nur lange Ärmel getragen hat«, fuhr Malcolm fort.

»Maryam. Sie hat sich geritzt.«

Er ließ die Stille zwischen ihnen heraufziehen, bis er glaubte, hören zu können, wie sie zum Leben erwachte. In ihrem

Wohnheim hatte auch ein Mädchen gewohnt, das sich ritzte. Sie hatte im ersten Jahr mit ihnen zusammen studiert, und jetzt fiel ihm auf, dass er sie dieses Jahr nicht mehr gesehen hatte.

»Wieso?«, fragte er Malcolm. Im Sand hatte Jude sich zu JBs Taille vorgearbeitet. JB sang määndernd und unmelodisch vor sich hin.

»Ich weiß es nicht«, sagte Malcolm. »Sie hatte eine Menge Probleme.«

**Er wartete ab, aber
Malcolm hatte offenbar
nichts weiter dazu zu sagen.
»Was ist aus ihr geworden?«**

**»Ich weiß es nicht. Sie
haben sich aus den Augen
verloren, als Flora aufs
College ging; sie hat nie
wieder von ihr gesprochen.«**

**Sie schwiegen wieder.
Willem wusste, dass
irgendwann in der
Vergangenheit zwischen
ihnen dreien die
stillschweigende
Vereinbarung getroffen**

worden war, dass er der Hauptverantwortliche für Jude war, und er erkannte dies als Malcolms Art, ihn mit einem Problem zu konfrontieren, das nach einer Lösung verlangte, wobei er sich nicht sicher war, worum genau es sich bei diesem Problem handelte oder wie die Lösung aussehen könnte, und er hätte darauf gewettet, dass Malcolm es auch nicht wusste.

In den Tagen darauf ging

er Jude aus dem Weg, denn er wusste, wenn er allein mit ihm wäre, würde er nicht anders können, als ein Gespräch mit ihm zu führen, und er war sich nicht ganz im Klaren darüber, ob er das wollte oder was für eine Art von Gespräch es sein würde. Es war kein Kunststück: Tagsüber waren sie immer als Gruppe zusammen und nachts allein in ihren jeweiligen Zimmern. Aber eines Abends gingen

**Malcolm und JB gemeinsam
los, um Hummer zu kaufen,
und Jude und er blieben
allein in der Küche zurück,
wo sie Tomaten schnitten
und Salat wuschen. Es war
ein langer, sonniger,
schläfriger Tag, und Jude
war vergleichsweise guter
Stimmung, wirkte geradezu
sorgenfrei, und noch
während er die Frage
stellte, verspürte Willem
eine Art vorauseilender
Melancholie, weil er einen
so perfekten Augenblick**

zerstören musste, einen, in dem alles - der rosig verfärbte Himmel über ihnen, die glatte, saubere Art und Weise, auf die das Messer durch das Gemüse unter ihnen glitt - perfekt ineinandergriff, nur um von ihm durcheinandergebracht zu werden.

»Soll ich dir nicht eins von meinen T-Shirts borgen?«, fragte er Jude.

Jude antwortete erst, als er die Tomate vor sich zerteilt hatte; er sah Willem

**mit einem unverwandten,
ausdruckslosen Blick an.**

»Nein.«

»Ist dir nicht warm?«

**Jude lächelte ihn an,
zaghaft, warnend. »Es wird
jetzt bald kälter werden.«**

**Und es stimmte. Wenn die
letzten Sonnenstrahlen
verschwanden, würde es
kühl werden, und Willem
würde sich selbst einen
Pullover holen müssen.**

**»Aber« - und er hört
schon im Voraus, wie
absurd es klingen würde,**

wie sich die Konfrontation vom ersten Moment an auf katzenhafte Weise seiner Kontrolle entwunden hatte - »du wirst dir die Ärmel mit Hummer vollschmieren.«

Jude quittierte das mit einem seltsamen Krächzen, das zu laut und bellend für ein echtes Lachen war, und wandte sich wieder dem Schneidbrett zu. »Ich glaube, ich komme schon klar, Willem«, sagte er, und auch wenn sein Tonfall mild war, sah Willem, wie fest er

den Griff des Messers umklammerte, wie er ihn geradezu quetschte, so fest, dass seine Fingerknöchel sich in einem talgigen Gelb verfärbten.

Sie hatten beide Glück, dass Malcolm und JB zurückkamen und sie davor bewahrten, das Gespräch fortsetzen zu müssen, aber vorher hörte Willem Jude noch sagen: »Warum -« Und auch wenn er den Satz nicht beendete (und selbst während des Essens, bei

dem er sehr darauf bedacht war, dass seine Ärmel kein Stück verrutschten, und kein weiteres Wort mit Willem sprach), wusste Willem, dass die Frage nicht gelautet hätte: »Warum fragst du mich das«, sondern: »Warum fragst *du* mich das?«, denn Willem hatte immer darauf geachtet, die vielen Schubladen, in denen Jude sein Inneres verbarg, nicht gewaltsam aufzuziehen.

Er sagte sich, dass er bei

**jedem anderen nicht
gezögert hätte. Er hätte
Antworten eingefordert,
hätte gemeinsame Freunde
angerufen, hätte ihn auf
einem Stuhl festgenagelt
und ihn angeschrien und
angefleht und bedroht, bis
er ihm ein Geständnis
entlockt hätte. Aber das war
nun mal Teil der
Vereinbarung, wenn man
mit Jude befreundet war: Er
wusste es, Andy wusste es,
sie alle wussten es. Man
ging gewissen Dingen nicht**

nach, obwohl es der eigene Instinkt nahelegte, man umschiffte den eigenen Argwohn. Man begriff, dass man diese Freundschaft bekräftigte, indem man Abstand wahrte, akzeptierte, was einem gesagt wurde, sich umdrehte und fortging, wenn einem die Tür vor der Nase zugemacht wurde, statt zu versuchen, sie wieder aufzustoßen. Die Krisensitzungen, die die vier zu anderen Menschen

abgehalten hatten - dem schwarzen Henry Young, als sie vermuteten, dass seine Freundin ihn betrog, und überlegten, wie sie es ihm sagen sollten; Ezra, als sie *wussten*, dass seine Freundin ihn betrog, und überlegten, wie sie es ihm sagen sollten -, würde es zu Jude niemals geben. Er würde es als Verrat empfinden, und es würde auch nichts bringen.

Den Rest des Abends gingen sie einander aus

dem Weg, aber vor dem Schlafengehen fand sich Willem auf dem Weg in sein Zimmer zu seiner eigenen Überraschung vor Judes Tür wieder, die Hand schon zum Klopfen erhoben, bevor er zur Besinnung kam: Was sollte er sagen? Was wollte er hören? Also ging er weiter, und als Jude am nächsten Tag ihre Beinahe-Unterredung mit keinem Wort erwähnte, tat er es auch nicht, und bald wurde dieser Tag zum Abend und

**dann wieder einer und
wieder einer, und sein nicht
sehr erfolgreicher Versuch,
Jude dazu zu bringen, eine
Frage zu beantworten, die
ihm zu stellen er nicht über
sich brachte, rückte immer
weiter in die
Vergangenheit.**

**Und doch war sie immer
da, diese Frage, und in
unerwarteten Augenblicken
schob sie sich gewaltsam in
sein Bewusstsein und
postierte sich dort stur in
der ersten Reihe,**

unbeweglich wie ein Troll. Vier Jahre zuvor, als sie beide an der Graduate School gewesen waren, hatten JB und er sich eine Wohnung geteilt, und Jude, der für sein Jurastudium in Boston geblieben war, hatte sie besucht. Auch damals war es mitten in der Nacht gewesen, als Willem, von plötzlicher Angst befallen, jäh an eine verschlossene Badezimmertür hämmerte, bis Jude die Tür öffnete, irritiert, aber auch seltsam

schuldig wirkend (oder hatte er sich das nur eingebildet?), und fragte: »Was ist los, Willem?«, und er wieder einmal nicht wusste, was antworten - nur, dass irgendetwas nicht stimmte. Im Bad roch es stark nach Tanninsäure, der rostig-metallene Geruch von Blut, und später durchwühlte er sogar den Müll und fand ein Stück sich kringelnder Mullbinde, doch stammte die von Judes nächtlichen Kasteiungen

oder vom Abendessen, als JB sich beim Versuch, eine Möhre zu zerteilen, geschnitten hatte (Willem vermutete, dass er seine fehlende Eignung für alle Küchenarbeiten bewusst übertrieb, um nicht beim Kochen helfen zu müssen)? Und so tat er wieder (wieder!) nichts und blieb stumm, als er an Jude vorbeiging, der im Wohnzimmer auf dem Sofa lag (schief er wirklich, oder tat er nur so, als ob?), und

auch am Tag darauf sagte er nichts, und die Tage breiteten sich vor ihm aus wie leere weiße Seiten, und er sagte nichts und nochmals nichts und nochmals nichts.

Und jetzt das. Hätte er drei Jahre zuvor, acht Jahre zuvor etwas unternommen (aber was?), wäre es dann hierzu gekommen? Und was genau war *hierzu* überhaupt?

Aber diesmal würde er nicht schweigen, denn

**diesmal hatte er Beweise.
Wenn er Jude diesmal
entkommen ließ und einer
Konfrontation aus dem
Wege ging, würde er selbst
die Schuld tragen, falls
etwas passierte.**

**Als er den Entschluss
gefasst hatte, spürte er, wie
ihn Müdigkeit übermannte
und die Sorgen, die
Anspannung und
Frustration der Nacht
auslöschte. Es war der letzte
Tag des Jahres, und das
Letzte, was er empfand, als**

er sich aufs Bett legte und die Augen schloss, war Überraschung darüber, dass er so schnell einschlafen konnte.

Es war beinahe vierzehn Uhr, als Willem endlich erwachte, und das Erste, woran er sich erinnerte, war sein Entschluss vom Morgen. Doch seine Entschlossenheit wurde dadurch ins Wanken gebracht, dass die Dinge

**wieder im Lot schienen:
Judes Bett war sauber. Jude
lag nicht darin. Als er ins
Bad ging, verströmte es den
eiartigen Geruch von
Bleichmittel. Und am
Kartentisch saß Jude und
stanzte stoisch runde
Teigstücke aus, was Willem
sowohl ärgerte als auch
erleichterte. Wenn er Jude
konfrontieren wollte,
musste er es offenbar ohne
begünstigendes Chaos tun,
ohne von den Spuren des
Desasters profitieren zu**

können.

**Er ließ sich auf den Stuhl gegenüber von Jude sinken.
»Was machst du?«**

**Jude blickte nicht auf.
»Mehr Gougères«, sagte er ruhig. »Ein paar von denen, die ich gestern gebacken habe, sind nichts geworden.«**

»Jude, das interessiert doch sowieso keinen«, sagte er böse und ruderte dann hilflos weiter: »Wir könnten denen genauso gut Käsestangen aus dem

Supermarkt vorsetzen.«

Jude zuckte mit den Schultern, und Willem spürte, wie sich seine Verärgerung zu echter Wut auswuchs. Da saß Jude nach einer, wie er jetzt zugeben konnte, schreckenerregenden Nacht und tat so, als wäre nichts gewesen, während seine bandagierte Hand nutzlos auf dem Tisch lag. Er wollte gerade anfangen zu sprechen, als Jude das Wasserglas, das er zum

**Ausstechen des Teiges
benutzt hatte, abstellte und
ihn ansah. »Es tut mir
wirklich leid, Willem«,
sagte er so leise, dass
Willem ihn kaum hörte. Er
sah, dass Willem seine
Hand anschaute, und legte
sie in seinen Schoß. »Ich
sollte niemals ...« Er
verstummte. »Es tut mir
leid. Sei nicht sauer.«**

**Seine Wut verflog. »Jude«,
fragte er, »was hast du denn
bloß gemacht?«**

»Nicht das, was du denkst,

Willem. Das verspreche ich dir.«

Jahre später würde Willem Malcolm dieses Gespräch - nicht Wort für Wort, aber seinen Verlauf - nacherzählen, um damit seine eigene Inkompetenz, sein Versagen zu belegen. Wie anders hätte alles verlaufen können, hätte er nur einen Satz gesagt? Und dieser Satz hätte lauten können: »Jude, versuchst du, dich umzubringen?«, oder: »Jude, du musst mir

**sagen, was los ist«, oder:
»Jude, warum tust du dir
das an?« All das wäre
akzeptabel gewesen; all das
hätte ein ausführlicheres
Gespräch nach sich
gezogen, das heilend oder
wenigstens präventiv
gewesen wäre.**

Oder nicht?

**Aber stattdessen
murmelte er nur: »Okay.«**

**Sie saßen sich lange Zeit
schweigend gegenüber,
lauschten dem Raunen
eines Fernsehers in einer**

**der Nachbarwohnungen,
und erst viel später fragte
sich Willem, ob Jude traurig
oder erleichtert darüber
gewesen war, dass er ihm so
ohne Weiteres geglaubt
hatte.**

»Bist du sauer auf mich?«

**»Nein.« Willem räusperte
sich. Und er war es wirklich
nicht. Oder zumindest war
sauer nicht das Wort, das er
gewählt hätte, doch das
richtige Wort konnte er in
diesem Moment nicht
finden. »Aber die Party**

**müssen wir natürlich
absagen.«**

**Das ließ Jude
aufschrecken. »Warum?«**

**»*Warum?* Soll das ein Witz
sein?«**

**»Willem.« Jude schlug
seinen Anwaltstonfall an,
wie Willem es insgeheim
immer nannte. »Wir können
nicht absagen. In sieben
Stunden - in weniger als
sieben Stunden - stehen die
Leute hier auf der Matte.
Und wir wissen nicht einmal
genau, wen JB eingeladen**

hat. Die kommen sowieso vorbei, selbst wenn wir allen anderen Bescheid sagen. Und außerdem ...« - er atmete scharf ein, so als hätte er eine Lungenentzündung gehabt und wollte seine Genesung unter Beweis stellen - »es geht mir gut. Es ist schwieriger für mich, wenn wir absagen, als wenn wir einfach alles so machen wie geplant.«

Ach, warum hörte er nur immer wieder auf Jude?

Aber er tat es auch dieses Mal, und bald war es acht Uhr, und die Fenster standen wieder offen, und die Küche wurde wieder von Backwerk erwärmt - so als hätte es die letzte Nacht nie gegeben, als wären diese Stunden eine einzige Illusion gewesen -, und Malcolm und JB kamen. Willem stand in der Schlafzimmertür, knöpfte sein Hemd zu und hörte, wie Jude ihnen erzählte, dass er sich beim Backen

der Gougères den Arm verbrannt und Andy eine Salbe aufgetragen hatte.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst die verschissenen Gougères weglassen«, hörte er JB fröhlich sagen. JB liebte Judes Gebäck.

In diesem Moment überkam ihn ein starkes Gefühl: Er konnte die Tür schließen und schlafen gehen, und wenn er aufwachte, hätte ein neues Jahr begonnen, und alles wäre wie neu, und er würde

dieses Unbehagen, das sich durch sein tiefstes Inneres wälzte, nicht mehr spüren. Der Gedanke, Malcolm und JB gegenüberzutreten, sich mit ihnen zu unterhalten, zu lächeln, Witze zu reißen, war mit einem Mal unerträglich.

Aber natürlich ging er zu ihnen, und als JB forderte, dass sie alle zusammen hinauf aufs Dach gingen, damit er frische Luft schnappen und eine Zigarette rauchen könnte,

**fiel er nicht in Malcolms
halbherzige und
vergebliche Beschwerden
über die Kälte ein, sondern
folgte den drei Freunden
resigniert die enge Treppe
hinauf auf das mit
Teerpappe gedeckte Dach.**

**Er wusste, dass er
eingeschnappt wirkte, und
er ging zur Vorderseite des
Daches, während die
anderen sich ohne ihn
unterhielten. Über ihm war
der Himmel durch und
durch schwarz,**

**mitternächtlich schwarz.
Wandte er sich nach
Norden, konnte er unter
sich das Geschäft für
Künstlerbedarf sehen, in
dem JB nebenher arbeitete,
seit er einen Monat zuvor
bei der Zeitschrift
aufgehört hatte, und in der
Ferne die pompöse, reizlose
Masse des Empire State
Building, dessen Turm von
einem grellblauen Licht
angestrahlt wurde, das ihn
an Tankstellen denken ließ
und an die lange Fahrt von**

Hemmings

Krankenhausbett zum Haus seiner Eltern vor so vielen Jahren.

»Jungs«, rief er zu den anderen hinüber, »es wird kalt.« Er trug keinen Mantel; keiner von ihnen trug einen. »Lasst uns gehen.« Aber als er durch die Tür zum Treppenhaus gehen wollte, ließ sich die Klinke nicht niederdrücken. Er versuchte es noch einmal - sie bewegte sich nicht. Sie waren

ausgesperrt. »Scheiße!«, schrie er. »Scheiße, Scheiße, *Scheiße!*«

»He, Willem«, sagte Malcolm erschrocken, weil Willem selten wütend wurde. »Jude? Hast du den Schlüssel?«

Aber Jude hatte ihn nicht. »Scheiße!« Willem konnte sich nicht beherrschen. Es kam ihm alles so falsch vor. Er konnte Jude nicht ansehen. Er gab ihm die Schuld, was unfair war. Er gab sich selbst die Schuld,

**was weniger unfair war,
aber nur dazu führte, dass
er sich noch schlechter
fühlte. »Hat jemand sein
Telefon dabei?« Aber
idiotischerweise hatte
keiner von ihnen sein
Telefon dabei: Sie lagen alle
unten in der Wohnung, wo
auch sie alle hätten sein
sollen, und warum waren
sie es nicht? Wegen dieses
verdammten JB und dieses
verdammten Malcolm, der
alles machte, was JB sagte,
jeder seiner dämlichen,**

halbwaren Ideen folgte, und auch wegen dieses verdammten Jude und der letzten Nacht und der letzten neun Jahre und der Tatsache, dass er sich selbst verletzte, dass er keine Hilfe annahm, dass er ihm Angst machte und ihn völlig durcheinanderbrachte, ihm das Gefühl gab, nutzlos zu sein: wegen allem.

Eine Zeit lang schrien sie; sie stampften mit den Füßen auf das Dach, in der Hoffnung, jemand unter

**ihnen, einer ihrer drei
Nachbarn, die sie noch
immer nicht kennengelernt
hatten, würde sie hören.
Malcolm schlug vor, etwas
gegen die Fenster eines der
gegenüberliegenden
Gebäude zu werfen, doch
sie hatten nichts, was sie
hätten werfen können
(selbst ihre Portemonnaies
waren unten, steckten
bequem in ihren
Manteltaschen), und
außerdem brannte hinter
keinem der Fenster Licht.**

»Hört zu«, sagte Jude schließlich, obwohl Jude zuzuhören das Letzte war, was Willem wollte, »ich habe eine Idee. Ihr lasst mich zu der Feuertreppe hinunter, und ich steige durchs Schlafzimmerfenster ein.«

Der Vorschlag war so dumm, dass es ihm einen Augenblick lang die Sprache verschlug: Er klang wie ein Einfall von JB, nicht von Jude. »Nein«, sagte er tonlos. »Das ist Irrsinn.«

»Wieso?«, fragte JB. »Ich finde die Idee gut.« Die Feuertreppe war eine wacklige Fehlkonstruktion, ein größtenteils nutzloses Objekt, ein rostiges Metallskelett, das zwischen dem vierten und dem zweiten Stock an der Gebäudefront angebracht war wie eine besonders hässliche Dekoration - vom Dach aus waren es beinahe drei Meter bis zum Treppenabsatz, der halb so breit war wie ihr

Wohnzimmer; selbst wenn sie Jude wohlbehalten dort hinunterbringen könnten, ohne dass er eine seiner Attacken erlitt oder sich ein Bein brach, würde er noch über das Geländer klettern müssen, um das Schlafzimmerfenster zu erreichen.

»Auf keinen Fall«, sagte er zu JB, und die beiden diskutierten ein wenig hin und her, bis Willem zu seinem eigenen Entsetzen zugeben musste, dass es die

einzigste Möglichkeit war.

»Aber nicht Jude«, sagte er.

»Ich mache es.«

»Das kannst du nicht.«

»Warum nicht? Wir müssen übrigens gar nicht durchs Schlafzimmer einsteigen. Ich gehe einfach durch eins der Wohnzimmerfenster.« Die Wohnzimmerfenster waren vergittert, aber einer der Gitterstäbe fehlte, und Willem hoffte, sich zwischen den beiden verbliebenen gerade eben

hindurchquetschen zu können. Er musste es können.

»Ich habe die Fenster zugemacht, bevor wir hochgegangen sind«, sagt Jude kleinlaut, und Willem wusste, dass er meinte, er habe sie auch abgeschlossen, denn er schloss alles ab, was man abschließen konnte: Türen, Fenster, Schränke. Es war ein Reflex. Weil das Schloss des Schlafzimmerfensters defekt war, hatte Jude einen

**Mechanismus entwickelt -
eine komplexe, klotzige
Konstruktion aus
Schrauben und Draht -, der
es angeblich zuverlässig
verriegelte.**

**Judes übertriebenes
Bedürfnis, auf alle
Eventualitäten vorbereitet
zu sein, die Tatsache, dass
er hinter jeder Ecke eine
Katastrophe witterte -
Willem war schon vor
Jahren aufgefallen, dass
Jude beim Betreten eines
Raumes augenblicklich**

**nach dem am besten
erreichbaren Ausgang
suchte und sich dann
möglichst in seiner Nähe
aufhielt, was anfangs noch
komisch gewesen war und
dann immer weniger - und
Sicherheitsvorkehrungen
traf, wo immer er konnte,
hatte Willem schon immer
verblüfft. Als sie sich
einmal, spätabends in ihren
Betten liegend, unterhalten
hatten, hatte Jude ihm
(leise, so als würde er ihm
ein wertvolles Geheimnis**

anvertrauen) gesagt, dass sich der Mechanismus vor dem Schlafzimmerfenster theoretisch von außen öffnen ließe, er aber der Einzige sei, der wisse, wie man ihn entriegelte.

»Warum erzählst du mir das?«, hatte er gefragt.

»Weil ich finde, wir sollten es richtig reparieren lassen«, hatte Jude geantwortet.

»Aber wenn du der Einzige bist, der es öffnen kann, was spielt es dann für

eine Rolle?« Sie hatten kein Geld, um einen Schlosser zu bestellen, damit er ein Problem behob, das keines war. Die Hausverwaltung konnten sie auch nicht unterrichten. Nach ihrem Einzug hatte Annika zugegeben, dass sie im Grunde gar nicht befugt war, die Wohnung unterzuvermieten, aber dass der Hausbesitzer ihnen wahrscheinlich keine Schwierigkeiten bereiten würde, wenn sie ihrerseits

keine Probleme machten. Also versuchten sie, keine Probleme zu machen: Sie nahmen alle Reparaturen selbst vor, besserten Wände aus, dichteten Rohre ab.

»Nur für den Fall«, sagte Jude. »Ich will einfach nur, dass wir sicher sind.«

»Jude«, hatte er gesagt. »Wir sind hier sicher. Uns wird nichts passieren. Es wird niemand einbrechen.« Doch als Jude schwieg, seufzte er und gab auf. »Ich rufe morgen den Schlosser

an«, hatte er gesagt.

»Danke, Willem«, hatte Jude erwidert.

Aber er hatte nie angerufen.

Das war vor zwei Monaten gewesen, und jetzt standen sie in der Kälte auf dem Dach, und dieses Fenster war ihre einzige Hoffnung.

»Scheiße, Scheiße«, stöhnte er. Sein Kopf schmerzte.

»Sag mir einfach, wie es geht, und ich mache es auf.«

»Es ist zu kompliziert«,

sagte Jude. Sie hatten vergessen, dass Malcolm und JB noch bei ihnen standen und sie ansahen; selbst JB war ausnahmsweise einmal verstummt. »Ich kann es dir nicht erklären.«

»Ja, mir ist schon klar, dass du mich für beschränkt hältst, aber wenn du keine komplizierten Wörter verwendest, kapiere vielleicht sogar ich es«, blaffte er ihn an.

»Willem«, sagte Jude überrascht, und einen Augenblick lang herrschte Stille. »So habe ich es nicht gemeint.«

**»Ich weiß«, sagte er.
»Entschuldige. Ich weiß.«
Er atmete tief ein. »Aber selbst wenn wir es so machen - und ich halte es immer noch für eine schlechte Idee -, wie sollen wir dich denn überhaupt da runterlassen?«**

Jude ging an den Rand des Daches, das auf allen

Seiten von einer flachen, schienbeinhohen Mauer umgeben war, und spähte nach unten. »Ich setze mich auf die Mauer, Gesicht zur Straße, genau über der Feuertreppe«, sagte er. »JB und du, ihr hockt euch neben mich. Jeder von euch hält eine meiner Hände mit beiden Händen fest, und dann lasst ihr mich nach unten. Wenn ihr nicht mehr weiter runter könnt, lasst ihr los, und ich falle das letzte Stück.«

Es war so dämlich und riskant, dass er lachen musste. »Und wie kommst du ans Schlafzimmerfenster?«

Jude sah ihn an. »Das schaffe ich schon. Vertrau mir.«

»Das ist einfach nur idiotisch.«

JB ging dazwischen. »Es ist die einzige Möglichkeit, Willem. Es ist arschkalt hier draußen.«

Das stimmte; nur seine Wut hielt ihn warm. »Ist dir

mal aufgefallen, dass sein ganzer verdammter Arm bandagiert ist, JB?«

»Aber es geht mir gut, Willem«, sagte Jude, bevor JB antworten konnte.

So ging es weitere zehn Minuten hin und her, bis Jude schließlich wieder an den Rand des Daches trat.

»Wenn du mir nicht helfen willst, Willem, dann macht es Malcolm«, sagte er, obwohl auch Malcolm entsetzt aussah.

»Nein«, sagte Willem.

»Ich mache es.« Also knieten JB und er sich hin und pressten sich an die Mauer, jeder eine von Judes Händen mit den eigenen umklammernd. Inzwischen war es so kalt, dass er kaum spürte, wie seine Finger sich um Judes Handfläche schlossen. Er hielt Judes linke Hand fest und fühlte ohnehin nur das Kissen aus Mullverband. Als er es drückte, hatte er plötzlich Andys Gesicht vor Augen, und sein Schuldgefühl

drehte ihm den Magen um.

Jude schob sich über den Rand, und Malcolm gab ein Stöhnen von sich, das in einem kleinen Aufschrei endete. Willem und JB lehnten sich über die Mauer, bis sie selbst beinahe über den Rand zu fallen drohten, und als Jude ihnen sagte, sie sollten loslassen, taten sie es und sahen zu, wie er von einem klappernden Geräusch begleitet auf dem Gitterboden der

Feuertreppe unter ihnen landete.

JB jubelte, und Willem hätte ihn am liebsten geschlagen. »Alles gut!«, rief Jude zu ihnen herauf und wedelte mit seiner bandagierten Hand wie mit einer Fahne, bevor er an die Feuertreppe trat und sich über das Geländer zum Fenster lehnte, um die Verriegelung zu lösen. Er hatte die Beine um eine der eisernen Streben des Geländers geschlungen,

aber es war eine gefährliche Position, und Willem sah, dass er leicht schwankte, versuchte, nicht den Halt zu verlieren, während seine von der Kälte tauben Finger sich nur langsam bewegten.

»Lasst mich da runter«, sagte Willem zu Malcolm und JB und ignorierte Malcolms kurz aufflatternden Protest, und dann stieg er selbst über den Rand, nachdem er hinuntergerufen hatte, dass

er komme, damit Jude durch sein plötzliches Erscheinen nicht aus dem Gleichgewicht geriet.

Das Loslassen war beängstigender und der Aufprall härter, als er es erwartet hatte, aber er zwang sich schnell wieder auf die Beine, ging zu Jude hinüber und legte die Arme um seine Taille, während er sich selbst Halt verlieh, indem er sich mit einem Bein an den Streben festhakte. »Ich habe dich«,

**sagte er, und Jude beugte
sich über den Rand des
Geländers, weiter, als er es
allein gekonnt hätte, und
Willem hielt ihn so fest
umklammert, dass er die
Höcker von Judes
Wirbelsäule durch dessen
Pullover spürte, seinen
Magen, der sich mit jedem
Atemzug hob und senkte,
seine Muskeln, die das Echo
der Bewegungen seiner
Finger übertrugen,
während er Drähte bog und
Knoten löste, die das**

**Fenster am Holm
festhielten. Als er fertig
war, stieg Willem als Erster
auf das Geländer und ins
Schlafzimmer, um Jude an
den Armen hereinzuziehen,
wobei er sich Mühe gab, die
Bandagen nicht zu
berühren.**

**Keuchend vor
Anstrengung, standen sie
wieder im Inneren der
Wohnung und sahen sich
an. Trotz der kalt
hereinwehenden Luft war es
im Zimmer so wunderbar**

warm, dass Willem sich endlich der erleichterten Erschöpfung hingeben konnte. Sie waren sicher, sie waren verschont geblieben. Jude grinste ihn an, und er grinste zurück - wäre es JB gewesen, der ihm gegenüberstand, hätte er ihn in stupider Ausgelassenheit umarmt, aber Jude machte sich nicht viel aus Umarmungen, und so ließ er es. Doch dann hob Jude die Hand, um sich ein paar Rostflocken aus dem

Haar zu streichen, und Willem sah, dass ein tief burgunderfarbener Klecks den Verband auf der Innenseite seines Handgelenks befleckte, und erkannte mit Verspätung, dass Jude nicht nur aufgrund der Anstrengung so schnell atmete, sondern weil er Schmerzen hatte. Er sah zu, wie Jude sich schwer auf sein Bett sinken ließ, die weiß ummantelte Hand hinter sich gestreckt, um sicherzugehen, dass er auf

etwas Stabilem landete.

Willem ging neben ihm in die Hocke. Seine Beschwingtheit war verflogen, an ihre Stelle war etwas anderes getreten. Verwundert stellte er fest, dass er den Tränen nahe war, ohne genau zu wissen, warum.

»Jude«, begann er, aber er wusste nicht, was er weiter sagen sollte.

»Hol sie lieber runter«, sagte Jude, und obwohl jedes einzelne Wort ein

Keuchen war, lächelte er Willem wieder an.

»Die können mich mal«, sagte er, »ich bleibe hier bei dir«, und Jude lachte kurz auf, zuckte aber sofort zusammen und ließ sich langsam zurücksinken, bis er auf der Seite lag, und Willem half ihm, die Beine aufs Bett zu heben. Auch sein Pullover war mit Rostflocken gesprenkelt, und Willem pflückte einige von ihnen ab. Dann setzte er sich neben ihm aufs Bett,

ohne zu wissen, wie er anfangen sollte. »Jude«, versuchte er es noch einmal.

»Geh schon«, sagte Jude und schloss die Augen, hörte aber nicht auf zu lächeln, und Willem stand widerstrebend auf, schloss das Fenster, löschte beim Hinausgehen das Licht, schloss die Tür hinter sich und ging zur Treppe, um Malcolm und JB zu befreien, während er weit unter sich die Türklingel

**hörte, die im Treppenhaus
widerhallte und die Ankunft
der ersten Abendgäste
ankündigte.**

II

DER POSTMANN

Samstags arbeitete er, doch der Sonntag blieb für seine Wanderungen reserviert. Sie waren ihm aus einer Notwendigkeit heraus bald zur Angewohnheit geworden, als er fünf Jahre zuvor in die Stadt gezogen war und sich kaum ausgekannt hatte. Er wählte jede Woche ein anderes Wohnviertel aus, lief von der Lispenard Street

dorthin, umrundete es einmal vollständig und lief dann nach Hause zurück. Er ließ nie einen Sonntag aus, wenn das Wetter ihm nicht ganz und gar einen Strich durch die Rechnung machte, und auch jetzt, da er jede Ecke von Manhattan und große Teile von Brooklyn und Queens abgelaufen hatte, ging er noch jeden Sonntagmorgen um zehn los und kehrte erst zurück, wenn er seine Route beendet hatte. Er

**hatte längst aufgehört,
Freude an den
Wanderungen zu
empfinden, aber es war
auch nicht so, dass er *keine*
Freude daran hatte - sie
waren einfach etwas, das er
tat. Eine Zeit lang hatte er
sie hoffnungsvoll als etwas
betrachtet, das über eine
rein körperliche Betätigung
hinausging, vielleicht sogar
eine stärkende Wirkung
hatte, eine Art
Krankengymnastik,
obgleich Andy nicht seiner**

Meinung war und ihm sogar davon abriet. »Ich habe kein Problem damit, dass du deine Beine trainieren willst«, hatte er gesagt. »Aber in dem Fall solltest du lieber schwimmen, statt dich über Asphalt zu schleppen.« Er hätte im Grunde auch gar nichts dagegen gehabt zu schwimmen, aber es gab keinen Ort, an dem er es ungestört tun konnte, also ließ er es bleiben.

Willem war gelegentlich

mit ihm gegangen, und immer wenn ihn sein Weg am Theater vorbeiführte, richtete Jude es zeitlich so ein, dass sie sich nach der Matinéevorstellung an dem Saftstand die Straße hinunter treffen konnten. Sie tranken etwas, Willem erzählte ihm, wie die Vorstellung gelaufen war, und bestellte sich noch einen Salat, den er vor der Abendvorstellung essen würde, und dann ging Jude weiter nach Süden, in

Richtung Lispenard Street.

Sie wohnten noch immer dort, auch wenn sie beide in eigene Wohnungen hätten ziehen können; er hätte es sich leisten können, Willem wahrscheinlich auch. Aber keiner von ihnen hatte das Thema jemals angesprochen, und so war es dabei geblieben.

Zumindest hatten sie eine Hälfte des Wohnzimmers zu einem zweiten Schlafzimmer umgewidmet, indem sie zu viert eine

Rigipswand errichtet hatten, sodass man nun, wenn man das Zimmer betrat, vom grauen Licht zweier statt vierer Fenster begrüßt wurde. Willem hatte das neue Schlafzimmer bekommen, und er war in dem alten geblieben.

Abgesehen von ihren Treffen am Künstlereingang des Theaters sah er gerade sehr wenig von Willem. Obwohl Willem sich immer als faul

**bezeichnete, schien er
ständig zu arbeiten oder es
wenigstens zu versuchen:
Drei Jahre zuvor, an seinem
neunundzwanzigsten
Geburtstag, hatte er
geschworen, im Ortolan
aufzuhören, bevor er
dreißig wurde, und als sie
zwei Wochen vor seinem
dreißigsten Geburtstag zu
zweit in der Enge des frisch
abgeteilten Wohnzimmers
saßen und Willem sich
gerade den Kopf darüber
zerbrach, ob er es sich**

wirklich leisten könnte zu kündigen, hatte er einen Anruf erhalten, den Anruf, auf den er seit Jahren wartete. Das Theaterstück, das sich aus diesem Anruf entwickelte, war so erfolgreich gewesen und hatte Willem so viel Aufmerksamkeit verschafft, dass er dreizehn Monate später tatsächlich kündigen konnte: nur ein Jahr nach seiner selbstgesetzten Deadline. Jude hatte das Stück - ein Familiendrama

mit dem Titel *Das Malamud-Theorem*, das von einem Literaturprofessor mit einsetzender Demenz und seinem von ihm entfremdeten Sohn, einem Physiker, handelte - fünfmal gesehen, je zweimal mit Malcolm und JB und einmal mit Harold und Julia, die übers Wochenende in der Stadt gewesen waren, und jedes einzelne Mal hatte er vergessen, dass es sein alter Freund, sein Mitbewohner

war, der dort auf der Bühne stand, und als der Vorhang fiel, war er stolz, aber auch wehmütig gewesen, so als demonstrierte die schiere Erhabenheit der Bühne Willems Aufstieg in ein anderes Leben, eines, das ihm nicht ohne Weiteres zugänglich war.

Dass nun sein eigener dreißigster Geburtstag bevorstand, löste keine latente Panik aus, keine hektische Aktivität, kein Bedürfnis, die Konturen

seines Lebens so umzugestalten, dass es stärkere Ähnlichkeit damit bekam, wie das Leben eines Dreißigjährigen aussehen sollte. Auf seine Freunde traf das jedoch nicht zu, und er hatte die vergangenen drei Jahre damit verbracht, ihren Abgesängen auf ihre Zwanziger zu lauschen, ihren detaillierten Auflistungen dessen, was sie getan oder nicht getan hatten, den Inventuren

**ihres Selbsthasses und
ihrer Schwüre. Die Idee zu
dem zweiten Schlafzimmer
war Willems Angst
entsprungen, mit
achtundzwanzig noch
immer ein Zimmer mit
seinem Mitbewohner aus
College-Tagen zu teilen,
und dieselbe Furcht - die
Angst, dass sie sich mit dem
Wechsel in ihre vierte
Dekade auf märchenhafte
Weise in etwas anderes
verwandeln würden, etwas,
das sich ihrer Kontrolle**

entzog, wenn sie dem nicht mit ihren eigenen radikalen Bekanntmachungen zuvorkamen - hatte Malcolm zu einem hastigen Coming-out vor seinen Eltern veranlasst, nur um im Jahr darauf eine Beziehung zu einer Frau anzufangen.

Den Ängsten seiner Freunde zum Trotz freute er sich darauf, dreißig zu sein, und zwar aus demselben Grund, aus dem sie es fürchteten: weil es

bedeutete, unbestreitbar erwachsen zu sein. (Er freute sich auch schon auf seinen fünfunddreißigsten Geburtstag, denn dann würde er von sich sagen können, dass er doppelt so lange erwachsen war, wie er ein Kind gewesen war.) In seiner Kindheit war dreißig ein weit entferntes, unvorstellbares Alter gewesen. Er wusste noch genau, wie er als kleiner Junge - damals, als er im Kloster gelebt hatte -

**Bruder Michael, der ihm
gern von den Reisen
erzählte, die er in seinem
anderen Leben
unternommen hatte,
gefragt hatte, wann er
selbst würde reisen können.**

**»Wenn du älter bist«,
hatte Bruder Michael
gesagt.**

**»Wann denn?«, hatte er
gefragt. »Nächstes Jahr?«
Selbst ein Monat war
damals eine Ewigkeit
gewesen.**

»In vielen Jahren«, hatte

**Bruder Michael gesagt.
»Wenn du älter bist. Wenn
du dreißig bist.« Und nun
würde es in wenigen
Wochen so weit sein.**

**Wenn er sich zu seiner
sonntäglichen Wanderung
anschickte, stand er
manchmal barfuß in der
Küche, von Stille umgeben,
und dann erschien ihm die
kleine, hässliche Wohnung
wie ein Wunder. Hier
gehörte die Zeit ihm, und
der Raum gehörte ihm, und
jede Tür konnte**

**geschlossen, jedes Fenster
versperrt werden. Er stand
vor dem winzigen
Flurschrank - eigentlich
eine Wandnische, die sie
mit einem Stück Jute
verhängt hatten - und
bewunderte die Vorräte, die
darin lagen. In der
Lispenard Street gab es
keine nächtlichen Ausflüge
zur Bodega am West
Broadway, um eine Rolle
Toilettenpapier zu kaufen,
kein Nasezuhalten über
einem Karton längst**

abgelaufener Milch, den man ganz hinten im Kühlschrank entdeckt hatte: Hier war immer alles reichlich vorhanden. Hier wurde alles ausgetauscht, wenn es notwendig war. Dafür sorgte er. Während ihres ersten Jahres in der gemeinsamen Wohnung hatte er sich seiner Angewohnheiten geschämt, weil er wusste, dass sie eigentlich besser zu jemandem gepasst hätten, der deutlich älter und eher

weiblichen Geschlechts war, und hatte den Vorrat an Papiertaschentüchern unter seinem Bett verschwinden lassen, hatte die Einkaufscoupons, die mit der Werbung kamen, in sein Portemonnaie gesteckt, um sie später durchzusehen, wenn Willem nicht zu Hause war, so als handelte es sich um eine besonders ausgefallene Form von Pornografie. Aber eines Tages hatte Willem sein Versteck gefunden, als er

**sich nach einer Socke
bückte, die er versehentlich
mit dem Fuß unters Bett
geschoben hatte.**

**Ihm war es peinlich
gewesen. »Wieso denn?«,
hatte Willem ihn gefragt.
»Ich finde das super. Ich
bin heilfroh, dass du dich
um den Kram kümmerst.«
Aber er hatte sich trotzdem
verwundbar gefühlt, weil
dem überquellenden
Aktenordner, der seine
verkniffene Zimmerlichkeit
belegte, seine fundamentale**

**und irreparable
Unfähigkeit, die Art Mensch
zu sein, die er zu sein
vorgab, ein weiteres
Beweisstück hinzugefügt
worden war.**

**Und doch konnte er - wie
bei so vielen Dingen - nicht
anders. Wem hätte er
erklären können, dass ihm
die ungeliebte Lispenard
Street und seine
luftschutzbunkerartigen
Vorräte nicht weniger
Behagen und Sicherheit
verliehen als seine**

Studienabschlüsse und seine Arbeit? Oder dass die Momente, wenn er allein in der Küche war, etwas geradezu Meditatives hatten, die einzigen Momente, in denen er sich tatsächlich entspannte, in denen sein Verstand aufhörte, sich vorzuschieben, die Tausenden kleinen Abweichungen von der Wahrheit und den Tatsachen vorauszuplanen, die jede seiner

**Begegnungen mit der Welt
und ihren Bewohnern
notwendig machte?**

**Niemandem, das wusste er,
nicht einmal Willem. Aber
er hatte jahrelang Zeit
gehabt zu lernen, seine
Gedanken für sich zu
behalten; im Gegensatz zu
seinen Freunden verbarg er
seine Eigentümlichkeiten,
anstatt sie als Belege von
Individualität auszustellen,
auch wenn er froh und stolz
war, dass sie sich ihrerseits
ihm öffneten.**

Heute würde er zur Upper East Side laufen: den West Broadway hinauf zum Washington Square Park, an der Universität vorbei, über den Union Square und den Broadway entlang zur Fifth Avenue, auf der er bleiben würde bis zur 86th Street, und dann die Madison Avenue wieder hinunter bis zur 24th Street, über den Fluss hinweg nach Osten, bis er auf die Lexington Avenue stieße, der er nach Südosten folgte,

bis er wieder an der Irving Street ankäme, wo er Willem vor dem Theater treffen würde. Es war Monate her, beinahe ein Jahr, dass er diese Runde gemacht hatte, weil sie sehr lang war und weil er ohnehin jeden Samstag auf der Upper East Side verbrachte, in einem Stadthaus unweit dem von Malcolms Eltern, wo er einem zwölfjährigen Jungen namens Felix Privatunterricht gab. Aber

**es war Mitte März,
Frühlingsferien, und Felix
und seine Familie machten
in Utah Urlaub, weshalb
kein Risiko bestand, sie
zufällig zu treffen.**

**Felix' Vater war mit
Freunden von Malcolms
Eltern befreundet, und es
war Malcolms Vater
gewesen, der ihm den
Posten verschafft hatte.
»Das Büro des
U. S. Attorney zahlt dir
nicht genug, oder?«, hatte
Mr Irvine ihn gefragt. »Ich**

weiß nicht, warum du nicht willst, dass ich dich Gavin vorstelle.« Gavin hatte mit Mr Irvine zusammen Jura studiert und stand heute einer der einflussreicheren Kanzleien der Stadt vor.

»Dad, er *will* nicht für irgendeine Wirtschaftskanzlei arbeiten«, hatte Malcolm angesetzt, aber sein Vater hatte weitergesprochen, als hätte Malcolm gar nichts gesagt, und Malcolm war in seinen Stuhl

zurückgesunken. Malcolm hatte ihm leidgetan, aber er war auch wütend auf ihn gewesen, denn er hatte ihn darum gebeten, *vorsichtig abzuklopfen*, ob unter den Bekannten seiner Eltern vielleicht jemand Kinder hatte, die Nachhilfe brauchten - nicht, sie einfach rundheraus zu fragen.

»Weißt du was«, hatte Malcolms Vater zu ihm gesagt, »eigentlich finde ich es ja prima, dass du es

ohne fremde Hilfe schaffen willst.« (Malcolm rutschte noch tiefer in seinen Sitz hinein.) »Aber hast du das Geld denn wirklich so nötig? Ich hätte nicht gedacht, dass die Regierung so schlechte Gehälter zahlt, aber es ist auch lange her, dass ich im öffentlichen Dienst tätig war.« Er grinste.

**Jude lächelte zurück.
»Nein«, sagte er. »Das Gehalt ist schon in Ordnung.« (Und das war es**

auch. Mr Irvine hätte das sicher anders gesehen und Malcolm ebenfalls, aber es war mehr Geld, als er sich je erträumt hatte, und es landete alle zwei Wochen auf seinem Konto, eine sich unablässig mehrende Anhäufung von Zahlen.)

»Ich spare nur für eine Abschlagszahlung.« Er sah, wie Malcolm ihm das Gesicht zudrehte, und ermahnte sich, Willem dieselbe Lüge zu erzählen, bevor Malcolm es ihm

überbringen konnte.

»Ah. Na, das ist doch schön«, sagte Mr Irvine. Das war ein Ziel, das er nachvollziehen konnte.

»Und zufällig habe ich genau den richtigen Mann für dich.«

Der richtige Mann war Howard Baker, der ihn, nachdem er ihn fünfzehn Minuten lang geistesabwesend befragt hatte, anstellte, um seinen Sohn in Latein, Mathematik, Deutsch und

Klavier zu unterrichten. (Er wunderte sich, dass Mr Baker nicht für jedes Fach einen eigenen Spezialisten anheuerte - er hätte es sich leisten können -, sprach ihn aber nicht darauf an.) Felix tat ihm leid; er war klein und nicht sonderlich gewinnend und hatte die Angewohnheit, sich an der Innenseite eines seiner flachen Nasenlöcher zu kratzen; sein Zeigefinger schob sich aufwärts, bis er

zur Besinnung kam und ihn schnell herauszog, um ihn an der Seite seiner Jeans abzuwischen. Acht Monate später war sich Jude über Felix' Fähigkeiten noch immer nicht im Klaren. Er war nicht dumm, aber es fehlte ihm an Begeisterung, so als hätte er sich mit zwölf Jahren bereits in die Einsicht gefügt, dass sein Leben eine einzige Enttäuschung sein würde und er selbst eine Enttäuschung für die

Menschen darin. Er wartete jeden Samstag pünktlich um dreizehn Uhr auf ihn, hatte immer seine Aufgaben gemacht und beantwortete bereitwillig alle Fragen - seine Antworten liefen immer in einer ängstlichen, fragenden, hohen Tonlage aus, so als wäre noch die einfachste von ihnen
(»Salve, Felix, quid agis?« - »Äh ... bene?«) **ein verzweifelter Schuss ins Blaue -, aber er stellte nie von sich aus eine Frage,**

und wenn Jude ihn fragte, ob es ein bestimmtes Thema gebe, über das er sich in einer der beiden Sprachen unterhalten wolle, zuckte er nur mit den Schultern und murmelte etwas vor sich hin, während sein Finger sich auf seine Nase zubewegte. Wenn der Nachmittag vorbei war und Jude Felix zum Abschied winkte - Felix hob schlaff die Hand, bevor er sich geduckt in die Tiefe der Eingangshalle zurückzog -,

**hatte er immer den
Eindruck, dass er nie das
Haus verließ, nie nach
draußen ging, niemals
Freunde zu Besuch hatte.
Armer Felix: Sein eigener
Name sprach ihm Hohn.**

**Einen Monat zuvor hatte
Mr Baker ihn um ein
Gespräch nach
Unterrichtsende gebeten,
und er hatte sich von Felix
verabschiedet und war dem
Hausmädchen ins
Arbeitszimmer gefolgt. Sein
Hinken war an jenem Tag**

**ziemlich ausgeprägt
gewesen, und er hatte sich
dafür geschämt, war sich -
wie so häufig -
vorgekommen, als spielte er
die Rolle der verarmten
Erzieherin in einem Buch
von Dickens.**

**Er hatte erwartet, dass
Mr Baker ungeduldig sein
würde, vielleicht auch
verärgert, obwohl es für
Felix in der Schule
nachweislich besser lief,
und war darauf vorbereitet,
sich zu verteidigen -**

Mr Baker zahlte viel mehr, als er erwartet hatte, und er hatte das Gehalt bereits fest eingeplant -, aber stattdessen bedeutete Mr Baker ihm, auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen.

»Was stimmt Ihrer Meinung nach nicht mit Felix?«, hatte Mr Baker gefragt.

Er hatte nicht mit der Frage gerechnet und musste etwas nachdenken. »Ich glaube nicht, dass mit

ihm irgendetwas nicht stimmt, Sir«, hatte er vorsichtig gesagt. »Ich glaube, er ist einfach nur nicht besonders ...«

Glücklich, hätte er um ein Haar gesagt. Aber was war Lebensglück schon anderes als schierer Luxus, ein Zustand, der unmöglich aufrechtzuerhalten war, auch weil er sich so schwer in Worte fassen ließ? Er konnte sich nicht erinnern, als Kind ein Bewusstsein dafür gehabt zu haben, was

Glücklichsein bedeutete: Er hatte nur Elend und Angst gekannt und die Abwesenheit von Elend und Angst, und Letzteres war alles, was er gebraucht oder gewollt hatte. »Ich glaube, er ist schüchtern«, schloss er.

Mr Baker gab ein Knurren von sich. (Es war offensichtlich nicht die Antwort, die er erwartet hatte.) »Aber Sie mögen ihn doch, oder?«, hatte er ihn gefragt, mit einer so

kuriosen Verletzlichkeit und Verzweiflung, dass sowohl Felix als auch Mr Baker ihm plötzlich zutiefst leidtaten. War es das, was es bedeutete, ein Kind zu haben? War es das, was es bedeutete, ein Kind zu sein, das Eltern hatte? Solches Unglück, solche Enttäuschungen, solche unausgesprochenen und enttäuschten Erwartungen!

»Selbstverständlich«, hatte er gesagt, und Mr Baker hatte geseufzt

**und ihm seinen Scheck
gegeben, den er sonst
immer auf dem Weg nach
draußen von dem
Hausmädchen bekam.**

**In der darauffolgenden
Woche hatte Felix das
vorgesehene Übungsstück
nicht spielen wollen. Er war
noch lustloser als sonst
gewesen. »Sollen wir etwas
anderes spielen?«, hatte er
gefragt. Felix hatte mit den
Schultern gezuckt. Er hatte
überlegt. »Soll ich etwas für
dich spielen?« Felix hatte**

**wieder mit den Schultern
gezuckt. Aber er hatte es
trotzdem getan, denn es war
ein wunderbarer Flügel,
und manchmal, wenn er
zusah, wie Felix' Finger im
Schneckentempo über die
herrlichen glatten Tasten
krochen, sehnte er sich
danach, mit dem
Instrument allein zu sein
und seine Hände
darübergleiten zu lassen, so
schnell er konnte.**

**Er hatte Haydn gespielt,
die Sonate Nr. 50 in D-Dur,**

**eines seiner
Lieblingsstücke und so
fröhlich und eingängig,
dass er dachte, es könnte
sie beide etwas aufheitern.
Aber als er geendet hatte
und der Junge schweigend
neben ihm saß, schämte er
sich, sowohl für den
prahlerischen,
emphatischen Optimismus
des Haydn-Stückes als auch
für seine eigene
Zügellosigkeit.**

**»Felix«, hatte er angesetzt
und war wieder verstummt.**

Neben ihm wartete Felix darauf, dass er weitersprach. »Was ist denn los?«

Und dann hatte der Junge zu seiner Überraschung zu weinen begonnen, und er hatte versucht, ihn zu trösten. »Felix«, hatte er gesagt und unbeholfen den Arm um ihn gelegt. Er tat so, als wäre er Willem, der genau gewusst hätte, was zu tun und zu sagen wäre, ohne auch nur darüber nachzudenken. »Es wird

alles gut, das verspreche ich dir.« Aber Felix hatte nur noch heftiger geweint.

»Ich habe überhaupt keine Freunde«, hatte Felix geschluchzt.

»Felix«, hatte er gesagt, und sein Mitgefühl, das bis dahin eines der entfernten, sachlichen Art gewesen war, konkretisierte sich, »das tut mir leid.« In diesem Augenblick spürte er mit großer Eindringlichkeit die Einsamkeit, die Felix' Leben innewohnte, jenen

Samstagen, die er an der Seite eines verkrüppelten, fast dreißigjährigen Anwalts verbrachte, der nur dort war, weil er dafür bezahlt wurde, und der den Abend mit Menschen verbringen würde, die er liebte und die seine Liebe erwiderten, während Felix allein blieb, die Mutter - Mr Bakers dritte Frau - ständig außer Haus, der Vater davon überzeugt, dass mit ihm etwas nicht stimmte, dass er irgendeine

**Form von Behandlung
brauchte. Später, auf dem
Nachhauseweg (bei
schönem Wetter lehnte er
es ab, in Mr Bakers Wagen
nach Hause gebracht zu
werden, und ging zu Fuß),
staunte er über die
unwahrscheinliche
Ungerechtigkeit des
Ganzen: Felix, der ein in
jeder Hinsicht besseres
Kind war, als er es gewesen
war, und doch keine
Freunde hatte, während er,
ein Nichts, welche hatte.**

»Felix, die kommen schon irgendwann«, hatte er gesagt, und Felix hatte mit einer so schmerzlichen Sehnsucht aufgeheult: »Aber wann denn?«, dass er zurückgeschreckt war.

»Bald, bald«, hatte er geantwortet und den knochigen Rücken des Jungen getätschelt, »ich verspreche es dir«, und Felix hatte genickt, doch als er ihn später zur Tür begleitete, sein geckoartiges Gesicht noch

**reptilienartiger infolge der
Tränen, hatte er das starke
Gefühl gehabt, Felix habe
seine Lüge durchschaut.
Wer konnte schon wissen,
ob Felix jemals Freunde
haben würde?
Freundschaft,
Gemeinschaft: Sie
widersetzten sich so häufig
jeder Logik, entzogen sich
so häufig denen, die sie
verdienten, und schlugen
sich auf die Seite der
Außenseiter, der
Schlechten, der**

**Sonderbaren, der
Versehrten. Er winkte Felix'
kleinem Rücken hinterher,
der sich schon wieder ins
Haus zurückzog, und auch
wenn er das Felix nie gesagt
hätte, glaubte er darin den
Grund dafür zu erkennen,
dass Felix ständig so
ermattet war: Es lag daran,
dass er das schon vor langer
Zeit erkannt hatte; es lag
daran, dass er es längst
wusste.**



Er sprach Deutsch und Französisch. Er kannte das Periodensystem auswendig. Er konnte - ohne es zu wollen - große Teile der Bibel nahezu lückenlos aus dem Gedächtnis aufsagen. Er hätte bei der Geburt eines Kalbes helfen, eine Lampe anschließen, einen Abfluss reinigen und einen Walnussbaum auf die effizienteste Weise abernten können; er wusste, welche Pilze giftig waren und welche nicht, wie man

Heuballen machte, wie man durch Klopfen herausfand, ob eine Wassermelone, ein Apfel, ein Kürbis oder eine Zuckermelone reif waren. (Und dann wusste er noch Dinge, die er lieber nicht gewusst hätte, Dinge, von denen er hoffentlich nie wieder Gebrauch würde machen müssen, Dinge, die ihn sich, wenn er an sie dachte oder nachts von ihnen träumte, vor Hass und Scham krümmen ließen.)

Und doch erschien es ihm häufig so, als wüsste er eigentlich nichts, das von wahrer Bedeutung oder wirklichem Nutzen war. Die Sprachen und Mathematik, na schön. Aber er wurde täglich daran erinnert, wie viel er nicht wusste. Von den Sitcoms, auf die alle ständig anspielten, hatte er nie gehört. Er war nie im Kino gewesen. Er hatte nie Urlaub gemacht. Er war nie im Zeltlager gewesen. Er hatte nie Pizza oder Eis am

Stil oder Macaroni and cheese gegessen (und ganz sicher auch nicht - im Gegensatz zu Malcolm und JB - Foie gras, Sushi oder Rindermark). Er hatte nie einen Computer oder ein Telefon besessen, hatte kaum je ins Internet gehen dürfen. Ihm wurde bewusst, dass ihm nie irgendetwas wirklich gehört hatte: Die Bücher, auf die er so stolz war, die Hemden, die er wieder und wieder flickte, sie waren alle nichts, waren

Müll, und sein Besitzerstolz war beschämender, als gar nichts zu besitzen. Die Seminarräume der Universität waren die sichersten Orte und die einzigen, an denen er Zuversicht entwickelte: Überall sonst stürzte eine endlose Lawine aus Rätseln auf ihn ein, jedes verblüffender als das vorherige, jedes eine neuerliche Erinnerung an seine bodenlose Ignoranz. Unbewusst begann er,

Listen von Dingen zu erstellen, die er gehört oder gesehen hatte. Doch er konnte niemanden nach den Antworten fragen. Das wäre ein Eingeständnis seines Andersseins gewesen, das weitere Fragen nach sich gezogen und ihn ungeschützt hätte dastehen lassen und unweigerlich zu Gesprächen geführt hätte, zu denen er eindeutig nicht bereit war. Er fühlte sich oft weniger wie jemand, der aus einem

anderen Land kam - denn selbst die Austauschstudenten (selbst Odval, die aus einem Dorf nahe Ulan Bator kam) schienen diese Anspielungen zu verstehen -, als wie jemand, der einer anderen Zeit entstammte: Er hätte auch im neunzehnten Jahrhundert aufgewachsen sein können, so viel hatte er offenbar verpasst und so obskur und rein dekorativ wirkte das Wissen, über das

er tatsächlich verfügte. Wie kam es, dass anscheinend alle seine Kommilitonen, ganz gleich ob sie in Lagos geboren waren oder in Los Angeles, mehr oder weniger dieselben Erfahrungen gemacht hatten, dieselben kulturellen Referenzen in sich trugen? Musste es nicht irgendwo jemanden geben, der ebenso wenig wusste wie er? Und wenn nicht, wie sollte er seinen Rückstand je aufholen?

Abends, wenn sie

**ausgestreckt bei
irgendjemandem auf dem
Fußboden lagen (eine Kerze
brannte, ein Joint
ebenfalls), drehte sich das
Gespräch häufig um
Erlebnisse aus der Kindheit
seiner Mitstudenten, die sie
kaum hinter sich gelassen
hatten und dennoch
unablässig und mit
merkwürdiger Nostalgie
heraufbeschworen. Sie
erzählten einander jede
Einzelheit, wenngleich sich
Jude nie ganz sicher war, ob**

es darum ging, eher die Ähnlichkeiten oder die jeweiligen Besonderheiten herauszustreichen, denn beides schien ihnen gleichermaßen Vergnügen zu bereiten. Sie erzählten einander von Hausarrest und Rebellion, von Bestrafungen (manche waren von ihren Eltern geschlagen worden, und auch davon berichteten sie mit einer Art Stolz, was ihn ebenfalls verwunderte), von Haustieren und

Geschwistern, sie erzählten sich, mit welchen Kleidungsstücken sie ihre Eltern zur Verzweiflung getrieben hatten, welchen Cliques sie auf der Highschool angehört hatten, mit wem und wo und wie sie ihre Unschuld verloren, welche Autos sie zu Schrott gefahren und welche Knochen sie sich gebrochen hatten, welche Sportarten sie betrieben und in welchen Bands sie gespielt hatten. Sie

erzählten einander von katastrophalen Familienurlaube, von exzentrischen, schillernden Verwandten, merkwürdigen Nachbarn und Lehrern, die sie sowohl mochten als auch verabscheuten. Er hatte mehr Freude an diesen Offenbarungen, als er gedacht hätte - das hier waren echte Teenager, die jene Art von echtem, einfachem Leben geführt hatten, das er sich so oft vorzustellen versucht

hatte -, und er fand es sowohl entspannend als auch lehrreich, spätabends dort zu sitzen und ihnen zuzuhören. Sein Schweigen war sowohl Notwendigkeit als auch Schutz und hatte den zusätzlichen Vorteil, ihn mysteriöser und interessanter wirken zu lassen, als er es in Wahrheit war. »Wie ist das bei dir gewesen, Jude?«, war er zu Beginn des Semesters manchmal gefragt worden, doch da war er bereits klug

genug gewesen - er lernte schnell -, lediglich mit den Schultern zu zucken und lächelnd zu sagen: »Zu langweilig, um davon zu erzählen.« Er war erstaunt, aber auch erleichtert darüber, wie bereitwillig sie das akzeptierten, und dankbar für ihre Ichbezogenheit. Keiner von ihnen interessierte sich für die Geschichten der anderen; jeder wollte nur seine eigene erzählen.

Doch sein Schweigen blieb

nicht unbemerkt, und es brachte ihm schließlich seinen Spitznamen ein. Es war das Jahr, in dem Malcolm die Postmoderne entdeckte, und JB hatte so ein Aufhebens davon gemacht, wie spät Malcolm damit dran war, dass er nicht zugeben wollte, ebenfalls noch nie davon gehört zu haben.

»Du kannst nicht einfach *beschließen*, post-schwarz zu sein, Malcolm«, hatte JB gesagt. »Und außerdem

musst du überhaupt erst mal *schwarz gewesen sein*, um das Schwarzsein hinter dir zu lassen.«

»Du bist so ein Arschloch, JB«, hatte Malcolm gesagt.

»Oder aber«, hatte JB fortgefahren, »du musst so unkategorisierbar sein, dass die gängigen Identitätszuschreibungen auf dich nicht anwendbar sind.« Damit hatte JB sich ihm zugewandt, und er hatte gespürt, wie ihn sein Entsetzen erstarren ließ.

»So wie Judy hier: Er hat nie ein Date, wir kennen seinen ethnischen Hintergrund nicht, wir wissen eigentlich gar nichts über ihn. Post-sexuell, post-ethnisch, Post-Identität, Post-Vergangenheit.« Er lächelte ihn an, wohl um zu zeigen, dass er es nur teilweise ernst meinte. »Der Post-Mann. Jude der Postmann.«

»Der Postmann«, hatte Malcolm wiederholt: Er war sich nie zu schade, die Misere eines anderen zu

**vergrößern, um die
Aufmerksamkeit von sich
selbst abzulenken. Und
auch wenn der Name nicht
klebenblieb - als Willem ins
Zimmer zurückgekommen
war und ihn gehört hatte,
hatte er nur die Augen
verdreht, was JB ein wenig
die Freude daran zu
nehmen schien -, erinnerte
er Jude daran, dass er,
sosehr er sich auch
einredete, dazuzugehören,
so viel Mühe er sich auch
gab, die bizarren Teile**

seiner Persönlichkeit zu verbergen, doch niemandem etwas vormachen konnte. Sie wussten, dass er absonderlich war, und er war dumm genug gewesen, sich einzureden, er könne *ihnen* eingeredet haben, dass er es nicht sei.

Dennoch ging er weiterhin zu den nächtlichen Treffen: Er fühlte sich von ihnen angezogen, auch wenn er nun wusste, dass es riskant war.

Manchmal bemerkte er während dieser Sitzungen (er hatte begonnen, sie so zu betrachten - als intensive Übungseinheiten, in deren Verlauf er seine eigenen kulturellen Defizite korrigieren konnte), dass Willem ihn mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck ansah, und dann fragte er sich, wie viel von seiner Geschichte Willem sich zusammenreimen konnte. Manchmal musste er sich

zügeln, um nichts zu ihm zu sagen. Vielleicht hatte er unrecht, dachte er manchmal. Vielleicht hätte es gutgetan, jemandem anzuvertrauen, dass er oft keinerlei Bezug zu dem hatte, worum es gerade ging, dass er ihre gemeinsame Sprache der Pannen und Frustrationen aus Kindertagen nicht beherrschte. Doch dann zügelte er sich, denn hätte er sein Unvermögen zugegeben, diese Sprache

zu sprechen, hätte er auch offenbaren müssen, welche er stattdessen sprach.

Doch wenn er es irgendjemandem erzählt hätte, dann Willem. Er bewunderte alle drei seiner Mitbewohner, aber Willem war derjenige, dem er vertraute. Im Heim hatte er schnell gelernt, dass es drei Typen von Jungen gab: Der erste Typus zettelte einen Kampf an (das war JB). Der zweite beteiligte sich nicht daran, holte aber auch

keine Hilfe (das war Malcolm). Und der dritte versuchte tatsächlich, einem zu helfen (dieser Typus war am seltensten, und Willem gehörte ihm an). Vielleicht war es mit Mädchen dasselbe, aber er hatte nicht genügend Zeit mit Mädchen verbracht, um das zu wissen.

Und er war sich zunehmend sicher, dass Willem etwas wusste. (*Was denn?*, debattierte er in zurechnungsfähigeren

Momenten mit sich selbst.

Du suchst doch nur nach einem Grund, ihm alles zu erzählen, und was wird er dann von dir halten? Sei schlau. Sag nichts. Beherrsche dich ein bisschen.)

Aber das war natürlich unlogisch. Dass seine Kindheit untypisch verlaufen war, hatte er auch vor dem College schon gewusst - man musste nur eine Handvoll Bücher lesen, um zu dieser Einsicht zu gelangen -, aber erst in letzter Zeit hatte er zu

begreifen begonnen, wie untypisch sie tatsächlich war. Ihre Fremdartigkeit schützte und isolierte ihn gleichermaßen: Es war nahezu unvorstellbar, dass irgendjemand ihre Form und ihren genauen Inhalt erraten könnte, wenn er nicht unübersehbare Hinweise fallenließe wie Pferdeäpfel: laute, abscheuliche Schreie nach Aufmerksamkeit.

Trotzdem. Der Verdacht blieb und war manchmal

von einer unangenehmen Intensität, so als wäre es unvermeidlich, dass er schließlich etwas sagen würde, als empfinde er Botschaften, die zu ignorieren anstrengender war, als ihnen zu gehorchen.

Eines Abends waren sie nur zu viert. Das war zu Beginn ihres dritten Jahres, und sie fühlten sich ungewöhnlich behaglich und ein wenig sentimental in ihrer kleinen Runde. Sie

**waren eine Clique
geworden, und zu Judes
Überraschung gehörte er
dazu: Das Gebäude, in dem
sie lebten, hieß Hood Hall,
und sie waren auf dem
gesamten Campus als die
»Boys in the Hood«
bekannt. Jeder von ihnen
hatte noch andere Freunde
(JB und Willem die
meisten), doch sie wussten
voneinander (oder waren
zumindest davon überzeugt,
was aufs Gleiche
hinauskam), dass ihre**

Loyalitäten zuvorderst bei den anderen dreien lagen. Keiner von ihnen hatte das je offen ausgesprochen, aber sie wussten alle, dass ihnen diese Vorstellung zusagte, dass ihnen der Freundschaftskodex, der ihnen auferlegt worden war, gefiel.

Sie hatten an jenem Abend Pizza gegessen, bestellt von JB und bezahlt von Malcolm. JB hatte Gras beschafft, und draußen hatte es erst geregnet und

später gehagelt; die Eiskörner rasselten gegen die Scheiben, und der Wind rüttelte an den Fenstern in ihren hölzernen Rahmen, die Naturelemente in ihrer Glückseligkeit. Der Joint kreiste und kreiste, und obwohl Jude nicht daran zog - das tat er nie; er fürchtete sich zu sehr davor, was er tun oder sagen könnte, wenn er die Kontrolle über sich verlor -, spürte er, wie der Rauch ihm in die Augen stieg, auf

seine Lider drückte wie ein zotteliges, warmes Tier. Wie jedes Mal, wenn einer der anderen drei für das Essen bezahlte, hatte er versucht, so wenig wie möglich zu essen, und war daher noch immer hungrig (es waren noch zwei Stücke übrig, und er starrte sie an, bis er sich zusammenriss und sich resolut abwendete), aber auch tief zufrieden. Ich könnte auf der Stelle einschlafen, dachte er, während er sich auf dem

**Sofa ausstreckte und
Malcolms Decke über
seinen Körper zog. Er war
auf eine angenehme Art
erschöpft, aber eigentlich
war er momentan ständig
erschöpft: Es war, als ließe
die tägliche Anstrengung,
die es ihn kostete, normal
zu erscheinen, für wenig
anderes Energie übrig.
(Manchmal merkte er, dass
er hölzern oder frostig
erschien, dass er ein
Langweiler war, was, wie er
wusste, in diesem Umfeld**

womöglich einen größeren Lapsus darstellen würde als sonst irgendwas, das er vielleicht war.) Im Hintergrund hörte er wie aus weiter Ferne, wie Malcolm und JB sich über die Bedeutung des Bösen stritten.

»Ich sage ja nur, dass wir gar nicht darüber diskutieren müssten, wenn du Platon gelesen hättest.«

»Schon klar, aber was denn von Platon?«

»Hast du Platon gelesen?«

**»Ich weiß nicht, was
das -«**

»*Hast* du?«

»Nein, aber -«

**»Siehst du! Siehst du,
siehst du?!« Das war
Malcolm, der auf und ab
sprang und auf JB zeigte,
während Willem lachte.
Wenn er Gras rauchte,
wurde Malcolm sowohl
albern als auch pedantisch,
und die drei anderen
verwickelten ihn gern in
alberne und pedantische
philosophische**

Streitgespräche, an deren Inhalt Malcolm sich am nächsten Morgen nie erinnern konnte.

Es folgte ein Intermezzo, in dem Willem und JB sich über irgendetwas unterhielten - er war zu schläfrig, um richtig zuzuhören, gerade wach genug, um ihre Stimmen auseinanderhalten zu können -, und dann durchschnitt JBs Stimme den Dunst, der ihn umgab: »Jude!«

»Was?«, antwortete er, die Augen noch immer geschlossen.

»Ich will dich was fragen.«

Sofort schreckte etwas in ihm hoch. Wenn er bekifft war, hatte JB die erstaunliche Fähigkeit, Fragen zu stellen oder Beobachtungen zu machen, die sein Gegenüber niederschmettern und aus der Fassung bringen konnten. Jude glaubte eigentlich nicht, dass sich dahinter echte

Boshaftigkeit verbarg, aber man fragte sich schon, wie es in JBs Unterbewusstsein aussah. War *das* der wahre JB? Der, der ein Mädchen aus ihrem Wohnheim, Tricia Park, gefragt hatte, wie es sich anfühlte, der hässlichere Zwilling zu sein (die arme Tricia war aufgesprungen und aus dem Zimmer gerannt)? Oder war es derjenige, der sich, nachdem er eine besonders verheerende Schmerzattacke miterlebt

**hatte, in deren Verlauf Jude
mehrmals das Bewusstsein
verloren und wiedererlangt
hatte, was sich in etwa so
üblerregend anfühlte, wie
aus einer
aufwärtsfahrenden
Achterbahn zu fallen, mit
seinem bekifften Freund
davongestohlen hatte und
kurz vor Tagesanbruch mit
einem Bündel samtig
knospender
Magnolienzweige
zurückgekehrt war, die er
verbotenerweise von den**

Bäumen im Innenhof abgeschnitten hatte?

»Was?«, fragte er noch einmal argwöhnisch.

»Also«, sagte JB und verstummte kurz, um einen weiteren Zug zu nehmen.

»Wir kennen uns ja jetzt alle schon eine ganze Weile -«

»Ach ja?«, fragte Willem mit gespielter Überraschung.

»Schnauze, Willem«, fuhr JB fort. »Und wir würden alle gern wissen, warum du

uns nie erzählt hast, wie das mit deinen Beinen passiert ist.«

»JB, ich glaube nicht -«, begann Willem, aber Malcolm, der die Angewohnheit hatte, sich lautstark auf JBs Seite zu schlagen, wenn er bekifft war, unterbrach ihn: »Es verletzt uns, Jude. Vertraust du uns denn nicht?«

»Gott, Malcolm«, sagte Willem und ahmte dann Malcolm in grellem Falsett nach: »*Es verletzt uns. Du*

hörst dich an wie ein Mädchen. Das ist Judes Sache.«

Und das machte es irgendwie noch schlimmer, dass Willem, immer Willem ihn verteidigen musste. Gegen Malcolm und JB! In diesem Moment hasste er sie alle drei, aber natürlich stand es ihm überhaupt nicht zu, sie zu hassen. Sie waren seine Freunde, seine ersten Freunde, und ihm war bewusst, dass Freundschaft auf einem

**immerwährenden
Austausch basierte: von
Zuneigung, von Zeit,
manchmal auch von Geld,
immer aber von
Information. Er hatte kein
Geld. Er hatte ihnen nichts
zu geben, hatte nichts
anzubieten. Er konnte
Willem keinen Pullover
leihen, so wie Willem es
getan hatte, er konnte
Malcolm die hundert Dollar,
die er ihm einmal
aufgenötigt hatte, nicht
zurückzahlen oder auch nur**

JB beim Umzug helfen, so wie JB ihm geholfen hatte.

»Na ja«, begann er und war sich ihres aufmerksamen Schweigens, selbst Willems, bewusst. »Es ist nicht besonders interessant.« Er hielt die Augen geschlossen, weil es ihm leichter fiel, die Geschichte zu erzählen, wenn er sie dabei nicht ansah, und weil er es in diesem Moment schlicht nicht ertragen hätte. »Ich wurde von einem Auto

**angefahren. Mit fünfzehn.
Ein Jahr, bevor ich
hierherkam.«**

**»Oh«, sagte JB. Sie
schwiegen. Er spürte, wie
etwas aus dem Raum
entwich, spürte, wie die
Enthüllung die anderen in
eine Art ernster
Nüchternheit versetzt hatte.
»Tut mir leid, Mann. Das ist
echt kacke.«**

**»Konntest du vorher
laufen?«, fragte Malcolm, so
als könnte er es jetzt nicht
mehr. Es machte ihn traurig**

und beschämte ihn: Was er für Laufen hielt, hielten sie offenbar für etwas anderes.

»Ja«, sagte er und fügte dann, weil es die Wahrheit war, wenn auch nicht in dem Sinne, wie sie es verstehen würden, noch hinzu: »Ich war Geländeläufer.«

»Oh, krass«, sagte Malcolm. JB gab ein mitfühlendes Knurren von sich.

Nur Willem sagte nichts, wie ihm auffiel. Aber er

wagte nicht, die Augen zu öffnen, um ihm ins Gesicht zu sehen.

Schließlich begann es sich herumzusprechen, wie er erwartet hatte. (Vielleicht fragten sich die Leute wirklich, was mit seinen Beinen los war. Tricia Park kam irgendwann später einmal zu ihm und erzählte ihm, sie habe immer angenommen, er leide unter Gehirnlähmung. Was sollte er *darauf* erwidern?) Doch irgendwie wurde im

Laufe der Erzählungen und Wiedererzählungen ein Autounfall daraus und schließlich ein Autounfall unter Alkoholeinfluss.

»Die einfachste Erklärung ist oft die richtige«, sagte sein Mathematikprofessor Dr. Li immer, und vielleicht griff dieses Prinzip auch hier. Nur dass er wusste, dass es das nicht tat.

Mathematik war Mathematik, nichts anderes funktionierte so reduktiv.

Das Merkwürdige war nur:

Dadurch, dass seine Geschichte zu der eines Autounfalls geworden war, hatte er die Chance bekommen, sich neu zu erfinden; er musste nur sagen, dass es stimmte. Aber das konnte er einfach nicht. Er konnte es keinen Unfall nennen, weil es keiner gewesen war. War es letztlich Stolz oder Dummheit, was ihn daran hinderte, den Fluchtweg zu nehmen, der ihm angeboten wurde? Er wusste es nicht.

Und dann bemerkte er etwas anderes. Er durchlitt gerade eine Schmerzattacke - eine äußerst demütigende: Sie hatte ihn überfallen, als er gerade seine Schicht in der Bibliothek beendet hatte, und Willem, dessen Schicht an seine anschloss, war zufällig einige Minuten früher da gewesen -, als er hörte, wie die Bibliothekarin, eine freundliche, belesene Frau, die er gern mochte, Willem

nach der Ursache fragte. Mrs Eakeley und Willem hatten ihn in den rückwärtigen Pausenraum gebracht, wo der penetrante Duft verbrannten Zuckers, den alter Kaffee verströmte und der ihm ohnehin zuwider war, so scharf und überfallartig auf ihn einströmte, dass er sich beinahe übergeben hätte.

»Er wurde von einem Auto angefahren«, drang Willems Antwort zu ihm herüber wie über einen großen

schwarzen See hinweg.

Aber erst am Abend wurde ihm bewusst, was genau Willem gesagt und welches Wort er gebraucht hatte: *angefahren*. Er hatte nicht von einem Unfall gesprochen. Er fragte sich, ob er es bewusst getan hatte. Was wusste Willem? Es beschäftigte ihn so sehr, dass er Willem gefragt hätte, wäre er da gewesen, aber er war es nicht - er war bei seiner Freundin.

Niemand war da, fiel ihm

auf. Das Zimmer gehörte ihm allein. Er spürte, wie die Kreatur in seinem Inneren - die er sich als ein schmächtiges, schäbiges, lemurenartiges Geschöpf vorstellte, mit schnellen Reflexen ausgestattet und stets auf dem Sprung, während ihre dunklen, feuchten Augen unentwegt die Landschaft nach potenziellen Bedrohungen absuchten - sich entspannte und zu Boden sank. Dies waren die Momente des

College-Lebens, die er am meisten schätzte: Er saß in einem warmen Zimmer, würde am nächsten Tag drei Mahlzeiten zu sich nehmen und so viel essen, wie er wollte, und dazwischen würde er Seminare und Vorlesungen besuchen, und niemand würde versuchen, ihm wehzutun oder ihn zu etwas zu zwingen, was er nicht tun wollte. Seine Mitbewohner - seine *Freunde* - waren irgendwo in der Nähe, und er hatte

**einen weiteren Tag
überstanden, ohne eines
seiner Geheimnisse
preiszugeben, und ein
weiterer Tag trennte den
Menschen, der er einmal
gewesen war, von dem, der
er heute war. Das erschien
ihm jedes Mal wie eine
Leistung, die mit Schlaf
belohnt werden musste, also
ging er schlafen, schloss die
Augen und machte sich
bereit für einen weiteren
Tag auf der Welt.**



Es war Ana gewesen, seine erste und einzige Sozialarbeiterin und der erste Mensch, der ihn nie hintergangen hatte, die mit ihm ernsthaft über das College gesprochen hatte - das College, in dem er schließlich gelandet war - und die davon überzeugt gewesen war, dass er aufgenommen werden würde. Sie war nicht die Erste, die diese Ansicht

vertrat, aber sie war die Beharrlichste.

»Ich wüsste nicht, was dagegen spricht«, sagte sie. Das war einer ihrer Lieblingssätze. Sie saßen zu zweit auf Anas Veranda, die auf den Garten hinter ihrem Haus hinausging, und aßen Bananenbrot, das Anas Freundin gebacken hatte. Ana war nicht besonders naturverbunden (zu viele eklige Krabbeltiere, sagte sie immer), aber als er den

**Vorschlag gemacht hatte,
nach draußen zu gehen -
zögerlich, weil er noch
nicht abschätzen konnte,
wie groß ihre Toleranz ihm
gegenüber war -, hatte sie
die Hände auf die
Armlehnen ihres Sessels
geklatscht und sich nach
oben gestemmt. »Ich wüsste
nicht, was dagegen spricht.
Leslie!«, rief sie in die
Küche, wo Leslie Limonade
machte. »Bring sie nach
draußen!«**

Ihr Gesicht war das erste,

das er gesehen hatte, als er im Krankenhaus endlich die Augen aufschlug. Er konnte sich lange Zeit nicht erinnern, wo er war, wer er war oder was geschehen war, und dann war da plötzlich ihr Gesicht über seinem und betrachtete ihn. »Guck an, guck an«, sagte sie. »Er wacht auf.«

Sie schien immer da zu sein, egal um welche Uhrzeit er aufwachte. Manchmal war es Tag, und in den dämmerhaften,

**halbwachen Momenten,
bevor er vollständig zu
Bewusstsein kam, hörte er
die Geräusche des
Krankenhauses: das
Mäusequietschen der
Schuhe, die die Schwestern
trugen, das Klappern eines
Wagens, das Dröhnen der
Lautsprecherdurchsagen.
Aber manchmal war es auch
Nacht, und um ihn herum
war alles still, und er
brauchte länger, um
festzustellen, wo er sich
befand und warum, aber**

**dann fiel es ihm wieder ein,
jedes Mal fiel es ihm wieder
ein, und im Gegensatz zu
anderen Erinnerungen
wurde diese nicht mit der
Zeit leichter oder
undeutlicher. Und
manchmal war es weder Tag
noch Nacht, sondern etwas
dazwischen, und das Licht
hatte eine seltsame, neblige
Qualität, die ihn einen
Moment lang daran glauben
ließ, dass es so etwas wie
einen Himmel gab und dass
er es schließlich doch**

dorthin geschafft hatte. Und dann hörte er Anas Stimme und erinnerte sich wieder, warum er dort war, und wollte wieder die Augen schließen.

Sie sprachen über nichts Besonderes in diesen Momenten. Sie fragte ihn, ob er hungrig sei, und unabhängig von seiner Antwort gab sie ihm ein Sandwich zu essen. Sie fragte, ob er Schmerzen habe, und wenn er bejahte, wie stark sie seien. In ihrem

Beisein hatte er die erste seiner Schmerzattacken erlitten, und es war so fürchterlich gewesen - geradezu unerträglich, so als hätte jemand in ihn hineingegriffen und seine Wirbelsäule wie eine Schlange gepackt, um sie durch grobes Schütteln von ihren Nervensträngen zu befreien -, dass er später, als der Chirurg ihm erklärte, seine Verletzung sei wie eine »Beleidigung« für den Körper, von der er

sich nie ganz erholen würde, sofort begriffen hatte, was das Wort bedeutete und wie treffend und wohl gewählt es war.

»Sie meinen, er wird diese Attacken sein ganzes Leben lang haben?«, hatte Ana gefragt, und er war ihr für ihre Wut dankbar gewesen, umso mehr, als er zu müde und verängstigt war, um selbst wütend zu sein.

»Ich wünschte, ich könnte das verneinen«, sagte der Chirurg. Und dann, zu ihm

gewandt: »Aber sie werden vielleicht nicht so schlimm sein wie diese. Sie sind jung. Die Wirbelsäule hat wunderbare regenerative Qualitäten.«

»Jude«, hatte sie zu ihm gesagt, als die nächste Attacke gekommen war, zwei Tage nach der ersten. Er konnte ihre Stimme hören, aber sie klang weit entfernt und dann mit einem Mal schrecklich nah, füllte seinen Kopf mit explosionsartiger Kraft aus.

»Halt dich an meiner Hand fest«, hatte sie gesagt, und wieder schwoll ihre Stimme an und ab, aber sie ergriff seine Hand, und er hielt ihre so fest, dass er spürte, wie sich ihr Zeigefinger merkwürdig über ihren Ringfinger schob, geradezu fühlte, wie sich die kleinen Knochen in ihrer Handfläche unter der Kraft seines Drucks neu ordneten, was sie zerbrechlich und kleinteilig wirken ließ, obwohl weder

ihr Aussehen noch ihr Auftreten irgendetwas Zerbrechliches an sich hatten. »Zähl«, befahl sie ihm, als es zum dritten Mal passierte, und er tat es, zählte wieder und wieder bis hundert, teilte den Schmerz in zu bewältigende Einzelschritte. Er hatte damals noch nicht herausgefunden, dass es besser war, stillzuhalten, und warf sich auf dem Bett umher wie ein Fisch auf einem Bootsdeck, während

seine freie Hand blind nach einem Tau tastete, um sich daran festzuhalten, suchte auf der unnachgiebigen, gleichgültigen Matratze nach einer Position, in der die Beschwerden vielleicht etwas nachließen. Er versuchte, still zu sein, doch er konnte hören, wie er seltsame animalische Töne von sich gab, sodass manchmal ein Wald unter seinen Augenlidern erschien, der von Käuzen, Rehen und Bären bevölkert

war, und er stellte sich vor, er wäre einer von ihnen und die Geräusche, die er machte, wären ganz normal, gehörten zur unablässig spielenden Tonspur des Waldes.

Wenn es vorbei war, gab sie ihm etwas Wasser zu trinken, mit einem Strohhalm im Glas, damit er den Kopf nicht heben musste. Der Boden unter ihm kippte und bäumte sich auf, und ihm war häufig schlecht. Er war nie auf

dem Meer gewesen, aber er stellte es sich so vor, stellte sich vor, wie das wogende Wasser zitternde Buckel in das Linoleum drückte. »So ist es gut«, sagte sie, während er trank. »Noch ein bisschen.«

»Es wird besser werden«, sagte sie, und er nickte, weil er sich sein Leben nicht vorstellen konnte, wenn es *nicht* besser werden sollte. Seine Tage waren jetzt Stunden: Stunden ohne Schmerzen und Stunden mit

Schmerzen, und die Unberechenbarkeit dieses Stundenplans - und seines Körpers, der allerdings nur noch dem Namen nach ihm gehörte, denn er entzog sich völlig seiner Kontrolle - erschöpfte ihn, und er schlief und schlief, und die Tage entglitten ihm, ohne dass er in ihnen gelebt hatte.

Später würde es einfacher sein, anderen zu erzählen, dass es seine Beine waren, die schmerzten, doch das

stimmte eigentlich nicht: Es war sein Rücken. Manchmal wusste er im Voraus, was die Krämpfe auslösen würde, die Schmerzen, die an seiner Wirbelsäule hinab in eines seiner Beine krochen, als hätte man einen Holzpflöck in Flammen gesetzt und in ihn hineingebohrt: eine bestimmte Bewegung oder dass er etwas zu Schweres zu hoch hob oder schlicht Müdigkeit. Aber manchmal wusste er es nicht. Und

**manchmal ging den
Schmerzen eine
zwischenzeitliche Taubheit
in den Gliedern voraus oder
ein Stechen, das beinahe
angenehm war, so leicht
und prickelnd, nur ein
elektrisches Kribbeln, das
an seiner Wirbelsäule
herauf- und hinunterlief,
und dann wusste er, dass er
sich hinlegen und abwarten
musste, bis es seinen Zyklus
beendet hatte, eine Form
der Buße, der er nicht
entinnen und die er nicht**

abwenden konnte.

Manchmal aber überfiel es ihn einfach, und das war am schlimmsten: Mit der Zeit bekam er Angst, dass es in einem schrecklich unpassenden Moment passieren würde, und vor jeder großen Besprechung, jedem wichtigen Vorstellungsgespräch, jedem Gerichtstermin flehte er seinen Rücken an, sich zu beruhigen, ihn ohne Zwischenfälle durch die kommenden Stunden zu

tragen. Doch all das lag in der Zukunft, und für jede Lektion, die er lernte, zahlte er mit Stunden um Stunden des Schmerzes, verteilt über Tage und Monate und Jahre.

Die Wochen vergingen, und Ana brachte ihm Bücher und sagte ihm, er solle Titel aufschreiben, die ihn interessierten, damit sie für ihn in die Bibliothek gehen könne - aber er traute sich nicht, von ihrem Angebot Gebrauch zu

machen. Er wusste, dass sie seine Sozialarbeiterin war, dass sie den Auftrag hatte, sich um ihn zu kümmern, aber erst als über ein Monat vergangen war und die Ärzte endlich davon sprachen, dass seine Gipsverbände in wenigen Wochen abgenommen werden könnten, fragte sie ihn zum ersten Mal, was passiert war.

»Ich erinnere mich nicht«, sagte er. Das war zu jener Zeit seine

**Standardantwort auf alles.
Es war auch eine Lüge;
manchmal sah er ungebeten
die Scheinwerfer des Autos
vor sich, blendend weiße
Zwillingslichter, die auf ihn
zurasten, und erinnerte
sich, wie er die Augen
geschlossen hatte und den
Kopf zur Seite geworfen
hatte, so als hätte er
dadurch das
Unvermeidliche abwenden
können.**

**Sie wartete schweigend.
»Ist schon okay, Jude«,**

**sagte sie. »Wir wissen ja
mehr oder weniger, was
passiert ist. Aber
irgendwann musst du es mir
erzählen, damit wir uns
darüber unterhalten
können.« Sie habe ihn
schon einmal dazu befragt,
ob er sich daran erinnere?
Offenbar hatte es einen
Augenblick gegeben, kurz
nach der ersten Operation,
da war er aufgewacht und
hatte bei vollem
Bewusstsein all ihre Fragen
beantwortet, nicht nur zu**

den Geschehnissen jener Nacht, sondern auch zu den Jahren davor - doch daran konnte er sich tatsächlich nicht erinnern, und er fragte sich beunruhigt, was genau er gesagt und was Ana für ein Gesicht gemacht haben mochte, als er es ihr erzählt hatte.

Irgendwann einmal fragte er sie, wie viel er ihr erzählt habe.

»Genug«, sagte sie, »um mich zu überzeugen, dass es eine Hölle gibt und dass

diese Männer dorthin gehören.« Sie klang nicht wütend, aber ihre Worte waren es, und er schloss die Augen, beeindruckt und auch ein wenig beängstigt davon, dass etwas, das ihm - ihm! - widerfahren war, solche Leidenschaft, solchen Zorn wecken konnte.

Sie wachte über seine Verlegung in sein neues Zuhause, sein endgültiges Zuhause bei einer Familie namens Douglass. Sie

hatten noch zwei weitere Pflegekinder, beides Mädchen, beide noch jung - Rosie war acht und hatte das Downsyndrom, Agnes war neun und litt an Spina bifida. Das Haus war ein Gewirr aus Rampen, die unschön, aber stabil und mit ebenen Oberflächen ausgestattet waren, und anders als Agnes konnte er ohne fremde Hilfe überall hinfahren.

Die Douglasses gehörten der evangelisch-

**lutherischen Kirche an,
aber sie bestanden nicht
darauf, dass er mit zum
Gottesdienst kam. »Es sind
gute Menschen«, sagte Ana.
»Sie werden dich
zufriedenlassen, und du bist
bei ihnen sicher. Meinst du,
du kriegst ein kleines
Tischgebet hin, im
Austausch für Privatsphäre
und garantierte
Sicherheit?« Sie sah ihn
lächelnd an. Er nickte.
»Außerdem«, fuhr sie fort,
»kannst du mich jederzeit**

anrufen, wenn dir mal der Sinn nach einem sündigen Gespräch steht.«

Und tatsächlich kümmerte sich Ana mehr um ihn als die Douglasses. Er schlief bei ihnen und aß bei ihnen, und als er lernte, sich mithilfe seiner Krücken fortzubewegen, war es Mr Douglass, der auf einem Stuhl vor dem Badezimmer saß, bereit, hereinzukommen, sollte er beim Ein- oder Aussteigen in die oder aus der

Badewanne (selbst mit einer Gehhilfe konnte er das Gleichgewicht noch nicht ausreichend halten, um duschen zu können) ausrutschen und hinfallen. Doch es war Ana, die ihn zu den meisten Arztterminen brachte, und Ana, die an einem Ende ihres Gartens wartete, eine Zigarette im Mund, während er seine ersten langsamen Schritte auf sie zumachte, und Ana, die ihn schließlich dazu brachte, aufzuschreiben,

was bei Dr. Traylor passiert war, und ihn davor bewahrte, vor Gericht aussagen zu müssen. Er hatte ihr gesagt, er werde es schaffen, aber sie hatte erwidert, er sei noch nicht so weit, und sie verfügten selbst ohne seine Aussage über genügend Beweise, um Dr. Traylor jahrelang hinter Gitter zu bringen, und als er das hörte, konnte er sich seine Erleichterung eingestehen: Erleichterung darüber, nichts sagen zu

müssen, wovon er nicht wusste, wie er es sagen sollte, vor allem aber darüber, Dr. Traylor nicht wiedersehen zu müssen. Als er ihr schließlich seinen schriftlichen Bericht gab - er hatte ihn so neutral wie möglich formuliert, hatte sich beim Verfassen vorgestellt, er schreibe über jemand anderen, jemanden, den er einmal gekannt habe, mit dem er aber seither nie wieder habe sprechen müssen -, las sie

ihn einmal durch, ohne irgendeine Regung zu zeigen, und nickte ihm dann zu. »Gut«, sagte sie knapp, faltete das Blatt Papier wieder zusammen und steckte es in den Umschlag zurück. »Gut gemacht«, fügte sie hinzu, und dann begann sie plötzlich heftig zu weinen und konnte gar nicht mehr aufhören. Sie sagte irgendetwas zu ihm, schluchzte dabei jedoch so sehr, dass er sie nicht

verstand, und schließlich ging sie einfach aus dem Zimmer. Am Abend rief sie ihn an, um sich zu entschuldigen.

»Es tut mir leid, Jude«, sagte sie. »Das war wirklich unprofessionell von mir. Aber als ich gelesen habe, was du geschrieben hast, bin ich einfach ...« Sie schwieg eine Zeit lang und holte dann tief Luft. »Es wird nie wieder passieren.«

Und als die Ärzte entschieden, dass er noch

nicht stark genug sei, um in die Schule zu gehen, war es wiederum Ana, die einen Privatlehrer für ihn fand, damit er die Highschool beenden konnte, und es war sie, die ihn dazu brachte, über das College nachzudenken. »Du bist wirklich klug, weißt du das?«, sagte sie. »Du kannst dich überall bewerben. Ich habe mit ein paar von deinen Lehrern in Montana gesprochen, und die sehen es genauso. Hast du mal

**darüber nachgedacht? Ja?
Wo würdest du denn gern
hingehen?« Und als er es
ihr sagte und in der
Erwartung verharrte, dass
sie ihn auslachen werde,
nickte sie nur. »Ich wüsste
nicht, was dagegen
spricht.«**

**»Aber glaubst du denn«,
sagte er, »dass sie
jemanden wie mich
aufnehmen würden?«**

**Wieder lachte sie nicht.
»Es stimmt schon, du hast
nicht den ... traditionellsten**

Bildungshintergrund« - sie lächelte ihn an -, »aber deine Testergebnisse sind großartig, und auch wenn du dir selbst vielleicht nicht darüber bewusst bist, kannst du mir glauben, dass du mehr weißt als die meisten, wenn nicht sogar alle Jugendlichen in deinem Alter.« Sie seufzte.

»Vielleicht hast du Bruder Luke wenigstens eins zu verdanken.« Sie las in seinem Gesicht. »Ich wüsste also nicht, was dagegen

spricht.«

Sie half ihm bei allem: Sie verfasste eines seiner Empfehlungsschreiben, sie ließ ihn an ihrem Computer seinen Essay schreiben (er schrieb nicht über das vergangene Jahr; er schrieb über Montana und darüber, wie er dort gelernt hatte, nach Senfrauke und Pilzen zu suchen), sie zahlte sogar die Bewerbungsgebühr.

Als er aufgenommen wurde - mit einem vollen Stipendium, wie Ana es

vorausgesagt hatte -, sagte er ihr, es sei allein ihr Verdienst.

»Schwachsinn«, sagte sie. Da war sie bereits so krank, dass sie es nur flüstern konnte. »Das hast du ganz allein geschafft.« Als er später die letzten Monate in Gedanken Revue passieren ließ, sah er die Zeichen ihrer Krankheit wie von einem Scheinwerfer beleuchtet vor sich - Zeichen, die er in seiner Dummheit und

Selbstbezogenheit eins nach dem anderen übersehen hatte: ihren Gewichtsverlust, ihre gelblichen Augen, ihre Müdigkeit, die er allesamt ... worauf zurückgeführt hatte? »Du solltest mit dem Rauchen aufhören«, hatte er nur zwei Monate zuvor zu ihr gesagt, als er sich ihr gegenüber selbstbewusst genug gefühlt hatte, um ihr Anweisungen zu geben; sie war die erste Erwachsene,

bei der es ihm so ging. »Du hast recht«, hatte sie gesagt, ihn aus zusammengekniffenen Augen angesehen, während sie einen tiefen Zug nahm, und sein Seufzen mit einem Grinsen erwidert.

Selbst dann gab sie nicht auf. »Jude, wir sollten darüber sprechen«, sagte sie alle paar Tage zu ihm, und wenn er den Kopf schüttelte, verstummte sie. »Dann morgen«, sagte sie. »Versprichst du es mir?

Morgen sprechen wir darüber.«

»Ich weiß gar nicht, warum wir überhaupt darüber sprechen müssen«, murrte er einmal. Er wusste, dass sie die Aufzeichnungen aus Montana kannte; er wusste, dass sie wusste, was er war.

Sie schwieg. »Eins habe ich gelernt«, sagte sie. »Man muss über so etwas reden, solange es noch frisch ist. Sonst macht man es nie. Ich bringe dir bei,

darüber zu reden, denn es wird immer schwieriger, je länger man wartet, und es wird in dir gären, und du wirst für immer glauben, dass du selbst an allem schuld seist. Natürlich stimmt das nicht, aber du wirst es für immer und ewig glauben.« Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte, aber als sie es am nächsten Tag wieder ansprach, schüttelte er den Kopf und ging fort, obwohl sie ihm hinterherrief.

**»Jude«, sagte sie einmal.
»Ich habe dir zu lange Zeit
gegeben, dich damit
auseinanderzusetzen. Es
war mein Fehler.«**

**»Tu's für mich, Jude«,
sagte sie einmal. Aber er
konnte es nicht; er fand
nicht die Worte, um
darüber zu sprechen, nicht
einmal mit ihr. Und er
wollte diese Jahre nicht
noch einmal durchleben. Er
wollte sie vergessen, wollte
sich einreden, sie gehörten
zu jemand anderem.**

Im Juni war sie bereits so schwach, dass sie sich nicht mehr aufsetzen konnte. Vierzehn Monate nachdem sie sich kennengelernt hatten, war sie diejenige, die im Bett lag, und er war derjenige, der danebensaß. Leslie hatte die Tagesschicht in der Klinik, und oft waren nur sie beide im Haus. »Hör mir zu«, sagte sie. Eines der Medikamente ließ ihren Hals austrocknen, und sie verzog beim Sprechen das

Gesicht vor Schmerz. Er griff nach dem Wasserkrug, aber sie machte eine ungeduldige Handbewegung. »Leslie nimmt dich mit zum Einkaufen, bevor du nach Hause gehst; ich habe ihr aufgeschrieben, was du brauchst.« Er wollte protestieren, aber sie unterbrach ihn. »Fang nicht an zu diskutieren, Jude. Mir fehlt die Kraft dafür.«

Sie schluckte. Er wartete darauf, dass sie

weilersprach. »Du wirst dich auf dem College bestens machen«, sagte sie. Sie schloss die Augen. »Die anderen werden dich nach deiner Kindheit fragen, hast du dir darüber mal Gedanken gemacht?«

»Nicht so richtig«, sagte er. Er dachte an nichts anderes.

»Hmpf«, machte sie. Sie glaubte ihm auch nicht. »Was wirst du ihnen sagen?« Und dann schlug sie die Augen auf und sah

ihn an.

»Ich weiß es nicht«, gab er zu.

Sie seufzte, dann schwiegen sie. »Jude«, begann sie und verstummte wieder. »Du wirst deinen eigenen Weg finden, dich damit auseinanderzusetzen, was dir passiert ist. Du wirst es tun müssen, wenn du dich jemals irgendwem öffnen willst. Aber dein Leben ... ganz egal, was du denkst, es gibt nichts, wofür du dich schämen müsstest,

und nichts davon war deine Schuld. Vergiss das bitte nicht, in Ordnung?«

Sie waren noch nie so kurz davor gewesen, nicht nur über das vergangene Jahr zu sprechen, sondern auch über die Jahre davor. »Ja«, sagte er.

Sie sah ihn scharf an. »Versprich es mir.«

»Ich verspreche es.«

Doch nicht einmal in diesem Moment konnte er ihr glauben.

Sie seufzte. »Ich hätte

**dich öfter zum Reden
bringen müssen«, sagte sie.
Es war das Letzte, was sie je
zu ihm sagte. Zwei Wochen
später - am dritten Juni -
starb sie. Die Beerdigung
war in der Woche darauf. Er
hatte zu dieser Zeit einen
Ferienjob in einer Bäckerei,
wo er im Hinterzimmer saß
und Kuchen glasierte, und
in den Tagen nach der
Beerdigung saß er bis
spätabends an seinem Platz,
bestrich Kuchen um
Kuchen mit hautfarbenem**

**Zuckerguss und versuchte,
nicht an sie zu denken.**

**Ende Juli zogen die
Douglasses um.**

**Mr Douglass hatte in San
Jose eine neue Arbeit
gefunden, und sie nahmen
Agnes mit; Rosie kam zu
einer anderen Familie. Er
hatte die Douglasses
gemocht, aber als sie ihm
sagten, er solle sich
regelmäßig melden, wusste
er, dass er es nicht tun
würde - er war so erpicht
darauf, sein altes Leben**

hinter sich zu lassen; er wollte jemand werden, den niemand kannte und der seinerseits niemanden kannte.

Er kam in eine Notunterkunft. So nannten es die Behörden: Notunterkunft. Er hatte eingewendet, er sei alt genug, um allein zu wohnen (er hatte sich, ebenfalls unrealistischerweise, vorgestellt, im Hinterzimmer der Bäckerei zu schlafen), und dass er in

**nicht einmal zwei Monaten
ohnehin fort wäre, heraus
aus dem System, aber es
war niemand seiner
Meinung. Die
Notunterkunft war ein
Wohnheim, eine schlaffe
graue Bienenwabe, bewohnt
von anderen Jugendlichen,
die - aufgrund dessen, was
sie getan hatten, was ihnen
angetan worden war oder
schlicht ihres Alters - von
den Behörden nicht ohne
Weiteres untergebracht
werden konnten.**

Als die Zeit zum Aufbruch war, bekam er etwas Geld für Unterrichtsmaterialien. Man war, wie er merkte, seltsam stolz auf ihn; er mochte nicht lange im System gewesen sein, aber er ging aufs College und sogar auf ein sehr gutes - man würde ihn fortan als Erfolg verbuchen. Leslie fuhr ihn zum Armeeladen. Während er zusammensuchte, was er eventuell brauchen könnte - zwei Pullover, drei

langärmlige T-Shirts, eine graue Decke, die dem klumpigen Füllmaterial ähnelte, das das Sofa im Eingangsraum des Wohnheims erbrach -, fragte er sich, ob er die richtigen Dinge auswählte, die, die auf Anas Liste gestanden hätten. Er wurde den Gedanken nicht los, dass noch etwas anderes auf dieser Liste stand, etwas Essenzielles, das er Anas Meinung nach unbedingt brauchen und wovon er nun

**niemals erfahren würde.
Nachts sehnte er sich diese
Liste herbei, fast mehr, als
er Ana herbeisehnte; er
konnte sie vor seinem
inneren Auge
heraufbeschwören, die
sonderbare Mischung von
Groß- und Kleinbuchstaben,
die sie innerhalb eines
Wortes verwendete, den
Druckbleistift, den sie
immer benutzte, die Blöcke
mit dem gelben Papier, ein
Überbleibsel aus ihrer Zeit
als Anwältin, auf denen sie**

**sich Notizen machte.
Manchmal verdichteten sich
die Buchstaben zu Worten,
und er triumphierte in
seiner Traumwelt: Ah,
dachte er, na klar! Klar,
dass ich das brauche! Klar,
dass Ana das wusste! Doch
morgens konnte er sich nie
daran erinnern, was es
gewesen war. In jenen
Momenten verspürte er den
widernatürlichen Wunsch,
sie nie getroffen zu haben,
dachte, es sei sicherlich
schlimmer, sie für so kurze**

Zeit gekannt zu haben, als überhaupt nicht.

Er bekam ein Busticket nach Norden; Leslie kam zum Busbahnhof, um ihn zu verabschieden. Er hatte seine Sachen in einen doppelagigen schwarzen Müllsack gewickelt und in den Rucksack gesteckt, den er im Armeeladen gekauft hatte: seine sämtlichen Besitztümer, ordentlich in einem einzigen Paket verpackt. Im Bus starrte er aus dem Fenster, ohne an

etwas Bestimmtes zu denken. Er hoffte, sein Rücken würde ihn während der Fahrt nicht im Stich lassen, und er tat es auch nicht.

Er war als Erster im Wohnzimmer angekommen, und als der Zweite - Malcolm - folgte, mit seinen Eltern, seinen Koffern, seinen Büchern und Lautsprecherboxen, seinem Fernseher, seinen Telefonen und Computern, seinem Kühlschrank und

**seiner Armada
elektronischer Geräte, hatte
ihn scheußliche Angst
befallen, gefolgt von einer
Wut, die sich
seltsamerweise gegen Ana
richtete: Warum hatte sie
ihm weisgemacht, er könne
hier bestehen? Was sollte er
über sich sagen? Warum
hatte sie ihm nie
klargemacht, wie arm und
wie hässlich er war, was für
ein blutiger,
dreckverkrusteter Fetzen
sein Leben war? Wie konnte**

sie ihn glauben lassen, er gehöre hierher?

Im Laufe der Monate wurde das Gefühl schwächer, aber es verschwand nie ganz; es lebte auf ihm weiter wie eine dünne Schimmelschicht. Doch je mehr er sich mit diesem Wissen arrangierte, desto mehr machte ihm etwas anderes zu schaffen: Er begann zu begreifen, dass sie der erste und letzte Mensch gewesen war, dem

er nie irgendetwas hatte erklären müssen. Sie hatte gewusst, dass er sein Leben auf seiner Haut trug, dass seine Biografie in sein Fleisch und seine Knochen eingeschrieben war. Sie hätte ihn nie gefragt, warum er selbst in der größten Schwüle keine kurzen Ärmel trug oder nicht gern berührt wurde oder, was das Wichtigste war, was mit seinen Beinen oder seinem Rücken passiert war: Sie wusste es

schon. In ihrer Nähe hatte er weder die konstante Angespanntheit noch den Drang zur Wachsamkeit verspürt, die er in der Gegenwart anderer Menschen zwangsläufig zu empfinden schien; die pausenlose Abwehrhaltung war anstrengend, aber irgendwann wurde sie schlicht ein Teil seines Lebens, eine Angewohnheit wie eine gute Körperhaltung. Einmal hatte sie die Arme

ausgestreckt, um ihn (wie ihm später klarwurde) zu umarmen, aber er hatte reflexartig die Hände über den Kopf erhoben, um sich zu schützen, und auch wenn es ihm peinlich gewesen war, hatte sie ihm nicht das Gefühl gegeben, lächerlich zu sein oder überreagiert zu haben. »Das war dämlich von mir, Jude«, hatte sie stattdessen gesagt. »Es tut mir leid. Keine hastigen Bewegungen mehr, ich verspreche es.«

**Doch jetzt war sie fort,
und niemand kannte ihn.
Sein Archiv war
geschlossen. An seinem
ersten Weihnachtsfest hatte
Leslie ihm über das
Dezernat für studentische
Angelegenheiten eine Karte
zukommen lassen, und er
hatte sie tagelang behalten,
seine letzte Verbindung zu
Ana, bevor er sie schließlich
weggeworfen hatte. Er
schrieb nie zurück, und er
hörte nie wieder von Leslie.
Er hatte ein neues Leben,**

**und er war fest
entschlossen, es sich nicht
kaputtzumachen.**

**Doch manchmal dachte er
an ihre letzten Gespräche
zurück, sagte die Sätze laut
vor sich hin, die sie
gesprochen hatten. Das war
nachts, wenn seine
Mitbewohner - in
unterschiedlichen
Konstellationen, je
nachdem, wer sich gerade
im Zimmer befand - über
und neben ihm schliefen.
»Pass auf, dass dir dieses**

**Schweigen nicht zur
Gewohnheit wird«, hatte sie
ihn kurz vor ihrem Tod
ermahnt. Und: »Es ist nichts
Schlimmes daran, wütend
zu sein, Jude. Du musst es
nicht verstecken.« Sie hatte
sich in ihm getäuscht,
dachte er immer; er war
nicht das, wofür sie ihn
gehalten hatte. »Du bist für
Großes geschaffen«, hatte
sie einmal gesagt, und er
wollte ihr glauben, auch
wenn er es nicht konnte.
Aber in einem Punkt hatte**

**sie recht gehabt: Es wurde
tatsächlich schwieriger und
schwieriger. Er gab sich
tatsächlich selbst die Schuld.
Und obwohl er Tag für Tag
versuchte, sich auf das
Versprechen zu besinnen,
das er ihr gegeben hatte,
rückte es Tag für Tag weiter
in die Ferne, war
schließlich nur noch eine
Erinnerung, so wie sie nur
noch eine Erinnerung war,
eine geliebte Figur aus
einem Buch, das er vor
langer Zeit gelesen hatte.**



»Es gibt zwei Arten von Menschen auf der Welt«, sagte Richter Sullivan immer. »Die, die an etwas glauben wollen, und die, die es nicht wollen. In meinem Gerichtssaal wird der Glaube wertgeschätzt. Jede Art von Glaube.«

Diese Verkündung war häufig von ihm zu hören, woraufhin er sich ächzend erhob - er war sehr dick - und aus dem Zimmer

wankte. Für gewöhnlich war das, wenn der Tag sich dem Ende zuneigte - Sullivans Tag zumindest - und er sein Quartier verließ, um mit seinen Referendaren zu sprechen, wobei er auf der Kante eines ihrer Schreibtische saß und unverständliche, von regelmäßigen Pausen durchsetzte Vorträge hielt, so als wären seine Referendare keine Anwälte, sondern bloße Schreibkräfte mit dem

Auftrag, seine Worte aufzuzeichnen. Doch niemand schrieb mit, nicht einmal Kerrigan, der ein wahrer Gläubiger und der konservativste von ihnen dreien war.

Wenn der Richter hinausgegangen war, grinste Jude Thomas am anderen Ende des Raumes zu, der in einer hilflosen und nach Entschuldigung heischenden Geste zur Decke hinaufblickte. Thomas war auch ein

**Konservativer, aber »ein
Konservativer *mit Verstand*«,
wie er ihn erinnerte, »und
die Tatsache, dass ich diese
Unterscheidung überhaupt
treffen muss, ist verdammt
deprimierend«.**

**Thomas und er hatten im
selben Jahr begonnen, für
den Richter zu arbeiten. Als
Jude im zweiten Jahr seines
Jura-Studiums der
informelle
Sondierungsausschuss des
Richters angesprochen
hatte - genauer gesagt, sein**

**Professor für
Gesellschaftsrecht, der ein
alter Freund des Richters
war -, war es Harold
gewesen, der ihn davon
überzeugt hatte, sich auf
die Stelle zu bewerben.
Sullivan war unter den
übrigen Bezirksrichtern
dafür bekannt, dass er stets
auch einen Referendar
beschäftigte, dessen
politische Ansichten von
seinen eigenen abwichen, je
stärker, desto besser. (Sein
letzter liberaler Referendar**

**hatte anschließend für eine
Vereinigung gearbeitet, die
sich für die Abspaltung
Hawaiis von den USA
einsetzte, eine
Karriereentscheidung, die
der Richter Sullivan von
heftiger Selbstzufriedenheit
begleitet zur Kenntnis
genommen hatte.)**

**»Sullivan hasst mich«,
hatte Harold damals erfreut
zu ihm gesagt. »Er wird
dich in jedem Fall
einstellen, und sei es nur,
um mich zu ärgern.«**

Lächelnd kostete er den Gedanken aus. »Und weil du der brillianteste Student bist, den ich je hatte«, fügte er hinzu.

Dieses Kompliment ließ Jude den Blick senken: Harolds Lob erreichte ihn für gewöhnlich über Umwege. »Ich weiß nicht, ob ich ihm liberal genug bin«, hatte er geantwortet. Harold war er ganz sicher nicht liberal genug; sie stritten regelmäßig darüber: über seine

Ansichten, über die Art, wie er das Gesetz auslegte, wie er es aufs Leben anwandte.

Harold schnaubte. »Glaub mir«, sagte er, »das bist du.«

Doch als er im Jahr darauf zu seinem Vorstellungsgespräch nach New York gefahren war, hatte Sullivan weit weniger zornig und weit weniger spezifisch über die Gesetzgebung und über politische Philosophie gesprochen, als er es

erwartet hatte. »Wie ich höre, singen Sie«, sagte Sullivan stattdessen nach einem einstündigen Gespräch über Judes Studienfächer (der Richter war auf derselben Fakultät gewesen), seine Tätigkeit als Redakteur der im Fachbereich herausgegebenen juristischen Zeitschrift (der Richter hatte denselben Posten innegehabt) und seine Meinung zu einigen aktuellen Fällen.

»Das stimmt«, sagte er und fragte sich, woher der Richter das wusste. Im Gesang fand er Trost, aber er sang selten vor anderen. Hatte er in Harolds Büro gesungen und war dabei gehört worden? Manchmal sang er in der Fachbereichsbibliothek, wenn er spätabends Bücher ins Regal zurückstellte und es in der Bibliothek still und ruhig wie in einer Kirche war - hatte ihn dort jemand gehört?

»Singen Sie etwas für mich«, sagte der Richter.

»Was würden Sie denn gern hören, Sir?«, fragte er. Unter gewöhnlichen Umständen wäre er viel nervöser gewesen, aber er war vorgewarnt worden, dass der Richter ihn irgendetwas aufführen lassen werde (ein ehemaliger Bewerber hatte Gerüchten zufolge für ihn jonglieren müssen), und Sullivan war als Opernliebhaber bekannt.

Der Richter legte die wulstigen Finger an die wulstigen Lippen und dachte nach. »Hmmm«, sagte er, »singen Sie etwas, das mir etwas über ihre Persönlichkeit verrät.«

Er überlegte kurz und begann zu singen. Er war überrascht zu hören, dass seine Wahl auf Mahlers »Ich bin der Welt abhanden gekommen« gefallen war - sowohl weil er Mahler gar nicht besonders mochte, als auch weil das Lied nicht

leicht zu singen war; es war langsam, trauervoll, subtil und nicht für einen Tenor geschrieben. Aber er mochte den Text, den sein Gesangslehrer auf dem College als »zweitklassigen Romantizismus« abgetan hatte, woran seiner Meinung nach die schlechten Übertragungen ins Englische großen Anteil hatten. Die Standardübersetzung der ersten Zeile lautete: »*I am lost to the world*«, aber er las

sie eher als »I have become lost to the world«, was nach seinem Ermessen weniger selbstmitleidig, weniger melodramatisch als vielmehr resigniert und verwirrt klang. Ich bin der Welt abhanden gekommen / Mit der ich sonst viele Zeit verdorben. Das Lied handelte vom Leben eines Künstlers, was er eindeutig nicht war. Doch er verstand auf geradezu instinktive Weise, was es bedeutete, sich zu verlieren, sich von

**der Welt zu lösen, an einen
anderen Ort zu
verschwinden, einen Ort des
Rückzugs und der
Sicherheit, sich zugleich
nach Flucht und
Entdeckung zu sehnen. *Es
ist mir auch gar nichts daran
gelegen, / Ob sie mich für
gestorben hält, / Ich kann auch
gar nichts sagen
dagegen, / Denn wirklich bin
ich gestorben der Welt.***

**Als er geendet hatte und
die Augen aufschlug,
applaudierte der Richter**

**lachend. »Bravo«, sagte er.
»Bravo! Aber ich fürchte,
Sie haben den falschen
Beruf gewählt, wissen Sie.«
Er lachte wieder. »Wo
haben Sie gelernt, so zu
singen?«**

»Bei den Brüdern, Sir.«

**»Ah, ein katholischer
Junge?«, fragte Sullivan
und richtete seinen
massigen Körper
erwartungsvoll auf.**

**»Ich wurde katholisch
erzogen«, begann er.**

»Aber jetzt sind Sie es

nicht mehr?«, fragte der Richter stirnrunzelnd.

»Nein«, sagte er. Er hatte jahrelang daran gearbeitet, den entschuldigenden Unterton in seiner Stimme zu unterdrücken, wenn er das sagte.

Sullivan gab ein grunzendes Geräusch von sich, das vielerlei hätte bedeuten können. »Nun, was auch immer sie Ihnen mitgegeben haben, hätte Sie zumindest vor dem bewahren sollen, was

Harold Stein Ihnen in den letzten paar Jahren eingetrichtet hat«, sagte er. Er warf einen Blick auf seinen Lebenslauf. »Sie sind sein wissenschaftlicher Mitarbeiter?«

»Ja«, sagte er. »Seit über zwei Jahren.«

»Ein scharfer Verstand und so vergeudet«, sagte Sullivan (es war nicht ganz klar, ob er Harold oder ihn meinte). »Danke, dass Sie vorbeigekommen sind, wir melden uns bei Ihnen. Und

danke für das Lied; Sie haben eine der besten Tenorstimmen, die ich seit Langem gehört habe. Sind Sie *wirklich* sicher, dass Sie die richtige Berufswahl getroffen haben?«, sagte er lächelnd; es war das letzte Mal, dass er Sullivan so fröhlich und aufrichtig lächeln sah.

Als er wieder in Cambridge war, erzählte er Harold von dem Treffen (»Du *singst*?«, fragte Harold ihn auf eine Weise, als

hätte er ihm gerade erzählt, er könne fliegen), aber auch, dass er sich sicher sei, das Referendariat nicht zu bekommen. Eine Woche später rief Sullivan an: Er hatte den Job. Er war überrascht, Harold nicht. »Das habe ich dir doch gesagt«, sagte er.

Als er am Tag darauf wie üblich in Harolds Büro kam, hatte dieser seinen Mantel an. »Die normale Arbeit fällt heute aus«, verkündete er. »Ich möchte, dass du mir

hilfst, einige Besorgungen zu machen.« Das war ungewöhnlich, aber Harold war nun einmal ungewöhnlich. Am Bordstein hielt er ihm die Schlüssel entgegen. »Willst du fahren?«

»Ja, warum nicht?«, sagte er und ging auf die Fahrerseite. Es war das Auto, in dem er erst letztes Jahr fahren gelernt hatte, während Harold neben ihm gesessen und außerhalb des Klassenzimmers wesentlich

**mehr Geduld an den Tag
gelegt hatte als darin.**

»Gut«, hatte er gesagt.

**»Lass die Kupplung ein
bisschen mehr kommen -
gut. Gut, Jude, gut.«**

**Harold musste einige
Hemden abholen, die er
hatte ändern lassen, und sie
fuhren zu dem teuren
kleinen**

**Herrenbekleidungsgeschäft
am Rande des Square, in
dem Willem während seines
Abschlussjahrs gearbeitet
hatte. »Komm mit rein«,**

wies Harold ihn an. »Ich werde beim Tragen Hilfe brauchen.«

»Mein Gott, Harold, wie viele Hemden hast du denn gekauft?«, fragte er. Harold verfügte über eine stets gleichbleibende Auswahl blauer Hemden, weißer Hemden, brauner Cordhosen (für den Winter), Leinenhosen (für Frühling und Sommer) und Pullover in verschiedenen Grün- und Blautönen.

»Schweig«, sagte Harold.

Drinnen machte Harold sich auf die Suche nach einem Verkäufer, und Jude wartete, ließ seinen Finger über die Krawatten wandern, die zusammengerollt und glänzend wie süßes Gebäck in ihren Schaukästen lagen. Malcolm hatte ihm zwei seiner alten Baumwollanzüge gegeben, die er zum Ändern gegeben und während seiner beiden Sommerpraktika getragen hatte, aber für das

Vorstellungsgespräch bei Sullivan hatte er sich den Anzug seines Mitbewohners leihen müssen, und solange er ihn hatte, war er darauf bedacht gewesen, sich darin äußerst behutsam zu bewegen, im permanenten Bewusstsein der feinen Beschaffenheit seiner Wolle.

Dann hörte er Harold sagen: »Das ist er«, und als er sich umdrehte, stand Harold da mit einem kleinen Mann, der sich ein

**Maßband um den Hals
gelegt hatte wie eine
Schlange. »Er braucht zwei
Anzüge - einen
dunkelgrauen und einen
blauen -, und dann nehmen
wir noch ein Dutzend
Hemden mit, ein paar
Pullover, eine Handvoll
Krawatten, Socken, Schuhe:
Er hat gar nichts.« Ihm
nickte er zu und sagte: »Das
ist Marco. Ich bin in ein
paar Stunden zurück.«**

»Warte«, sagte er.

»Harold. Was soll das?«

»Jude«, sagte Harold. »Du brauchst etwas zum Anziehen. Ich bin wahrlich kein Experte auf dem Gebiet, aber in diesem Aufzug kannst du bei Sullivan jedenfalls nicht auftauchen.«

Es beschämte ihn: seine Kleidung, seine Unzulänglichkeit, Harolds Freigiebigkeit. »Ich weiß«, sagte er. »Aber das kann ich nicht annehmen, Harold.«

Er hätte noch weitergesprochen, aber

Harold machte einen Schritt auf ihn zu und drehte ihn beiseite. »Jude«, sagte er, »nimm es an. Du hast es verdient. Und vor allem brauchst du es. Ich kann nicht zulassen, dass du mich vor Sullivan blamierst. Außerdem habe ich schon dafür bezahlt, und ich werde mein Geld nicht zurückbekommen. Stimmt's, Marco?«, rief er über die Schulter.

»Stimmt«, sagte Marco sofort.

»Lass es gut sein, Jude«, sagte Harold, als er sah, dass er noch etwas sagen wollte. »Ich muss los.« Und er marschierte aus dem Laden, ohne sich nochmals umzudrehen.

Und so stand er dann vor dem triptychonartigen Spiegel und betrachtete das Spiegelbild von Marco, der sich an seinen Knöcheln zu schaffen machte, doch als Marcos Hand an der Innenseite seines Beins hinauffuhr, um den

**Innensaum zu messen,
zuckte er reflexartig
zusammen. »Ruhig, ruhig«,
sagte Marco, so als wäre er
ein nervöses Pferd, und
tätschelte seinen Schenkel,
auch wie bei einem Pferd,
und als Marco an seinem
anderen Bein angekommen
war und er noch einmal
eine unfreiwillige tretende
Bewegung machte: »He! Ich
habe Nadeln im Mund,
wissen Sie.«**

**»Entschuldigung«, sagte
er und zwang sich,**

stillzustehen.

Als Marco fertig war, betrachtete er sich in seinem neuen Anzug: die Anonymität und der Schutz, die er verlieh. Selbst wenn jemand versehentlich seinen Rücken streifte, würde er durch die Stoffschichten hindurch nie die Erhebungen der Narben spüren. Es war alles bedeckt, alles versteckt. Wenn er stillstand, konnte er jedermann sein, ein unbeschriebenes Blatt, ein

Unsichtbarer.

»Noch einen Zentimeter mehr, würde ich sagen«, sagte Marco, der den Rücken des Jacketts um seine Taille raffte. Er klopfte ihm ein paar lose Fäden vom Ärmel. »Jetzt brauchen Sie nur noch einen ordentlichen Haarschnitt.«

Harold wartete in der Krawattenabteilung auf ihn, in eine Zeitschrift vertieft. »Bist du fertig?«, fragte er, so als wäre der Einkaufstrip

seine Idee gewesen und Harold nur ihm zuliebe mitgekommen.

Während ihres frühen Abendessens versuchte er, Harold nochmals zu danken, doch der unterbrach ihn jedes Mal mit wachsender Ungeduld.

»Hat man dir nicht beigebracht, dass man auch einfach mal etwas akzeptieren muss, Jude?«, fragte er schließlich.

»Du hast gesagt, dass man nichts einfach so

akzeptieren darf«, erinnerte er Harold.

»Ja, im Seminarraum und im Gerichtssaal«, sagte Harold. »Aber doch nicht im wahren Leben. Weißt du, Jude, im wahren Leben widerfahren guten Menschen manchmal schöne Dinge. Keine Sorge, allzu häufig kommt es nicht vor. Aber wenn, dann sollten die guten Menschen einfach ›Danke‹ sagen und weitermachen wie bisher und vielleicht einmal

darüber nachdenken, dass derjenige, der ihnen Gutes tut, auch seine Freude daran hat und sie sich nicht dadurch verderben lassen möchte, dass er sich all die Gründe anhört, warum derjenige, dem er etwas Gutes getan hat, glaubt, es nicht verdient zu haben oder es nicht wert zu sein.«

Daraufhin hielt er den Mund, und nach dem Essen ließ er sich von Harold zu seiner Wohnung in der Hereford Street fahren.

»Außerdem«, sagte Harold, als er ausstieg, »hast du sehr, sehr gut ausgesehen. Du bist ein wirklich gut aussehender Kerl; ich hoffe, das hat dir schon mal jemand gesagt.« Und dann, bevor er Einspruch einlegen konnte: »Akzeptiere es, Jude.«

Also schluckte er seine Worte hinunter. »Danke, Harold. Für alles«, sagte er stattdessen.

»Es war mir eine Freude, Jude«, sagte Harold. »Wir

sehen uns am Montag.«

**Er stand auf dem
Bürgersteig und blickte
Harolds Auto hinterher,
und dann ging er zu seiner
Wohnung hinauf, die im
ersten Stock eines
eleganten Stadthauses lag,
das an ein Verbindungshaus
des MIT angrenzte. Der
Eigentümer, ein
emeritierter
Soziologieprofessor, wohnte
im Erdgeschoss und
vermietete die drei übrigen
Stockwerke an**

Doktoranden: Ganz oben lebten Santosh und Federico, die in Elektrotechnik promovierten, und im zweiten Stock Janusz und Isidore, die beide in Harvard ihren Ph. D. machten - Janusz in Biochemie und Isidore in Nahöstlicher Religion -, und direkt unter ihnen wohnten er und sein Mitbewohner, Charlie Ma, der eigentlich Chien-Ming Ma hieß und den alle nur

CM nannten. CM hospitierte am Tufts Medical Center, und sie lebten in beinahe exakt entgegengesetzten Rhythmen: Wenn er aufwachte, war CMs Tür geschlossen, und er hörte sein feuchtes, schnaufendes Schnarchen, und wenn er abends um acht aus Harolds Büro nach Hause kam, war CM fort. Was er von CM mitbekam, gefiel ihm - er kam aus Taipeh, war in Connecticut auf dem Internat gewesen und hatte

**ein schläfriges,
spitzbübisches Grinsen, das
man stets mit einem
Lächeln erwidern wollte -,
und er war ein Freund von
einem Freund von Andy; so
hatten sie sich
kennengelernt. Obwohl er
immer etwas bekifft und
träge wirkte, war CM
außerdem sehr ordentlich,
und er kochte gern:
Manchmal kam Jude nach
Hause und fand einen
Teller voller frittierten
Teigtaschen auf dem Tisch**

vor, unter dem ein Zettel mit der Aufschrift ISS UNS herausschaute, oder er bekam eine Kurznachricht, in der CM ihn bat, vor dem Schlafengehen noch das Hühnerfleisch in der Marinade zu wenden oder auf dem Nachhauseweg etwas Koriander einzukaufen. Er tat ihm immer den Gefallen, und wenn er das nächste Mal nach Hause kam, war das Fleisch in ein Schmorgericht verwandelt

**oder der Koriander fein
gehackt und in
Muschelpfannkuchen
gestreut worden. Wenn sich
ihre Zeitpläne alle paar
Monate einmal anglichen,
trafen sie sich zu sechst bei
Santosh und Federico - die
die größte Wohnung
hatten - zum Essen und
Pokern. Janusz und Isidore
waren besorgt, sie könnten
von Mädchen für schwul
gehalten werden, weil sie
immer aufeinanderhockten
(CMs Blick schoss zu Jude**

herüber; er hatte mit ihm um zwanzig Dollar gewettet, dass sie miteinander schliefen, aber so täten, als wären sie hetero - was so oder so kaum zu beweisen gewesen war), und Santosh und Federico beklagten sich über die Dummheit ihrer Studenten und darüber, dass die Qualität der MIT-Undergraduates seit ihrer Zeit vor fünf Jahren stark nachgelassen habe.

Die Wohnung, in der CM und er lebten, war die

kleinste, weil der Vermieter die Hälfte der Etage zu einem Vorratsraum umgebaut hatte. Da CM den weit größeren Teil der Miete bestritt, hatte er das Schlafzimmer bekommen. Er selbst hatte eine Ecke des Wohnzimmers bezogen, den Teil mit dem Erkerfenster. Sein Bett war eine labberige Kaltschaummatratze im Eierkartonschnitt, seine Bücher standen unter dem Fensterbrett aufgereiht, er

hatte eine Lampe und einen faltbaren Sichtschutz aus Pappe, der ihm etwas Privatsphäre verschaffte. CM und er hatten einen großen Holztisch gekauft, den sie in die Wandnische des Esszimmers gestellt hatten und an dem zwei metallene Klappstühle standen, einer von Janusz gestiftet, der andere von Federico. Eine Seite des Tisches gehörte ihm, die andere CM, und auf beiden Seiten stapelten sich

Bücher, Zettel und ihre Laptops, die Tag und Nacht vor sich hin zirpten und gurgelten.

Die Leute waren immer erstaunt über die Kahlheit ihrer Wohnung, aber er nahm kaum noch davon Notiz. Nur manchmal wurde er sich dessen bewusst, so zum Beispiel, als er jetzt vor den drei Pappkartons, in denen er seine Kleider aufbewahrte, auf dem Boden saß und seine neuen Pullover, Hemden, Socken

und Schuhe aus dem weißen Packpapier nahm und sie Stück für Stück auf seinen Schoß legte. Es waren die schönsten Dinge, die er je besessen hatte, und irgendwie war es schändlich, sie in Kartons zu versenken, die eigentlich für Aktenordner gedacht waren. Und so schlug er sie schließlich wieder in das Papier ein und legte sie behutsam in die Einkaufsstüten zurück.

Harolds Großzügigkeit

verunsicherte ihn. Zunächst einmal die Geste selbst: In seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so großes Geschenk bekommen. Zweitens die Unmöglichkeit, es ihm jemals in angemessener Weise zu vergelten. Und drittens war da noch die Aussage dahinter: Er wusste seit einiger Zeit, dass Harold ihn respektierte, ja dass er seine Gesellschaft genoss. Aber konnte es sein, dass er für Harold auf eine

**andere Weise wichtig war,
dass Harold ihn nicht
einfach nur als Studenten
mochte, sondern als
wirklichen, echten Freund?
Und wenn dem so war,
warum machte es ihn so
unsicher?**

**Er hatte viele Monate
gebraucht, um sich in
Harolds Gesellschaft
wohlzufühlen: nicht im
Seminarraum oder in
seinem Büro, aber
außerhalb des
Seminarraums, außerhalb**

des Büros. Im wahren Leben, wie Harold gesagt hätte. Wenn er von einem Abendessen bei Harold in seine Wohnung zurückkehrte, spülte eine Welle der Erleichterung über ihn hinweg. Und obwohl er es sich nicht eingestehen wollte, kannte er auch den Grund dafür: Männer - erwachsene Männer, zu denen er sich selbst noch nicht zählte - hatten sich schon immer vor allem aus einem Grund

für ihn interessiert, also hatte er gelernt, sie zu fürchten. Aber Harold schien nicht zu diesen Männern zu gehören. (Wobei Bruder Luke zuerst auch nicht zu ihnen zu gehören schien.) Manchmal kam es ihm vor, als fürchtete er sich vor allem, und er hasste diese Seite an sich. Angst und Hass, Angst und Hass: als wären das die einzigen beiden Eigenschaften, die er besaß. Angst vor allen anderen,

Hass auf sich selbst.

Er hatte von Harold gehört, bevor er ihn kennenlernte, denn Harold war bekannt. Er war ein unerbittlicher Fragesteller: Jede Bemerkung, die man in einem seiner Seminare machte, wurde aufgefangen und mit einer endlosen Salve von Warums quittiert. Er war groß und schlank und ging immer in kleinen Kreisen umher, den Oberkörper vorgebeugt, wenn er in Gedanken

versunken oder von etwas begeistert war.

Zu seiner eigenen Enttäuschung konnte sich Jude an vieles aus dem Seminar zum Vertragsrecht, das er im ersten Jahr bei Harold belegt hatte, nicht mehr erinnern. Er hatte beispielsweise die Einzelheiten seiner Hausarbeit vergessen, die Harolds Interesse geweckt hatten, was zu Gesprächen außerhalb des Seminars und schließlich zu dem

**Angebot geführt hatte,
einer seiner
wissenschaftlichen
Mitarbeiter zu werden. Er
konnte sich nicht erinnern,
im Seminar etwas besonders
Interessantes gesagt zu
haben. Doch woran er sich
noch erinnerte, war, wie
Harold am ersten Tag des
Semesters auf und ab
gehend mit tiefer Stimme
und in gedrängten Sätzen
doziert hatte.**

**»Sie sind Jurastudenten
im ersten Semester«, hatte**

Harold gesagt. »Meinen Glückwunsch dazu. Als Erstsemester werden Sie die übliche Mischung aus Seminaren belegen: Vertragsrecht, Schadensersatzrecht, Eigentumsrecht, Zivilprozessrecht und im kommenden Jahr dann Verfassungsrecht und Strafrecht. Aber das wissen Sie alles. Was Sie nicht wissen, ist, dass diese Mischung auf wunderbar einfache Weise die Struktur

unserer gesamten Gesellschaft widerspiegelt, die Mechanismen dessen, was eine Gesellschaft, was *unsere* Gesellschaft in ihrem Innersten zusammenhält. Jedes Gesellschaftssystem braucht zunächst einmal einen institutionellen Rahmen: Das ist das Verfassungsrecht. Es braucht ein System der Bestrafung: Das ist das Strafrecht. Weiter braucht man ein System, das das Funktionieren dieser

**übrigen Systeme garantiert:
Das ist das
Zivilprozessrecht. Man
muss Angelegenheiten von
Besitz und Inhaberschaft
verwalten: Das ist das
Eigentumsrecht. Es muss
sichergestellt werden, dass
jemand finanziell für
Verletzungen geradesteht,
die mir von anderen
zugefügt werden: Das ist
das Schadensersatzrecht.
Und zuletzt muss dafür
Sorge getragen werden,
dass die Leute ihre**

**Vereinbarungen einhalten,
dass sie sich an gegebene
Versprechen halten: Und
das ist das Vertragsrecht.«**

Er machte eine Pause.

**»Ich hoffe, ich vereinfache
nicht zu sehr, aber ich
wette, die Hälfte von Ihnen
ist hier, damit Sie den
Leuten eines Tages das Geld
aus der Tasche ziehen
können -**

**Schadensersatzspezialisten,
nichts, wofür man sich
schämen müsste! -, und die
andere Hälfte von Ihnen ist**

hier, weil Sie glauben, die Welt verändern zu können. Sie sind hier, weil Sie davon träumen, sich vor dem Obersten Gerichtshof zu streiten, weil Sie denken, die wahre juristische Herausforderung liege in den Räumen zwischen den Zeilen der Verfassung. Aber ich bin hier, um Ihnen zu sagen, dass es sich anders verhält. Das wahrhaftigste, das intellektuell anspruchsvollste, das *reichhaltigste* juristische Feld

ist das Vertragsrecht. Ein Vertrag ist nicht einfach nur ein Stück Papier, das Ihnen einen Arbeitsplatz, ein Haus oder eine Erbschaft zusichert: In ihrem reinsten, wahrhaftigsten und weitesten Sinn regeln Verträge alle Bereiche des Rechts. Wenn wir uns dafür entscheiden, innerhalb einer Gesellschaft zu leben, dann entscheiden wir uns dafür, gemäß eines Vertrages zu leben und die

Regeln zu befolgen, die uns ein Vertrag vorgibt - die Verfassung selbst ist ein Vertrag, wenn auch ein großzügig auslegbarer Vertrag, und in der Frage, wie großzügig er tatsächlich auslegbar ist, begegnen sich das Recht und die Politik - und es sind die mal deutlich, mal weniger deutlich formulierten Regeln dieses Vertrages, denen wir folgen, wenn wir versprechen, nicht zu töten, Steuern zu zahlen und nicht

zu stehlen. Doch in diesem Fall sind wir sowohl die Schöpfer als auch die Unterzeichner des Vertrages: Als Bürger dieses Landes haben wir von Geburt an die Verpflichtung angenommen, seine Bedingungen zu respektieren und zu befolgen, und wir tun es tagtäglich.

Natürlich werden Sie in diesem Seminar die Mechanismen des

**Vertragswesens
kennenlernen - wie ein
Vertrag entsteht, wie er
gebrochen wird, wie
bindend er ist und wie man
sich von ihm entbindet -,
aber Sie werden auch
angehalten sein, das Recht
selbst als eine Reihe von
Verträgen zu betrachten.
Manche sind - und dieses
eine Mal werde ich Ihnen
erlauben, diese Ansicht zu
äußern - fairer als andere.
Aber Fairness ist nicht die
einzige, ja nicht einmal die**

**wichtigste Kategorie des
Rechts: Das Recht ist nicht
immer fair. Verträge sind
nicht fair, nicht immer.
Aber manchmal ist das
notwendig, weil es das
Funktionieren der
Gesellschaft sichert. In
diesem Seminar werden Sie
den Unterschied zwischen
Fairness und Gerechtigkeit
und, was ebenso wichtig ist,
zwischen Fairness und
Notwendigkeit lernen. Sie
werden etwas über die
Verpflichtungen lernen, die**

**wir als Mitglieder einer
Gesellschaft einander
gegenüber haben, und
darüber, wie weit die
Gesellschaft darin gehen
sollte, die Einhaltung dieser
Verpflichtungen
durchzusetzen. Sie werden
lernen, Ihr Leben - unser
aller Leben - als eine Reihe
von Verpflichtungen zu
betrachten, und das wird
Ihre Sichtweise nicht nur
auf das Recht, sondern auch
auf unser Land selbst und
auf Ihren Platz darin**

verändern.«

**Er war von Harolds
Ansprache begeistert
gewesen, so wie in den
Wochen darauf davon, wie
anders Harold dachte, wie
er sich, einem Dirigenten
gleich, vor die Studenten
stellte und ihre Argumente
dehnte, bis sie sonderbare,
kaum vorstellbare Formen
annahmen. Einmal hatte
eine recht harmlose
Diskussion zwischen ihnen
über das Recht auf
Privatsphäre - sowohl das**

**höchstgeschätzte als auch
das schwammigste der
konstitutionellen Rechte,
jedenfalls Harold zufolge,
dessen Auslegungen sich
oft über konventionelle
Abgrenzungen
hinwegsetzten und fröhlich
in andere juristische Felder
hinübersprangen - in einer
Auseinandersetzung über
das Recht auf Abtreibung
gemündet, das in Judes
Augen moralisch nicht
begründbar, aber sozial
notwendig war. »Aha!«,**

hatte Harold gesagt; er war einer der wenigen Professoren, die nicht nur juristische, sondern auch soziale Argumente miteinbezogen. »Und was, Mr St. Francis, geschieht, wenn wir im Recht die Moral zugunsten sozialen Handelns verwerfen? Wann ist der Punkt gekommen, an dem ein Land und die Menschen, die darin leben, die soziale Kontrolle über ihren Sinn für Moral stellen sollten? *Gibt es einen*

**solchen Punkt überhaupt?
Ich bin mir da nicht
sicher.« Aber er hatte ihm
weiter zugehört, und im
Seminarraum war es still
geworden, während alle
dem Hin und Her ihrer
Debatte folgten.**

**Harold war Autor dreier
Bücher, doch es war sein
jüngstes, *Der amerikanische
Handschlag: Versprechen und
Versäumnisse der
Unabhängigkeitserklärung*,
das ihn bekannt gemacht
hatte. Das Buch, das Jude**

**noch vor ihrer ersten
Begegnung gelesen hatte,
war eine juristische
Auslegung der
Unabhängigkeitserklärung:
Welche ihrer Versprechen
waren gehalten worden und
welche nicht, und wäre sie
heute verfasst worden,
hätte sie dann aktuellen
Tendenzen der
Rechtsprechung
standgehalten? (»Kurze
Antwort: Nein«, schrieb die
Times in ihrer Rezension.)
Nun war er dabei, für sein**

**viertes Buch zu
recherchieren, eine Art
Fortsetzung von *Der
amerikanische Handschlag*, die
die Verfassung aus einem
ähnlichen Blickwinkel
beleuchtete.**

**»Aber nur die Bill of
Rights und ein paar der
spannenderen
Zusatzartikel«, sagte Harold
während seines
Bewerbungsgesprächs zu
ihm.**

**»Ich wusste nicht, dass
manche Verfassungszusätze**

spannender sind als andere«, sagte er.

»Natürlich sind manche spannender als die anderen«, sagte Harold.

»Nur der elfte, der zwölfte, der vierzehnte und der sechzehnte sind sexy. Die restlichen sind im Prinzip die Schlacke vergangener Staatspolitik.«

»Der dreizehnte ist Müll?«, fragte er amüsiert.

»Ich habe nicht gesagt, dass er *Müll* ist«, sagte Harold, »aber auch nicht

sexy.«

»Aber das ist es doch, was Schlacke bedeutet, oder?«

Harold seufzte theatralisch, griff sich das Wörterbuch von seinem Schreibtisch, schlug es auf und las einen Augenblick lang darin. »Also gut«, sagte er und warf es auf einen Haufen Papier zurück, der auf den Schreibtischrand zurutschte. »Das ist die vierte Definition. Aber ich meinte die erste: die

Rückstände, die Reste - die *Relikte* vergangener Staatspolitik. Zufrieden?«

»Ja«, sagte Jude und unterdrückte ein Lächeln.

Er begann, montags, mittwochs und freitags an den Nachmittagen und Abenden für Harold zu arbeiten, wenn sein Studienpensum am geringsten war - dienstags und donnerstags hatte er am Nachmittag Seminare am MIT, wo er seinen Master machte, und

arbeitete abends in der juristischen Fachbibliothek, samstags arbeitete er morgens in der Bibliothek und nachmittags in einer Bäckerei namens Batter nahe der Medizinischen Fakultät, wo er seit seiner College-Zeit Sonderaufträge ausführte: Er verzierte Cookies, goss Hunderte von Fondantblüten für Kuchen und experimentierte mit unterschiedlichsten Rezepten, von denen eines, ein Kuchen mit zehn

**verschiedenen Nussarten,
zum Verkaufsschlager der
Bäckerei geworden war.
Auch sonntags arbeitete er
bei Batter, und eines Tages
drückte ihm Allison, die
Eigentümerin der Bäckerei,
die ihn mit vielen der
komplizierteren Projekte
betrachte, einen Auftrag
über drei Dutzend mit
Zuckerguss verzierte
Cookies in die Hand, die wie
verschiedene
Bakterienarten aussehen
sollten. »Ich dachte mir,**

wenn jemand das hinkriegt, dann du«, sagte sie. »Die Frau des Kunden ist Mikrobiologin, und er will sie und ihre Laborgruppe überraschen.«

»Ich mache mich mal schlau«, sagte er, während er das Blatt entgegennahm und sein Blick auf den Namen des Kunden fiel: Harold Stein. Und das tat er auch, indem er CM und Janusz um Rat fragte, um den Cookies schließlich die Gestalt von Paisley,

Morgensternen oder Gurken zu geben, mit Zuckerguss in verschiedenen Farben Cytoplasma, Zellmembranen und Ribosomen darauf zu malen und Flagellen aus Lakritzschnüren zu formen. Er stellte eine Liste der verschiedenen Bakterien zusammen, druckte sie aus und legte sie zusammengefaltet in die Schachtel, die er sorgfältig verschnürte; zu diesem

Zeitpunkt kannte er Harold noch nicht sehr gut, aber ihm gefiel der Gedanke, etwas für ihn hergestellt zu haben und ihn damit zu beeindrucken, und sei es nur auf anonyme Weise. Und er dachte gern darüber nach, was mit den Cookies gefeiert werden sollte: eine Veröffentlichung? Ein Jubiläum? Oder war es schlichte Ergebenheit? War Harold Stein ein Mann, der seiner Frau ohne Grund Cookies im Labor

vorbeibrachte? Er vermutete es beinahe.

In der darauffolgenden Woche erzählte Harold ihm von den fantastischen Cookies, die er bei Batter bekommen hatte. Sein Enthusiasmus, der sich wenige Stunden zuvor im Seminar noch auf das einheitliche Handelsgesetz gerichtet hatte, hatte in den Cookies ein neues Ziel gefunden. Jude saß da, biss sich auf die Innenseite seiner Wangen, um nicht zu

**lachen, und hörte zu, wie
Harold sich über die
Genialität der Cookies
ausließ, von ihrem
Detailreichtum und ihrer
Wirklichkeitsnähe
schwärmte, die Julias
Laborgemeinschaft
sprachlos gemacht hätten,
und erzählte, dass er
kurzzeitig der Held des
Labors gewesen sei. »Was
übrigens nicht einfach ist
bei Leuten, die jeden, der
sich mit
Humanwissenschaften**

beschäftigt, mehr oder weniger für einen Idioten halten.«

»Hört sich an, als wären diese Cookies von einem Besessenen gemacht worden«, sagte er. Er hatte Harold nicht erzählt, dass er bei Batter arbeitete, und er hatte es auch nicht vor.

»Das wäre ein Besessener, den ich gern mal kennenlernen würde«, sagte Harold. »Sie waren auch noch verdammt lecker.«

»Mmm«, sagte er und überlegte, welche Frage er Harold stellen könnte, um ihn von den Cookies abzulenken.

Harold hatte natürlich noch andere wissenschaftliche Mitarbeiter - zwei Studenten im zweiten Jahr und einen im dritten Jahr, den Jude nur vom Sehen kannte -, aber ihre Arbeitszeiten waren so unterschiedlich, dass es keine Überschneidungen

gab. Manchmal kommunizierten sie über Zettel oder per E-Mail miteinander, erklärten, wo sie ihre Recherche unterbrochen hatten, sodass der nächste an derselben Stelle weitermachen konnte. Harold hatte ihn beauftragt, sich ausschließlich dem fünften Verfassungszusatz zu widmen. »Der ist gut«, sagte er. »Unfassbar sexy.« Die zwei Assistenten im zweiten Jahr sollten sich mit

**dem neunten Zusatz
beschäftigen und der
andere mit dem zehnten,
und auch wenn er wusste,
dass es lächerlich war,
triumphierte er innerlich,
als hätte er als Einziger
eine besondere
Auszeichnung erhalten.**

**Die erste Einladung zum
Essen bei Harold hatte sich
am Ende eines kalten und
düsteren Märznachmittags
spontan ergeben. »Sind Sie
sicher?«, fragte er prüfend.
Harold hatte ihn**

neugierig angesehen.

»Selbstverständlich«, sagte er. »Es ist nur ein Abendessen. Der Mensch muss essen, oder?«

Harold lebte in einem zweistöckigen Haus in Cambridge, am Rande des Undergraduate-Campus.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie hier wohnen«, sagte er, als Harold in die Einfahrt einbog. »Das ist eine meiner Lieblingsstraßen. Ich habe sie jeden Tag als Abkürzung zur anderen

**Seite des Campus
genommen.« »Sie und alle
anderen«, antwortete
Harold. »Als ich es kurz vor
meiner Scheidung gekauft
habe, waren diese Häuser
alle von Studenten bewohnt;
die Fensterläden fielen fast
ab, und es roch so stark
nach Gras, dass man schon
vom Vorbeifahren bekifft
wurde.«**

**Es schneite, zwar nur ganz
leicht, aber er war trotzdem
froh, dass es nur zwei
Stufen waren, die zur Tür**

**hinaufführten, und er sich
keine Sorgen machen
musste, auszurutschen oder
auf Harolds Hilfe
angewiesen zu sein. Im
Inneren des Hauses roch es
nach Butter, Pfeffer und
Speisestärke: Nudeln,
dachte er. Harold ließ seine
Aktentasche auf den Boden
fallen und erklärte ihm
nachlässig die Wohnung -
»Wohnzimmer;
Arbeitszimmer dahinter;
Küche und Esszimmer links
von Ihnen« -, und er lernte**

Julia kennen, die so groß wie Harold war, kurze braune Haare hatte und ihm auf Anhieb sympathisch war.

»Jude!«, sagte sie. »Ich habe schon so viel von Ihnen gehört; es freut mich sehr, dass wir uns endlich kennenlernen.« Es klang so, als würde sie sich wirklich freuen.

Während des Essens unterhielten sie sich. Julia war in einem Akademikerhaushalt in

Oxford aufgewachsen, für ihr Promotionsstudium in Stanford nach Amerika gekommen und dort geblieben; Harold und sie hatten sich vor fünf Jahren über einen gemeinsamen Freund kennengelernt. Ihre Laborgemeinschaft untersuchte ein neues Virus, bei dem es sich offenbar um eine Variante von H5N1 handelte, und versuchte, seinen genetischen Code zu entschlüsseln.

»Schwingt in der Mikrobiologie nicht immer auch die Frage der potenziellen militärischen Nutzung dieser Genome mit?«, fragte er und spürte eher, als dass er es sah, wie Harold sich ihm zuwandte.

»Ja, das stimmt«, sagte Julia, und während sie ihm die kontroverse Stellung ihrer Arbeit und der ihrer Kollegen auseinandersetzte, warf er einen Seitenblick auf Harold, der ihn ansah und dabei eine Augenbraue

hochzog, eine Geste, die er nicht interpretieren konnte.

Doch dann verlagerte sich das Gespräch, und er konnte förmlich zusehen, wie sich die Diskussion stetig von Julias Laborarbeit fort- und unaufhaltsam auf ihn zubewegte. Er begriff, wie gut Harold als Prozessanwalt gewesen wäre, wenn er es gewollt hätte, wie gut er sich auf Richtungsänderung und Neupositionierung verstand; es war geradezu,

als wäre ihr Gespräch eine Flüssigkeit, die er durch verschiedene Rinnen und Schächte leitete und dabei nach und nach alle Abflüsse versperrte, bis sie an ihr unvermeidliches Ende gelangte.

**»Also, Jude«, fragte Julia.
»Wo sind Sie
aufgewachsen?«**

»Hauptsächlich in Dakota und Montana«, sagte er und spürte, wie die Kreatur in seinem Inneren sich aufsetzte, die Gefahr

wahrnahm, aber unfähig war, ihr zu entweichen.

»Sind Ihre Eltern Rancher?«, fragte Harold.

Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, mit welcher Abfolge von Fragen zu rechnen war und wie er sie am besten parierte. »Nein«, sagte er, »aber viele dort sind es natürlich. Es ist eine wunderbare Landschaft; sind Sie schon mal im Westen gewesen?«

Meistens genügte das, aber nicht in Harolds Fall.

»Ha!«, sagte er. »Das ist das geschmeidigste Ausweichmanöver seit Langem.« Harold sah ihn so scharf an, dass er seinen eigenen Blick auf den vor ihm stehenden Teller senkte. »Das soll wohl heißen, dass Sie uns nicht verraten werden, was sie beruflich machen?«

»Harold, nun lass ihn doch«, sagte Julia, aber er fühlte, wie Harold ihn weiter anstarrte, und war erleichtert, als das Essen

vorbei war.

Nach jenem ersten Abend wurde ihre Beziehung zugleich enger und komplizierter. Er hatte das Gefühl, Harolds Neugier geweckt zu haben, die er sich als einen aufmerksamen Hund mit wachen Augen vorstellte - einen Terrier, irgendetwas Unermüdliches, Eifriges -, und er war sich nicht sicher, ob das so gut war. Er wollte Harold gern besser kennenlernen, doch das

Essen hatte ihm in Erinnerung gerufen, dass dieser Prozess - jemanden kennenlernen - jedes Mal so viel fordernder war als gedacht. Er vergaß es immer wieder; er wurde immer wieder daran erinnert. Wie so oft wünschte er sich, den gesamten Ablauf - das gegenseitige Preisgeben von Intimitäten, das Erkunden der Vergangenheit des anderen - abkürzen, sich

einfach auf die nächste Ebene teleportieren zu können, wo die Beziehung etwas Weiches, Nachgiebiges und Behagliches war und die persönlichen Grenzen beider Parteien verstanden und respektiert wurden.

Die meisten anderen hätten vielleicht noch einige Versuche unternommen, ihn zu befragen, und ihn dann in Frieden gelassen - die meisten anderen *hatten* ihn

**in Frieden gelassen: seine
Freunde, seine
Kommilitonen, seine
übrigen Professoren -, aber
Harold ließ sich nicht so
leicht abschütteln. Selbst
seine üblichen Strategien -
zu denen zählte, seinen
Gesprächspartnern zu
sagen, er wolle mehr über
ihr Leben erfahren, anstatt
über sich selbst zu reden,
was nicht nur effektiv war,
sondern auch der Wahrheit
entsprach - griffen bei
Harold nicht. Er wusste nie,**

**wann Harold ihn als
Nächstes anspringen würde,
es traf ihn jedes Mal
unvorbereitet, und er
merkte, wie er immer
befangener wurde, je mehr
Zeit sie miteinander
verbrachten.**

**Manchmal saßen sie in
Harolds Büro und
unterhielten sich über
irgendetwas -
beispielsweise den
Affirmative-Action-Fall der
University of Virginia, der
aktuell vor dem Supreme**

**Court verhandelt wurde -,
und plötzlich sagte Harold
etwas wie: »Was ist
eigentlich *Ihr* ethnischer
Hintergrund, Jude?«**

**»Bunt gemischt«,
antwortete er dann und
versuchte, das Thema zu
wechseln, selbst wenn das
bedeutete, zur Ablenkung
einen Stapel Bücher fallen
lassen zu müssen.**

**Doch manchmal waren die
Fragen auch anlasslos und
arbiträr und unmöglich
vorherzusehen, zumal sie**

ohne Vorwarnung kamen. Eines Abends saßen Harold und er noch spät im Büro, und Harold bestellte ihnen etwas zu essen. Als Dessert gab es Kekse und Brownies, und er schob Jude die Papiertüten hinüber.

»Nein, danke«, sagte er.

»Wirklich nicht?«, fragte Harold und hob die Augenbrauen. »Mein Sohn hat die immer geliebt. Wir haben versucht, sie selbst für ihn zu backen, aber wir haben es nie richtig

hinbekommen.« Er brach einen Brownie auseinander. »Haben Ihre Eltern viel für Sie gebacken, als Sie ein Kind waren?« Er stellte diese Fragen mit einer ostentativen Beiläufigkeit, die nahezu unerträglich war.

»Nein«, sagte er und tat so, als würde er seine Notizen durchgehen.

Er hörte zu, wie Harold kaute und dabei, so wusste er, überlegte, ob er sich zurückziehen oder die

Befragung fortsetzen solle.

»Sehen Sie Ihre Eltern häufig?«, fragte Harold ihn an einem anderen Abend unvermittelt.

»Sie sind tot«, sagte er, ohne den Blick von der Seite zu heben.

»Das tut mir leid, Jude«, sagte Harold nach einem Augenblick des Schweigens, und die Aufrichtigkeit in seiner Stimme ließ ihn aufschauen. »Meine sind auch gestorben. Vor recht kurzer Zeit. Ich bin

natürlich auch um einiges älter als Sie.«

»Das tut mir leid, Harold«, sagte er. Und dann, aus einer Ahnung heraus: »Sie standen Ihnen wohl nah?«

»Ja«, sagte Harold. »Sehr sogar. Und Sie?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht besonders.«

Harold schwieg. »Aber ich wette, sie waren stolz auf Sie«, sagte er schließlich.

Wenn Harold ihm persönliche Fragen stellte, spürte er immer, wie ihn

etwas Kaltes durchlief, so als würde er von innen vereisen und eine schützende Frostschrift seine Organe und Nerven überziehen. Doch in diesem Moment war ihm, als drohte er auseinanderzubrechen, als würde das Eis rissig werden, wenn er etwas erwiderte, und er würde splintern und bersten. Also wartete er, bis er wusste, dass er wieder normal klingen würde, bevor er Harold fragte, ob er den

**Rest der Artikel sofort
heraussuchen solle oder ob
es bis zum nächsten Morgen
warten könne. Wobei er
Harold allerdings nicht
ansah, sondern in sein
Notizbuch hineinsprach.**

**Die Antwort ließ lange auf
sich warten. »Morgen«,
sagte Harold schließlich
leise, und er nickte und
packte seine Sachen
zusammen, und während er
langsam auf die Tür zuing,
war er sich bewusst, dass
Harolds Blick auf ihm lag.**

Harold wollte wissen, wie er aufgewachsen war, ob er Geschwister hatte, wer seine Freunde waren und was er mit ihnen unternahm: Er gierte nach Informationen. Die letzten beiden Fragen konnte er immerhin beantworten, und er berichtete von seinen Freunden, wie er sie kennengelernt hatte und wo sie jetzt waren: Malcolm an der Columbia, JB und Willem in Yale. Es machte ihm Spaß, Harolds Fragen

**zu ihnen zu beantworten,
über sie zu sprechen,
Harold lachen zu hören,
wenn er ihm Geschichten
über sie erzählte. Er
erzählte von CM und von
Santoshs und Federicos
Dauerstreit mit den
Ingenieurwissenschaftlern
im Verbindungshaus
nebenan und davon, wie er
eines Morgens von einer
Flotte motorisierter
Luftschiffe aus Kondomen
geweckt worden war, die
geräuschvoll an seinem**

Fenster vorbei in den dritten Stock hinaufschwebten und von denen Schilder baumelten mit der Aufschrift: SANTOSH JAIN UND FEDERICO DE LUCA HABEN MIKROSCHWÄNZE.

Wenn aber Harold jene anderen Fragen stellte, hatte er das Gefühl, von ihrem Gewicht, ihrer Häufigkeit und ihrer Unausweichlichkeit erdrückt zu werden. Und manchmal heizte sich die

Luft so sehr mit den Fragen auf, die Harold *nicht* stellte, dass es ebenso belastend war. Die Leute wollten so viel wissen, sie wollten so viele Antworten. Und er verstand sie, das tat er wirklich - auch er wollte Antworten, auch er wollte alles wissen. In solchen Augenblicken war er dankbar für seine Freunde und dafür, wie vergleichsweise wenig sie ihm zu entlocken versucht hatten, wie sie ihm erlaubt

**hatten, sich in die leere,
gesichtslose Prärie seines
Inneren zurückzuziehen,
unter deren gelber
Oberfläche Regenwürmer
und Käfer sich durch die
schwarze Erde schlängelten
und Knochensplinter sich
langsam in Stein
verwandelten.**

**»Du interessierst dich ja
wirklich sehr dafür«, blaffte
er Harold einmal frustriert
an, als der ihn fragte, ob er
in einer Beziehung sei,
doch als er hörte, wie seine**

Stimme klang, verstummte er und entschuldigte sich. Zu diesem Zeitpunkt kannten sie sich seit beinahe einem Jahr.

»Dafür?«, sagte Harold, die Entschuldigung übergehend. »Ich interessiere mich für *dich*. Und ich wüsste nicht, was daran ungewöhnlich sein sollte. Mit seinen Freunden redet man über solche Dinge.«

Doch trotz seines Unbehagens ließ er sich

**immer wieder auf Harold
ein, nahm immer wieder
seine Essenseinladungen
an, obwohl bei jeder
Begegnung der Punkt kam,
an dem er sich wünschte,
verschwinden zu können,
oder befürchtete, ihn in
irgendeiner Weise
enttäuscht zu haben.**

**Bei einem der Abendessen
lernte er Harolds besten
Freund Laurence, einen
alten Studienkollegen, der
inzwischen
Berufungsrichter in Boston**

war, und dessen Frau Gillian kennen, die am Simmons College Englisch unterrichtete. »Jude«, sagte Laurence, dessen Stimme noch tiefer war als Harolds. »Harold hat erzählt, dass Sie auch noch einen Master am MIT machen. In welchem Fach denn?«

»Reine Mathematik«, antwortete er.

»Worin unterscheidet die sich denn von« - sie lachte - »normaler Mathematik?«, fragte Gillian.

»Nun, die normale oder auch angewandte Mathematik ist das, was man auch als praktische Mathematik bezeichnen könnte«, sagte er. »Sie wird eingesetzt, um Probleme zu lösen, um Lösungen zu liefern, sei es im Bereich der Wirtschaft, des Ingenieurwesens, der Buchhaltung oder was auch immer. Die reine Mathematik dagegen existiert nicht, um unmittelbare oder

**eindeutige, praktisch
anwendbare Lösungen zu
liefern. Sie ist eine pure
Ausdrucksweise, wenn man
so will - alles, was sie
beweist, ist die nahezu
unbegrenzte
Anpassungsfähigkeit der
Mathematik selbst,
innerhalb eines
Voraussetzungsrahmens,
auf den wir uns geeinigt
haben, natürlich.«**

**»Sie meinen
nichteuclidische Geometrie
und solche Sachen?«, fragte**

Laurence.

»Das gehört auf jeden Fall dazu. Aber es ist mehr als das. Oft geht es nur um einen Nachweis der ... der unmöglichen und doch konsistenten inneren Logik der Mathematik selbst. Innerhalb der reinen Mathematik gibt es alle möglichen Spezialgebiete: die Geometrie, wie Sie schon gesagt haben, aber auch Algebra, Algorithmik, Kryptografie, theoretische Informatik und mein

Studienfach, die reine Logik.«

»Die was beinhaltet?«, fragte Laurence.

Er dachte kurz nach.

»Mathematische oder auch reine Logik ist im Grunde genommen eine Art Unterhaltung zwischen Wahrheiten und Falschheiten. Ich könnte beispielsweise sagen: ›Alle positiven Zahlen sind real. Die Zahl Zwei ist eine positive Zahl. Also muss die Zahl Zwei real sein.‹ Aber

**das stimmt nicht *wirklich*,
oder? Es ist eine Ableitung,
eine Annahme. Ich habe
nicht wirklich *bewiesen*,
dass die Zwei eine reale
Zahl ist, aber rein logisch
betrachtet muss sie es sein.
Im Grunde führt man den
Beweis also, um zu
beweisen, dass die Logik
hinter diesen beiden
Aussagen real und
unbegrenzt anwendbar ist.«
Er schwieg kurz. »Ergibt
das einen Sinn?«**

»Video, ergo est«, sagt

Laurence unvermittelt. *Ich sehe es, also ist es.*

Jude lächelte. »Genau darum geht es in der angewandten Mathematik. Bei der reinen Mathematik dagegen würde es eher heißen« - er überlegte wieder - »Imaginor, ergo est.«

Laurence erwiderte sein Lächeln und nickte. »Sehr gut«, sagte er.

»Jetzt habe ich mal eine Frage«, sagte Harold, der ihnen schweigend zugehört hatte. »Wie und warum zur

**Hölle bist du im
Jurastudium gelandet?«**

**Alle lachten, und er tat es
auch. Er war das schon oft
gefragt worden (von einem
verzweifelten Dr. Li; von
einem verblüfften
Dr. Kashen, der sein Tutor
war) und hatte die Antwort
stets auf sein Gegenüber
abgestimmt, denn die wahre
Antwort - er wollte über die
Mittel verfügen, sich zu
verteidigen; er wollte
sicherstellen, dass ihm
niemand mehr je etwas**

anhaben konnte - erschien ihm zu egoistisch, zu oberflächlich, zu kleinlich (und hätte außerdem eine ganze Reihe weiterer Fragen nach sich gezogen). Außerdem war er mittlerweile klug genug, um zu wissen, dass ein Jurastudium eine unzureichende Art der Verteidigung war: Um wirklich sicher zu sein, hätte er ein Schütze werden müssen, der durch das Visier seiner Waffe blickt,

oder ein Chemiker in einem Labor, umgeben von Pipetten und giftigen Substanzen.

Doch an jenem Abend sagte er: »Aber Jura unterscheidet sich eigentlich gar nicht so sehr von der Mathematik - ich meine, theoretisch haben die Rechtswissenschaften auch auf jede Frage eine Antwort parat, oder? Gesetze sind dazu da, um sich daran zu reiben, um sie zu dehnen, und wenn sie

nicht zu jedem Bereich, den sie abzudecken vorgeben, eine Lösung anbieten würden, wären sie keine Gesetze, nicht wahr?« Er unterbrach sich, um darüber nachzudenken, was er gerade gesagt hatte. »Ich glaube, der Unterschied liegt darin, dass in den Rechtswissenschaften viele Wege zu vielen Antworten führen, während in der Mathematik viele Wege zu einer Antwort führen. Und wohl auch darin, dass es

den Rechtswissenschaften eigentlich nicht um die Wahrheit geht: Es geht um Verwaltung und Steuerung. Die Mathematik dagegen muss nicht zweckmäßig oder praktisch sein, sie muss nicht anleiten - sie muss nur wahr sein. Aber vielleicht gibt es noch eine Gemeinsamkeit: Worauf es in beiden Disziplinen letztlich wirklich ankommt - oder besser gesagt, was den stärksten Eindruck hinterlässt -, ist nicht

unbedingt, dass man recht bekommt beziehungsweise einen Beweis erbracht hat, sondern die Schönheit, die Ökonomie, mit der man das geschafft hat.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Harold.

»Na ja«, sagte er, »in den Rechtswissenschaften reden wir von einem schönen Plädoyer oder einem schönen Richterspruch; und wir meinen damit natürlich nicht nur die Schönheit der Logik, sondern auch die des

Ausdrucks. Und ähnlich verhält es sich in der Mathematik: Wenn wir von einem schönen Beweis sprechen, erkennen wir seine Einfachheit an, das Elementare darin, man kann vielleicht sagen: seine Zwangsläufigkeit.«

»Wie passt denn so etwas wie der Fermat'sche Satz da hinein?«, fragte Julia.

»Das ist das perfekte Beispiel für einen nicht-schönen Beweis. Denn auch wenn es wichtig war, dass er

geführt wurde, war er für viele - wie zum Beispiel meinen Tutor - eine Enttäuschung. Der Beweis erstreckt sich über Hunderte von Seiten, bedient sich bei so vielen unterschiedlichen mathematischen Feldern und ist dadurch so entstellt, so zerrissen in seiner Darstellung, dass heute noch von vielen versucht wird, ihn auf elegantere Weise zu führen, auch wenn der Beweis an sich ja schon

erbracht ist. Ein schöner Beweis ist bündig, genau wie ein schöner Schiedsspruch. Er vereint nur eine Handvoll unterschiedlicher Konzepte - die dabei gern aus allen Winkeln des mathematischen Universums stammen dürfen - und führt in relativ wenigen Schritten zu einer umfassenden und neuen allgemeinen mathematischen Wahrheit, also einer vollständig

**beweisbaren,
unerschütterlichen
Unbedingtheit in einer auf
Annahmen beruhenden
Welt, in der es sehr wenige
unerschütterliche
Unbedingtheiten gibt.« Er
machte eine Atempause,
und plötzlich wurde ihm
bewusst, dass er geredet
und geredet hatte und die
anderen ihn schweigend
ansahen. Er merkte, wie er
rot wurde, wie der alte Hass
sich in ihm ausbreitete wie
Schmutzwasser.**

**»Entschuldigung«, sagte er.
»Es tut mir leid. Ich sollte
nicht so vor mich hin
schwätzen.«**

**»Machen Sie Witze?«,
sagte Laurence. »Jude, das
dürfte seit mindestens zehn
Jahren die erste wirklich
erhellende Unterhaltung
gewesen sein, die ich in
Harolds Haus hatte: danke
dafür.«**

**Wieder lachten alle, und
Harold lehnte sich mit
zufriedener Miene in
seinem Sessel zurück. Jude**

beobachtete, wie Harold ein stummes »Siehst du?« zu Laurence hinüberwarf, der es mit einem Nicken erwiderte, und begriff, dass es dabei um ihn ging, und war gegen seinen Willen geschmeichelt und auch ein wenig beschämt. Hatte Harold mit seinem Freund über ihn gesprochen? War das Ganze ein Test gewesen, eine Prüfung, von der er nicht gewusst hatte, dass er sie absolvieren musste? Er war erleichtert, dass er sie

bestanden und Harold nicht blamiert hatte, erleichtert, dass er sich - so unwohl er sich dort manchmal fühlte - seinen Platz in Harolds Haus verdient hatte und man ihn vielleicht wieder einladen würde.

Mit jedem Tag vertraute er Harold ein wenig mehr, und manchmal fragte er sich, ob er vielleicht im Begriff war, seinen Fehler zu wiederholen. War es besser zu vertrauen oder auf der Hut zu sein? Konnte

man wirklich mit jemandem befreundet sein, wenn man ständig damit rechnete, getäuscht zu werden? Mal kam es ihm so vor, als nutzte er Harolds Großzügigkeit, sein unbekümmertes Vertrauen in ihn aus, dann wieder, als wäre Vorsicht doch die beste Strategie, denn wenn es böse endete, würde er nur sich selbst die Schuld dafür geben können. Aber es war schwierig, Harold nicht zu vertrauen: Harold

machte es ihm schwer, und er selbst machte es sich auch schwer - er *wollte* Harold vertrauen, er *wollte* loslassen, er *wollte*, dass die Kreatur in seinem Inneren sich in einen Schlaf begab, aus dem sie nie wieder erwachte.

In seinem zweiten Studienjahr war er einmal spätabends bei Harold, und als sie die Tür öffneten, waren die Stufen, die Straße, die Bäume mit Schnee bedeckt, und die

Flocken wirbelten so rasant auf die Tür zu, dass sie unvermittelt einen Schritt zurücktraten.

»Ich rufe ein Taxi«, sagte er, damit Harold ihn nicht fahren musste.

»Nein«, sagte Harold. »Du bleibst hier.«

Also übernachtete er in Harolds und Julias Gästezimmer im ersten Stock, durch einen großzügigen Raum mit mehreren Fenstern, den sie als Bibliothek nutzten, und

**einen kurzen Korridor von
ihrem Schlafzimmer
getrennt. »Hier hast du ein
T-Shirt«, sagte Harold und
warf ihm etwas Graues,
Weiches entgegen, »und
hier ist eine Zahnbürste.«
Er legte sie auf das
Bücherregal. »Im
Badezimmer sind
Gästehandtücher. Brauchst
du sonst noch was?
Wasser?«**

**»Nein«, sagte er. »Danke,
Harold.«**

»Nichts zu danken, Jude.

Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Er blieb noch ein wenig wach, die Daunendecke um sich gelegt, die weiche Matratze unter sich, sah zu, wie sich das Fenster weiß verfärbte, hörte zu, wie Wasser aus Hähnen gluckerte, wie Harold und Julia sich unverständlich murmelnd unterhielten, wie einer von ihnen noch einmal durch die Wohnung tapste, bis es schließlich ganz still war. In jenen

Minuten stellte er sich vor, sie wären seine Eltern und er wäre über das Wochenende zu Besuch und dies wäre sein Zimmer und er würde am nächsten Tag aufstehen und tun, was auch immer erwachsene Kinder bei ihren Eltern taten.

Im Sommer nach jenem zweiten Jahr lud Harold ihn in sein Haus in Truro auf Cape Cod ein. »Du wirst es mögen«, sagte er. »Bring deine Freunde mit. Sie

**werden es auch mögen.«
Und so fuhren sie am
Donnerstag vor Labor Day,
als Malcolm und er gerade
ihre Praktika beendet
hatten, alle gemeinsam von
New York nach Cape Cod,
und für die Dauer dieses
langen Wochenendes
verlagerte sich Harolds
Aufmerksamkeit auf JB,
Malcolm und Willem. Auch
Jude beobachtete sie,
bewunderte sie dafür, wie
sie jede einzelne von
Harolds Fragen**

beantworten konnten, wie großzügig sie ihr Leben teilten, wie sie Geschichten über sich erzählten, über die sie selbst lachen konnten und die auch Harold und Julia zum Lachen brachten, wie ungezwungen sie Harold gegenüber waren und wie ungezwungen Harold ihnen gegenüber war. Es machte ihn glücklich zu sehen, wie Menschen, die er ins Herz geschlossen hatte, einander ins Herz schlossen. Vom

Haus führte ein Privatweg zu einem kleinen Privatstrand, und morgens gingen die vier gemeinsam schwimmen - selbst er, in Hose, Unterhemd und einem alten Oxford-Hemd, was niemand thematisierte - und legten sich dann in den Sand, wo seine nassen Sachen sich langsam von seinem Körper lösten, während sie trockneten. Manchmal kam Harold mit, um ihnen zuzusehen oder ebenfalls zu

**schwimmen. Nachmittags
fuhren Malcolm und JB auf
Fahrrädern durch die
Dünen, und Willem und er
folgten ihnen zu Fuß -
Willem glich sein Tempo
dem seinen an - und
sammelten beim Gehen
schieferartige Muscheln
und die traurigen Panzer
längst gefressener
Einsiedlerkrebse. Abends,
wenn die Luft mild war,
zeichneten JB und Malcolm,
und Willem und er lasen. Er
fühlte sich benommen vor**

Sonne, Essen, Salz und Zufriedenheit, und wenn der Tag vorbei war, schlief er früh und schnell ein, um am Morgen vor den anderen aufzuwachen und sich allein auf die hintere Veranda zu stellen und aufs Meer hinauszublicken.

Was wird mit mir passieren?, fragte er das Meer. Was *passiert* mit mir?

Die Ferien endeten, und das Herbstsemester begann, und er brauchte nicht lange, um zu bemerken,

**dass einer seiner Freunde
an jenem Wochenende
etwas zu Harold gesagt
haben musste, allerdings
nicht Willem, dessen war er
sich sicher, und Willem war
der Einzige, dem Jude
schließlich doch etwas über
seine Vergangenheit erzählt
hatte, und selbst das war
nicht viel gewesen - drei
Einzelheiten, eine magerer
als die andere, jede für sich
bedeutungslos, alle
zusammengenommen nicht
einmal der Beginn einer**

Geschichte. Selbst die ersten Sätze eines Märchens beinhalteten mehr Details als das, was er Willem erzählt hatte: *Es waren einmal ein Junge und ein Mädchen, die lebten mit ihrem Vater, der Holzfäller war, und ihrer Stiefmutter tief in einem kalten Wald. Der Holzfäller liebte seine Kinder, aber er war sehr arm, und so sagte seine Frau eines Tages zu ihm. Was auch immer Harold herausgefunden haben mochte, beruhte also auf*

Spekulationen, gestützt von Beobachtungen, Theorien, Vermutungen und Fiktionen. Doch was immer es auch war, es genügte, um Harolds Fragen - danach, wer er gewesen und woher er gekommen war - ein Ende zu setzen.

Während die Monate und dann Jahre vergingen, entwickelte sich eine Freundschaft zwischen ihnen, in der über die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens geschwiegen

**wurde, so als hätte es sie
nie gegeben, als hätte man
ihn auf dem College frisch
ausgepackt und einen
Schalter an seinem
Halsansatz umgelegt,
woraufhin er zappelnd zum
Leben erwacht wäre. Er
wusste, dass Harold diese
leeren Jahre mit seinen
eigenen Vorstellungen
füllte und dass manche
dieser Vorstellungen
schlimmer waren als das,
was wirklich passiert war,
und manche weniger**

schlimm. Aber Harold sagte ihm nie, was er dachte, und eigentlich wollte er es auch gar nicht wissen.

Er hatte ihre Freundschaft nie als von den äußeren Umständen abhängig empfunden, aber er war darauf vorbereitet, dass es für Harold und Julia so sein könnte. Als er für sein Referendariat nach Washington zog, ging er davon aus, dass sie ihn vergessen würden, und versuchte sich auf den

Verlust einzustellen. Doch das geschah nicht.

Stattdessen schrieben sie ihm E-Mails und riefen an, und wenn einer von ihnen in der Stadt war, trafen sie sich zum Essen. Jeden Sommer fuhr er mit seinen Freunden nach Truro, jedes Thanksgiving verbrachten sie in Cambridge. Und als er zwei Jahre später nach New York zog und im Büro des U. S. Attorney zu arbeiten begann, freute Harold sich auf geradezu beängstigende

Weise für ihn. Sie hatten ihm sogar ihre Wohnung auf der Upper East Side angeboten, aber weil er wusste, dass sie sie häufig nutzten, und sich nicht ganz sicher war, wie ernst das Angebot gemeint war, lehnte er ab.

Jeden Samstag rief Harold an und erkundigte sich nach seiner Arbeit, und er erzählte ihm von seinem Chef Marshall, dem stellvertretenden U. S. Attorney, der die

**erstaunliche Fähigkeit
besaß, komplette Urteile
des Obersten Gerichtshofs
aus dem Gedächtnis
aufzusagen; er schloss dann
die Augen, um in Gedanken
ein Bild der Seite
heraufzubeschwören, und
seine Stimme bekam einen
roboterartigen und tonlosen
Klang, während er
rezitierte, aber nie ließ er
ein Wort aus oder fügte
eines hinzu. Jude hatte
immer geglaubt, ein gutes
Gedächtnis zu haben, aber**

das von Marshall verblüffte ihn.

In gewisser Weise erinnerte ihn das Büro des U. S. Attorney an das Heim; es war hauptsächlich von Männern bevölkert und durchdrungen von einer ganz bestimmten, permanenten Feindseligkeit, jener Art von fauchender Bissigkeit, die automatisch entsteht, wenn eine Gruppe von Menschen mit stark ausgeprägtem

Konkurrenzdenken, die einander ebenbürtig sind, auf engem Raum zusammenkommen und wissen, dass nur wenige von ihnen die Chance erhalten werden, sich hervorzutun. (Doch hier ähnelten sie sich in dem, was sie erreicht hatten; im Heim ähnelten sie sich in ihrem Hunger, dem Mangel, den sie alle verspürten.) Alle zweihundert stellvertretenden Staatsanwälte hatten, wie es

schien, an einer von fünf oder sechs juristischen Fakultäten studiert, und so gut wie alle hatten entweder bei den Law Reviews oder den Moot Courts ihrer Fakultäten mitgewirkt. Er gehörte einem vierköpfigen Team an, das sich hauptsächlich um Versicherungsbetrugsfälle kümmerte, und jeder von ihnen hatte irgendeine Besonderheit - eine bestimmte Qualifikation,

**eine persönliche Eigenart -,
von der sie hofften, sie
würde sie über die anderen
erheben: Er hatte seinen
Master vom MIT (was
niemanden besonders
interessierte, aber
zumindest ein
hervorstechendes Merkmal
war) und sein Referendariat
am Bezirksgericht bei
Sullivan, mit dem Marshall
sich gut verstand. Citizen,
sein engster Freund im
Büro, hatte seinen
Abschluss in Cambridge**

gemacht und zwei Jahre in London als Anwalt gearbeitet, bevor er nach New York gekommen war. Und Rhodes, der Dritte im Bunde, war nach dem College als Fulbright-Scholar nach Argentinien gegangen. (Der Vierte in ihrem Team war ein überaus fauler Kerl namens Scott, der die Stelle der allgemeinen Auffassung nach nur bekommen hatte, weil sein Vater mit dem Präsidenten Tennis spielte.)

Er verbrachte seine Tage im Büro, und manchmal, wenn Citizen, Rhodes und er spätabends etwas vom Lieferservice bestellten, musste er an die Zeit im College denken. Und auch wenn er die Gesellschaft von Citizen und Rhodes schätzte und die Besonderheit und Tiefe ihrer Gedanken bewunderte, sehnte er sich in diesen Augenblicken nach seinen Freunden, die so anders dachten als er

und die auch ihn dazu brachten, anders zu denken. Mitten in einer Unterhaltung mit Citizen und Rhodes über Logik fiel ihm plötzlich eine Frage ein, die Dr. Li ihm in seinem ersten Studienjahr gestellt hatte, als er sich für dessen Seminar in reiner Mathematik beworben hatte: *Warum sind Kanaldeckel rund?* Es war eine einfache Frage und einfach zu beantworten, aber als er sie, wieder in

**Hood Hall, seinen
Mitbewohnern gestellt
hatte, waren sie stumm
geblieben. Und dann hatte
JB im träumerischen Ton
eines Wandererzählers
begonnen: »Vor langer,
langer Zeit zogen Mammuts
über die Erde, und ihre
Schritte hinterließen
bleibende runde
Vertiefungen im Boden«,
und sie hatten alle gelacht.
Er lächelte, als er daran
zurückdachte; manchmal
wünschte er, einen**

**Verstand wie JB zu haben,
einen, der Geschichten
ersann, die andere
erheiterten, und der so
anders war als sein eigener,
der ständig nach
Erklärungen suchte,
Erklärungen, die, auch
wenn sie vielleicht zutrafen,
frei von Romantik waren,
von Witz, von Esprit.**

**»Qualifikationen zücken«,
flüsterte Citizen ihm zu,
wenn der U. S. Attorney
einmal persönlich auf ihrer
Etage erschien und die**

**stellvertretenden
Staatsanwälte ihn allesamt
umschwärmten wie Motten
das Licht, ein Pulk aus
grauen Anzügen. Rhodes
und sie gesellten sich zu
dem Schwarm, doch nicht
einmal bei diesen
Gelegenheiten erwähnte er
die eine Qualifikation, von
der er wusste, dass sie nicht
nur Marshall, sondern auch
den U. S. Attorney
innehalten und ihn genauer
in Augenschein nehmen
lassen würde. Als er die**

Stelle bekam, hatte Harold gesagt, Adam, der U. S. Attorney, sei ein alter Bekannter von ihm und Jude könne sich gern auf ihn berufen. Er hatte erwidert, dass es ihm wichtig sei, es allein zu schaffen. Das stimmte auch, doch der eigentliche Grund war, dass er zögerte, Harolds Namen zu erwähnen, damit Harold sich nicht irgendwann seiner Bekanntschaft mit ihm schämen müsse. Also

hatte er nichts gesagt.

Dennoch fühlte es sich manchmal an, als wäre Harold dort. Erinnerungen an das Jura-Studium auszutauschen (was untrennbar damit verbunden war, mit den während des Studiums erzielten Erfolgen zu prahlen) war im Büro ein beliebter Zeitvertreib, und weil so viele seiner Kollegen auf derselben Fakultät gewesen waren wie er, kannte ein

beträchtlicher Teil von ihnen Harold (und die Übrigen hatten von ihm gehört), und manchmal, wenn er sie von seinen Seminaren erzählen hörte oder davon, wie gut man sich darauf vorbereiten musste, war er stolz auf Harold und - wenngleich er wusste, dass das albern war - stolz darauf, ihn zu kennen. Im Jahr darauf würde Harolds Buch über die Verfassung erscheinen, und jeder im Büro würde

die Danksagung lesen und seinen Namen sehen, und seine Verbindung zu Harold würde offengelegt werden, und viele von ihnen würden misstrauisch werden, und er würde sehen, wie sich Besorgnis auf ihre Gesichter stahl, während sie sich zu erinnern versuchten, was sie in seiner Gegenwart über Harold gesagt haben mochten. Doch bis dahin hatte er das Gefühl, sich im Büro auf eigene Faust

bewährt zu haben, seinen Platz an der Seite von Citizen und Rhodes selbst gefunden und seine Beziehung zu Marshall eigenständig geknüpft zu haben.

Aber sosehr es ihm gefallen hätte, sosehr er es sich wünschte, er tat sich schwer damit, Harold als einen Freund zu bezeichnen: Manchmal fürchtete er, sich die Nähe zwischen ihnen lediglich einzubilden, sie in

Gedanken hoffnungsvoll zu überhöhen, und dann zog er (zu seiner eigenen Beschämung) *Das schöne Versprechen aus dem Regal,* schlug die Danksagung auf und las Harolds Worte, so als wären sie selbst ein Vertrag, eine Erklärung, dass seine Empfindungen für Harold wenigstens zum Teil erwidert wurden. Und immer rechnete er mit dem Ende: *Diesen Monat wird es so weit sein,* sagte er sich. Und dann, am Ende des Monats:

Nächsten Monat. Nächsten Monat wird er nicht mehr mit mir sprechen wollen. Er versuchte, sich in einem Zustand ständiger Bereitschaft zu halten; er versuchte, sich auf die Enttäuschung einzustellen, und wünschte sich, eines Besseren belehrt zu werden.

Unterdessen dauerte die Freundschaft an, floss dahin wie ein Strom, in dessen Sog er geraten war und der ihn mit sich trug an

**einen Ort, den er noch nicht
sehen konnte. Immer wenn
er glaubte, an die Grenzen
ihrer Beziehung gestoßen
zu sein, stießen Harold und
Julia die Türen zu einem
neuen Raum auf und ließen
ihn hereinkommen. Er
lernte Julias Vater, einen
Lungenspezialisten im
Ruhestand, und ihren
Bruder, einen
Kunstprofessor, kennen, als
diese über Thanksgiving
aus England zu Besuch
waren, und wenn Harold**

und Julia in New York waren, luden sie Willem und ihn zum Essen in Restaurants ein, von denen sie gehört hatten, die sie sich aber nicht leisten konnten. Sie sahen sich ihre Wohnung an - Julia höflich, Harold entsetzt -, und als die Heizung in der Lispenard Street unerklärlicherweise eine Woche lang den Betrieb einstellte, überließen sie ihnen die Schlüssel für ihre Wohnung auf der Upper

East Side, in der es so warm war, dass Willem und er in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft wie Schaufensterpuppen auf dem Sofa saßen, zu überwältigt von der plötzlich wieder in ihr Leben getretenen Wärme, um sich zu bewegen. Und nachdem Harold Zeuge einer seiner Schmerzattacken geworden war - an Thanksgiving in dem Jahr seines Umzugs nach New York; in seiner

**Verzweiflung (er wusste,
dass er es nicht die Treppe
hinauf schaffen würde)
hatte er den Herd
ausgeschaltet, auf dem er
etwas Spinat angeschwitzt
hatte, und sich in die
Vorratskammer geschleppt,
wo er die Tür geschlossen
und sich auf den Boden
gelegt hatte -, hatten sie
das Haus umgestaltet,
sodass sich das
Gästeschlafzimmer bei
seinem nächsten Besuch
hinter dem Wohnzimmer im**

**Erdgeschoss befand und
Harolds Schreibtisch, sein
Stuhl und seine Bücher im
ersten Stockwerk standen.**

**Doch trotz alledem
erwartete ein Teil von ihm
noch immer den Tag, an
dem er vor einer Tür stehen
und die Klinke
herunterdrücken und die
Tür sich nicht öffnen
würde. Er fand den
Gedanken gar nicht so
schlimm; in gewisser Weise
machte es ihn ängstlich und
nervös, sich in einem Raum**

zu befinden, in dem ihm nichts verboten zu sein schien, in dem ihm alles angeboten und nie nach einer Gegenleistung gefragt wurde. Er versuchte ihnen zu geben, was er konnte; er wusste, dass es nicht viel war. Das, was Harold ihm so bereitwillig gab - Antworten, Zuneigung -, konnte er nicht erwidern.

Eines Tages, als er sie seit fast sieben Jahren kannte, war er im Frühling bei ihnen zu Hause. Julia hatte

Geburtstag; sie wurde einundfünfzig, und weil sie zu ihrem Fünfzigsten bei einer Konferenz in Oslo gewesen war, hatte sie entschieden, in diesem Jahr groß zu feiern. Harold und er putzten das Wohnzimmer - das heißt, er putzte, und Harold zog willkürlich Bücher aus dem Regal und erzählte ihm bei jedem einzelnen, wie er es bekommen hatte, oder schlug sie auf, sodass er im Inneren die Namen anderer

**Leute lesen konnte,
einschließlich eines
Exemplars von Lampedusas
Der Leopard, auf dessen
Vorsatzblatt stand:**

**»Eigentum von Laurence V.
Raleigh. Finger weg. Damit
meine ich dich, Harold
Stein!!«**

**Er hatte gedroht, es
Laurence zu erzählen, und
Harold hatte ihm
seinerseits gedroht. »Das
würde ich mir an deiner
Stelle überlegen, Jude,
sonst ...«**

»Sonst?«, hatte er ihn geneckt.

»Sonst das!«, hatte Harold gesagt und sich auf ihn gestürzt, und bevor er begriffen hatte, dass Harold nur Spaß machte, war er, um eine Berührung zu vermeiden, so heftig zurückgezuckt, dass er gegen das Bücherregal prallte, wodurch eine von Harolds Sohn getöpferte Tasse zu Boden fiel und in drei gleichmäßige Stücke zerbrach. Harold war ein

Stück zurückgewichen, und plötzlich hatte eine schreckliche Stille geherrscht, die er beinahe mit einem Schluchzen unterbrochen hätte.

»Harold«, sagte er und kniete sich hin, um die Scherben aufzusammeln, »es tut mir leid, es tut mir so leid. Bitte verzeih mir.« Er hätte am liebsten den Kopf auf den Boden geschlagen; er wusste, dass die Tasse das Letzte war, was Jacob für Harold

gemacht hatte, bevor er krank geworden war. Von oben drang nur Harolds Atem zu ihm herab.

»Harold, bitte verzeih mir«, wiederholte er, die Tonscherben in den Händen haltend. »Ich glaube, ich kann sie wieder ganz machen - ich mache es wieder gut.« Er konnte den Blick nicht von der Tasse, von ihrer buttrig glänzenden Glasur heben.

Er spürte, wie Harold sich neben ihn kniete. »Jude«,

**sagte er, »es ist schon gut.
Es war ein Versehen.« Seine
Stimme klang sehr leise.
»Gib mir die Stücke«, sagte
er, aber er war ganz
freundlich und klang
überhaupt nicht wütend.**

**Er gab sie ihm. »Ich kann
gehen«, bot er an.**

**»Natürlich gehst du
nicht«, sagte Harold. »Es ist
alles in Ordnung, Jude.«**

**»Aber sie war von Jacob«,
hörte er sich sagen.**

**»Ja«, sagte Harold. »Und
sie ist es noch immer.« Er**

stand auf. »Schau mich an, Jude«, sagte er, und schließlich tat er es. »Es ist gut. Komm schon.« Und Harold streckte die Hand aus, und er nahm sie und ließ sich von Harold hochziehen. Am liebsten hätte er laut ausgerufen, dass er Harold all seine Großzügigkeit damit gedankt habe, ein wertvolles Geschenk von einem wertvollen Menschen zu zerstören.

Harold trug die Tasse in

**sein Arbeitszimmer hinauf,
und er putzte allein zu
Ende, während sich der
schöne Tag um ihn
verdunkelte. Als Julia nach
Hause kam, wartete er
darauf, dass Harold ihr von
seiner Dummheit und
Tollpatschigkeit berichtete,
doch er tat es nicht. Beim
Abendessen verhielt Harold
sich wie immer, aber als
Jude wieder in der
Lispenard Street war,
verfasste er einen
handschriftlichen Brief mit**

**einer ordentlichen
Entschuldigung und
schickte ihn Harold.**

**Und nach einigen Tagen
erhielt er eine Antwort,
ebenfalls in Form eines
handschriftlichen Briefes,
den er sein Leben lang
aufbewahrte.**

**»Lieber Jude«, schrieb
Harold, »danke für diesen
schönen (wenn auch
unnötigen) Brief. Ich weiß
alles daran zu schätzen. Du
hast recht: Diese Tasse
bedeutet mir sehr viel. Aber**

**Du bedeutest mir mehr.
Also hör bitte auf, Dir
Vorwürfe zu machen. Wäre
ich eine andere Art von
Mensch, würde ich
vielleicht sagen, dass dieser
Vorfall eine Metapher für
das Leben als Ganzes ist:
Dinge gehen kaputt, und
manchmal können sie
wieder repariert werden,
und meistens stellt man
fest, dass das Leben, egal
was zerstört wurde, einen
Weg findet, den Verlust
wiedergutzumachen,**

manchmal auf ganz wunderbare Weise. Und weißt Du was - vielleicht *bin* ich diese Art von Mensch. Alles Liebe, Harold.«

Noch vor wenigen Jahren hatte er - gegen sein besseres Wissen, gegen alles, was Andy ihm gesagt hatte, seit er siebzehn war - eine kleine, aber stetige Hoffnung in sich am Leben erhalten, wieder gesund zu werden. An besonders

**schlechten Tagen
wiederholte er in Gedanken
die Worte des Chirurgen -
»Die Wirbelsäule hat
wunderbare regenerative
Qualitäten« - wie ein
Mantra. Als er auf der Law
School war und Andy schon
jahrelang kannte, hatte er
endlich den Mut
aufgebracht, ihn darauf
anzusprechen und die
Prophezeiung, die er in
seinem Inneren trug und an
die er sich klammerte, laut
ausgesprochen, in der**

Hoffnung, Andy werde nicken und sagen: »Das stimmt genau. Es dauert nur seine Zeit.«

Aber Andy hatte nur geschnaubt. »*Das* hat er dir gesagt?«, fragte er. »Es wird nicht besser, Jude. Es wird schlimmer, je älter du wirst.« Andy hatte beim Sprechen seinen Fuß betrachtet, an dessen Knöchel sich eine offene Stelle gebildet hatte, aus der er mit einer Pinzette abgestorbenes Gewebe

zupfte, doch nun hielt er inne, und auch ohne Andys Gesicht zu sehen, wusste Jude, dass er bekümmert war. »Tut mir leid, Jude«, sagte Andy und blickte zu ihm auf, ohne seinen Fuß loszulassen. »Tut mir leid, dass ich dir nichts anderes sagen kann.« Und als er nicht antworten konnte, seufzte er. »Das ist ein Schlag für dich.«

Und das war es. »Ist schon gut«, brachte er heraus, aber er konnte Andy nicht

ansehen.

**»Es tut mir leid, Jude«,
wiederholte Andy leise.
Selbst in solchen Momenten
hatte er nur zwei
Betriebsarten: brüsk und
einfühlsam, und beide hatte
Jude oft erlebt, manchmal
im Verlauf eines einzigen
Termins.**

**»Aber eins verspreche ich
dir«, sagte Andy und wandte
sich wieder seinem Knöchel
zu, »ich bin immer da für
dich.«**

Und das war er. Von allen

Menschen in seinem Leben war Andy in gewisser Weise derjenige, der am meisten über ihn wusste: Er war der Einzige, vor dem er sich als Erwachsener nackt gezeigt hatte, der Einzige, der jeden Zentimeter seines Körpers kannte. Als sie sich kennenlernten, war Andy in der Facharztausbildung gewesen, während seiner Assistenzzeit blieb er in Boston, und dann zogen sie beide innerhalb weniger Monate nach New York.

Andy war von Haus aus orthopädischer Chirurg, aber er behandelte ihn bei allem, ob es um die Beschwerden in seinem Rücken oder seinen Beinen oder schlicht um eine Erkältung ging.

»Wow«, sagte Andy trocken, als Jude eines Tages in seinem Behandlungszimmer saß und Schleim aushustete (das war im vergangenen Frühling gewesen, kurz vor seinem

**neunundzwanzigsten
Geburtstag, als eine
Bronchitis-Welle durch das
Büro gegangen war), »ich
bin ja so froh, dass ich mich
auf Orthopädie spezialisiert
habe. Das ist so ein gutes
Training für mich. Genau so
hatte ich mir mein
Berufsleben vorgestellt.«**

**Er hatte angefangen zu
lachen, aber dann hatte der
Husten wieder eingesetzt,
und Andy hatte ihm auf den
Rücken geklopft. »Wenn
mir mal jemand einen**

richtigen Internisten empfehlen würde, müsste ich vielleicht nicht mit jedem Wehwehchen zu einem Orthopäden gehen«, sagte er.

**»Hmmm«, machte Andy.
»Weißt du, vielleicht solltest du wirklich mal zu einem Internisten gehen. Mir würde es weiß Gott Zeit ersparen und jede Menge Kopfschmerzen dazu.« Aber er wäre nie zu jemand anderem als Andy gegangen, und er glaubte -**

auch wenn sie nie offen darüber gesprochen hatten -, dass auch Andy das nicht gewollt hätte.

So viel Andy über ihn wusste, so vergleichsweise wenig wusste er über Andy. Er wusste, dass Andy und er dasselbe College besucht hatten, dass Andy zehn Jahre älter war als er, dass sein Vater aus Gujarat stammte und seine Mutter aus Schottland und er selbst in Ohio aufgewachsen war. Vor drei Jahren hatte Andy

**geheiratet, und er war
überrascht gewesen, dass er
eine Einladung zur
Hochzeit erhalten hatte, die
in kleinem Rahmen im
Haus von Andys Eltern auf
der Upper West Side
stattfand. Er hatte Willem
überredet, ihn zu begleiten,
und war noch überraschter,
dass Andys frischgebackene
Ehefrau, als sie miteinander
bekanntgemacht wurden,
die Arme um ihn schlang
und sagte: »Der berühmte
Jude St. Francis! Ich habe**

schon so viel von dir gehört!«

»Wirklich?«, hatte er gesagt, während die Angst in ihm aufstieg wie ein Schwarm flatternder Fledermäuse.

»Nicht, was du denkst«, hatte Jane gesagt und gelächelt (sie war ebenfalls Ärztin: Gynäkologin). »Aber er mag dich so sehr, Jude; ich bin froh, dass du gekommen bist.« Er hatte Andys Eltern kennengelernt, und am

Ende des Abends hatte Andy ihm einen Arm um die Schultern gelegt und einen festen, unbeholfenen Kuss auf die Wange gegeben, was er nun jedes Mal tat, wenn sie sich sahen. Andy wirkte dabei jedes Mal peinlich berührt, aber er schien sich auch genötigt zu fühlen, es immer wieder aufs Neue zu tun, was Jude so lustig wie rührend fand.

Er schätzte vieles an Andy, am meisten aber seine Unerschütterlichkeit.

Sobald klar gewesen war, dass Andy es nicht zulassen würde, dass Jude sich nach der ersten Behandlung einfach nicht mehr blicken ließ (nachdem er zwei Termine nicht wahrgenommen und drei Anrufe und vier E-Mails ignoriert hatte, war Andy bei ihm in Hood Hall aufgetaucht und hatte gegen die Tür gehämmert), hatte er sich in die Einsicht gefügt, dass es vielleicht gar nicht so schlecht wäre,

einen Arzt zu haben - es schien ohnehin unvermeidlich zu sein -, und Andy war jemand, dem er vertrauen konnte. Bei ihrem dritten Termin ging Andy mit ihm seine Krankheitsgeschichte - oder das, was er davon preisgab - durch und schrieb die Fakten kommentarlos und ohne jede Gefühlsregung nieder.

Und tatsächlich hatte Andy erst viel später - etwas mehr als vier Jahre war das

**jetzt her - seine Kindheit
direkt angesprochen. Das
war während ihres ersten
großen Streits gewesen. Sie
hatten zuvor schon kleinere
Reibereien und
Meinungsverschiedenheiten
gehabt, und ein- oder
zweimal jährlich hielt Andy
ihm eine ausführliche
Standpauke über seinen für
ihn unverständlichen und
ärgerlichen Unwillen,
vernünftig mit sich
umzugehen, seine
unerträgliche Weigerung,**

einen Psychotherapeuten aufzusuchen, und seine bizarre Abneigung gegen Schmerzmittel, die seine Lebensqualität verbessern könnten. (Jude ging alle sechs Wochen zu ihm, in letzter Zeit etwas häufiger, und merkte schon an der knappen Begrüßung und der Eile, mit der Andy ihn untersuchte, wenn es wieder so weit war.)

Der Streit hatte sich um das gedreht, was Andy rückblickend als

**missglückten
Selbstmordversuch
betrachtete. Das war
unmittelbar vor Silvester
gewesen; er hatte sich
geschnitten und war dabei
einer Vene zu nah
gekommen, was in einer
riesigen, schmierigen,
blutigen Sauerei geendet
hatte, in die er Willem hatte
hineinziehen müssen. Andy
hatte sich an jenem Abend
im Behandlungszimmer
geweigert, mit ihm zu
sprechen, so wütend war er**

gewesen, und hatte stattdessen vor sich hin gemurmelt, während er die Wunde mit Stichen, so sauber und winzig wie bei einer Stickarbeit, vernähte.

Noch bevor Andy beim nächsten Termin den Mund aufgemacht hatte, wusste er, dass er außer sich vor Wut war. Er hatte sogar überlegt, gar nicht zu der Untersuchung zu gehen, aber er wusste, wenn er es nicht täte, würde Andy ihn einfach immer weiter

anrufen - oder, schlimmer, Willem anrufen oder, noch schlimmer, Harold -, bis er doch käme.

»Ich hätte dich verdammt noch mal ins Krankenhaus schicken sollen«, waren Andys erste Worte gewesen, gefolgt von: »Ich bin so ein verdammter Idiot.«

»Ich finde, du übertreibst«, hatte er gesagt, aber Andy hatte ihn ignoriert.

»Zufällig glaube ich, dass du nicht versucht hast, dich

umzubringen, sonst hätte ich dich so schnell eingeliefert, dass dir Hören und Sehen vergangen wäre«, hatte Andy gesagt. »Was allein daran liegt, dass statistisch gesehen jemand, der sich so oft und über so viele Jahre hinweg ritzt wie du, weniger akut selbstmordgefährdet ist als jemand, der sich weniger kontinuierlich selbst verletzt.« (Andy war ein großer Freund von Statistiken. Manchmal hatte

Jude ihn im Verdacht, sie sich auszudenken.) »Aber es ist völlig verrückt, Jude, und diesmal war es viel zu knapp. Entweder du gehst jetzt sofort zum Psychiater, oder ich lasse dich einweisen.«

»Das kannst du nicht machen«, hatte er gesagt, inzwischen selbst in Rage, obwohl er wusste, dass Andy es konnte: Er hatte sich angesehen, was die New Yorker Gesetzgebung über Einweisungen gegen den

**eigenen Willen besagte,
und sie stand nicht auf
seiner Seite.**

**»Du weißt, dass ich es
kann«, hatte Andy gesagt.
Er schrie jetzt beinahe. Ihre
Termine fanden immer
nach Feierabend statt, weil
sie gern noch ein wenig
plauderten, soweit Andy
Zeit hatte und bei guter
Laune war.**

**»Ich verklage dich«, hatte
er absurderweise gesagt,
und Andy hatte
zurückgeschrien: »Nur zu!**

Weißt du eigentlich, was das für eine Scheiße ist, die du da machst? Ist dir klar, in welche Lage du mich bringst?«

»Mach dir keine Sorgen«, hatte er sarkastisch gesagt. »Ich habe keine Familie. Es wird dich niemand wegen widerrechtlicher Tötung vor Gericht bringen.«

Andy hatte einen Schritt zurück gemacht, so als hätte er versucht, ihn zu schlagen. »Was fällt dir ein«, hatte er langsam

gesagt. »Du weißt genau, dass ich das nicht meine.«

Und natürlich wusste er das. Aber er sagte nur »Wie dem auch sei« und »Ich muss los« und glitt vom Untersuchungstisch (glücklicherweise war er noch nicht ausgezogen gewesen), um das Behandlungszimmer zu verlassen, wobei das in seinem Tempo keinen wirklich dramatischen Effekt hatte. Andy stellte sich ihm in den Weg.

»Jude«, sagte er, einen seiner plötzlichen Stimmungswechsel vollführend, »ich weiß, dass du da nicht hinwillst. Aber es ist allmählich beängstigend.« Er holte Luft. »Hast du jemals mit jemandem darüber gesprochen, was dir als Kind passiert ist?«

»Das hat damit gar nichts zu tun«, sagte er kalt. Andy hatte das, was er ihm erzählt hatte, nie erwähnt, und nun, da er es tat, fühlte

**er sich von ihm
hintergangen.**

**»Ach nein? Ich glaube dir
kein Wort«, hatte Andy
gesagt, und angesichts der
offensichtlichen Theatralik
der Worte - sagte man so
etwas nicht nur im Film? -
musste er unwillkürlich
lächeln, woraufhin Andy,
der das Lächeln für Spott
hielt, abermals die
Richtung änderte. »Deine
Sturheit hat etwas
unglaublich Arrogantes,
Jude«, fuhr er fort. »Deine**

Weigerung, dir irgendetwas sagen zu lassen, wenn es um deine Gesundheit und dein Wohlbefinden geht, ist entweder ein pathologischer Fall von Selbstzerstörung oder ein einziger großer Stinkefinger, den du uns allen zeigst.«

Das verletzte ihn. »Und dass du mir drohst, mich *einweisen* zu lassen, sobald ich anderer Meinung bin als du, hat etwas unglaublich Manipulatives,

**besonders in diesem Fall,
wo ich dir *gesagt* habe, dass
es ein Unfall war«,
schleuderte er Andy trotzig
entgegen. »Andy, ich
schätze dich wirklich, ich
weiß nicht, was ich ohne
dich machen würde. Aber
ich bin erwachsen, und du
kannst nicht bestimmen,
was ich tun oder lassen
soll.«**

**»Weißt du was, Jude« -
Andy schrie jetzt wieder -,
»du hast recht. Ich kann dir
nicht sagen, was du zu tun**

hast. Aber ich muss dein Verhalten auch nicht gutheißen. Such dir einen anderen Idioten, der deinen Arzt spielt. Ich mache es nämlich nicht mehr.«

»Prima«, hatte er geblafft und war gegangen.

Er konnte sich nicht erinnern, jemals so wütend geworden zu sein, wenn es um ihn selbst gegangen war. Es gab vieles, was ihn wütend machte - allgemeine Ungerechtigkeit, Inkompetenz, Regisseure,

die Willem nicht die Rolle gaben, die er wollte -, aber seine Wut betraf selten etwas, das ihm selbst zustieß oder zugestoßen war. Was er jetzt oder früher erdulden musste, war nichts, worüber er sich den Kopf zerbrach, wofür er tagelang nach Antworten suchte. Er wusste ja, warum es ihm widerfuhr: Weil er es verdient hatte.

Aber er wusste auch, dass seine Wut nicht gerechtfertigt war. Und so

sehr ihn seine Abhängigkeit von Andy störte, so froh war er andererseits, dass er ihn hatte, und er wusste, dass Andy sein Verhalten unlogisch fand. Aber Andys Aufgabe war, dafür zu sorgen, dass es Menschen besserging: Für Andy war er das, was für ihn ein schlecht formuliertes Steuergesetz war: etwas, das entwirrt und instand gesetzt werden musste; ob er selbst glaubte, dass er instand gesetzt werden konnte, war

**dabei eher nebensächlich.
Für das, was er tatsächlich
instand setzen *wollte* - die
Haut an seinem Rücken, die
von den Narben in eine
scheußliche, unnatürliche
Hügellandschaft verwandelt
worden war und sich
glänzend spannte wie die
einer gebratenen Ente: der
wahre Grund dafür, dass er
Geld sparte -, hätte Andy
kein Verständnis gehabt,
das war ihm bewusst.**

**»Jude«, würde Andy sagen,
wenn er je von seinem Plan**

erführe, »ich garantiere dir, dass es nicht funktioniert und du dein Geld aus dem Fenster wirfst. Lass es bleiben.«

»Aber es sieht widerlich aus«, würde er murmeln.

»Das stimmt nicht, Jude«, würde Andy sagen. »Ich schwöre dir, dass es nicht stimmt.«

(Aber da er Andy sowieso nichts sagen würde, müsste er auch dieses Gespräch nicht führen.)

Die Tage vergingen, und

**er rief Andy nicht an, und
Andy rief ihn nicht an. Wie
zur Strafe schmerzte nachts
sein Handgelenk, wenn er
zu schlafen versuchte, und
während der Arbeit vergaß
er es und schlug es beim
Lesen rhythmisch gegen die
Seite seines Schreibtisches,
eine schlechte
Angewohnheit, die er schon
lange vergeblich
abzuschütteln versuchte.
Dann begann Blut aus den
Nähten zu rinnen, und er
musste sie unbeholfen im**

**Waschbecken des
Badezimmers reinigen.**

**»Was ist los?«, fragte
Willem ihn eines Abends.**

**»Nichts«, sagte er.
Natürlich hätte er es
Willem erzählen können; er
würde einfach nur zuhören
und auf seine willemhafte
Weise »Hmmm« machen,
aber er wusste, dass er
Andys Meinung teilen
würde.**

**Eine Woche nach ihrem
Streit kam er nach Hause -
es war Sonntag, und er war**

**durch West-Chelsea
gelaufen -, und Andy
wartete auf den Stufen vor
der Tür.**

**Jude war überrascht, ihn
zu sehen. »Hi«, sagte er.**

**»Hi«, erwiderte Andy. Sie
standen schweigend da.**

**»Ich wusste nicht, ob du
rangehst, wenn ich anrufe.«**

**»Natürlich wäre ich
rangepgangen.«**

»Hör mal«, sagte Andy.

»Es tut mir leid.«

**»Mir auch. Entschuldige,
Andy.«**

»Aber ich glaube wirklich, dass du zu jemandem gehen solltest.«

»Ich weiß.«

Und irgendwie hatten sie es geschafft, es dabei zu belassen: ein fragiler und für beide Seiten unbefriedigender Waffenstillstand; die Frage, ob er sich in Therapie begeben sollte, war eine große graue entmilitarisierte Zone. Der Kompromiss (von dem er im Nachhinein nicht mehr

hätte sagen können, wie sie ihn erreicht hatten) bestand darin, dass er Andy bei jedem Termin seine Arme zeigte und Andy sie auf neue Schnittwunden hin untersuchte. Würde er fündig, trug er sie in eine Tabelle ein. Er wusste nie genau, was zu einem neuerlichen Wutausbruch von Andy führen würde: Manchmal hatte er viele neue Schnitte, und Andy stöhnte bloß und notierte sie, und manchmal waren es

nur wenige, und Andy regte sich trotzdem auf. »Dir ist schon bewusst, dass du deine Arme komplett ruiniert hast, oder?«, fragte er ihn, und Jude ließ die Standpauken wortlos über sich ergehen. Ein Teil von ihm begriff, dass es respektlos war, Andy am Ausüben seines Berufs zu hindern - der schließlich darin bestand, ihn gesund zu machen -, und er ihn in gewisser Weise in seiner eigenen Praxis zum Affen

machte. Andys Strichliste - manchmal wollte Jude ihn fragen, ob er einen Preis bekäme, wenn er eine bestimmte Punktzahl erreichte, aber er wusste, dass ihn das nur wütend machen würde - war eine Ersatzhandlung, eine Art, zumindest den Anschein zu wahren, er könne die Situation kontrollieren: die Anhäufung von Daten anstelle einer tatsächlichen Behandlung.

Und dann, zwei Jahre

später, hatte sich an seinem linken Bein, das ihm immer schon mehr Schwierigkeiten bereitet hatte als das andere, eine weitere Wunde aufgetan, und seine Schnittwunden waren hinter dieses vordringliche Problem zurückgetreten. Die erste Wunde dieser Art hatte sich weniger als ein Jahr nach der Verletzung entwickelt, und sie war schnell verheilt. »Aber es wird nicht die letzte sein«, hatte der

**Chirurg in Philadelphia
gesagt. »Durch eine solche
Verletzung wird der
gesamte Körper - die
Blutgefäße, die Haut - so
stark in Mitleidenschaft
gezogen, dass Sie darauf
gefasst sein sollten, dass so
etwas immer wieder
vorkommen wird.«**

**Dies war das elfte Mal,
dass es vorkam; auf den
Schmerz war er also
vorbereitet, aber er fand nie
heraus, was der Auslöser
war (ein Insektenstich oder**

**ein Kratzer von der Ecke
eines metallenen
Aktenschanks, den er im
Vorbeigehen gestreift
hatte? Es war immer etwas
ganz Kleines, das seine
Haut ärgerlicherweise
trotzdem so mühelos
durchlöcherte, als wäre sie
aus Papier), und er hörte
nie auf, davon angewidert
zu sein: von der
Vereiterung, dem kranken,
fischigen Geruch, dem
kleinen Spalt, der aussah
wie der Mund eines Fötus**

**und aus dem zähflüssige,
nicht näher identifizierbare
Körpersäfte flossen. Es war
unnatürlich, wie aus einem
Horrorfilm oder einem
Mythos, mit einer Öffnung
herumzulaufen, die sich
nicht schließen wollte,
nicht schließen ließ. Er
begann, jeden Freitagabend
zu Andy zu gehen, damit
dieser die Wunde reinigen,
totes Gewebe daraus
entfernen und ihre
Umgebung auf neues
Hautwachstum hin**

**untersuchen konnte,
während er den Atem
anhielt, sich an die Seiten
des Tisches klammerte und
versuchte, nicht zu
schreien.**

**»Du musst mir sagen,
wenn es wehtut«, hatte
Andy gesagt, während Jude
keuchte und schwitzte und
in Gedanken aufwärts
zählte. »Es ist nicht
schlecht, sondern gut, dass
du das fühlen kannst. Es
bedeutet, dass die Nerven
noch lebendig sind und tun,**

was sie tun sollen.«

»Es tut weh«, konnte er hervorpressen.

»Von eins bis zehn?«

»Sieben. Acht.«

»Tut mir leid«, antwortete Andy. »Ich bin gleich fertig, versprochen. Noch fünf Minuten.«

Er schloss die Augen und zählte bis dreihundert, zwang sich, es langsam zu tun.

Wenn es vorbei war, richtete er sich auf, und Andy setzte sich neben ihn

und gab ihm etwas zu trinken: Limonade, irgendetwas Zuckerhaltiges, und er spürte, wie der Raum um ihn herum langsam wieder Gestalt annahm, Stück um Stück. »Langsam«, sagte Andy, »sonst wird dir schlecht.« Er sah Andy beim Verbinden der Wunde zu - am ruhigsten war er stets, wenn er Wunden vernähte oder Verbände anlegte -, und in jenen Momenten fühlte er sich so verletzlich

und schwach, dass er jeder Empfehlung von Andy gefolgt wäre.

»An den Beinen wirst du dich ja nicht ritzen«, sagte Andy; es war eher eine Feststellung als eine Frage.

»Nein, werde ich nicht.«

»Denn das wäre selbst für deine Verhältnisse zu verrückt.«

»Ich weiß.«

»Dein Körper ist so angegriffen, dass es sich heftig entzünden würde.«

»Andy. Ich *weiß* es.«

Er hatte schon häufiger vermutet, dass Andy hinter seinem Rücken mit seinen Freunden sprach; manchmal verwendeten sie Andy-hafte Formulierungen und Ausdrücke, und auch vier Jahre nach »dem Vorfall«, wie Andy es inzwischen nannte, vermutete er noch, dass Willem morgens den Mülleimer im Bad durchforstete, und er musste besondere Vorsicht darauf verwenden, seine

Rasierklingen zu beseitigen, musste sie mit Papiertüchern und Klebeband umwickeln und auf dem Weg zur Arbeit in Mülltonnen werfen. »Deine Leute«, nannte Andy sie: »Was gibt's Neues bei dir und deinen Leuten?« (bei guter Stimmung), und: »Ich sag deinen Leuten, dass sie dich verdammt noch mal nicht aus den Augen lassen sollen« (bei schlechter).

»Das wirst du nicht, Andy«, sagte er dann. »Und

außerdem sind sie nicht für mich verantwortlich.«

»Natürlich sind sie das«, gab Andy zurück. Wie bei so vielen anderen Themen kamen sie auch hier zu keiner Einigung.

Doch seit sich die jüngste Wunde geöffnet hatte, waren nun schon zwanzig Monate vergangen, und sie war noch immer nicht verheilt. Oder besser gesagt, sie war verheilt und wieder aufgebrochen und erneut verheilt, und dann

**war er eines Freitags
aufgewacht und hatte etwas
Feuchtes, Gummiartiges an
seinem Bein gespürt - am
Unterschenkel, direkt über
dem Knöchel - und sofort
Bescheid gewusst. Er hatte
Andy nicht gleich
angerufen - er würde bis
Montag warten -, aber es
war ihm wichtig gewesen,
die Wanderung zu
unternehmen, von der er
fürchtete, dass sie für
einige Zeit, vielleicht
mehrere Monate, seine**

letzte sein würde.

Er war jetzt an der Ecke Madison Avenue und 75th Street, ganz in der Nähe von Andys Praxis, und sein Bein schmerzte so stark, dass er zur Fifth Avenue hinüberging und sich auf eine der Bänke setzte, die sich an der Parkmauer entlangreiheten. Sobald er saß, überkam ihn das vertraute Schwindelgefühl, die Übelkeit, die ihm den Magen hob, und er beugte sich vor und wartete darauf,

dass der Asphalt wieder zu Asphalt wurde und er aufstehen konnte. Er fühlte den Verrat seines Körpers, und er wusste, dass ein zentraler, ein ungeheuer ermüdender Kampf seines Lebens darin bestand, dass er sich weigerte zu akzeptieren, dass sein Körper ihn wieder und wieder im Stich lassen würde, dass er nichts von ihm erwarten durfte und ihn trotzdem immer weiter pflegen musste. So viel Zeit,

**sowohl seine als auch
Andys, wurde dafür
aufgewandt, etwas zu
reparieren, das nicht zu
reparieren war, etwas, das
schon vor Jahren in Form
verkohlter Stücke auf einer
Abraumhalde hätte landen
sollen. Und warum? Weil
sein Körper seinen
Verstand beherbergte,
nahm er an. Aber es lag -
wie Andy gesagt hätte -
etwas unglaublich
Arrogantes in diesem
Gedanken, so als behielte**

**man eine alte Rostlaube,
nur weil man sich nicht von
dem Autoradio trennen
konnte.**

**Wenn ich nur ein paar
Blocks laufe, bin ich bei
seiner Praxis, dachte er,
aber er hätte es nie getan.
Es war Sonntag. Andy hatte
ein wenig Freizeit von ihm
verdient, und außerdem war
das, was er im Moment
durchmachte, nichts, was er
nicht schon vorher
durchgemacht hätte.**

Er wartete noch einige

Minuten und erhob sich dann, um eine halbe Minute lang dazustehen und sich erneut auf die Bank fallen zu lassen. Dann war er endlich in der Lage, stehen zu bleiben. Er war noch nicht bereit, aber er konnte sich immerhin vorstellen, wie er zur Bürgersteigkante gehen, die Hand heben, ein Taxi anhalten und sich an die Kopfstütze der Sitzbank lehnen würde. Er würde die Schritte bis dahin zählen, so wie er die Schritte zählen

würde, die er brauchte, um vom Taxi zum Haus, vom Aufzug zur Wohnung, von der Wohnungstür in sein Zimmer zu kommen. Als er zum dritten Mal das Laufen gelernt hatte - nachdem ihm die Schienen abgenommen worden waren -, hatte Andy geholfen, die Physiotherapeutin anzuweisen (sie war nicht erfreut gewesen, hatte seine Vorschläge aber angenommen), und wie Ana

**vier Jahre zuvor zugeesehen,
wie er ohne Hilfe eine
Distanz von drei, dann
sechs, dann fünfzehn, dann
dreißig Metern überwand.
Selbst seine besondere
Gehweise - er hob das linke
Bein, bis es in einem
Winkel von beinahe neunzig
Grad vom Boden abstand
und sich ein Rechteck aus
freiem Raum bildete, und
zog dann das rechte nach -
war von Andy erdacht
worden, der stundenlang
mit ihm geübt hatte, bis er**

es allein schaffte. Es war Andy gewesen, der ihm gesagt hatte, er glaube, dass er ohne den Gehstock würde laufen können, und als es ihm endlich gelang, hatte er das Andy zu verdanken.

Bis Montag waren es nur noch einige Stunden, sagte er sich, während er auf den Füßen zu bleiben versuchte, und dann würde Andy ihn empfangen, so wie er es immer tat, ganz gleich, wie beschäftigt er war. »Wann

hast du gemerkt, dass die Wunde aufgeplatzt ist?«, würde er ihn fragen, während er sie sanft mit etwas Mull betupfte. »Am Freitag«, würde er antworten. »Warum hast du mich nicht angerufen, Jude?«, würde Andy verärgert sagen. »Ich hoffe, du hast wenigstens nicht deine bekloppte Wanderung gemacht.« »Nein, natürlich nicht«, würde er sagen, aber Andy würde ihm nicht glauben. Manchmal fragte

er sich, ob Andy ihn als eine bloße Ansammlung von Viren und Fehlfunktionen betrachtete: Wenn man sie entfernte, was bliebe dann? Wenn Andy sich nicht mehr um ihn kümmern müsste, würde er sich dann überhaupt noch für ihn interessieren? Wenn er eines Tages auf magische Weise geheilt wäre und so frei von jeder Befangenheit gehen könnte wie Willem oder JB, wenn er sich in seinem Stuhl zurücklehnen

und frei von Angst sein T-Shirt über seine Hüfte hinaufrutschen lassen könnte und seine Arme so glatt wie Zuckerguss wären wie Malcolms, was wäre er dann noch für Andy? Was wäre er für die anderen? Würden sie ihn weniger mögen? Mehr? Oder müsste er feststellen - wie er es oft befürchtete -, dass das, was er für Freundschaft hielt, in Wahrheit nur auf Mitleid für ihn beruhte? Wie viel von dem, was ihn

ausmachte, war mit dem verschränkt, was er nicht tun konnte? Wer wäre er ohne die Narben, die Schnitte, die Schmerzen, die Wunden, die Knochenbrüche, die Infektionen, die Schienen und die Ausflüsse?

Natürlich würde er es nie erfahren. Sechs Monate zuvor war es ihnen gelungen, die Wunde unter Kontrolle zu bringen, und Andy hatte sie untersucht, hatte sie immer wieder

inspiziert, um ihm schließlich eine Reihe von Anweisungen zu geben, was zu tun war, falls sie sich wieder öffnen sollte.

Er hatte nur mit einem Ohr hingehört. Aus irgendeinem Grund hatte er sich an jenem Tag unbeschwert gefühlt, aber Andy hatte nicht von ihm abgelaßen, und neben einem Vortrag über sein Bein hatte er auch noch einen über seine Schnitte (zu viele, fand Andy) und

**sein allgemeines
Erscheinungsbild (zu dünn,
fand Andy) erdulden
müssen.**

**Er hatte sein Bein
bewundert, hatte es gedreht
und die Stelle in
Augenschein genommen, an
der sich die Wunde endlich
geschlossen hatte, während
Andy redete und redete.**

**»Hörst du mir überhaupt
zu, Jude?«, hatte er ihn
schließlich gefragt.**

**»Sieht gut aus«, hatte er
gesagt; das war keine**

**Antwort auf die Frage, aber er wollte seine Bestätigung.
»Oder nicht?«**

**Andy seufzte. »Es sieht -«
Und dann hatte er sich unterbrochen, und Jude hatte aufgeschaut, hatte gesehen, wie Andy die Augen schloss, wie um sich zu sammeln, und sie wieder öffnete. »Es sieht gut aus, Jude«, hatte er ruhig gesagt. »Wirklich.«**

In diesem Augenblick hatte er große Dankbarkeit verspürt, denn er wusste,

dass Andy überhaupt nicht fand, dass es gut aussah, dass er es nie tun würde. Für Andy war sein Körper ein Quell des Schreckens, vor dem sie sich beide ständig in Acht nehmen mussten. Er wusste, dass Andy der Meinung war, er sei selbstzerstörerisch und wahnhaft oder verschließe die Augen vor der Wahrheit.

Doch was Andy nicht begriff: Er war ein Optimist. Monat für Monat, Woche für Woche entschied er sich

**dafür, die Augen
aufzuschlagen, einen
weiteren Tag in der Welt
zuzubringen. Er tat es,
wenn er sich so schrecklich
fühlte, dass die Schmerzen
ihn in einen anderen
Zustand zu versetzen
schienen, einen, in dem
alles, selbst die
Vergangenheit, die zu
vergessen er sich so mühte,
zu einem grauen,
aquarellartigen Schleier
verschwamm. Er tat es,
wenn seine Erinnerungen**

**alle übrigen Gedanken
verdrängten, wenn es eines
wirklichen Kraftaktes,
wirklicher Konzentration
bedurfte, sich an sein
gegenwärtiges Leben zu
binden, sich davon
abzuhalten, vor
Verzweiflung und Scham zu
toben. Er tat es, wenn er so
erschöpft war von der
Anstrengung, wach und
lebendig zu sein, dass er im
Bett liegend nach Gründen
suchen musste, um
aufzustehen und es aufs**

**Neue zu versuchen, wo es
doch so viel einfacher wäre,
ins Bad zu gehen, den
Verschlussbeutel mit seinen
Wattepads, losen
Rasierklingen,
Desinfektionstüchern und
Bandagen unter dem
Waschbecken
hervorzuholen, wo er ihn
mit Klebeband befestigt
hatte, und einfach
aufzugeben. Das waren die
ganz schlimmen Tage.**

**Es war wirklich
unabsichtlich geschehen,**

**an jenem Abend vor
Silvester, als er im Bad
gesessen und die
Rasierklinge über seinen
Arm gezogen hatte: Er hatte
noch halb geschlafen; er
war sonst nie so
unvorsichtig. Aber als ihm
klargeworden war, was er
getan hatte, war eine
Minute, waren zwei
Minuten gefolgt - er hatte
die Sekunden gezählt -, in
denen er wirklich nicht
gewusst hatte, was er tun
sollte, in denen es einfacher**

schien, bloß dazusitzen und den Unfall sein eigenes Ende nach sich ziehen zu lassen, als eine Entscheidung zu treffen, die nicht nur ihn, sondern auch Willem und Andy einschließen und Tage und Monate voller Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Er wusste nicht, was ihn schließlich dazu veranlasst hatte, sein Handtuch von der Stange zu nehmen, es um seinen Arm zu wickeln,

**sich dann hochzuziehen
und Willem zu wecken. Aber
mit jeder Minute, die
verging, entfernte er sich
weiter und weiter von der
anderen Option, entwickelte
sich das Geschehen in
einem Tempo, das er nicht
kontrollieren konnte, und
er sehnte sich nach jenem
Jahr nach der Verletzung
zurück, bevor er Andy
kennengelernt hatte, als es
den Anschein gehabt hatte,
alles könnte sich zum
Besseren wenden und sein**

zukünftiges Ich wäre ein helles und sauberes, als er so wenig gewusst, aber so große Hoffnung gehabt hatte und den Glauben daran, dass seine Hoffnung eines Tages belohnt werden würde.

Vor New York war das Jurastudium gewesen und davor das College und davor Philadelphia und die lange, langsame Reise durch das Land und davor Montana

**und das Heim, und vor
Montana war der Südwesten
gewesen, waren die
Motelzimmer gewesen und
die einsamen Straßen und
die Stunden im Auto. Und
davor war South Dakota
gewesen und das Kloster.
Und davor? Ein Vater und
eine Mutter, vermutlich.
Oder, realistischer
betrachtet, schlicht ein
Mann und eine Frau. Und
dann wahrscheinlich nur
noch eine Frau. Und dann
er.**

Es war Bruder Peter, der ihn in Mathematik unterrichtete und ihn unentwegt an sein glückliches Schicksal erinnerte, der ihm gesagt hatte, dass er in einer Mülltonne gefunden worden war. »In einem Müllsack, voll mit Eierschalen, altem Salat, verdorbenen Spaghetti - und dir«, sagte Bruder Peter. »In der Gasse hinter der Drogerie, die kennst du doch«, aber er kannte sie nicht, da er das

Kloster selten verließ.

Bruder Michael behauptete später, so stimme das gar nicht. »Du lagst nicht *in* der Mülltonne«, sagte er zu ihm. »Du lagst *neben* der Mülltonne.« Ja, räumte er ein, da sei ein Müllsack gewesen, aber er habe darauf gelegen, nicht darin, und überhaupt, wer wisse schon, was in dem Müllsack gewesen sei, und wen kümmere es? Eher habe es sich wohl um Abfälle aus

**der Apotheke gehandelt:
Kartons, Papiertücher,
Bindedraht und Packchips.
»Du musst nicht alles
glauben, was Bruder Peter
erzählt«, ermahnte er ihn
mehr als einmal, und wenn
Jude Einzelheiten darüber
wissen wollte, wie er in das
Kloster gekommen war,
sagte er: »Du darfst der
Neigung zur
Selbstmythologisierung
nicht nachgeben. Du bist
gekommen, und jetzt bist du
hier, und du solltest dich**

**auf die Zukunft
konzentrieren, nicht auf die
Vergangenheit.«**

**Die Vergangenheit hatten
sie für ihn erschaffen. Er
sei nackt gefunden worden,
sagte Bruder Peter (oder
nur mit einer Windel
bekleidet, sagte Bruder
Michael), aber in jedem Fall
nahm man an, er sei
ausgesetzt worden, damit
die Natur, wie man sagte,
sich seiner bemächtigen
konnte, denn es war Mitte
April und noch immer**

**eiskalt gewesen, und ein
Neugeborenes hätte bei
diesem Wetter nicht lange
überleben können. Doch er
konnte nicht länger als
einige Minuten dort
gelegen haben, denn er war
noch fast warm gewesen, als
sie ihn gefunden hatten,
und der Schnee hatte weder
die Reifenspuren bedeckt
noch die Fußspuren
(Turnschuhe, Größe 38), die
zu der Mülltonne und von
ihr fort führten. Er hatte
Glück gehabt, dass sie ihn**

gefunden hatten (es war Schicksal, dass sie ihn gefunden hatten). Alles, was er hatte - seinen Namen, seinen Geburtstag (geschätzt), sein Obdach, sein ganzes Leben -, hatten sie ihm gegeben. Er sollte dankbar dafür sein (sie erwarteten nicht, dass er ihnen dankte; sie erwarteten, dass er Gott dankte).

Er wusste nie, worauf sie antworten würden und worauf nicht. Einfache

Fragen (hatte er geweint, als sie ihn gefunden hatten? War eine Nachricht hinterlassen worden? Hatten sie nach der Person gesucht, die ihn ausgesetzt hatte?) wollten oder konnten sie nicht beantworten, und auf die komplizierteren gab es Antworten, die weitere Fragen unterbanden.

**»Die Behörden fanden niemanden, der dich aufnehmen wollte.«
(Nochmals Bruder Peter.)**

»Also haben wir dich vorübergehend aufgenommen, und aus Monaten wurden Jahre, und hier bist du nun. Ende der Geschichte, und jetzt mach die Rechenaufgaben zu Ende, du brauchst ja den ganzen Tag.«

Aber *warum* hatten die Behörden niemanden finden können? Theorie Nummer eins (vertreten von Bruder Peter): Es habe einfach zu viele Unbekannte in der

Gleichung gegeben - seinen ethnischen Hintergrund, seine Herkunft, mögliche angeborene Krankheiten und so weiter und so fort. Woher war er gekommen? Niemand wusste es. In keinem der örtlichen Krankenhäuser war eine kürzlich erfolgte Lebendgeburt verzeichnet gewesen, die zu seinen Daten passte. Und das habe potenzielle Pflegeeltern abgeschreckt. Theorie Nummer zwei (Bruder

Michaels Theorie): Es sei eine arme Stadt in einer armen Gegend in einem armen Staat. Sosehr die Allgemeinheit auch an seinem Schicksal Anteil genommen habe - und das habe sie, das solle er nie vergessen -, so sei es doch etwas anderes, ein zusätzliches Kind in seinen Haushalt aufzunehmen, gerade wenn es sich um einen ohnehin schon großen Haushalt handelte. Theorie Nummer drei

(Pater Gabriels Theorie): Es sei seine Bestimmung gewesen, bei ihnen zu bleiben. Es sei Gottes Wille gewesen. Dies sei sein Zuhause, und er solle gefälligst aufhören, Fragen zu stellen.

Es gab noch eine vierte Theorie, die sie fast alle anführten, wenn er sich nicht benahm: Er war schlecht, und er war von Anfang an schlecht gewesen. »Du musst etwas sehr Schlimmes getan

**haben, um auf diese Weise
ausgesetzt zu werden«,
sagte Bruder Peter immer,
wenn er ihn mit dem Brett
geschlagen hatte und ihn
über seine gewimmerten
Entschuldigungen hinweg
maßregelte. »Vielleicht hast
du so lange geweint, bis sie
es nicht mehr aushielten.«
Und er weinte noch mehr
und fürchtete, Bruder Peter
könnte recht haben.**

**Ihrem geschichtlichen
Interesse zum Trotz waren
sie verärgert, als er sich für**

seine eigene Geschichte zu interessieren begann, so als bestehe er auf einem besonders ermüdenden Hobby, dem er nicht schnell genug entwuchs. Bald lernte er, nicht mehr zu fragen, zumindest nicht direkt, auch wenn er die verstreuten Informationen begierig aufsog, die in unerwarteten Momenten aus unerwarteten Quellen zu ihm kamen. Als Bruder Michael mit ihm Dickens' *Große Erwartungen* las,

konnte er den Bruder zu einer langen Abschweifung darüber verleiten, wie das Leben eines Waisenkindes im London des neunzehnten Jahrhunderts ausgesehen hatte, einem Ort, der ihm so fremd war wie das rund hundertfünfzig Kilometer entfernte Pierre. Aus der Lektion wurde eine Belehrung, so wie er es erwartet hatte, aber er erfuhr dadurch, dass er wie die Figur des Pip in die Obhut von Verwandten

gegeben worden wäre, hätte man welche ermitteln können. Es gab also eindeutig keine. Er war allein.

**Auch seine Gier nach Besitz war eine schlechte Angewohnheit, die bekämpft werden musste. Er wusste nicht mehr, wann er sich zum ersten Mal danach gesehnt hatte, etwas Eigenes zu besitzen, etwas, das ihm und niemand anderem gehörte.
»Niemand hier besitzt**

etwas«, sagten sie ihm, aber stimmte das wirklich? Er wusste, dass Bruder Peter beispielsweise einen Kamm aus Schildpatt besaß, der die Farbe von frisch abgezapftem Baumsaft hatte und in dem sich das Licht auf dieselbe Weise fing; er war sehr stolz darauf und kämmte jeden Morgen seinen Schnauzbart damit. Eines Tages war der Kamm verschwunden, und Bruder Peter war in seine Geschichtslektion mit

**Bruder Matthew
hereingeplatzt, um ihn bei
den Schultern zu packen
und zu schütteln, während
er schrie, er habe den
Kamm gestohlen und solle
ihn besser zurückgeben,
sonst werde es Folgen
haben. (Später fand Pater
Gabriel den Kamm, der in
den schmalen Spalt
zwischen den Schreibtisch
des Bruders und die
Heizung gerutscht war.)
Und Bruder Matthew hatte
eine leinengebundene**

Originalausgabe von Henry James' *Die Damen aus Boston*, deren Rücken vor Abnutzung glatt und weich geworden war und die er ihm einmal vor das Gesicht hielt, damit er den Umschlag betrachten konnte (»Nicht anfassen! Nicht anfassen, sagte ich!«). Selbst Bruder Luke, den er am liebsten mochte, der selten sprach und nie mit ihm schimpfte, besaß einen Vogel, den alle als sein Eigentum anerkannten.

Genaugenommen, sagte Bruder David, gehörte der Vogel niemandem, aber es war Bruder Luke gewesen, der ihn gefunden, aufgezogen und gefüttert hatte und zu dem er immer geflogen kam, also könne Luke ihn gern haben, wenn er ihn wolle.

Bruder Luke war für den Klostergarten und das Gewächshaus verantwortlich, und in den warmen Monaten assistierte Jude ihm bei kleineren

**Tätigkeiten. Aus
Gesprächen der anderen
Brüder, die er belauscht
hatte, wusste er, dass
Bruder Luke vor dem
Klosterleben ein reicher
Mann gewesen war. Doch
dann war etwas geschehen
oder er hatte etwas getan
(das wurde nie ganz klar),
und er hatte sein Geld
entweder verloren oder es
weggegeben, und jetzt war
er hier und ebenso arm wie
die anderen, auch wenn er
von seinem Geld das**

Gewächshaus bezahlt hatte und für einige der laufenden Kosten des Klosters aufkam. Dass die anderen Mönche Bruder Luke größtenteils aus dem Weg gingen, suggerierte ihm, dass Bruder Luke schlecht war, aber er war es nie, jedenfalls nicht zu ihm.

Kurz nachdem Bruder Peter ihn beschuldigt hatte, seinen Kamm gestohlen zu haben, stahl er zum ersten Mal wirklich etwas: ein Päckchen Kräcker aus der

Küche. Er ging eines Morgens auf dem Weg zu dem Raum, den sie für seinen Unterricht reserviert hatten, an der Küche vorbei, und es war niemand darin, und die Kräcker standen auf der Arbeitsplatte, wo er sie gerade eben erreichen konnte, und einer plötzlichen Regung folgend, griff er danach und schob sie im Davonrennen unter seine kratzige wollene Tunika, eine

Miniaturversion derjenigen, die die Brüder trugen. Er nahm einen Umweg, um sie unter seinem Kissen zu verstecken, und kam dadurch zu spät zum Unterricht bei Bruder Matthew, der ihn zur Strafe mit einem Forsythienzweig züchtigte, aber das geheime Wissen um ihre Existenz gab ihm ein warmes, freudiges Gefühl. Als er abends allein in seinem Bett lag, aß er bedächtig einen der Kräcker (der

nicht einmal besonders gut schmeckte), zerlegte ihn mit den Zähnen in acht Teile und ließ jedes einzelne auf seiner Zunge verweilen, bis es weich und klebrig wurde und er es in einem Stück hinunterschlucken konnte.

Von da an stahl er mehr und mehr. Im Kloster gab es nichts, das er wirklich wollte, das zu besitzen sich wirklich gelohnt hätte, und so nahm er einfach, worauf er stieß, ohne Plan und

**ohne besonderes Verlangen:
Lebensmittel, wenn er
welche fand; einen
klappernden schwarzen
Knopf, den er bei einem der
Streifzüge, die er nach dem
Frühstück unternahm, in
Bruder Michaels Zimmer
auf dem Boden liegen sah;
einen Kugelschreiber, den
er von Pater Gabriels
Schreibtisch wegschnappte,
als der Abt ihm mitten in
einem Vortrag den Rücken
zukehrte, um nach einem
bestimmten Buch zu**

**suchen; Bruder Peters
Kamm (der einzige
Diebstahl, den er geplant
hatte, doch er bereitete ihm
kein größeres Vergnügen
als die übrigen). Er stahl
Streichhölzer, Bleistifte und
Papierseiten - nutzloser
Müll, aber Müll, der jemand
anderem gehörte -, steckte
sie in seine Unterwäsche
und rannte in sein Zimmer,
um sie unter seiner
Matratze zu verstecken, die
so dünn war, dass er nachts
jede einzelne Sprungfeder**

an seinem Rücken spürte.

»Hör mit der Rennerei auf, sonst muss ich dich züchtigen!«, rief Bruder Matthew ihm hinterher, wenn er in sein Zimmer huschte.

»Ja, Bruder«, antwortete er dann und zwang sich, normal zu gehen.

Sie erwischten ihn an dem Tag, als er seinen größten Schatz erbeutet hatte: Pater Gabriels silbernes Feuerzeug, das er direkt von dessen Schreibtisch

nahm, als der Abt seinen Vortrag unterbrach, um ans Telefon zu gehen. Pater Gabriel hatte sich über seine Tastatur gebeugt, und er hatte die Hand ausgestreckt, das Feuerzeug gepackt und seine kühle Schwere in der Handfläche verborgen, bis er endlich entlassen wurde. Dem Büro des Paters entkommen, hatte er es hastig in seine Unterhose geschoben und war, so schnell er konnte, in Richtung seines Zimmer

gelaufen, als er um eine Ecke gebogen und gegen Bruder Pavel geprallt war. Noch bevor der Bruder ihn anschreien konnte, war er rückwärts getaumelt, und das Feuerzeug war herausgefallen und über die Fliesen gesprungen.

Natürlich war er geschlagen und angeschrien und schließlich zu seiner, wie er annahm, abschließenden Bestrafung in Pater Gabriels Büro zitiert worden, wo Pater

Gabriel ihm sagte, er werde ihn lehren, was es heiÙe, von anderen zu stehlen. Verstandnislos, aber so verängstigt, dass er nicht einmal weinen konnte, hatte er zugesehen, wie der Abt sein Taschentuch an die Öffnung einer Flasche Olivenöl drückte und wie er seinen linken Handrücken mit dem Öl einrieb. Dann nahm er sein Feuerzeug - dasselbe, das Jude gestohlen hatte - und hielt die Flamme über seine

Hand, bis das Öl sich entzündete und die ganze Hand von einem weißen, geisterhaften Feuerschein verzehrt wurde. Er hatte geschrien und geschrien, und der Abt hatte ihm ins Gesicht geschlagen, weil er schrie. »Hör auf zu schreien«, hatte er gebrüllt. »Das hast du dir selbst zuzuschreiben. Du wirst nie mehr vergessen, dass man nicht stehlen darf.«

Als er das Bewusstsein wiedererlangte, lag er

wieder in seinem Bett, und seine Hand war bandagiert. Alles, was er besessen hatte, war verschwunden: die gestohlenen Gegenstände natürlich, aber auch die Dinge, die er selbst gefunden hatte, die Steine, Federn und Pfeilspitzen und das Fossil, das Bruder Luke ihm zu seinem fünften Geburtstag geschenkt hatte, das erste Geschenk, das er je bekommen hatte.

Fortan musste er jeden Abend zum Büro von Pater

**Gabriel gehen und sich
ausziehen, und der Pater
suchte seine
Körperöffnungen nach
versteckten Gegenständen
ab. Und später, als es immer
schlimmer wurde, dachte er
immer wieder an die
Kräcker zurück: Hätte er sie
doch bloß nicht gestohlen.
Hätte er doch bloß dieses
Unglück nicht über sich
gebracht.**

**Seine Ausbrüche
begannen nach den
abendlichen**

Untersuchungen bei Pater Gabriel, an die sich bald mittägliche bei Bruder Peter anschlossen. Er bekam Tobsuchtsanfälle, warf sich gegen die Steinmauern des Klosters und schrie, so laut er konnte, schlug mit dem Rücken seiner lädierten, hässlichen Hand (die sechs Monate danach immer noch gelegentlich schmerzte, ein tiefes, beharrliches Pulsieren) gegen die harten, gemeinen Ecken der

hölzernen Esstische, warf seinen Nacken, seine Ellbogen, seine Wangen - die verletzlichsten, zartesten Teile seines Körpers - gegen die Kanten seines Schreibpults. Die Anfälle überkamen ihn tags und nachts, er war machtlos dagegen, er fühlte sie über sich hinwegziehen wie Nebelschwaden und ließ sich in sie hineinfallen, während ihn die Raserei seines Körpers und seiner Stimme zugleich abstieß

**und in Erregung versetzte,
denn sosehr es ihn
hinterher auch schmerzte,
so wusste er doch, dass er
den Brüdern Angst einjagte,
dass sie seinen Zorn, seine
Schreie und seine Kraft
fürchteten. Sie prügeln
ihn mit allem, was sie
finden konnten, sie
begannen an einem Haken
in der Wand des
Unterrichtsraumes einen
Gürtel bereitzuhalten, sie
zogen ihre Sandalen aus
und schlugen ihn so lange,**

dass er am nächsten Tag nicht sitzen konnte, sie nannten ihn ein Monster, sie wünschten ihm den Tod, sie sagten ihm, sie hätten ihn auf der Mülltüte liegen lassen sollen. Und er war selbst dafür dankbar, dafür, dass sie ihm halfen, sich auszulaugen, weil er das Tier nicht allein einfangen konnte und ihre Hilfe brauchte, um es zurückzutreiben, es dazu zu bringen, dass es rückwärts in seinen Käfig ging, aus

**dem es sich dann
irgendwann wieder befreite.**

**Er fing an, ins Bett zu
machen, und musste
daraufhin noch häufiger
zum Pater, musste sich
noch häufiger untersuchen
lassen, und je häufiger der
Pater ihn untersuchte,
desto häufiger machte er
ins Bett. Der Pater begann
ihn nachts in seinem
Zimmer aufzusuchen,
ebenso wie Bruder Peter
und dann auch Bruder
Matthew, und sein Zustand**

verschlechterte sich: Sie ließen ihn in seinem nassen Nachthemd schlafen, sie zwangen ihn, es tagsüber zu tragen. Er wusste, wie schlimm er stank, nach Urin und Blut, und er schrie und tobte und heulte, unterbrach Unterrichtsstunden, warf Bücher von Tischen, sodass die Brüder ihn auf der Stelle bestrafen mussten und der Unterricht damit beendet war. Manchmal schlugen sie ihn so fest,

**dass er ohnmächtig wurde,
und er begann sich danach
zu sehnen: nach der
Schwärze, in der die Zeit
verging, ohne dass er es
mitbekam, in der Dinge mit
ihm getan wurden, von
denen er nichts wusste.**

**Manchmal gab es Gründe
für seine Anfälle, auch
wenn es Gründe waren, die
nur er kannte. Er fühlte
sich unausgesetzt dreckig,
beschmutzt, als wäre sein
Inneres ein verfallenes
Gebäude wie die**

abbruchreife Kirche, die sie ihm bei einem seiner wenigen Ausflüge aus dem Kloster gezeigt hatten: die Balken mit Schimmel überzogen, die Dachsparren gesplittert und von darin nistenden Termiten ausgehöhlt, Dreiecke aus weißem Himmel, die sich vulgär im schadhaften Dach öffneten. In einer Geschichtsstunde hatte er von Blutegeln erfahren und davon, dass man vor vielen Jahren geglaubt hatte, sie

**könnten das kranke Blut
aus einem Menschen
ziehen, die Krankheit
dumm und gierig in ihre
dicken Wurmkörper saugen,
und er hatte seine freie
Stunde - zwischen dem
Unterricht und den
Arbeiten, die er zu
verrichten hatte - damit
verbracht, durch den Bach
am Rande des
Klostergeländes zu waten
und selbst nach Egeln zu
suchen. Und als er keine
hatte finden können, als sie**

ihm sagten, es gebe in dem Bach keine, schrie und schrie er, bis seine Stimme versagte, und selbst dann konnte er nicht aufhören, selbst als es sich anfühlte, als würde sich sein Hals mit warmem Blut füllen.

Einmal war er in seinem Zimmer, und Pater Gabriel und Bruder Peter waren beide bei ihm, und er versuchte, nicht zu schreien, weil er gelernt hatte, dass es desto schneller vorbeiging, je

stiller er war, und er glaubte zu sehen, dass Bruder Luke schnell wie eine Motte den Türrahmen passierte, und er fühlte sich gedemütigt, auch wenn er den Begriff Demütigung damals noch nicht kannte. Und so war er tags darauf in seiner freien Stunde in Bruder Lukes Garten gegangen und hatte jeder einzelnen seiner Narzissen den Kopf abgerissen und sie vor der Tür seines Gärtnerhauses aufgetürmt,

**wo ihre geriffelten Kelche
zum Himmel zeigten wie
geöffnete Schnäbel.**

**Später, als er wieder
allein gewesen war und
seine Arbeiten erledigte,
hatte es ihm leidgetan, und
der Kummer hatte seine
Arme schwer gemacht, und
der Eimer Wasser, den er
von einem Ende des Raumes
zum anderen trug, war
heruntergefallen,
woraufhin er sich auf den
Boden geworfen und vor
Frustration und Reue**

geschrien hatte.

Beim Abendessen bekam er keinen Bissen hinunter. Er suchte nach Luke, fragte sich, wann und wie er bestraft werden und wann er sich bei dem Bruder würde entschuldigen müssen. Doch Luke war nicht dort. In seiner Anspannung ließ er den metallenen Milchkrug fallen, und die kalte weiße Flüssigkeit ergoss sich über den Boden, und Bruder Pavel, der neben ihm saß,

riss ihn von der Bank hoch und drückte ihn zu Boden. »Mach das sauber«, fuhr Bruder Pavel ihn an und warf ihm ein Geschirrtuch hin. »Aber das war das Letzte, was du bis Freitag zu essen bekommen hast.« Es war Mittwoch. »Jetzt geh auf dein Zimmer.« Er rannte los, bevor der Bruder seine Meinung ändern konnte.

Die Tür zu seinem Zimmer - einer kleinen Kammer, gerade groß

genug für eine Pritsche, an einem Ende des ersten Stockwerks über dem Speisesaal - war stets geöffnet, solange nicht einer der Brüder oder der Pater bei ihm waren. Doch bereits als er um die Ecke des Treppenhauses bog, sah er, dass sie geschlossen war, und er blieb eine Zeit lang in dem stillen, leeren Gang stehen, unsicher, was ihn drinnen erwarten würde: wahrscheinlich einer der Brüder. Vielleicht

auch ein Monster. Seit dem Vorfall am Bach hatte er manchmal Tagträume, in denen die Schatten, die die Ecken ausfüllten, zu riesigen Blutegeln wurden, die sich schwankend aufgerichtet hatten, ihre glänzende, gegliederte Haut dunkel und schmierig, und darauf warteten, ihn mit ihrem feuchten, lautlosen Gewicht zu erdrücken. Schließlich nahm er seinen ganzen Mut zusammen, rannte auf die Tür zu und

stieß sie so fest auf, dass sie mit einem lauten Knall gegen die Wand schlug, doch im Zimmer war nichts als sein Bett mit der schlammbraunen Woldecke, die Packung Papiertücher und seine Lehrbücher auf dem Regal. Dann sah er es in der Ecke, neben dem Kopfende des Bettes: ein großes Glas mit einem Bouquet aus Narzissen, deren farbenfrohe Trichter sich am oberen Ende kräuselten.

Er setzte sich neben dem Glas auf den Boden und rieb einen der samtenen Blütenköpfe zwischen den Fingern, und in diesem Moment war seine Traurigkeit so groß, so überwältigend, dass er an sich selbst reißen, die Narbe von seinem Handrücken reißen, sich selbst in Stücke reißen wollte, so wie er es mit Lukes Blumen getan hatte.

Doch warum hatte er Bruder Luke so etwas

**angetan? Es war ja nicht so,
dass Luke als Einziger
freundlich zu ihm gewesen
wäre - wenn er nicht
gezwungen wurde, ihn zu
bestrafen, lobte Bruder
Daniel ihn immer und sagte
ihm, wie auffassungsstark
er war, und selbst Bruder
Peter brachte ihm
regelmäßig Bücher aus der
Stadtbibliothek mit, damit
er sie lesen und
anschließend mit ihm
diskutieren konnte, und
dann hörte er sich seine**

**Meinungen an, als wäre er
ein richtiger Mensch - aber
nicht nur, dass Luke ihn nie
geschlagen hatte, er hatte
auch versucht, ihm Mut zu
machen, ihm das Gefühl zu
geben, er halte zu ihm. Am
Sonntag zuvor hatte er das
Tischgebet sprechen sollen,
und als er am Fuß von Pater
Gabriels Tisch stand,
überkam ihn plötzlich der
Impuls, sich
danebenzubenehmen, eine
Handvoll der gewürfelten
Kartoffeln aus der Schüssel**

vor sich zu nehmen und sie durch den Raum zu schleudern. Er konnte schon das Kratzen im Hals von den Schreien spüren, die er ausstoßen würde, das Brennen des Gürtels, der auf seinen Rücken klatschte, die Dunkelheit, in die er hinabsinken, die schwindelerregende Helligkeit des Tages, die ihn beim Erwachen begrüßen würde. Er sah zu, wie sein Arm sich an seiner Seite hob, sah seine Finger

**sich wie Blütenblätter
öffnen und auf die Schüssel
zuschweben. Und genau in
diesem Moment hatte er
den Kopf gehoben und
Bruder Luke gesehen, der
ihm zuzwinkerte, ohne zu
lächeln, so kurz wie das
Klicken einer
Kamerablende, sodass er
zunächst nicht genau
wusste, ob er überhaupt
etwas gesehen hatte. Und
dann zwinkerte Luke ihm
wieder zu, und aus
irgendeinem Grund**

beschwichtigte ihn das, und er kam wieder zu sich und sagte seine Zeilen auf und setzte sich, und das Abendessen verlief ohne Zwischenfälle.

Und nun diese Blumen. Doch bevor er darüber nachdenken konnte, was sie bedeuten mochten, öffnete sich die Tür und Bruder Peter erschien, und er stand auf und wartete, dass dieser schreckliche Moment vorüberging, auf den er sich nie vorbereiten konnte,

**in dem alles Mögliche
geschehen, auf den alles
Mögliche folgen konnte.**

**Am Tag darauf war er
gleich nach dem Unterricht
zum Gewächshaus
gegangen, fest
entschlossen, mit Luke zu
sprechen. Doch als er sich
seinem Ziel näherte, verließ
ihn seine Entschlossenheit,
und er begann zu trödeln,
kickte kleine Steinchen aus
dem Weg, bückte sich, um
Zweige aufzuheben und
sich ihrer wieder zu**

entledigen, indem er sie in Richtung des angrenzenden Waldes schmiss. Was hatte er überhaupt sagen wollen? Er wollte schon kehrtmachen und sich unter einen bestimmten Baum am nördlichen Ende des Geländes zurückziehen, zwischen dessen zerklüftete Wurzeln er ein Loch gegraben und eine neue Sammlung von Gegenständen angelegt hatte - Gegenständen, die er diesmal im Wald

**gefunden hatte und die
garantiert niemandem
gehörten: Steine, ein Ast,
der ein wenig wie ein
schlanker Hund mitten im
Sprung aussah - und wo er
den größten Teil seiner
Freizeit damit verbrachte,
seine Besitztümer
auszugraben und sie in den
Händen zu halten, als er
jemanden seinen Namen
sagen hörte und sich
umdrehte und sah, dass es
Luke war, der auf ihn
zing, die Hand zum Gruß**

erhoben.

»Ich dachte mir schon, dass du es bist«, sagte Bruder Luke, während er auf ihn zukam (hinterlistigerweise, wie ihm viel später auffiel, denn wer hätte es sonst sein sollen? Er war das einzige Kind im Kloster), und obwohl er es versuchte, fand er nicht die Worte, um sich bei Luke zu entschuldigen, fand, um ehrlich zu sein, überhaupt keine Worte, und stellte

stattdessen fest, dass er weinte. Er schämte sich sonst nie für seine Tränen, doch in diesem Moment tat er es, und er wandte sich von Bruder Luke ab und bedeckte seine Augen mit dem Rücken seiner vernarbten Hand. Mit einem Mal wurde ihm bewusst, wie hungrig er war und dass es erst Donnerstagnachmittag war und er erst am Tag darauf etwas zu essen bekommen würde.

»He«, sagte Luke, und er spürte, wie der Bruder sich sehr dicht neben ihn kniete. »Wein doch nicht; nicht weinen.« Aber seine Stimme war so sanft, und Jude weinte nur noch mehr.

Dann stand Bruder Luke auf, und als er wieder sprach, klang seine Stimme fröhlicher. »Hör mal, Jude«, sagte er. »Ich möchte dir etwas zeigen. Komm mal mit.« Und er ging auf das Gewächshaus zu und blickte dabei über die Schulter, um

**zu sehen, ob er ihm folgte.
»Jude«, rief er noch einmal,
»komm mit«, und von seiner
Neugier überwältigt, folgte
er ihm, näherte sich dem
Gewächshaus, das er so gut
kannte, mit einem
ungekannten Verlangen, so
als hätte er es nie zuvor
gesehen.**

**Als Erwachsener war er
zeitweise davon besessen,
den genauen Moment zu
bestimmen, in dem sich
alles zum Schlechten
gewendet hatte, so als**

**könnte er ihn einfrieren,
ihn in Agar konservieren,
um ihn vor einer
Schulklasse hochzuhalten
und zu sagen: *Hier ist es
passiert. Hier fing alles an.*
War es, als ich die Kräcker
gestohlen habe?, fragte er
sich dann. Als ich Lukes
Narzissen zerstört habe? Als
ich meinen ersten
Wutausbruch hatte? Oder,
unwahrscheinlicher, als ich
das getan habe, was sie
dazu gebracht hat, mich
hinter der Drogerie**

auszusetzen? Und was war das?

Aber eigentlich wusste er es: Es war geschehen, als er an jenem Nachmittag das Gewächshaus betrat. Als er sich hineinführen ließ, als er alles zurückließ, um Bruder Luke zu folgen. Das war der Moment gewesen. Und danach war es nie wieder gut gewesen.

Noch fünf Schritte, dann ist er bei der Wohnungstür, wo

er den Schlüssel nicht ins Schloss bekommt, weil seine Hände zittern, und er flucht und lässt ihn beinahe fallen. Und dann ist er in der Wohnung, und es sind nur noch fünfzehn Schritte von der Tür zu seinem Bett, aber er muss trotzdem auf halbem Wege haltmachen, sich langsam zu Boden sinken lassen und die letzten Meter auf den Ellbogen kriechen. Eine Zeit lang liegt er nur da, während sich um ihn herum

alles dreht, bis er genug Kraft hat, um die Bettdecke zu sich herunterzuziehen. Er wird dort liegen, bis die Sonne den Himmel verlässt und die Wohnung sich verdunkelt, und dann wird er sich endlich mit den Armen auf das Bett ziehen, wo er einschlafen wird, ohne etwas zu essen, sich das Gesicht zu waschen oder sich umzuziehen, während der Schmerz ihn mit den Zähnen klappern lässt. Er wird allein sein,

**weil Willem nach der
Aufführung noch mit seiner
Freundin essen gehen und
erst sehr spät nach Hause
kommen wird.**

**Wenn er aufwacht, wird es
noch sehr früh sein, und er
wird sich besser fühlen,
aber seine Wunde wird in
der Nacht genässt haben,
und Eiter wird durch die
Bandagen gesickert sein,
die er am Sonntagmorgen
vor seiner Wanderung,
seiner verhängnisvollen
Wanderung angelegt hat,**

**und seine Hose wird an
seinem Bein kleben. Er wird
Andy eine Nachricht
schicken und noch eine auf
seiner Mailbox
hinterlassen, und dann wird
er duschen und dabei
vorsichtig die Mullbinden
entfernen, an denen Stücke
faulenden Fleisches und
schwarze, mit Schleim
versetzte Blutklumpen
hängen werden. Er wird
ächzen und stöhnen, um
nicht schreien zu müssen.
Er wird sich an das**

Gespräch erinnern, das er mit Andy geführt hatte, als es zum letzten Mal passiert war, und in dem Andy vorgeschlagen hatte, er solle für Notfälle einen Rollstuhl bereithalten, und obwohl er den Gedanken hasst, wieder im Rollstuhl zu sitzen, wird er sich jetzt wünschen, einen zu haben. Er wird denken, dass Andy recht hat, dass seine Wanderungen ein Zeichen seiner unentschuldbaren Überheblichkeit sind, dass

es selbstsüchtig ist, so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung, als hätte er gar keine Behinderung, dass es Auswirkungen auf andere Menschen hat, Menschen, die unerklärlicherweise und gegen jede Vernunft über Jahre, beinahe Jahrzehnte hinweg großzügig und gut zu ihm gewesen sind.

Er wird das Wasser abdrehen, sich in die Wanne gleiten lassen, die Wange an die Wandfliesen lehnen und darauf warten,

dass es ihm bessergeht. Er wird sich daran erinnert fühlen, dass er eingesperrt ist, gefangen in einem Körper, den er hasst, zusammen mit einer Vergangenheit, die er hasst, und dass er beides niemals wird ändern können. Er wird weinen wollen, vor Frustration und Hass und Schmerz, aber er hat nicht mehr geweint, seit das mit Bruder Luke geschehen ist, woraufhin er sich geschworen hat, nie mehr

zu weinen. Er wird sich daran erinnert fühlen, dass er ein Nichts ist, die hohle Schale einer Frucht, die seit Langem mumifiziert und zusammengeschrumpelt ist und jetzt nutzlos darin herumrappelt. Er wird dieses Prickeln verspüren, diesen Schauder des Ekels, der ihn in seinen glücklichsten wie seinen elendsten Momenten überkommt, der ihn fragt, für wen er sich hält, dass er so vielen Menschen

Schwierigkeiten bereitet, dass er glaubt, er habe das Recht, immer so weiterzumachen, obwohl sein eigener Körper ihm sagt, dass er aufhören soll.

Er wird dasitzen und warten und atmen, und er wird dankbar sein, dass es noch so früh ist, dass Willem ihn auf keinen Fall entdecken und wieder wird retten müssen. Er wird sich (auch wenn er später nicht mehr wissen wird, wie) irgendwie aufrichten, aus

der Wanne steigen, etwas Aspirin nehmen und zur Arbeit gehen. Beim Arbeiten werden die Wörter auf der Seite schwimmen und tanzen, und wenn Andy anruft, wird es erst sieben Uhr am Morgen sein, und er wird Marshall sagen, er sei krank, wird Marshalls Angebot ablehnen, ihm einen Fahrer zur Verfügung zu stellen, sich aber - so schlecht geht es ihm - beim Einsteigen ins Taxi von ihm helfen lassen. Er wird die

Strecke nach Uptown im Auto zurücklegen, die er erst am Tag zuvor idiotischerweise zu Fuß gegangen ist. Und wenn Andy ihm die Tür öffnet, wird er versuchen, die Fassung zu wahren.

»Judy«, wird Andy sagen, und er wird sich in seinem sanften Modus befinden, wird ihm an diesem Tag keinen Vortrag halten, und er wird sich von Andy, dessen Praxis noch nicht geöffnet ist, an dem leeren

Wartezimmer vorbeiführen und auf den Tisch helfen lassen, auf dem er schon Stunden, tageweise Stunden zugebracht hat, wird sich sogar von ihm ausziehen lassen, während er die Augen schließt und auf den kleinen, hellen Schmerz wartet, wenn Andy das Pflasterband vorsichtig von seinem Bein löst und den durchweichten Mullverband darunter von der wunden Haut abzieht.

Mein Leben, wird er

denken, mein Leben. Aber weiter wird er nicht denken können, und er wird diese Worte im Geiste wiederholen - Mantra, Fluch und Ermutigung zugleich -, während er in jene andere Welt hinübergleitet, die er besucht, wenn er Schmerzen hat, die Welt, von der er weiß, dass sie nie weit von seiner eigenen entfernt ist, aber an die er sich anschließend nie erinnern kann: mein Leben.

Du hast mich einmal gefragt, wann ich gewusst habe, dass er zu mir gehört, und ich habe geantwortet, ich hätte es immer gewusst. Aber das stimmte nicht - ich sagte es, weil es sich gut anhörte, wie etwas, was eine Figur in einem Buch oder einem Film sagen würde, und weil wir uns beide so elend und hilflos fühlten und weil ich dachte, wenn

**ich es sagte, würden wir
dem, was vor uns lag,
positiver entgegensehen,
dem, was wir vielleicht -
vielleicht aber auch nicht -
hätten verhindern können
und am Ende nicht
verhindert haben. Das war
im Krankenhaus: beim
ersten Mal im
Krankenhaus, sollte ich
besser sagen. Ich weiß, dass
Du Dich erinnerst: Du warst
am Morgen mit dem
Flugzeug aus Colombo
gekommen, hattest Städte**

**und Länder und Stunden
überflogen, sodass Du
schließlich einen ganzen
Tag vor Deinem Abflug
landetest.**

**Aber jetzt will ich es
genau nehmen. Ich will es
genau nehmen, weil es
keinen Grund gibt, es nicht
zu tun, und weil ich es tun
sollte - ich habe immer
versucht, es zu tun,
versuche es noch heute.**

**Ich weiß nicht genau,
womit ich anfangen soll.
Vielleicht mit ein paar**

**freundlichen Worten, die
aber zugleich die Wahrheit
sind: Ich habe Dich von
Anfang an gemocht. Du
warst vierundzwanzig, als
wir uns kennenlernten, das
heißt, ich muss
siebenundvierzig gewesen
sein. (Mein Gott.) Ich fand
Dich ungewöhnlich: Später
hat er mir erzählt, welch
ein herzensguter Mensch
Du seist, aber das wäre gar
nicht nötig gewesen, denn
ich wusste es längst. Es war
der erste Sommer, in dem**

**Ihr uns draußen im Haus
besucht habt, und das
Wochenende war für mich
ebenso seltsam wie für ihn -
für mich, weil ich in Euch
vieren sah, wer und was
Jacob hätte werden können,
und für ihn, weil er mich
bis dahin nur als seinen
Professor gekannt hatte
und mich jetzt plötzlich sah,
wie ich mit Shorts und
Schürze bekleidet Muscheln
vom Grill kratzte und mit
Euch dreien über alles
Mögliche debattierte. Doch**

**als ich erst einmal
aufgehört hatte, Jacobs
Gesicht in Euren zu sehen,
konnte ich das Wochenende
genießen, vor allem, weil
Ihr drei es so sehr zu
genießen schient. Für Euch
war nichts daran seltsam:
Ihr wart Jungs, die ganz
selbstverständlich davon
ausgingen, dass man Euch
mochte, nicht aus Arroganz,
sondern weil man es immer
getan hatte, und Ihr hattet
keinen Grund zu glauben,
dass irgendjemand, sofern**

Ihr höflich und freundlich wärt, diese Höflichkeit und Freundlichkeit nicht erwidern würde.

Er dagegen hatte natürlich allen Grund dazu, auch wenn mir das erst viel später klarwerden sollte. Damals sah ich ihm beim Essen zu und bemerkte, wie er sich während besonders heftiger Debatten in seinem Stuhl zurücklehnte, so als wollte er sich körperlich aus dem Ring zurückziehen; ich beobachtete, mit

**welcher Leichtigkeit Ihr
mich herausfordertet, ohne
Scheu, mich zu provozieren,
mit welcher
Selbstverständlichkeit Ihr
über den Tisch griffet, um
Euch mehr von den
Kartoffeln, den Zucchini,
den Steaks zu nehmen, wie
Ihr nach dem fragtet, was
Ihr wolltet, und es bekam.**

**Das, was mir von diesem
Wochenende am
deutlichsten im Gedächtnis
geblieben ist, ist ein kleines
Detail. Wir, Du und er und**

**Julia und ich, gingen den
kleinen, von Birken
gesäumten Pfad zur
Aussichtsplattform hinauf.
(Damals war es ein
schmaler Trampelpfad,
weißt Du noch? Erst später
war er dann dicht mit
Bäumen bewachsen.) Ich
ging neben ihm her, und Du
und Julia wart hinter uns.
Ihr unterhieltet Euch über,
ach, ich weiß es nicht
mehr ... Insekten?
Wildblumen? Ihr beide
fandet immer ein**

Gesprächsthema, Ihr wart beide gern draußen in der Natur und Ihr wart tierlieb: Ich liebte das an Euch beiden, auch wenn ich es nicht nachvollziehen konnte. Und dann berührtest Du ihn an der Schulter, schobst Dich an ihm vorbei, knietest Dich hin und bandest ihm einen seiner Schnürsenkel, der aufgegangen war, und gingst wieder zu Julia zurück. Es war so fließend, nur eine kleine Geste: ein

**Schritt vor, ein kurzes
Hinknien, ein Rückzug an
ihre Seite. Für Dich war es
gar nichts, Du dachtest
nicht einmal darüber nach,
Du unterbrachst nicht
einmal das Gespräch. Du
behieltest ihn immer im
Auge (aber das tatet Ihr
alle), Du kümmerdest Dich
auf ein Dutzend kleine
Arten um ihn; all das sah
ich in diesen paar Tagen -
aber ich bezweifle, dass Du
Dich an diesen bestimmten
Vorfall erinnerst.**

**Aber während es geschah,
sah er mich an, und der
Ausdruck auf seinem
Gesicht ... ich kann ihn
noch immer nicht
beschreiben, kann nur
sagen, dass ich in diesem
Moment etwas in mir
einstürzen fühlte wie einen
Turm aus feuchtem Sand,
der zu hoch gebaut war: zu
hoch für ihn, für Dich und
auch für mich. Und ich
wusste, dass sich mein
Gesichtsausdruck auf
seinem spiegeln würde. Die**

Unmöglichkeit, jemanden zu finden, der so etwas für einen anderen Menschen tut, anstandslos und ohne zu zögern! Als ich ihn ansah, begriff ich zum ersten Mal seit Jacobs Tod, was gemeint ist, wenn man sagt, etwas sei herzerreißend: dass einem wirklich etwas das Herz zerreißen kann. Ich hatte das immer für Kitsch gehalten, aber in diesem Augenblick begriff ich, dass es vielleicht Kitsch war,

aber auch die Wahrheit.

Und ich glaube, das war der Moment, in dem ich es wusste.

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal ein Kind haben würde, und nicht weil ich selbst schlechte Eltern gehabt hätte. Ich hatte sogar ganz wunderbare Eltern: Meine Mutter starb an Brustkrebs, als ich noch klein war, und die nächsten fünf Jahre waren mein

Vater und ich allein. Er war Arzt, ein Allgemeinmediziner, der hoffte, mit seinen Patienten gemeinsam alt zu werden.

Wir wohnten in der West End Avenue, an der Ecke 82nd Street, und seine Praxis befand sich im Erdgeschoss unseres Hauses, und nach der Schule schaute ich gern dort vorbei. Alle seine Patienten kannten mich, und ich war stolz darauf, der Sohn des Arztes zu sein,

**alle zu begrüßen, die Babys,
die er zur Welt gebracht
hatte, zu Kindern
aufwachsen zu sehen, die zu
mir aufschauten, weil ihre
Eltern ihnen erzählt hatten,
dass ich Dr. Steins Sohn
war, dass ich auf eine gute
Highschool ging, eine der
besten der Stadt, und dass
sie das auch erreichen
könnten, wenn sie nur
fleißig genug lernten.
»Liebling«, nannte mein
Vater mich, und wenn er
mich nach der Schule in der**

Praxis sah, legte er mir, selbst als ich ihn irgendwann überragte, die Hand in den Nacken und gab mir einen Kuss auf die Schläfe. »Mein Liebling«, sagte er dann immer, »wie war's in der Schule?«

Als ich acht Jahre alt war, heiratete er Adele, seine Arzthelferin. Während meiner gesamten Kindheit gab es keinen Zeitpunkt, an dem ich mir nicht ihrer Anwesenheit bewusst gewesen wäre: Sie ging mit

**mir neue Kleidung kaufen,
wenn ich welche brauchte,
sie verbrachte Thanksgiving
bei uns, sie packte meine
Geburtstagsgeschenke ein.
Es ist nicht so, dass Adele
für mich wie eine Mutter
war; es ist eher so, dass eine
Mutter für mich wie Adele
war.**

**Sie war älter, älter als
mein Vater und eine jener
Frauen, die von den
Männern gemocht werden
und in deren Gegenwart sie
sich wohlfühlen, ohne dass**

ihnen je der Gedanke kommen würde, sie zu heiraten, was nur eine freundliche Art ist zu sagen, dass sie nicht besonders hübsch war. Aber wer braucht schon eine hübsche Mutter? Ich fragte sie einmal, ob sie sich eigene Kinder wünsche, und sie antwortete, ich sei ihr Kind, und sie könne sich kein besseres vorstellen, und es sagt alles über meinen Vater und Adele und darüber, wie ich zu

ihnen stand und wie sie mich behandelten, dass ich diese Behauptung nie hinterfragte, bis ich in meinen Dreißigern war und meine damalige Frau und ich uns darüber stritten, ob wir noch ein Kind bekommen sollten, ein Kind, um Jacob zu ersetzen.

Sie war ein Einzelkind, so wie ich ein Einzelkind war und mein Vater ein Einzelkind war; eine Familie von Einzelkindern. Doch Adeles Eltern waren

noch am Leben - die meines Vaters waren es nicht -, und wir fuhren an den Wochenenden immer nach Brooklyn hinaus, in die Gegend, die inzwischen von Park Slope verschlungen worden ist, um sie zu besuchen. Obwohl sie seit beinahe fünf Jahrzehnten in Amerika lebten, sprachen sie nur sehr schlecht Englisch: der Vater zaghaft, die Mutter ausdrucksvoll. Sie waren grobschlächtig, so wie sie, und freundlich,

**so wie sie - Adele sprach
Russisch mit ihnen, und ihr
Vater, den ich in
Ermangelung einer
Alternative Opa nannte,
öffnete eine seiner großen
Fäuste und zeigte mir, was
darin verborgen war: eine
hölzerne Vogelpfeife oder
ein Brocken hellrosa
Kaugummi. Noch als ich
erwachsen und auf der
Highschool war, gab er mir
immer irgendetwas, auch
wenn er sein Geschäft
damals nicht mehr hatte,**

**weshalb er die Sachen
irgendwo gekauft haben
musste. Bloß wo? Ich stellte
mir immer vor, es gebe
irgendwo einen geheimen
Laden voller Spielzeuge, die
vor Generationen aus der
Mode gekommen waren, der
aber immer noch
vertrauensvoll von
alternden Immigrantinnen
und Immigranten
aufgesucht wurde, die für
sein Überleben sorgten,
indem sie das Sortiment mit
Wirbelmustern bemalter**

Holzkreisel aufkauften, die kleinen Zinnsoldaten und Astragaloi und die Gummibälle, die schon verdreckt und fusselig waren, bevor man ihre Plastikverpackung öffnete.

Ich hatte immer die Theorie vertreten - die allerdings jeder Grundlage entbehrte -, dass Männer, die eine zweite Ehe ihres Vaters miterlebten (und schon alt genug waren, um sich ein Urteil zu bilden), letztlich ihre Stiefmutter

heirateten und nicht ihre Mutter. Aber ich heiratete niemanden wie Adele. Meine Frau, meine erste Frau, war kühl und verschlossen. Im Gegensatz zu den anderen Mädchen, die ich kannte und die sich in allem kleinmachten - wenn es um ihre Intelligenz ging natürlich, aber auch was ihre Sehnsüchte, ihre Wut, ihre Ängste und ihre Selbstbeherrschung betraf -, tat Liesl das nie. Bei unserer dritten

Verabredung verließen wir gerade ein Café in der MacDougal Street, als ein Mann aus einer dunklen Einfahrt gestolpert kam und sich auf sie erbrach. Ihr Pullover war mit stückigen, kürbisfarbenen Flecken übersät, und ich erinnere mich noch genau, dass ein besonders großer Tropfen an dem Diamantring hing, den sie an der rechten Hand trug, so als hätte der Stein einen Tumor entwickelt. Die Leute um

uns herum schnappten erschrocken nach Luft oder schrien auf, aber Liesl schloss nur die Augen. Eine andere Frau hätte gekreischt oder gequiekt (*ich* hätte gekreischt oder gequiekt), aber ich weiß noch, dass sie sich nur kurz schüttelte, so als würde ihr Körper die Widerlichkeit der Situation anerkennen, sich aber zugleich davon distanzieren, und als sie die Augen aufschlug, war sie wieder gefasst. Sie schälte

sich aus ihrer Strickjacke heraus und warf sie in den nächsten Mülleimer.

»Gehen wir«, sagte sie. Ich hatte dem gesamten Vorfall stumm und schockiert beigewohnt, doch in diesem Augenblick wollte ich sie, und ich folgte ihr dorthin, wohin sie mich führte, was, wie sich herausstellte, ihre Wohnung war, ein elendes Loch in der Sullivan Street. Die ganze Zeit über spreizte sie die rechte Hand leicht von ihrem Körper ab, an

deren Ring noch immer ein Rest Erbrochenes hing.

Weder mein Vater noch Adele mochten sie besonders, wenngleich sie nie etwas zu mir sagten; sie waren höflich und respektierten meine Entscheidungen. Im Gegenzug fragte ich sie nie nach ihrer Meinung, zwang sie nie zu lügen. Ich glaube, es lag weniger daran, dass sie keine Jüdin war - meine Eltern waren beide nicht religiös -, als vielmehr

daran, dass sie meinten, ich verehrte sie zu sehr. Oder vielleicht ist das auch nur die Sichtweise, zu der ich mich im Alter entschlossen habe. Vielleicht lag es daran, dass sie in dem Pragmatismus, für den ich Liesl bewunderte, Gefühlskälte und Gleichgültigkeit sahen. Sie wären weiß Gott nicht die Ersten gewesen. Sie waren immer höflich zu ihr, und sie war höflich genug zu ihnen, aber ich glaube, sie

**hätten lieber eine
Schwiegertochter gehabt,
die ein wenig mit ihnen
flirtete, der sie peinliche
Geschichten aus meiner
Kindheit erzählen konnten,
die mit Adele essen ging
und mit meinem Vater
Schach spielte. Jemanden
wie dich, um ehrlich zu
sein. Aber so war Liesl
nicht, und so würde sie
auch nie sein, und als sie
das begriffen hatten,
blieben auch sie reserviert,
nicht als Ausdruck ihres**

Missfallens, sondern aus einer Art Selbstdisziplin heraus, um sich selbst daran zu erinnern, dass es Grenzen gab, von ihr gesetzte Grenzen, die sie nach Möglichkeit respektieren sollten. Wenn ich mit ihr zusammen war, fühlte ich mich ungewöhnlich entspannt, so als würde im Angesicht solcher Robustheit und Tüchtigkeit nicht einmal das Unglück wagen, uns herauszufordern.

Wir hatten uns in New York kennengelernt, wo ich Jura studierte und sie Medizin, und nach dem Abschluss bekam ich ein Referendariat in Boston, und sie (die ein Jahr älter als ich war) begann ihr Praxisjahr. Sie wollte Onkologin werden. Was das implizierte, beeindruckte mich natürlich: Es gibt nichts Trostreichereres als eine Frau, die den Wunsch hat, andere zu heilen, die man sich mütterlich über

einen Patienten gebeugt vorstellt, ihr Arztkittel weiß wie Wolken. Aber Liesl wollte nicht bewundert werden: Sie interessierte sich für Onkologie, weil sie zu den schwierigen Disziplinen gehörte und als geistige Herausforderung galt. Sie und die übrigen angehenden Onkologen hatten nur Hohn und Spott für die Radiologen (zu geldgierig), die Kardiologen (zu aufgeblasen und selbstzufrieden), die

Kinderärzte (zu sentimental) und besonders die Chirurgen (unaussprechlich) und Dermatologen (ohne Kommentar, obwohl sie natürlich oft mit ihnen zusammenarbeiteten) übrig. Sie mochten die Anästhesiologen (verschroben, nerdig und akribisch, zu Suchtverhalten neigend), die Pathologen (noch verkopfter als sie selbst) und ... nun, das war es im

Grunde. Manchmal kamen andere Onkologen zu uns zum Essen, und hinterher blieben sie am Tisch sitzen, um über medizinische Fälle und Fallstudien zu sprechen, während sie ihre Partner - Anwälte, Historiker, Autoren und weniger bedeutende Wissenschaftler - so lange ignorierten, bis wir uns ins Wohnzimmer verzogen, wo wir uns über die trivialen, weniger interessanten Dinge austauschten, aus

**denen unser eigenes
Tagwerk bestand.**

**Wir waren zwei
Erwachsene, und wir waren
im Großen und Ganzen
glücklich und zufrieden.
Keiner von uns jammerte,
dass wir nicht genug Zeit
miteinander verbringen
würden. Wir wohnten
während ihrer Assistenzzeit
weiter in Boston, und dann
zog sie für ihr Fellowship
wieder nach New York. Ich
blieb. Zu diesem Zeitpunkt
war ich bereits in einer**

Kanzlei tätig und hatte einen Lehrauftrag an der juristischen Fakultät. Wir sahen uns an den Wochenenden, abwechselnd in Boston und in New York. Und dann schloss sie ihr Fellowship ab und kehrte nach Boston zurück; wir heirateten; wir kauften ein Haus, ein kleines, nicht das, in dem ich jetzt wohne, am Rand von Cambridge.

Weder mein Vater noch Adele (noch Liesls Eltern; mysteriöserweise waren sie

deutlich gefühl betonter als Liesl, und während unserer unregelmäßigen Besuche in Santa Barbara sah sie mit unbewegter Miene zu, wie ihr Vater Witze machte und ihre Mutter Teller mit Gurkenscheiben und gepfefferten Tomatenvierteln aus ihrem Garten vor mich hinstellte, so als fände sie ihre Zugewandtheit beschämend oder zumindest verwunderlich) fragten uns je, ob wir Kinder bekommen

**wollten; sie dachten
wahrscheinlich, solange sie
nicht fragten, bestünde die
Chance, dass wir es täten.
Die Wahrheit war, dass es
für mich keine
Notwendigkeit hatte; ich
hatte mir nie vorgestellt,
ein Kind zu haben, stand
dem Thema recht
gleichgültig gegenüber.
Und das war für mich Grund
genug, keines zu
bekommen: Ein Kind zu
bekommen, dachte ich, war
etwas, das man aktiv wollen,**

**nach dem man sich
bestenfalls wirklich sehnen
sollte. Es war nichts für die
Unentschlossenen oder
Leidenschaftslosen. Liesl
sah es genauso, zumindest
dachten wir das.**

**Doch eines Abends - ich
war einunddreißig, sie
zweiunddreißig: wir waren
jung - kam ich nach Hause,
und sie wartete in der
Küche auf mich. Das war
ungewöhnlich; sie arbeitete
länger als ich, und
normalerweise sahen wir**

uns nicht vor acht oder neun Uhr abends.

»Ich muss mit dir sprechen«, sagte sie ernst, und ich bekam plötzlich Angst. Sie merkte es und lächelte - Liesl war kein grausamer Mensch, und ich möchte auch nicht den Eindruck erwecken, dass sie keine gütige, liebevolle Seite hatte, denn sie trug beides in sich, war zu beidem fähig. »Es ist nichts Schlimmes, Harold.« Dann lachte sie kurz. »Glaube ich

jedenfalls.«

Ich setzte mich. Sie holte Luft. »Ich bin schwanger. Ich weiß nicht, wie es passiert ist. Ich muss ein- oder zweimal die Pille vergessen haben. Ich bin schon fast in der achten Woche. Sally hat es mir heute bestätigt.« (Sally war ihre ehemalige Mitbewohnerin, beste Freundin und Gynäkologin.) Sie sprach sehr schnell, in staccatohaften, leichtverdaulichen

Einzelsätzen. Dann schwieg sie kurz. »Die Pille, die ich nehme, lässt die Periode aussetzen, weißt du; darum habe ich es nicht gemerkt.« Und dann, als ich stumm blieb: »Sag doch was.«

Ich konnte es zuerst nicht. »Wie geht es dir?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Mir geht es gut.«

»Gut«, sagte ich dümmlich.

»Harold«, sagte sie und

**setzte sich mir gegenüber,
»was willst du machen?«**

**»Was willst *du* denn
machen?«**

**Sie zuckte wieder mit den
Schultern. »Ich weiß, was
ich will. Ich will wissen, was
du willst.«**

**»Du willst es nicht
behalten.«**

**Sie verneinte nicht. »Ich
will hören, was du willst.«**

**»Was, wenn ich sage, dass
ich es behalten will?«**

**Darauf war sie
vorbereitet. »Dann werde**

ich ernsthaft darüber nachdenken.«

Auch damit hatte ich nicht gerechnet. »Leez«, sagte ich, »wir sollten das tun, was du möchtest.« Das war weniger edelmütig als feige. Wie in vielen anderen Dingen war ich auch in diesem Fall gern bereit, ihr die Entscheidung zuzuschieben.

Sie seufzte. »Wir müssen es ja nicht heute Abend entscheiden. Wir haben noch Zeit.« Vier Wochen,

das musste sie nicht dazusagen.

Im Bett dachte ich nach. Ich dachte über die Dinge nach, über die alle Männer nachdenken, wenn ihnen eine Frau sagt, dass sie schwanger ist: Wie würde das Baby aussehen? Würde ich es mögen? Würde ich es lieben? Und dann, erdrückender: Vaterschaft. Mit all der Verantwortung, der Erfüllung, der Ermüdung und den Möglichkeiten des

Scheiterns, die damit einhergingen.

Am nächsten Morgen sprachen wir nicht darüber, und am Tag darauf sprachen wir wieder nicht darüber. Als wir am Freitagabend ins Bett gingen, sagte sie schläfrig: »Morgen müssen wir darüber reden«, und ich sagte: »Unbedingt.« Aber wir taten und taten es nicht, und dann war die neunte Woche vorbei und dann die zehnte und die elfte und die

zwölfte, und dann war es zu spät, um uns auf einfache oder ethisch vertretbare Weise aus der Affäre zu ziehen, und ich glaube, wir waren beide erleichtert darüber. Die Entscheidung war für uns getroffen worden - oder vielmehr, unsere Unentschlossenheit hatte die Entscheidung für uns getroffen -, und wir würden ein Kind bekommen. Es war das erste Mal in unserer Ehe, dass wir beide in einer Frage so

unentschlossen gewesen waren.

Wir stellten uns vor, dass es ein Mädchen sein würde, und wenn, würden wir ihm die Namen Adele und Sarah geben, nach meiner Mutter und nach Sally. Aber es war kein Mädchen, und wir ließen stattdessen Adele (die vor Glück zu weinen begann, eines der wenigen Male, dass ich sie weinen sah) den ersten Namen wählen und Sally den zweiten: Jacob More.

(Warum More, fragten wir Sally, die sagte, dass sie an Thomas Morus gedacht habe.)

Ich habe nie zu denen gehört - und ich weiß, dass du es auch nicht tust -, die die Liebe zu einem Kind für eine irgendwie höhere Form der Liebe halten, eine Liebe, die bedeutsamer, wesentlicher und überragender ist als jede andere. Ich empfand weder vor noch nach Jacobs Geburt so. Aber es *ist* eine

einzigartige Form der Liebe, denn es ist eine Liebe, die nicht auf gegenseitigem Gefallen, nicht auf körperlicher oder intellektueller Anziehung beruht, sondern auf Angst. Du weißt nicht, was Angst bedeutet, ehe du ein Kind hast, und vielleicht ist es das, was uns zu dem Gedanken verleitet, dass diese Liebe größer ist, denn die Angst selbst ist größer. Der erste Gedanke des Tages ist nicht »Ich liebe

ihn«, sondern »Wie geht es ihm?«. Die Welt wird mit einem Schlag zu einem Hindernisparcours der Schrecknisse. Manchmal, wenn ich ihn in meinen Armen hielt und darauf wartete, die Straße überqueren zu können, dachte ich daran, wie absurd es war zu glauben, mein Kind, *irgendein* Kind könne dieses Leben überstehen. Es erschien mir so unwahrscheinlich wie das Überleben eines dieser

Schmetterlinge, die man im Spätfrühling durch die Luft trudeln sieht - du weißt schon, diese kleinen weißen -, immer nur ein paar Millimeter davon entfernt, gegen eine Windschutzscheibe zu knallen.

Und lass mich dir noch zwei Dinge sagen, die ich gelernt habe. Das erste ist, dass es überhaupt keine Rolle spielt, wie alt dieses Kind ist oder wann und wie es zu dir gekommen ist.

**Sobald du dich dafür
entscheidest, es als dein
Kind zu betrachten,
verändert sich etwas in dir,
und alles, was dir vorher an
diesem Menschen gefallen
hat, alles, was du für ihn
empfunden hast, tritt hinter
diese Angst zurück. Es ist
nicht biologisch; es ist
etwas Außerbiologisches,
weniger die
Entschlossenheit, das
Überleben deines
Genmaterials zu sichern, als
der Wunsch, unantastbar**

über den Finten und Herausforderungen des Lebens zu stehen, über die Mächte zu triumphieren, die zerstören wollen, was zu dir gehört.

Das zweite ist dies: Wenn dein Kind stirbt, fühlst du alles, was man erwartet, Gefühle, die von so vielen anderen so umfassend beschrieben worden sind, dass ich sie hier gar nicht mehr aufschreiben will; ich möchte dazu nur sagen, dass sich alles, was über

Trauer geschrieben wurde, gleich anhört und dass der Grund dafür ist, dass es keine wirklichen Abweichungen gibt. Mal fühlt man etwas mehr von dem und etwas weniger von dem, mal fühlt man es in einer anderen Reihenfolge, mal fühlt man es länger oder kürzer. Doch die Gefühle selbst bleiben immer die gleichen.

Aber es gibt noch etwas, das niemand erwähnt: Wenn es dein Kind ist, verspürt

ein Teil von dir, ein winziger, aber nicht zu ignorierender Teil von dir, auch Erleichterung. Denn der Moment, auf den du gewartet hast, vor dem du dich so sehr gefürchtet hast, auf den du dich von dem Tag der Geburt deines Kindes an vorbereitet hast, ist endlich da.

Ah, sagst du dir, es ist so weit. Das ist es.

Und danach hast du nichts mehr zu fürchten.



**Vor Jahren, nach der
Veröffentlichung meines
dritten Buches, wurde ich
einmal von einem
Journalisten gefragt, ob
man gleich merke, ob ein
Student einen Sinn für Jura
hat oder nicht, und die
Antwort ist: manchmal.
Aber oft liegt man
daneben - der Student, der
in der ersten
Semesterhälfte so
aufgeweckt erschien, ist es**

im Laufe des Jahres immer weniger, und der Student, mit dem man überhaupt nicht gerechnet hatte, ist derjenige, der sich am Ende als der wahre Star entpuppt, als einer, dem man gern beim Denken zuhört.

Oft sind es gerade die von Haus aus intelligenten Studenten, die es im ersten Jahr am schwersten haben - das Jurastudium, insbesondere das erste Jahr des Jurastudiums, bietet

wenig Raum für Kreativität, abstraktes Denken und Vorstellungsvermögen. In dieser Hinsicht, so denke ich oft - dieser Eindruck beruht auf dem, was ich gehört habe, nicht auf eigener Anschauung -, ähnelt es ein wenig dem Kunststudium.

Julia hatte einen Freund, Dennys, der als Junge ein unglaublich talentierter Künstler gewesen war. Sie waren seit ihrer frühen Kindheit befreundet, und

einmal zeigte sie mir ein paar Zeichnungen, die er mit elf oder zwölf Jahren angefertigt hatte: kleine Skizzen von Vögeln, die etwas vom Boden aufpicken, von seinem Gesicht, rund und ausdruckslos, von seinem Vater, dem örtlichen Tierarzt, dessen Hand das Fell eines zähnefletschenden Terriers glättet. Doch Dennys' Vater hielt Zeichenunterricht für unnötig, und so lernte Dennys es niemals richtig.

**Aber dann waren sie älter,
und Julia ging auf die
Universität, und Dennys
begann ein Kunststudium,
um anständig zeichnen zu
lernen. In der ersten
Woche, erzählte er, durften
sie zeichnen, was sie
wollten, und es waren
immer Dennys'
Zeichnungen, die der
Professor an die Wand
hängte, um über sie zu
diskutieren.**

**Doch dann sollten sie
lernen, *wie* man zeichnete,**

sollten das Zeichnen mehr oder weniger von Grund auf neu lernen. In der zweiten Woche zeichneten sie nur Ellipsen. Breite Ellipsen, dicke Ellipsen, dünne Ellipsen. In der dritten Woche zeichneten sie Kreise: dreidimensionale Kreise, zweidimensionale Kreise. Dann einen Kopf. Dann einen Körper. Und mit jeder Woche richtigen Unterrichts wurde Dennys schlechter und schlechter. Am Ende des Semesters

wurden seine Bilder nicht mehr an die Wand gehängt. Er war zu verunsichert, um zu zeichnen. Wenn er jetzt einen Hund sah, dessen langes Fell über den Boden schleifte, sah er keinen Hund mehr, sondern einen Kreis auf einem Viereck, und wenn er versuchte, ihn zu zeichnen, machte er sich Gedanken über Proportionen und nicht darüber, sein hündisches Wesen einzufangen.

Er beschloss, seinen

Professor darauf anzusprechen. Wir wollen euch bewusst mürbemachen, Dennys, sagte der Professor. Nur die wirklich Talentierten erholen sich davon.

»Ich gehörte wohl nicht zu den wirklich Talentierten«, sagte Dennys, wenn er davon erzählte. Er wurde stattdessen Anwalt und zog nach London, wo er mit seinem Freund zusammenlebte.

»Armer Dennys«, sagte

Julia dann.

»Ist schon gut«, seufzte Dennys, aber niemand kaufte es ihm ab.

Das Jurastudium macht den Verstand auf dieselbe Weise mürbe. Romanciers, Dichter und Künstler schneiden im Jurastudium oft nicht gut ab (es sei denn, sie sind schlechte Romanciers, Dichter oder Künstler), aber das trifft auf Mathematiker, Logiker und Wissenschaftler nicht unbedingt weniger zu. Die

erste Gruppe scheitert, weil sie ihre eigene Logik hat; die zweite scheitert, weil sie außer Logik gar nichts hat.

Doch er war von Anfang an ein guter - ein großartiger - Student, wenn er seine Großartigkeit auch oft unter einer offensiven Nichtgroßartigkeit verbarg. Seine Antworten im Seminar verrieten mir, dass er alles mitbrachte, um ein exzellenter Anwalt zu werden: Das Rechtswesen wird nicht umsonst als ein

**Handelsgewerbe
bezeichnet, und wie bei
jeder Art von Handel
braucht man auch hier in
erster Linie ein gutes
Erinnerungsvermögen,
worüber er verfügte. Was
man noch benötigt, ist -
wiederum wie bei allen
Handelsgeschäften - die
Fähigkeit, nicht nur das vor
einem liegende Problem zu
erkennen, sondern im
selben Moment auch den
Rattenschwanz an
Problemen, den es eventuell**

nach sich zieht. So wie für einen Bauunternehmer ein Haus nicht einfach nur ein Haus ist - es ist ein Gewirr von Rohren, die im Winter zufrieren, Dachziegeln, die sich im Sommer vor Feuchtigkeit ausdehnen, Regenrinnen, die im Frühling Wasserfontänen speien, Zement, der in der ersten Herbstkälte birst -, ist es auch für einen Anwalt nicht einfach nur ein Haus. Ein Haus ist ein abgeschlossener Safe voller

**Verträge,
Pfandverschreibungen,
zukünftiger
Gerichtsverfahren,
möglicher
Rechtsverletzungen: Es
steht für potenzielle
Angriffe auf Besitzstand,
Personen und Privatsphäre.**

**Natürlich kann man nicht
den ganzen Tag lang so
denken, sonst würde man
verrückt werden. Und daher
ist für die meisten Anwälte
ein Haus letztendlich doch
ein Haus, etwas, in das man**

**einziehen, das man
renovieren, neu anstreichen
und aus dem man wieder
ausziehen kann. Aber für
jeden Jurastudenten - für
jeden guten Jurastudenten -
kommt eine Zeit, in der er
feststellt, dass sich sein
Blick auf eine bestimmte
Weise verändert, in der er
begreift, dass das Gesetz
unausweichlich ist, dass
keine Art der Interaktion,
kein Aspekt des täglichen
Lebens seinen langen
Greiffingern entkommen**

**kann. Jede Straße wird zum
furchterregenden Desaster,
einem Tumult aus
Verstößen und potenziellen
zivilrechtlichen Klagen.
Jede Ehe sieht wie eine
Scheidung aus. Die Welt
wird vorübergehend
unerträglich.**

**Er konnte das. Er konnte
einen Fall betrachten und
sein Ende sehen; das ist
sehr schwierig, weil man
alle
Entwicklungsmöglichkeiten,
alle möglichen**

**Konsequenzen im Kopf
behalten und entscheiden
muss, welche von ihnen
zum Problem werden
könnten und welche sich
getrost ignorieren lassen.
Aber was er außerdem tat -
er konnte gar nicht anders,
als es zu tun -, war, auch
die moralische Dimension
des Falles in seine
Überlegungen
miteinzubeziehen. Und das
ist im Jurastudium nicht
hilfreich. Ich hatte
Kollegen, deren Studenten**

die Begriffe »richtig« und »falsch« nicht einmal *aussprechen* durften. »Mit *Richtigkeit* hat das überhaupt nichts zu tun«, hat einer meiner eigenen Professoren uns immer angeschnauzt. »Was ist das *Gesetz*? Was besagt das *Gesetz*?« (Wir Juraprofessoren lieben Theatralik; jeder von uns.) Ein anderer sagte gar nichts, wenn die Begriffe auftauchten, sondern ging zu dem Übeltäter hin und

gab ihm einen der kleinen Zettel, von denen er einen ganzen Stapel in der Innentasche seines Jacketts trug und auf denen nur *Drayman 241* stand. Drayman 241 war das Büro des Fachbereichs Philosophie.

Ein hypothetisches Beispiel: Eine Footballmannschaft ist auf dem Weg zu einem Auswärtsspiel, als eines der Autos liegenbleibt. Sie fragen die Mutter eines Spielers, ob sie sich ihren

Kleintransporter ausleihen können, um zum Spiel zu kommen. Klar, sagt sie, aber ich fahre euch nicht. Sie bittet stattdessen den Assistenztrainer, die Mannschaft zu fahren. Unterwegs passiert dann etwas Schreckliches: Der Transporter kommt von der Straße ab und überschlägt sich; alle Insassen sterben.

Es gibt hier keinen Kriminalfall. Die Straße war nass, der Fahrer hatte nichts getrunken. Es war

ein Unfall. Aber dann verklagen die Eltern der ums Leben gekommenen Spieler die Eigentümerin des Transporters. Es war ihr Wagen, argumentieren sie, aber vor allem war sie es, die den Fahrer bestimmt hat. Er handelte nur in ihrem Auftrag, daher trägt sie die Verantwortung. Also: Wie geht es weiter? Sollen ihre Ankläger recht bekommen?

Der Fall ist bei Studenten nicht beliebt. Ich benutze

**ihn nicht oft als
Lehrbeispiel - aufgrund
seiner Zugespitztheit ist er
eher aufsehenerregend als
lehrreich, fürchte ich -,
aber wenn ich es tue, sagt
jedes Mal irgendjemand im
Hörsaal: »Aber das ist doch
nicht fair!« Und so
ärgerlich das Wort *fair* ist,
so wichtig ist es, dass die
Studenten das Konzept der
Fairness niemals aus den
Augen verlieren. Fairness
ist nie eine Antwort, sage
ich ihnen immer. Aber sie**

ist etwas, das man immer in seine Überlegungen einbeziehen sollte.

Doch er sprach nie darüber, ob etwas fair war. Fairness an sich schien ihn nur wenig zu interessieren, was ich faszinierend fand, denn die Leute, insbesondere junge Leute, interessieren sich im Allgemeinen sehr dafür, was fair ist und was nicht. Fairness ist ein Konzept, das netten Kindern beigebracht wird: Es ist das

**vorherrschende Prinzip in
Kindergärten und
Zeltlagern, auf Spielplätzen
und Fußballfeldern. Als
Jacob noch zur Schule
gehen und Sachen lernen
und denken und sprechen
konnte, wusste er, was
Fairness bedeutet und dass
sie etwas Wichtiges, etwas
Schützenswertes ist.
Fairness ist etwas für
glückliche Menschen, für
Menschen, die das Glück
haben, ein Leben zu führen,
das eher von Gewissheiten**

als von Mehrdeutigkeiten bestimmt ist.

**Richtig und falsch
dagegen sind für ... nun ja,
vielleicht nicht
unglückliche Menschen,
aber vom Leben gezeichnete
Menschen. Ängstliche
Menschen.**

**Oder kommt es mir
rückblickend nur so vor?**

**»Also, kamen die Kläger
damit durch?«, fragte ich.
In jenem Jahr, seinem
ersten Jahr, behandelten
wir den Fall tatsächlich.**

»Ja«, sagte er und erklärte es. Er wusste instinktiv, warum die Klage erfolgreich sein musste. Und dann hörte ich wie auf Kommando das »Aber das ist doch nicht fair!« aus einer der hinteren Reihen, und noch bevor ich die erste Predigt des Semesters halten konnte - Fairness ist nie eine Antwort etc. etc. -, sagte er ruhig: »Aber es ist richtig.«

Ich kam nie dazu, ihn zu fragen, was er damit

gemeint hatte. Das Seminar endete, und alle standen gleichzeitig auf und rannten förmlich zur Tür, so als stünde der Raum in Flammen. Ich weiß noch, dass ich mir vornahm, ihn beim nächsten Mal zu fragen, aber ich vergaß es. Und dann vergaß ich es wieder und wieder. Im Laufe der Jahre musste ich gelegentlich an das Gespräch denken, und jedes Mal dachte ich: Ich muss ihn fragen, was er damit

gemeint hat. Aber ich tat es nie. Ich weiß nicht, weshalb.

Und es wurde zu seinem Muster: Er kannte das Gesetz. Er hatte ein Gespür dafür. Doch immer, wenn ich mir wünschte, er würde sein Argument beenden, führte er Moral und Ethik ins Feld. Bitte, dachte ich immer, bitte tu es nicht. Jura ist simpel. Sie hat weniger Nuancen, als man denkt. Ja, Ethik und Moral haben einen Platz in der

Rechtswissenschaft - aber nicht in der Rechtsprechung. Die Moral hilft uns dabei, die Gesetze zu formulieren, aber sie hilft uns nicht dabei, sie anzuwenden.

Ich fürchtete, er werde es sich nur schwerer machen, werde seine Begabung durch - auch wenn ich es hasse, das über mein Fach sagen zu müssen - zu viel Nachdenken verkomplizieren. *Hör auf!*, wollte ich ihm zurufen.

Doch ich tat es nie, denn irgendwann wurde mir klar, dass es mir gefiel, ihm beim Denken zuzuhören.

Letzten Endes hätte ich mir natürlich keine Sorgen machen müssen; er lernte, es zu kontrollieren, lernte, nicht mehr von richtig und falsch zu sprechen. Und wie wir wissen, hinderte ihn seine Eigenart nicht daran, ein großartiger Anwalt zu werden. Doch später tat es mir oft leid; ich wünschte, ich hätte ihn dazu gebracht,

das Jurastudium zu beenden, ich wünschte, ich hätte ihn zum Äquivalent von Drayman 241 geschickt. Was ich ihm beibringen konnte, war nicht das, was er brauchte. Ich wünschte, ich hätte ihn irgendwo hingeschickt, wo sein Denken so geschmeidig hätte bleiben können, wie es war, wo er sich nicht hinter geistiger Stumpfheit hätte verschanzen müssen. Ich kam mir vor, als hätte ich aus jemandem, der

einmal gewusst hatte, wie man einen Hund zeichnet, jemanden gemacht, der stattdessen nur noch abstrakte Formen zeichnen konnte.

Ich habe mir in Bezug auf ihn vieles vorzuwerfen. Aber manchmal mache ich mir entgegen aller Logik wegen dieser Sache die größten Vorwürfe. Ich habe die Tür des Transporters aufgemacht, habe ihn hereingelassen. Und auch wenn ich vielleicht nicht

**von der Straße
abgekommen bin, habe ich
ihn an einen tristen, kalten,
farblosen Ort gebracht,
während dort, wo ich ihn
eingesammelt hatte, die
Landschaft farbenfroh
schimmerte, Feuerwerk am
Himmel zischte und er mit
offenem Mund staunend
dastand.**

Drei Wochen bevor er über Thanksgiving nach Boston fuhr, wurde ihm im Büro ein Paket zugestellt, eine große, flache, unhandliche Holzbox, auf der beidseitig mit schwarzem Filzstift sein Name und die Adresse geschrieben waren. Sie stand den ganzen Tag an seinen Schreibtisch gelehnt, bis er spät am Abend in der Lage war, sie

zu öffnen.

Die Adresse des Absenders hatte ihm verraten, worum es sich handelte, aber dennoch überkam ihn die reflexhafte Neugier, die man verspürt, wenn man etwas auspackt, selbst etwas Unerwünshtes. In der Schachtel lagen mehrere Lagen braunen Papiers und darunter mehrere Schichten Blisterfolie und darunter, in weißes Papier eingeschlagen, das Gemälde

selbst.

Er drehte es um. »In Liebe für Jude. Bitte verzeih mir, JB«, war auf die Leinwand gekritzelt, direkt über der Signatur: »Jean-Baptiste Marion«. Ein Umschlag von JB's Galerie war mit Klebeband an der Rückseite des Rahmens befestigt; darin steckte ein Brief, der die Echtheit des Bildes bestätigte und das Datum seines Entstehens festhielt, adressiert an ihn und unterschrieben von der

Registratorin der Galerie.

Er rief Willem an, dessen Vorstellung vorüber und der wahrscheinlich auf dem Weg nach Hause war. »Rate mal, was ich heute bekommen habe?«

Es dauerte nur einen Moment, bevor Willem antwortete. »Das Bild.«

»Genau«, sagte er und seufzte. »Dann steckst du also dahinter?«

Willem hustete. »Ich habe ihm nur gesagt, dass ihm in der Sache keine Wahl

bleibt - jedenfalls wenn er will, dass du irgendwann wieder mit ihm sprichst.« Willem verstummte kurz, und er hörte den Wind pfeifen. »Soll ich dir helfen, es nach Hause zu schaffen?«

»Danke«, sagte er, »aber ich lasse es erst mal hier und nehme es irgendwann später mit.« Er wickelte das Bild wieder in die Schichten von Papier und Folie ein und legte es in seine Schachtel zurück, die er

unter sein Pult schob. Bevor er seinen Computer ausschaltete, begann er noch eine Nachricht an JB zu schreiben, brach jedoch mittendrin ab, löschte das Geschriebene und ging nach Hause.

Er war überrascht und auch wieder nicht, dass JB ihm das Bild nun doch geschickt hatte (und nicht im Geringsten überrascht, dass es auf Willems Initiative hin geschehen war). Achtzehn Monate

zuvor, gerade als Willem in *Das Malamud-Theorem* zu spielen begann, hatte eine Galerie auf der Lower East Side JB angeboten, ihn zu vertreten, und im vergangenen Frühling hatte er seine erste eigene Ausstellung gehabt: »Die Jungs«, ein Zyklus von vierundzwanzig Bildern, beruhend auf Fotos, die er von ihnen dreien gemacht hatte. Wie vor Jahren versprochen, hatte JB ihm die Fotos gezeigt, nach

**denen er ihn malen wollte,
und auch wenn er viele
davon freigegeben hatte
(zögerlich: Er hatte dabei
ein flaues Gefühl im Magen,
aber er wusste, wie wichtig
JB der Zyklus war), war JB
letztlich weniger an denen
interessiert gewesen, die er
freigab, als an denen, die er
nicht freigeben wollte und
bei denen er sich zum Teil -
etwa bei einem Bild, das ihn
in seinem Bett
zusammengerollt zeigte, die
Augen geöffnet, aber auf**

**unheimliche Weise ins
Leere blickend, die Finger
der linken Hand seltsam
weit gespreizt wie bei der
Klaue eines Ghuls - gar
nicht daran erinnern
konnte, dass JB sie gemacht
hatte. Das war der erste
Streit gewesen: JB hatte
gebettelt, dann geschmollt,
dann gedroht, dann
geschrien und sich
schließlich, als Jude seine
Meinung nicht ändern
wollte, an Willem gewandt,
in der Hoffnung, er werde**

ihn unterstützen.

»Dir ist schon klar, dass ich zu gar nichts verpflichtet bin, oder?«, hatte JB zu ihm gesagt, als ihm klargeworden war, dass seine Verhandlungen mit Willem ihn nicht weiterbrachten. »Ich meine, *streng genommen* muss ich dich gar nicht nach deiner Erlaubnis fragen. *Streng genommen* kann ich malen, was immer mir beliebt. Ich mache das aus reinem Anstand.«

Er hätte JB mit Argumenten überhäufen können, aber er war zu wütend dafür. »Du hast es mir versprochen, JB«, sagte er. »Das sollte eigentlich ausreichen.« Er hätte hinzufügen können: »Und als mein Freund hast du mir gegenüber durchaus Verpflichtungen«, aber er hatte schon einige Jahre zuvor begriffen, dass JBs Verständnis von Freundschaft und damit einhergehender

Verantwortung von seinem eigenen abwich, und es wäre fruchtlos gewesen, mit ihm darüber zu diskutieren. Man akzeptierte es entweder oder nicht, und er hatte beschlossen, es zu akzeptieren, auch wenn die Anstrengungen, die es kostete, JB und seine Eigenheiten zu akzeptieren, in letzter Zeit erzürnender und mühseliger waren, als sie es hätten sein sollen.

Am Ende hatte JB seine Niederlage anerkennen

**müssen, auch wenn er in
den Monaten vor seiner
Ausstellung gelegentliche
Andeutungen über das
machte, was er seine
»verlorenen Gemälde«
nannte, große Werke, die er
hätte hervorbringen
können, wäre er, Jude, nur
weniger starrsinnig,
weniger unsicher und (das
war ihm von JBs
Argumenten das liebste)
weniger banausenhaft.
Später jedoch schämte er
sich für seine**

Blauäugigkeit, dafür, dass er geglaubt hatte, seine Wünsche würden respektiert werden.

Die Vernissage hatte an einem Donnerstag Ende April kurz nach seinem dreißigsten Geburtstag stattgefunden, einem Abend, an dem es für die Jahreszeit so ungewöhnlich kalt war, dass der Frost die ersten Blätter der Platanen gespalten hatte, und als er in die Norfolk Street eingebogen war, blieb er

**kurz stehen, um den
Anblick zu genießen, den
die Galerie bot: ein
goldenes Viereck aus Licht
und schimmernder Wärme,
das sich vor dem kühlen,
flachen Schwarz der Nacht
abzeichnete. Drinnen
angekommen, traf er sofort
den schwarzen Henry Young
und einen gemeinsamen
Studienfreund von ihnen
und dann so viele andere
Bekannte - Leute, die er
vom College und ihren
Partys in der Lispenard**

Street kannte, JBs Tanten, Malcolms Eltern, alte Freunde von JB, die er seit Jahren nicht gesehen hatte -, dass es eine Zeit lang dauerte, bis er sich durch die Menge schieben und die Bilder selbst ansehen konnte.

Er hatte immer gewusst, dass JB über Talent verfügte. Sie hatten es alle gewusst, jeder hatte es gewusst: Für wie egoistisch man JB mitunter auch halten mochte, seine

Arbeiten konnten einen glauben machen, dass man sich geirrt hatte, dass die charakterlichen Defizite, die man ihm zugeschrieben hatte, in Wahrheit nur auf die eigene Engherzigkeit und Missgunst hindeuteten, dass JB im Inneren seines Herzens ein durch und durch mitfühlender, tiefsinniger und verständiger Mensch war. An jenem Abend fiel es ihm nicht schwer, die Intensität und Schönheit der Gemälde

anzuerkennen, und er verspürte Dankbarkeit und reinen Stolz: auf das, was JB geschaffen hatte, auf die Farben und Bilder, die er hervorbrachte, neben denen andere Farben und Bilder blass und schlaff wirkten, weil er erreichte, dass man die Welt mit anderen Augen sah. Sie waren in einer fortlaufenden Reihe gehängt, die sich wie eine Notenlinie über die Wände zog, und die Farbtöne, die JB entworfen hatte - ein

tiefes, hämatomartiges Blau und ein bourbonhaftes Gelb -, waren so eigen, dass es war, als hätte er eine gänzlich neue Farbsprache erfunden.

Er blieb stehen, um *Willem und das Mädchen* zu bewundern, ein Bild, das er schon kannte und sogar gekauft hatte; JB hatte Willem von der Kamera abgewandt gemalt, nur seine Augen schienen den Betrachter direkt anzuschauen, fixierten aber

in Wahrheit vermutlich ein Mädchen, das beim Entstehen der Aufnahme genau in seiner Sichtlinie gestanden hatte. Er liebte den Ausdruck auf Willems Gesicht, den er sehr gut kannte: kurz vor einem Lächeln, wenn sein Mund noch weich und unentschlossen war, die Muskeln um seine Augen sich aber bereits aufwärtszogen. Die Bilder waren nicht chronologisch gehängt, und auf dieses

folgte eines, auf dem er selbst vor einigen Monaten zu sehen war (er ging hastig daran vorbei), und darauf eines von Malcolm und seiner Schwester in einer Umgebung, die er anhand der Möbel als Floras längst aufgegebene Wohnung im East Village identifizierte (*Malcolm und Flora, Bethune Street*).

Er blickte sich suchend nach JB um und sah, dass er sich mit dem Leiter der Galerie unterhielt, und im

selben Moment hob JB den Kopf, erwiderte seinen Blick und winkte ihm. »Du Genie«, warf er JB lautlos über die Köpfe der Menge hinweg zu, und JB grinste, während seine Lippen ein stummes »Danke« formten.

Doch dann hatte er sich der dritten und letzten Wand genähert und hatte sie gesehen: zwei Bilder, beide von ihm, die JB ihm nie gezeigt hatte. Auf dem einen war er noch sehr jung und hielt eine Zigarette in

der Hand, und auf dem anderen, das um die zwei Jahre alt sein musste, saß er nach vorn gebeugt auf seiner Bettkante, die Stirn an die Wand gelehnt, Arme und Beine verschränkt, die Augen geschlossen - es war die Position, die er immer einnahm, wenn er aus einer seiner Attacken auftauchte und seine Kräfte sammelte, bevor er aufzustehen versuchte. Er hatte keine Erinnerung daran, dass JB die Aufnahme gemacht

**hatte, und ihre
Perspektive - die Kamera
spähte um die Ecke des
Türrahmens - verriet ihm,
dass er sich auch nicht
daran erinnern, sich der
Existenz des Bildes gar
nicht erst bewusst sein
sollte. Einen Augenblick
lang wurden die Geräusche
des Raumes ausgelöscht,
und er konnte nur weiter
und weiter auf die Bilder
starren: Seiner Bestürzung
zum Trotz hatte er die
Geistesgegenwart zu**

begreifen, dass er weniger auf die Bilder an sich reagierte als auf die Erinnerungen und Gefühle, die sie in ihm auslösten, und dass die Betroffenheit darüber, dass andere Menschen diese Zeugnisse zweier unglücklicher Momente in seinem Leben zu sehen bekamen, eine ganz persönliche Reaktion war, die nur aus ihm selbst heraus entstand. Für jeden anderen würden sie nur zwei zusammenhanglose

Gemälde darstellen, die frei von Bedeutung waren, solange er ihre Bedeutung nicht offenlegte. Aber er konnte sie kaum ansehen, und ihn überkam der überwältigende Wunsch, allein zu sein.

Er überstand das im Anschluss an die Vernissage stattfindende Abendessen, das endlos war und in dessen Verlauf er Willem aufs Heftigste vermisste - aber Willem hatte an dem Abend Vorstellung und

**konnte nicht dabei sein.
Immerhin musste er nicht
mit JB reden, der damit
beschäftigt war, Hof zu
halten, und als ihn mehrere
Leute - darunter JBs
Galeristin - darauf
ansprachen, dass die letzten
beiden Bilder, die Bilder
von ihm, die besten der
ganzen Ausstellung seien
(als wäre das in irgendeiner
Weise sein Verdienst),
gelang es ihm, sie
anzulächeln und ihnen
zuzustimmen, dass JB**

außergewöhnlich talentiert war.

Doch später, zu Hause, als er sich wieder unter Kontrolle hatte, konnte er endlich Willem erzählen, wie sehr er sich von JB hintergangen fühlte. Und Willem schlug sich so vorbehaltlos auf seine Seite, teilte seinen Zorn so uneingeschränkt, dass er sich sofort getröstet fühlte - und merkte, dass JBs Doppelzüngigkeit auch Willem überraschte.

So war es zu dem zweiten Streit gekommen, der mit einer Konfrontation in einem Café unweit von JBs Wohnung begann, während der JB auf Teufel komm raus nicht in der Lage gewesen war, sich zu entschuldigen. Stattdessen hatte er geredet und geredet: wie großartig die Bilder seien und das Jude sie eines Tages, wenn er erst seine Probleme mit sich selbst überwunden hätte, wertschätzen würde,

**und überhaupt solle er aus
einer Mücke keinen
Elefanten machen, er müsse
einfach endlich seine
ohnehin unbegründeten
Ängste in den Griff kriegen,
und vielleicht werde diese
Sache sogar dabei helfen,
schließlich wisse jeder
außer ihm, wie unfassbar
gutaussehend er sei, und
hiesse das nicht, dass *er*
vielleicht - nein, ganz
sicher sogar - derjenige sei,
der sich irre? Außerdem
seien die Bilder ja schon**

fertig, sie seien da, was stelle er sich denn vor? Wäre er glücklicher, wenn sie vernichtet würden? Sollte er, JB, sie von den Wänden reißen und verbrennen? Sie seien gesehen worden und könnten nicht mehr ungesehen gemacht werden, warum also könne er es nicht einfach akzeptieren und seinen Frieden damit machen?

»Ich will nicht, dass du sie vernichtest, JB«, sagte er. JB's bizarre Logik und seine

geradezu beleidigende Unnachgiebigkeit hatten ihn so sehr verärgert und verwirrt, dass er hätte schreien können. »Ich will, dass du dich entschuldigst.«

Aber JB konnte oder wollte es nicht, und schließlich war er aufgestanden und gegangen, ohne dass JB ihn zurückhielt.

Daraufhin hatte er schlicht aufgehört, mit JB zu sprechen. Willem hatte einen eigenen Vorstoß

gewagt, und die beiden hatten (wie Willem Jude erzählte) tatsächlich begonnen, sich auf offener Straße anzuschreien, woraufhin auch Willem aufgehört hatte, mit JB zu sprechen, weshalb sie, was Neuigkeiten über JB betraf, von diesem Zeitpunkt an auf Malcolm angewiesen waren, der sich typisch unverbindlich verhielt: JB sei im Unrecht, ganz klar, aber ihre Erwartungen seien unrealistisch: »Du

weißst doch, dass er sich nicht entschuldigen wird, Judy«, sagte er. »Wir reden hier von JB. Du verschwendest nur deine Zeit.«

»Erwarte ich wirklich zu viel?«, fragte er Willem nach diesem Gespräch.

»Nein«, sagte Willem sofort. »Das ist ganz große Scheiße, Jude. Er hat Scheiße gebaut, und er muss sich entschuldigen.«

Alle Bilder der Ausstellung wurden

verkauft. *Willem und das Mädchen* wurde ihm ins **Büro geschickt, genauso wie Willem und Jude, Lispenard Street, II, das Willem gekauft hatte.** *Jude, nach Schwächeanfall* (der Titel hatte ihn aufs Neue so empört und gedemütigt, dass er einen Augenblick lang am eigenen Leib verspürte, was mit dem Begriff »blinde Wut« gemeint war) ging an einen Sammler, von dem gekauft zu werden als Ritterschlag

**und Prophezeiung
zukünftigen Erfolgs galt: Er
kaufte nur auf
Ausstellungspremieren, und
nahezu alle Künstler, deren
Werke er erwarb, machten
Karriere. Nur das Herzstück
der Ausstellung, *Jude mit
Zigarette*, war noch nicht
platziert worden, doch das
war allein auf einen
unfassbar amateurhaften
Fehler zurückzuführen: Der
Leiter der Galerie hatte es
an einen bedeutenden
britischen Sammler**

verkauft, und der Eigentümer der Galerie hatte es dem Museum of Modern Art verkauft.

»Ist doch perfekt«, sagte Willem zu Malcolm, wohl wissend, dass dieser JB das Gesagte übermitteln würde. »JB sollte der Galerie sagen, dass er das Bild behält, und es Jude geben.«

»Das kann er nicht«, sagte Malcolm, so entsetzt, als hätte Willem gerade vorgeschlagen, die Leinwand einfach auf den

Müll zu werfen. »Es ist das MoMA.«

»Na und?«, antwortete Willem. »Wenn er tatsächlich so verdammt gut ist, klappt es mit dem MoMA auch noch ein zweites Mal. Aber ich sage dir, Malcolm, das ist wirklich die einzige Chance, die er noch hat, wenn er Jude als Freund behalten will.« Er schwieg kurz. »Und mich.«

Also hatte Malcolm diese Botschaft überbracht, und

**die Aussicht, Willem als
Freund zu verlieren, hatte
JB veranlasst, Willem
anzurufen und ein Treffen
zu verlangen, bei dem JB in
Tränen ausgebrochen war
und Willem beschuldigt
hatte, er lasse ihn im Stich
und ergreife grundsätzlich
für Jude Partei, während
ihm seine, JBs, Karriere
ganz offensichtlich am
Arsch vorbeigehe, wo er, JB,
Willem doch immer bei
seiner eigenen Arbeit
unterstützt habe.**

All das hatte sich über Monate hingezogen, der Frühling war zum Sommer geworden, und Willem und er waren ohne JB (und ohne Malcolm, der sagte, er habe Angst, JB allein zurückzulassen) nach Truro gefahren, und JB hatte die Irvines am Memorial Day in Aquinna besucht, und Willem und er hatten sie am vierten Juli besucht und schließlich auch die lang geplante Reise nach Kroatien und in die Türkei

allein unternommen.

Und dann war es Herbst, und als JB und Willem sich ein zweites Mal trafen, hatte Willem kurz zuvor plötzlich und unerwartet seine erste Filmrolle ergattert und musste im Januar für die Dreharbeiten zu der Märchenverfilmung *Das Mädchen ohne Hände*, in der er den König spielte, nach Sofia fliegen, und Jude hatte eine Beförderung bekommen, war von einem der Teilhaber von Cromwell

**Thurman Grayson and Ross,
einer der besten
Gemeinschaftskanzleien der
Stadt, angesprochen worden
und musste mehr und mehr
Gebrauch von dem Rollstuhl
machen, den Andy ihm im
Mai besorgt hatte, und
Willem hatte mit seiner
Freundin, mit der er seit
einem Jahr zusammen
gewesen war, Schluss
gemacht und war jetzt mit
einer Kostümdesignerin
namens Philippa liiert, und
sein ehemaliger**

Mitreferendar, Kerry, hatte eine Rundmail an alle geschrieben, mit denen er je zusammengearbeitet hatte, in der er sich sowohl als schwul outete als auch vom Konservatismus distanzierte, und Harold hatte Jude gefragt, wer in diesem Jahr zu Thanksgiving kommen werde und ob er noch eine Nacht bleiben könne, nachdem die anderen abgereist seien, da Julia und er etwas mit ihm

besprechen müssten, und er hatte sich mit Malcolm Theateraufführungen angesehen und mit Willem Kunstaussstellungen und hatte Romane gelesen, über die er im Normalfall mit JB diskutiert hätte, da sie die Romanleser unter ihnen waren: lauter Dinge, über die sie sich früher zu viert ausgetauscht hätten und die sie nun stattdessen zu zweit oder zu dritt beredeten. Anfangs war das verwirrend gewesen nach so

**vielen Jahren als
Vierergespann, doch er
hatte sich daran gewöhnt,
und auch wenn er JB
vermisste - seine gewitzte
Selbstbezogenheit, seine
Art und Weise, alles, was
die Welt zu bieten hatte,
allein unter dem Aspekt zu
betrachten, welche
Auswirkungen es auf ihn
selbst haben würde -, war er
nicht imstande, ihm zu
verzeihen, doch er war
imstande, sich sein Leben
ohne ihn vorzustellen.**

Und nun war ihr Streit offenbar vorbei, und das Bild gehörte ihm. Am Samstag darauf begleitete Willem ihn ins Büro, und er packte es aus und lehnte es an die Wand, und schweigend betrachteten sie es beide wie ein seltenes, regloses Zootier. Dies war das Gemälde, mit dem die *Times* ihre Besprechung und später auch das *Artforum* seinen Artikel bebildert hatte, doch erst jetzt und hier, im

**Schutze seines Büros,
konnte er es wirklich
würdigen - wenn er
verdrängte, dass es sich um
ihn handelte, konnte er
beinahe sehen, wie schön
das Motiv war und was JB
daran angezogen hatte: die
seltsame Person, die so
verängstigt und so wachsam
wirkte, die weder eindeutig
männlich noch eindeutig
weiblich war, deren
Kleidung wie geliehen
aussah, die die Bewegungen
und die Haltung eines**

Erwachsenen imitierte, ohne sie zu verstehen. Er empfand nichts mehr für diese Person, aber nichts für sie zu empfinden war ein bewusster Willensakt gewesen, als würde man jemanden auf der Straße ignorieren, dem man ständig über den Weg lief, und Tag für Tag so tun, als würde man ihn nicht sehen, bis man ihn eines Tages wirklich nicht mehr sah - oder sich zumindest erfolgreich eingeredet

hatte, dass man es nicht tat.

»Ich weiß nicht, was ich damit machen soll«, sagte er bedauernd zu Willem, weil er das Bild nicht wollte, sich aber schuldig fühlte, dass Willem seinetwegen JB aus seinem Leben gestrichen hatte - für etwas, von dem er wusste, dass er es nie wieder ansehen würde.

»Na ja«, sagte Willem, und eine Stille entstand. »Im Zweifelsfall könntest du es Harold geben; ich bin

**sicher, er würde es lieben.«
Und da wurde ihm klar,
dass Willem wohl immer
gewusst hatte, dass er das
Bild gar nicht haben wollte:
Es war ihm egal gewesen, er
hatte es nicht bereut, sich
für ihn und gegen JB
entschieden zu haben, und
er gab ihm keine Schuld
dafür, diese Wahl treffen zu
müssen.**

**»Ja, das könnte ich«, sagte
er langsam, obwohl er
wusste, dass er es nicht tun
würde: Harold würde es**

tatsächlich lieben (das hatte er schon getan, als er es in der Ausstellung gesehen hatte) und es an einem prominenten Platz aufhängen, und immer wenn er ihn besuchte, würde er es sehen müssen.

»Es tut mir leid, Willem«, sagte er schließlich. »Es tut mir leid, dass ich dich hierhergeholt habe. Ich glaube, ich lasse es hier stehen, bis ich weiß, was ich damit machen werde.«

»Schon okay«, sagte

Willem, und sie wickelten es gemeinsam wieder ein und schoben es unter seinen Schreibtisch zurück.

Als Willem gegangen war, schaltete er sein Telefon ein, und diesmal schrieb er JB eine Nachricht. »JB«, begann er, »vielen Dank für das Bild und Deine Entschuldigung, beides bedeutet mir viel.« Er hielt inne und überlegte, was es noch zu sagen gäbe. »Du hast mir gefehlt, und ich würde gern wissen, wie es

Dir geht«, fuhr er fort. »Ruf mich an, wenn Du Zeit hast.« Es war alles wahr.

Und mit einem Mal wusste er, was er mit dem Bild tun musste. Er suchte die Adresse von JBs Registratorin heraus und schrieb ihr eine Nachricht, in der er ihr dafür dankte, dass sie ihm *Jude mit Zigarette* geschickt hatte, ihr mitteilte, dass er es dem MoMA stiften wolle, und sie fragte, ob sie ihm bei der Abwicklung helfen könne.

Im Nachhinein würde er diese Episode als einen Dreh- und Angelpunkt betrachten, das Scharnier einer Beziehung, die etwas gewesen war und zu etwas anderem wurde: die Freundschaft zu JB natürlich, aber auch die zu Willem. In seinen Zwanzigern hatte es Zeiten gegeben, da hatte er seine Freunde angesehen und eine so reine, tiefe Zufriedenheit verspürt, dass er sich wünschte, die

Welt um sie herum würde einfach aufhören zu existieren und keiner von ihnen müsste sich aus diesem Moment herausbewegen, in dem alles im Gleichgewicht und seine Zuneigung zu ihnen vollkommen war. Doch das war natürlich nicht möglich: einen Herzschlag später war schon wieder alles anders, und der Moment ging leise vorüber.

Es wäre zu melodramatisch, zu

**endgültig zu behaupten,
dass JB ihm von da an
weniger galt. Doch es
stimmte, dass er zum ersten
Mal begriff, dass die
Menschen, denen er zu
vertrauen gelernt hatte, ihn
eines Tages dennoch
hintergehen könnten, und
dass dies, so enttäuschend
es sein mochte, auch
unausweichlich war, und
dass das Leben ihn dennoch
stetig weiter voranschieben
würde, weil es für jeden
Menschen, der ihn auf**

**irgendeine Weise
enttäuschte, wenigstens
einen Menschen gab, der es
nie tun würde.**

**Er fand (und Julia war
derselben Meinung), dass
Harold dazu neigte,
Thanksgiving unnötig
kompliziert zu machen. Seit
die beiden ihn zum ersten
Mal über den Feiertag zu
sich eingeladen hatten,
versprach Harold ihm jedes
Jahr - meist Anfang**

November, wenn er noch voller Enthusiasmus für das Projekt war -, dass es ihn völlig umhauen werde, wie er die lahmste kulinarische Tradition Amerikas auf den Kopf stellte. Harold legte immer mit großen Ambitionen los: Bei ihrem ersten gemeinsamen Thanksgiving vor neun Jahren, im zweiten Jahr seines Studiums, hatte er angekündigt, er werde eine Ente à l'orange zubereiten, allerdings mit Kumquats

anstelle der Orangen.

Doch als Jude mit dem Walnusskuchen, den er am Abend zuvor gebacken hatte, ankam, empfing ihn Julia allein an der Tür.

»Erwähne auf keinen Fall die Ente«, flüsterte sie ihm beim Begrüßungskuss ins Ohr. In der Küche wuchtete ein derangiert wirkender Harold einen großen Truthahn aus dem Ofen.

»Ich will kein Wort hören«, warnte Harold.

»Was glaubst du denn,

was ich sagen könnte?«, fragte er.

Dieses Jahr hatte Harold ihn gefragt, was er von Forelle halten würde.

»Forelle, gefüllt mit anderem Zeug«, fügte er hinzu.

»Ich mag Forelle«, hatte er vorsichtig geantwortet. »Aber weißt du, Harold, ich esse tatsächlich auch gern Truthahn.« Eine Variante dieser Unterhaltung fand jedes Jahr statt; Harold brachte verschiedene Tiere

**und andere proteinhaltige
Lebensmittel - gedünstete
chinesische
Schwarzfußhühner, Filet
Mignon, Tofu mit Mu-Err-
Pilzen, Salat von
geräucherter Renke auf
selbstgebackenem
Roggenbrot - als Alternative
zu Truthahn ins Gespräch.**

**»Niemand isst *gern*
Truthahn, Jude«, sagte
Harold ungeduldig. »Ich
weiß, was du vorhast.
Beleidige mich nicht, indem
du so tust, als würdest du**

ihn wirklich mögen, weil du mich für unfähig hältst, irgendwas anderes zu kochen. Es gibt Forelle und fertig. Und könntest du vielleicht wieder den Kuchen vom letzten Jahr backen? Ich glaube, der würde gut zu dem Wein passen, den ich besorgt habe. Schick mir einfach eine Liste der Zutaten, die du brauchst.«

Das Verblüffende war, dass Harold sich eigentlich gar nicht sonderlich für

**Essen (oder Wein)
interessierte. In Wahrheit
hatte er sogar einen ganz
fürchterlichen Geschmack
und lud ihn oft in
Restaurants ein, die zwar
überteuert, aber
mittelmäßig waren und in
denen Harold, ohne mit der
Wimper zu zucken, fade
Gerichte aus verkohltem
Fleisch und einfallslosen,
schmierigen Nudelbeilagen
verdrückte. Julia (die sich
auch nicht für Essen
interessierte) und er**

diskutierten jedes Jahr Harolds seltsame Fixierung auf das Thema. Harold hatte mehrere Obsessionen, von denen manche unerklärlich waren, doch diese wirkte besonders merkwürdig, nicht zuletzt wegen ihrer anhaltenden Dauer.

Willem war der Ansicht, Harolds Thanksgiving-Mission sei anfangs eher eine Art Spiel gewesen, aus dem im Laufe der Jahre jedoch Ernst geworden sei,

und inzwischen könne er wirklich nicht mehr damit aufhören, obgleich er wisse, dass er nur scheitern könne.

»Aber dir ist schon klar«, sagte Willem, »dass es dabei nur um dich geht, oder?«

»Wie meinst du das?«, fragte er.

»Es ist eine Aufführung für dich«, sagte Willem. »Es ist seine Art, dir zu sagen, dass du ihm genug bedeutest, um dich beeindrucken zu wollen,

**ohne tatsächlich
aussprechen zu müssen, wie
viel du ihm bedeutest.«**

**Er hatte sofort abgewehrt:
»Das glaube ich nicht,
Willem.« Aber manchmal
stellte er sich vor, dass
Willem recht hätte, und
dann kam er sich albern
und etwas armselig vor, weil
ihn der Gedanke so
glücklich machte.**

**In diesem Jahr kam
Willem als Einziger der
anderen zu Thanksgiving:
Vor ihrer Versöhnung hatte**

JB schon den Entschluss gefasst, mit Malcolm zu seinen Tanten zu fahren, und als er danach versucht hatte, seine Pläne zu ändern, waren sie offenbar so vergrätzt gewesen, dass er sie nicht weiter gegen sich hatte aufbringen wollen.

»Was soll es denn dieses Jahr geben?«, fragte Willem. Es war Mittwochabend, der Abend vor Thanksgiving, und sie waren mit der Bahn zu

**Harold und Julia unterwegs.
»Elch? Wildbret?
Schildkröte?«**

»Forelle«, sagte er.

**»Forelle!«, wiederholte
Willem. »Hm, Forelle ist
nicht so schwierig.
Vielleicht kriegen wir
tatsächlich Forelle zu
essen.«**

**»Aber er hat vor, sie mit
irgendwas zu füllen.«**

**»Oh. Ich nehme alles
zurück.«**

**Beim Abendessen waren
sie zu acht: Harold und**

**Julia, Laurence und Gillian,
Julias Freund James mit
seinem Lebensgefährten
Carey und Willem und er.**

**»Die Forelle ist einfach
der Hammer, Harold«, sagte
Willem, während er sich
sein zweites Stück Truthahn
abschnitt, und alle lachten.**

**Er fragte sich, wann
genau er aufgehört hatte,
bei Harolds Abendessen so
nervös zu sein und sich so
fehl am Platze zu fühlen.
Sicherlich hatten seine
Freunde ihren Anteil daran**

gehabt. Harold liebte es, sich Schlagabtausche mit ihnen zu liefern, JB zu haarsträubenden und tendenziell rassistischen Aussagen zu verleiten, Willem auf die Nerven zu gehen, indem er ihn immer wieder fragte, wann er endlich »sesshaft werden« wolle, mit Malcolm bauliche und ästhetische Trends zu diskutieren. Er wusste, dass Harold Freude daran hatte, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und

dass es auch ihnen Spaß machte, und es gab ihm die Möglichkeit, ihnen einfach zuzuhören, während sie ganz sie selbst waren, ohne das Gefühl zu haben, sich in irgendeiner Form beteiligen zu müssen; sie waren ein Schwarm Papageien, die einander ihr buntes Gefieder präsentierten, die sich ihren Artgenossen frei von Angst und Arglist zeigten.

Das Essen wurde von Gesprächen über James'

Tochter beherrscht, die im Sommer heiraten wollte.
»Ich bin ein alter Mann«, stöhnte James, und Laurence und Gillian, deren Töchter noch auf dem College waren und den Feiertag bei einer Freundin in Carmel verbrachten, machten mitfühlende Geräusche.

»Apropos«, sagte Harold und sah Willem und ihn an.
»Wann wollt ihr beide denn sesshaft werden?«

»Ich glaube, er meint

dich«, sagte er lächelnd zu Willem.

»Ich bin zweiunddreißig, Harold!«, protestierte Willem, und wieder lachten alle, während Harold hervorstieß: »Was soll das sein, Willem? Eine Erklärung? Eine Verteidigung? Es ist ja nicht so, als wärest du sechzehn!«

Doch so sehr er den Abend auch genoss, ein Teil von ihm blieb aufgeregt und unruhig wegen des Gesprächs, das Harold und

Julia am nächsten Tag mit ihm führen wollten.

Während der Fahrt hatte er endlich Willem davon berichtet, und immer wenn die beiden zwischendurch gemeinsam etwas erledigten (den Truthahn stopfen, die Kartoffeln blanchieren, den Tisch decken), überlegten sie, was Harold ihm wohl mitzuteilen hatte. Nach dem Essen zogen sie ihre Mäntel an, setzten sich in den Garten hinter dem Haus

und rätselten weiter.

Immerhin wusste er, dass keiner von ihnen krank war - das war das Erste, was er sie gefragt hatte, und Harold hatte ihm versichert, dass es Julia und ihm gut gehe. Aber was konnte es sonst sein?

»Vielleicht findet er, dass ich zu oft vorbeikomme«, schlug er Willem vor. Vielleicht war Harold seiner schlicht überdrüssig.

»Ausgeschlossen«, erklärte Willem so schnell

und mit einer solchen Gewissheit, dass er erleichtert war. Sie schwiegen kurz. »Vielleicht hat einer von ihnen ein Jobangebot bekommen, und sie ziehen um?«

»Das hatte ich auch schon überlegt. Aber ich glaube nicht, dass Harold jemals aus Boston weggehen würde. Und Julia auch nicht.«

Letztlich blieben nicht viele Möglichkeiten übrig, zumindest nicht viele, die

**ein Gespräch mit ihm
notwendig gemacht hätten:
Vielleicht planten sie, das
Haus in Truro zu verkaufen
(aber warum hätten sie mit
ihm darüber sprechen
müssen, so sehr er das Haus
auch liebte?). Vielleicht
wollten sie sich trennen
(aber sie verhielten sich
zueinander wie immer).
Vielleicht hatten sie vor,
sich von der New Yorker
Wohnung zu trennen, und
wollten ihn fragen, ob er sie
kaufen wolle**

(unwahrscheinlich: Er war sich sicher, dass sie die Wohnung niemals verkaufen würden).

Vielleicht wollten sie die Wohnung *renovieren*, und er sollte die Renovierungsarbeiten vor Ort überwachen.

Schließlich wurden ihre Spekulationen sowohl konkreter als auch wilder: Vielleicht wollte Julia sich outen (oder Harold?). Vielleicht war Harold Wiedergeborener Christ

(oder Julia?). Vielleicht hatten sie vor, zu kündigen und in einen Aschram auf dem Land zu ziehen. Vielleicht wollten sie als Asketen in einem abgelegenen kaschmirischen Tal leben. Vielleicht wollten sie gleichzeitig Schönheitsoperationen an sich vornehmen lassen. Vielleicht wechselte Harold zu den Republikanern. Vielleicht hatte Julia zu Gott gefunden. Vielleicht

**würde Harold zum
Justizminister ernannt
werden. Vielleicht war Julia
von der tibetischen
Exilregierung als die
nächste Reinkarnation des
Panchen Lama identifiziert
worden und ging nach
Dharamsala. Vielleicht ließ
Harold sich als
Präsidentschaftskandidat
der Sozialistischen Partei
aufstellen. Vielleicht
eröffneten sie ein
Restaurant am Times
Square, in dem**

**ausschließlich mit anderen
Fleischarten gefüllter
Truthahn auf der Karte
stand. Spätestens da
lachten sie hemmungslos,
halb aus Nervosität, um sich
in ihrer hilflosen
Unwissenheit zu beruhigen,
halb über die Absurdität
ihrer Vermutungen, und
krümmten sich auf ihren
Stühlen, die Ärmel ihrer
Mäntel auf ihre Münder
pressend, um den Lärm zu
unterdrücken, während
ihnen die gefrierenden**

**Tränen in die Wangen
zwickten.**

**Doch im Bett war er zu
dem Gedanken
zurückgekehrt, der wie Efeu
aus irgendeinem düsteren
Winkel seines Verstandes
heraufgeklettert war und
sich als dünne grüne Ranke
in seinem Bewusstsein
verankert hatte: Vielleicht
hatte einer von ihnen etwas
über den Menschen
herausgefunden, der er
einmal gewesen war.
Vielleicht würden sie ihn**

**mit Beweisen
konfrontieren - einem
ärztlichen Bericht, einem
Foto, einem (das war das
Albtraumszenario
schlechthin) Standbild aus
einem Film. Er hatte bereits
den Entschluss gefasst, es
nicht abzustreiten, keine
Ausflüchte zu machen, sich
nicht zu verteidigen. Er
würde die Authentizität der
Beweisstücke anerkennen,
würde sich entschuldigen,
würde erklären, dass er sie
nie hatte täuschen wollen,**

würde anbieten, nie wieder Kontakt zu ihnen zu suchen, und dann verschwinden. Er würde sie lediglich darum bitten, sein Geheimnis für sich zu behalten, es niemandem zu verraten. Er probte schon seinen Text: *Es tut mir so leid, Harold. Es tut mir so leid, Julia. Ich wollte euch nicht in Verlegenheit bringen. Aber das war natürlich eine völlig sinnlose Entschuldigung. Er hatte es vielleicht nicht gewollt,*

aber das machte keinen Unterschied: Er würde es getan haben; er hatte es getan.

Willem fuhr am nächsten Morgen ab; er hatte abends eine Vorstellung. »Ruf mich an, sobald du was weißt, okay?«, bat er ihn, und er nickte. »Kopf hoch, Jude«, sagte er. »Was immer es auch ist, wir finden eine Lösung. Hör auf, dir Sorgen zu machen, ja?«

»Als ob ich das könnte«, sagte er und versuchte,

Willems Lächeln zu erwidern.

»Ja, ich weiß«, sagte Willem. »Aber versuch es wenigstens. Und ruf mich an.«

Den restlichen Tag über lenkte er sich mit Putzen ab - im Haus war immer genug zu tun, weil weder Harold noch Julia beim Saubermachen besonderen Enthusiasmus an den Tag legten -, und als sie sich zu einem frühen Abendessen niederließen, für das er

Truthahneintopf und Rote-Bete-Salat zubereitet hatte, war ihm geradezu schwindelig vor Aufregung, sodass er nur so tun konnte, als äße er, während er das Essen auf seinem Teller hin und her bewegte wie eine Kompassnadel und hoffte, dass Harold und Julia es nicht bemerkten. Nach dem Essen fing er an, die Teller aufeinanderzustapeln, um sie in die Küche zu tragen, doch Harold stoppte ihn. »Lass sie stehen, Jude«,

sagte er. »Vielleicht könnten wir uns jetzt unterhalten?«

Er merkte, wie er vor Panik flatterig wurde. »Ich sollte sie wirklich besser abspülen, sonst gerinnt alles«, protestierte er wenig überzeugend und hörte selbst, wie dämlich er dabei klang.

»Vergiss die Scheißsteller«, sagte Harold, und obwohl er wusste, dass es Harold nicht kümmerte, was auf seinen Tellern

**gerann oder nicht gerann,
fragte er sich einen
Augenblick lang, ob seine
Gleichgültigkeit nicht etwas
zu gleichgültig, seine
Lockerheit nicht eher
vorgetäuscht als echt war.
Doch ihm blieb letztlich
nichts weiter übrig, als die
Teller abzustellen und
hinter Harold her ins
Wohnzimmer zu trotten, wo
Julia Harold und sich selbst
Kaffee einschenkte und für
ihn schon eine Tasse
vorbereitet hatte.**

Er nahm auf dem Sofa Platz, Harold auf dem Stuhl zu seiner Linken und Julia auf der niedrigen, mit Suzani bezogenen Ottomane ihm gegenüber: die Plätze, die sie immer einnahmen, den flachen Tisch zwischen sich, und er hoffte, der Moment würde nicht zu schnell vergehen, denn was, wenn es der letzte wäre, der ihm hier bleiben würde, das letzte Mal, dass er in diesem warmen, dunklen Raum säße, mit all den

**Büchern, dem herbsüßen
Duft von naturtrübem
Apfelsaft, dem marineblau-
scharlachroten türkischen
Teppich, der unter dem
Kaffeetisch Falten warf, und
der Stelle auf dem Sofa, an
der der Stoff fadenscheinig
geworden war und er die
weiße Musselinhaut
darunter sehen konnte - all
den Dingen, denen er
erlaubt hatte, ihm etwas zu
bedeuten, weil sie Harold
und Julia gehörten und er
sich selbst erlaubt hatte, ihr**

Heim als das seine zu betrachten.

Eine Zeit lang schlürften sie alle ihre Getränke, ohne einander anzusehen, und er machte sich vor, es sei ganz einfach ein Abend wie jeder andere, obwohl sie dann wohl nicht so schweigsam gewesen wären.

»Also«, begann Harold schließlich, und er stellte seine Tasse auf den Tisch und machte sich bereit. *Egal was er sagt, ermahnte er sich selbst, fang nicht an, dich*

herauszureden. Egal was er sagt, akzeptiere es und danke ihm für alles.

Es folgte eine weitere ausgedehnte Stille. »Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll«, fuhr Harold fort und drehte seine Tasse in der Hand, und Jude zwang sich, während der nächsten Pause still abzuwarten. »Ich hatte mir tatsächlich etwas aufgeschrieben, stimmt's?«, sagte er in Julias Richtung, und sie nickte. »Aber ich

bin aufgeregter, als ich dachte.«

»Ich weiß«, sagte sie.

»Aber du machst das prima.«

»Ha!«, antwortete Harold.

»Aber es ist nett von dir, mich anzulügen.« Er lächelte sie an, und in diesem Augenblick kam es ihm so vor, als wären die beiden allein im Raum, als hätten sie einen Augenblick lang vergessen, dass er auch noch da war. Aber dann verstummte Harold

wieder, während er sich für das sammelte, was er als Nächstes sagen würde.

»Jude, ich kenne - wir kennen - dich jetzt seit fast zehn Jahren«, sagte Harold schließlich, und er sah, wie Harolds Blick sich auf ihn und wieder von ihm fort bewegte, um an einer Stelle über Julias Kopf zu verweilen. »Und in dieser Zeit bist du uns sehr ans Herz gewachsen; uns beiden. Natürlich bist du unser Freund, aber wir

**sehen mehr als einen
Freund in dir; du bist für
uns jemand ganz
Besonderes.« Er sah Julia
an, und sie nickte ihm
nochmals zu. »Daher hoffe
ich, du findest es nicht zu ...
nun ja, zu anmaßend, aber
wir haben uns gefragt, ob
du uns wohl erlauben
würdest, dich ... also, dich
zu adoptieren.« Damit
wandte er sich ihm wieder
zu und lächelte. »Du wärst
unser rechtmäßiger Sohn
und Erbe, und wenn du**

möchtest, wird all dies« - er warf seinen freien Arm in der Parodie einer ausladenden Geste in die Luft - »eines Tages dir gehören.«

Er saß stumm da. Er konnte nicht sprechen, er konnte nicht reagieren, er konnte nicht einmal sein Gesicht spüren, konnte nicht fühlen, welche Miene er aufsetzte, und Julia eilte hinzu. »Jude«, sagte sie, »wenn du es aus irgendeinem Grund nicht

**möchtest, haben wir dafür
volles Verständnis. Es ist
keine Kleinigkeit, um die
wir dich da bitten. Wenn du
nein sagst, wird das an
unserer Beziehung zu dir
nichts ändern, nicht wahr,
Harold? Du wirst hier
immer, immer willkommen
sein, und wir hoffen, dass
du immer ein Teil unseres
Lebens bleiben wirst.
Wirklich, Jude - wir werden
dir nicht böse sein, und du
musst kein schlechtes
Gewissen haben.« Sie sah**

ihn an. »Möchtest du in Ruhe darüber nachdenken?«

Und dann spürte er die Taubheit weichen, woraufhin allerdings seine Hände wie im Austausch zu zittern begannen, und er griff nach einem der Sofakissen und legte die Arme darum, um das Zittern zu verbergen. Er brauchte mehrere Anläufe, um zu sprechen, und als er es tat, konnte er keinen der beiden ansehen. »Ich muss

nicht darüber nachdenken«, sagte er, und seine Stimme klang dünn und ungewohnt in seinen Ohren. »Harold, Julia - natürlich muss ich nicht darüber nachdenken. Es gibt nichts - gar nichts -, das ich mir je mehr gewünscht hätte. Mein ganzes Leben lang. Ich hätte nur nie geglaubt -« Er unterbrach sich; er sprach in Bruchstücken. Eine Minute lang schwiegen sie alle, und endlich konnte er sie ansehen. »Ich dachte,

**ihr wolltet mir sagen, dass
ihr nicht mehr mit mir
befreundet sein wollt.«**

**»Oh, Jude«, sagte Julia,
und Harold schaute
verstört. »Warum solltest du
so etwas denken?«, fragte
er.**

**Aber er schüttelte nur den
Kopf, unfähig, es ihnen zu
erklären.**

**Sie schwiegen wieder, und
dann lächelten sie alle
drei - Julia lächelte Harold
an, Harold ihn, er das
Kissen -, unsicher, wie sie**

den Moment beenden sollten, unsicher, wie es weitergehen sollte.

Schließlich klatschte Julia in die Hände und stand auf. »Champagner!«, sagte sie und ging aus dem Zimmer.

Auch Harold und er standen auf und sahen einander an. »Bist du sicher?«, fragte Harold ihn leise.

»So sicher, wie du es bist«, antwortete er ebenso leise. Es lag ein unkreativer und allzu offensichtlicher

**Witz darüber in der Luft,
wie sehr der ganze Vorgang
einem Heiratsantrag
ähnelte, aber er wagte
nicht, ihn zu machen.**

**»Aber du weißt schon,
dass du damit dein Leben
lang an uns gefesselt bist,
ja?«, sagte Harold lächelnd
und legte ihm die Hand auf
die Schulter, und er nickte.
Er hoffte, Harold würde
kein weiteres Wort sagen,
sonst würde er anfangen zu
weinen oder sich übergeben
oder ohnmächtig werden**

**oder schreien oder in
Flammen aufgehen. Mit
einem Mal wurde ihm
bewusst, wie erschöpft, wie
ganz und gar ausgelaugt er
war, sowohl durch die
vergangenen Wochen der
Anspannung als auch durch
die vergangenen dreißig
Jahre der Sehnsucht, des
Verlangens, des intensiven
Wollens, während er sich
zugleich weismachte, es sei
ihm gleichgültig, dass er
erleichtert war, als Harold,
nachdem sie angestoßen**

und zuerst Julia und dann Harold ihn umarmt hatten - von Harold in den Arm genommen zu werden, fühlte sich so ungewohnt und so intim an, dass er beinahe zurückgezuckt wäre -, zu ihm sagte, er solle die blöden Teller stehen lassen und ins Bett gehen.

In seinem Zimmer musste er eine halbe Stunde lang im Bett liegen, bevor er auch nur daran denken konnte, das Telefon in die

Hand zu nehmen. Er musste die Stabilität des Bettes unter sich spüren, die seidige Baumwolldecke an seiner Wange, das vertraute Nachgeben der Matratze, wenn er sich bewegte. Er musste sich versichern, dass dies seine Welt war und er sich noch immer darin befand und das Geschehene tatsächlich geschehen war. Plötzlich fiel ihm eine seiner Unterredungen mit Bruder Peter ein, während der er

den Bruder gefragt hatte, ob er wohl jemals adoptiert werden würde, und dieser nur gelacht hatte. »Nein«, hatte er mit einer solchen Entschiedenheit gesagt, dass er nie wieder gefragt hatte. Und obgleich er damals noch sehr jung gewesen sein musste, wusste er noch genau, wie die Tatsache, dass der Bruder die Frage so rundheraus verwarf, seinen Ehrgeiz nur noch hatte wachsen lassen, auch wenn

er das Ergebnis natürlich in keiner Weise beeinflussen konnte.

Er war so durcheinander, dass er vergaß, dass Willem auf der Bühne stand, doch als Willem in der Pause zurückrief, lag er noch immer an derselben Stelle im Bett, noch immer gekrümmt wie ein Komma, das Telefon noch immer unter seiner Handfläche verborgen.

»Jude«, stieß Willem hervor, als er es ihm

erzählte, und er konnte hören, wie unverstellt er sich für ihn freute. Außer Andy und zu einem gewissen Grade Harold kannte nur Willem die ungefähren Umstände, unter denen er aufgewachsen war: das Kloster, das Heim, seine Zeit bei den Douglasses. Allen anderen versuchte er stets so lange wie möglich auszuweichen, um schließlich zu erzählen, seine Eltern seien ums

Leben gekommen, als er noch klein gewesen war, und er sei bei Pflegeeltern aufgewachsen, was den Fragen meistens ein Ende bereitete. Doch Willem kannte einen größeren Teil der Wahrheit, und er wusste, dass Willem wusste, dass dies sein unerfüllbarster, glühendster Wunsch war. »Das ist wunderbar, Jude. Wie fühlst du dich?«

**Er versuchte zu lachen.
»Als würde ich es**

versauen.«

»Das wirst du nicht.« Sie schwiegen. »Ich wusste gar nicht, dass man als Erwachsener noch adoptiert werden kann.«

»Na ja, es kommt nicht so oft vor, aber es ist möglich. Solange beide Parteien zustimmen. Meistens geht es dabei um Erbschaftsangelegenheiten.« Er unternahm noch einen Versuch zu lachen. (*Hör jetzt auf damit, wies er sich zurecht.*) »Ich hatte

**Familienrecht im Studium,
aber das meiste davon habe
ich vergessen. Was ich noch
weiß, ist, dass ich eine neue
Geburtsurkunde mit ihren
Namen darauf bekomme.«**

»Wow«, sagte Willem.

»Ja«, sagte er.

**Er hörte, wie im
Hintergrund jemand
befehlsartig Willems Namen
rief. »Du musst los«, sagte
er.**

»Scheiße«, sagte Willem.

**»Aber Jude: herzlichen
Glückwunsch. Keiner**

verdient es mehr als du.« Er antwortete der Person, die nach ihm rief. »Ich muss«, sagte er. »Ist es in Ordnung, wenn ich Harold und Julia etwas schreibe?«

»Klar«, sagte er. »Aber sag den anderen nichts, Willem, okay? Ich will es noch ein bisschen für mich behalten.«

»Ich sage kein Wort. Bis morgen. Ach, und Jude -« Aber er sprach nicht weiter oder konnte nicht weitersprechen.

»Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß, Willem. Geht mir genauso.«

»Ich liebe dich«, sagte Willem, und dann war er weg, bevor er antworten musste. Er wusste nie, was er erwidern sollte, wenn Willem das zu ihm sagte, und doch hoffte er immer, dass er es sagen würde. Es war ein Abend, an dem das Unmögliche möglich wurde, und er kämpfte darum, wach zu bleiben, so lange wie möglich präsent und

aufmerksam zu sein und in Gedanken noch einmal zu erleben und sich daran zu erfreuen, was geschehen war: Die Wünsche eines ganzen Lebens hatten sich innerhalb weniger Stunden erfüllt.

Am Tag darauf fand er in der Wohnung einen Zettel von Willem, auf dem stand, er solle auf ihn warten, und als Willem nach Hause kam, hatte er Eis und einen Möhrenkuchen dabei, und sie aßen beides, obwohl sich

keiner von ihnen besonders viel aus Süßspeisen machte, und tranken Champagner, obwohl er am nächsten Morgen früh aufstehen musste. Die kommenden Wochen rasten vorbei: Harold schickte ihm Formulare zum Unterzeichnen - das Adoptionsgesuch, einen Antrag zur Änderung der Geburtsurkunde, ein Auskunftsfomular zu möglichen Vorstrafen -, mit denen er in der

Mittagspause zur Bank ging, um sie notariell beglaubigen zu lassen; seine Arbeitskollegen - bis auf Marshall, Citizen und Rhodes, denen er es erzählte - sollten nichts mitbekommen. Er erzählte es JB und Malcolm, die einerseits exakt so reagierten, wie er es erwartet hatte - JB feuerte in nervösem Tempo einen unlustigen Witz nach dem anderen ab, so als hoffte er, irgendwann müsse einer

**dabei sein, der zündete;
Malcolm stellte immer
spezieller werdende
hypothetische Fragen, die
er nicht beantworten
konnte -, und sich
andererseits aufrichtig für
ihn freuten. Er erzählte es
dem schwarzen Henry
Young, der während des
Studiums zwei Seminare bei
Harold belegt hatte und ihn
bewunderte, und JBs
Freund Richard, den er
näher kennengelernt hatte,
als sie während einer**

besonders langen und ermüdenden Party bei Ezra vor einem Jahr als die einzigen halbwegs nüchternen Gäste ein Gespräch geführt hatten, das beim französischen Sozialstaatswesen begonnen und sich von dort zu verschiedenen anderen Themen bewegt hatte. Er erzählt es Phaedra, die anfang zu kreischen, und einem anderen alten Studienfreund, Elijah, der auch anfang zu kreischen.

Und natürlich erzählte er es Andy, der ihn erst einmal nur anstarrte und dann nickte, so als hätte er ihn gebeten, ihm noch einen Mullverband mitzugeben, bevor er die Praxis schloss. Doch dann begann er, eine Reihe seltsam seehundähnlicher Geräusche von sich zu geben, halb Bellen, halb Niesen, und ihm wurde klar, dass Andy weinte. Der Anblick entsetzte ihn und ließ ihn zugleich ein wenig

hysterisch werden, weil er nicht wusste, was er tun sollte. »Raus mit dir«, befahl Andy zwischen zwei Schluchzern. »Ich meine es ernst, Jude, verdammt noch mal, verschwinde.« Und das tat er. Am Tag darauf wurde ihm ein Strauß Rosen von der Größe eines Gardenienbusches ins Büro geliefert, an dem ein Zettel hing, auf dem in Andys grimmiger, klotziger Handschrift stand:

**JUDE - ES IST MIR SO
VERDAMMT PEINLICH,
DASS ICH KAUM
SCHREIBEN KANN. BITTE
VERZEIH MIR WEGEN
GESTERN. ICH KÖNNTE
MICH GAR NICHT MEHR
FÜR DICH FREUEN, ALS
ICH ES TUE, UND DIE
EINZIGE FRAGE IST,
WARUM HAROLD SO
LANGE DAFÜR
GEBRAUCHT HAT. ICH
HOFPE, DU NIMMST DAS
ALS ZEICHEN, DASS DU
BESSER AUF DICH**

**AUFPASSEN MUSST, DAMIT
DU EINES TAGES STARK
GENUG BIST, UM HAROLDS
ERWACHSENENWINDELN
ZU WECHSELN, WENN ER
TAUSEND JAHRE ALT UND
INKONTINENT IST, DENN
DIR IST JA HOFFENTLICH
KLAR, DASS ER ES DIR
NICHT EINFACH MACHEN
UND IN EINEM NORMALEN
ALTER STERBEN WIRD WIE
ANSTÄNDIGE LEUTE.
GLAUB MIR, SO SIND
ELTERN EBEN; SIE
KÖNNEN EINEM**

**UNFASSBAR AUF DIE
NERVEN GEHEN. (ABER SIE
SIND NATÜRLICH AUCH
GROSSARTIG.) ALLES
LIEBE, ANDY**

**Es war, darin waren Willem
und er sich einig, einer der
besten Briefe, die sie je
gelesen hatten.**

**Doch dann ging der
rauschhafte Monat vorbei,
und es wurde Januar, und
Willem fuhr zum Filmen
nach Bulgarien, und die
alten Ängste kehrten**

**zurück, begleitet von
neuen. Am fünfzehnten
Februar hätten sie einen
Gerichtstermin, teilte
Harold ihm mit, und
Laurence würde extra
einige andere Termine
verschieben, um den Vorsitz
übernehmen zu können.
Nun, da das Datum näher
rückte, wurde ihm akut und
unentrinnbar klar, dass er
das Ganze ruinieren könnte,
und er begann, Harold und
Julia aus dem Weg zu
gehen, weil er glaubte,**

wenn sie zu oft, zu aktiv daran erinnert wurden, was sie sich mit ihm einhandelten, würden sie es sich anders überlegen. Als sie in der zweiten Januarwoche anlässlich eines Theaterbesuchs in die Stadt kamen, tat er daher so, als wäre er auf Geschäftsreise in Washington, und während ihrer wöchentlichen Telefonate versuchte er, so wenig wie möglich zu sagen und die Gespräche kurz zu

**halten. Die
Unwahrscheinlichkeit des
Ganzen trat ihm mit jedem
Tag klarer und deutlicher
vor Augen; immer wenn er
das grausige Zombie-
Humpeln seines
Spiegelbildes auf einer
Häuserfront sah, wurde ihm
übel: Wer sollte so
jemanden wollen? Der
Gedanke, dass er zu
jemandem gehören sollte,
erschien ihm zunehmend
absurd, und würde Harold
ihn nur noch ein einziges**

Mal sehen, wie sollte er dann nicht zu demselben Schluss kommen? Ihm war bewusst, dass er der Sache keine so große Bedeutung zumessen sollte - er war schließlich erwachsen und wusste, dass die Adoption vor allem symbolisch war und keine echte soziologische Relevanz hatte -, aber er wünschte es sich mit einer nicht nachlassenden Inbrunst, die sich jeder Logik verweigerte, und hätte es

nicht ertragen, alles wieder zu verlieren, nicht jetzt, da sich alle, die ihm etwas bedeuteten, schon so für ihn freuten, nicht jetzt, da er seinem Ziel schon so nah war.

Er war ihm schon einmal nahe gekommen. Als er dreizehn gewesen war, im Jahr nach seiner Ankunft in Montana, hatte das Heim an einer Adoptionsmesse teilgenommen, zu der Kinder und potenzielle Eltern aus drei Staaten

zusammenkamen. Der November war Nationaler Adoptionsmonat, und eines kalten Morgens wies man sie an, sich ordentlich anzuziehen, verlud sie in zwei Schulbusse und karrte sie nach Missoula, wo man sie wieder aus den Bussen hinaus und in den Konferenzsaal eines Hotels scheuchte. Ihr Bus war als Letzter angekommen, und der Raum war bereits mit Kindern gefüllt, die Jungen auf der einen Seite, die

**Mädchen auf der anderen.
In der Mitte des Raumes
befand sich eine lange
Reihe von Tischen, und
während er auf seine Seite
hinüberging, sah er, dass
sich beschriftete Ordner
darauf stapelten: Jungen,
Babyalter; Jungen,
Kleinkindalter; Jungen, 4-
6 Jahre; Jungen, 7-9 Jahre;
Jungen, 10-12 Jahre;
Jungen, 13-15 Jahre;
Jungen, 15 + Jahre. In den
Ordnern, so hatte man
ihnen erklärt, befanden**

sich Blätter mit Fotos von ihnen, ihren Namen und weiteren Informationen über sie: ihre Herkunft, ihr ethnischer Hintergrund, schulische Leistungen, sportliche Vorlieben, besondere Talente und Interessen. Was, so fragte er sich, verriet sein Blatt wohl über ihn? Welche Talente mochten sie für ihn erfunden haben, welche Ethnie, welche Abstammung?

Die älteren Jungen, deren

Namen und Gesichter sich in dem Ordner 15 + befanden, wussten, dass sie niemals adoptiert werden würden, und sobald die Betreuer ihnen den Rücken zukehrten, stahlen sie sich durch den Hinterausgang hinaus, um sich, wie jeder wusste, zuzudröhnen. Die Babys und Kleinkinder mussten nichts weiter tun, als Babys und Kleinkinder zu sein; auf sie würde die Wahl als Erstes fallen, und sie ahnten es nicht einmal.

Doch während er von der Ecke aus, in die er sich gestellt hatte, das Geschehen betrachtete, bemerkte er, dass einige der Jungen - die, die alt genug waren, um bereits eine der Messen mitgemacht zu haben, aber jung genug, um noch Hoffnung zu haben -, strategisch vorgingen. Er sah zu, wie die Misshandlungen zu lächeln begannen, wie die Groben und Gemeinen umgänglicher und

ausgelassen wurden, wie Jungen, die einander im Heimkontext hassten, überzeugend vortäuschten, auf nette Weise miteinander zu scherzen. Er sah, wie die Jungen, die frech zu den Betreuern waren und sich auf dem Gang gegenseitig beschimpften, lächelnd mit den Erwachsenen plauderten, den potenziellen Eltern, die nach und nach den Raum betraten. Er sah zu, wie der

**härteste und gemeinste der Jungen, ein
Vierzehnjähriger namens Shawn, der ihn einmal auf dem Boden des
Badezimmers festgehalten und seine Knie in seine Schulterblätter gebohrt hatte, auf sein Namensschild zeigte, während der Mann und die Frau, mit denen er sich gerade unterhalten hatte, auf den Tisch mit den Ordnern zgingen.
»Shawn!«, rief er ihnen**

**hinterher, »Shawn Grady!«,
und etwas an seiner
heiseren, hoffnungsvollen
Stimme, in der die
Anstrengung mitschwang,
nicht zu hoffnungsvoll zu
klingen, ließ ihn zum ersten
Mal Mitgefühl mit Shawn
empfinden und dann Wut
auf den Mann und die Frau,
die, wie er sehen konnte,
den Ordner »Jungen, 7-9
Jahre« durchblättern.
Doch diese Gefühle gingen
schnell vorüber, weil er zu
jener Zeit versuchte, gar**

**nichts zu empfinden:
keinen Hunger, keinen
Schmerz, keine Wut, keine
Trauer.**

**Er beherrschte keine
Tricks, er hatte keine
besonderen Fähigkeiten, er
konnte niemanden für sich
einnehmen. Bei seiner
Ankunft im Heim war er so
verstockt gewesen, dass sie
ihn im vergangenen
November nicht
mitgenommen hatten, und
ein Jahr später war er sich
nicht sicher, ob sich etwas**

verändert hatte. Ja, er dachte immer weniger an Bruder Luke, aber seine Tage außerhalb des Klassenzimmers verschwammen ineinander; die meiste Zeit über fühlte er sich wie in einem Schwebезustand; er versuchte so zu tun, als würde er in seinem Leben gar nicht vorkommen, wünschte sich, unsichtbar zu sein, wollte einfach nur unbemerkt bleiben. Dinge widerfuhren ihm, ohne dass

er sich dagegen wehrte, wie er es früher getan hätte; manchmal, wenn ihm wehgetan wurde, fragte sich der Teil von ihm, der noch bei Bewusstsein war, was die Brüder wohl jetzt von ihm gedacht hätten: Die Raserei, die Tobsuchtsanfälle, die Auflehnung - all das war verschwunden. Jetzt war er der Junge, zu dem sie ihn immer hatten machen wollen. Er wollte von allem losgelöst sein, eine Präsenz,

so dünn und leicht, so substanzlos, dass sie sich bewegen konnte, ohne Luft zu verdrängen.

Er war daher überrascht, so überrascht wie die Betreuer, als er an jenem Abend erfuhr, dass er zu den Kindern gehörte, die von einem der Paare ausgewählt worden waren: den Learys. Waren ihm ein Mann und eine Frau aufgefallen, die ihn angesehen, ihn womöglich sogar angelächelt hatten?

Vielleicht. Aber er hatte den Nachmittag, wie die meisten anderen Nachmittage auch, in einem Dämmerzustand verbracht und schon während der Busfahrt zurück ins Heim daran gearbeitet, ihn zu vergessen.

Er sollte ein Probewochenende - das Wochenende vor Thanksgiving - bei den Learys verbringen, damit sie herausfinden konnten, ob sie sich gegenseitig

mochten. Am Donnerstag wurde er von einem Betreuer namens Boyd, der Werken und Klempnern unterrichtete und den er nicht sehr gut kannte, zu ihnen gebracht. Er wusste, dass Boyd wusste, was einige der anderen Betreuer mit ihm machten, und auch wenn er sie nie daran hinderte, nahm er zumindest nicht daran teil.

Doch als er in der Einfahrt der Learys - sie führte zu einem

**eingeschossigen
Ziegelgebäude, das auf
allen Seiten von
brachliegenden, düsteren
Feldern umgeben war - aus
dem Auto stieg, fasste Boyd
ihn am Unterarm und zog
ihn nah zu sich heran, was
ihn aufschrecken ließ.**

**»Bau jetzt bloß keine
Scheiße, St. Francis«, sagte
er. »Das ist deine Chance,
hast du kapiert?«**

»Ja, Sir«, sagte er.

**»Dann los jetzt«, sagte
Boyd und gab ihn frei, und**

**er ging auf Mrs Leary zu,
die in der Tür stand.**

**Mrs Leary war dick, ihr
Mann war einfach nur
stämmig und hatte große
rote Hände, die wie Waffen
aussahen. Sie hatten zwei
Töchter, beide in ihren
Zwanzigern und
verheiratet, und sie
dachten, es wäre vielleicht
nett, einen Jungen im Haus
zu haben, jemanden, der
Mr Leary - der
Landmaschinen reparierte
und auch selbst Farmer**

war - bei der Feldarbeit zur Hand gehen könnte. Sie hatten sich für ihn entschieden, sagten sie, weil er ruhig und höflich wirkte und sie keinen Halbstarken wollten; sie wollten jemanden, der arbeitsam war, der Haus und Hof zu schätzen wusste. In dem Ordner hatte gestanden, dass er arbeiten und putzen konnte und sich auf der heimeigenen Farm gut anstellte.

»Ist aber ein

ungewöhnlicher Name, den du da hast«, sagte Mrs Leary.

Er hatte ihn nie als ungewöhnlich betrachtet, sagte aber: »Ja, Ma'am.«

»Was würdest du von einem anderen Namen halten?«, fragte Mrs Leary.

»Vielleicht Cody? Cody fand ich immer gut. Er klingt ein bisschen weniger - na ja, er passt einfach ein bisschen besser zu uns.«

»Cody gefällt mir«, sagte er, obwohl er eigentlich

**keine Meinung dazu hatte:
Jude, Cody, es war ihm
völlig gleich, wie man ihn
rief.**

»Prima«, sagte Mrs Leary.

**Als er nachts allein war,
sagte er den Namen vor sich
hin: Cody Leary. War es
möglich, dass er dieses
Haus als ein Mensch betrat,
um dann, als wäre es
verzaubert, in einen
anderen verwandelt zu
werden? Ging das so
einfach, so schnell? Fort
wäre Jude St. Francis und**

**mit ihm Bruder Luke und
Bruder Peter und Pater
Gabriel und das Kloster und
die Betreuer im Heim und
seine Schande und seine
Ängste und seine
Schmutzigkeit, und an seine
Stelle würde Cody Leary
treten, der Eltern hätte und
ein eigenes Zimmer und
sich zu dem formen würde,
der er sein wollte.**

**Das restliche Wochenende
verlief ereignislos, so
ereignislos, dass er fühlen
konnte, wie mit jedem Tag,**

mit jeder Stunde Teile von ihm zum Leben erwachten, wie sich die Wolken, die er um sich versammelt hatte, teilten und verschwanden, wie er begann, in die Zukunft zu blicken und sich seinen Platz darin vorzustellen. Er gab sich die größte Mühe, höflich und fleißig zu sein, und es war nicht schwierig: Er stand früh auf, machte den Learys Frühstück (Mrs Leary lobte ihn dafür so laut und ausgiebig, dass er peinlich

**berührt den Boden
anlächelte), spülte das
Geschirr, half Mr Leary
dabei, seine Werkzeuge zu
entfetten und eine Lampe
anzuschließen, und auch
wenn ihm einiges weniger
gut gefiel - der langweilige
Gottesdienst, den sie am
Sonntag besuchten; das
Beten unter ihrer Aufsicht,
bevor er ins Bett gehen
durfte -, waren diese Dinge
doch nicht schlimmer als
das, was ihn am Heim
störte, und er wusste, dass**

er sie tun konnte, ohne dabei missgünstig oder undankbar zu wirken. Er spürte, dass die Learys nicht die Art Menschen waren, die sich wie die Eltern in Büchern benahmen, wie die Eltern, die er sich vielleicht wünschte, aber er vermochte fleißig zu sein, er wusste, wie er sie zufriedenstellen konnte. Er fürchtete sich noch immer vor Mr Learys großen roten Händen, und wenn er allein

mit ihm in der Scheune war, war er wachsam und schreckhaft, aber wenigstens hatte er sich nur vor Mr Leary zu fürchten und nicht vor einer ganzen Horde von Mr Learys wie im Heim oder in der Zeit davor.

Als Boyd ihn am Sonntagabend wieder abholte, war er zufrieden mit sich, ja sogar zuversichtlich. »Wie ist es gelaufen?«, fragte Boyd ihn, und er konnte

**wahrheitsgemäß antworten:
»Gut.«**

Nach Mrs Learys letzten Worten - »Ich habe das Gefühl, wir werden dich schon bald wiedersehen, Cody« - war er sich sicher gewesen, dass sie am Montag anrufen würden und dass er bald, vielleicht schon am Freitag, Cody Leary wäre und das Heim ein weiterer Ort, den er hinter sich gelassen hatte. Doch der Montag verging und dann der Dienstag und

der Mittwoch, und er wurde nicht ins Büro des Heimleiters gerufen, und sein Brief an die Learys wurde nicht beantwortet, und die Einfahrt des Heims blieb ein langer, leerer Streifen, und niemand kam, um ihn abzuholen.

Zwei Wochen nach seinem Aufenthalt bei den Learys suchte er schließlich Boyd in dessen Werkstatt auf, wo er donnerstagabends immer länger arbeitete. Während des Abendessens wartete er

draußen in der Kälte, den knirschenden Schnee unter seinen Füßen, bis er Boyd endlich aus der Tür kommen sah.

»Herrgott«, sagte Boyd, als er ihn sah, und drehte sich um, wobei er fast gegen ihn prallte. »Solltest du nicht im Schlafsaal sein, St. Francis?«

»Bitte«, flehte er. »Bitte sagen Sie es mir - kommen die Learys, um mich abzuholen?« Aber er kannte die Antwort schon, bevor er

Boyds Gesicht sah.

»Sie haben es sich anders überlegt«, sagte Boyd, und obwohl er weder bei den anderen Betreuern noch bei den Jungen für seine Sanftmut bekannt war, war er jetzt richtiggehend einfühlsam. »Es ist vorbei, St. Francis. Es wird nichts draus.« Er streckte eine Hand nach ihm aus, aber er duckte sich, und Boyd schüttelte den Kopf und begann, weiterzugehen.

»Warten Sie«, rief er,

sammelte sich und rannte, so gut er konnte, durch den Schnee hinter Boyd her.

»Lassen Sie es mich noch einmal versuchen«, sagte er. »Sagen Sie mir, was ich falsch gemacht habe, und ich versuche, es besser zu machen.« Er spürte, wie ihn die alte Hysterie überkam, spürte die Spuren des Jungen in sich, der wütete und brüllte, der mit seinen Schreien einen ganzen Raum zum Schweigen bringen konnte.

Aber Boyd schüttelte wieder den Kopf. »So funktioniert das nicht, St. Francis«, sagte er, und dann blieb er stehen und sah ihn an. »Hör zu«, sagte er, »in ein paar Jahren bist du hier raus. Ich weiß, das klingt nach einer langen Zeit, aber das ist es nicht. Und dann bist du erwachsen und kannst tun, was du willst. Die paar Jahre musst du nur durchstehen.« Damit drehte er sich endgültig um und stapfte davon.

»Wie denn nur?«, rief er Boyd nach. »Boyd, wie soll ich das schaffen? Wie denn, Boyd, wie?« Er vergaß, dass er nicht »Boyd«, sondern »Sir« zu ihm sagen sollte.

In jener Nacht hatte er seinen ersten Wutanfall seit Jahren, doch anders als die Bestrafungen, die im Heim mehr oder weniger dieselben wie im Kloster waren, blieben die Erlösung und das Hochgefühl, die er früher verspürt hatte, aus: Er war inzwischen jemand,

der es besser wusste, dessen Geschrei nichts ändern würde, sein Gebrüll tat nichts, als ihn zu sich selbst zurückzubringen, sodass alles, jede Verletzung, jede Beleidigung, sich schärfer und heller und klebriger und anhaltender anfühlte als je zuvor.

Niemals, niemals würde er erfahren, was er an dem Wochenende bei den Learys falsch gemacht hatte. Niemals würde er erfahren, ob es etwas gewesen war,

auf das er Einfluss gehabt hatte, oder nicht. Und von all den Ereignissen im Kloster und im Heim, die er aus seinem Gedächtnis zu löschen versuchte, arbeitete er am härtesten daran, dieses Wochenende zu vergessen, die besondere Scham darüber zu verdrängen, dass er sich gestattet hatte zu glauben, er könne jemand sein, der er offenkundig nicht war.

Doch nun, da der Gerichtstermin sechs

Wochen, fünf Wochen, vier Wochen entfernt war, dachte er natürlich pausenlos daran. Weil Willem fort war und somit niemand seine Aktivitäten und Schlafenszeiten überwachen konnte, blieb er bis zum Morgengrauen auf, putzte, schrubbte den Spalt unter dem Kühlschrank mit einer Zahnbürste sauber, bleichte jede einzelne der schmalen Fugen zwischen den Wandfliesen über der

Badewanne. Er putzte, um sich nicht schneiden zu müssen, weil er sich so oft schnitt, dass selbst ihm bewusst wurde, wie verrückt, wie selbstzerstörerisch sein Verhalten war; inzwischen machte er sogar sich selbst Angst, sowohl durch das, was er tat, als auch durch seine Unfähigkeit, es zu kontrollieren. Er hatte eine neue Methode entwickelt, bei der er die Rasierklinge senkrecht auf seine Haut

stellte und sie dann so weit hinunterdrückte, wie er konnte, sodass, wenn er die Klinge wieder herauszog - sie steckte fest wie eine Axtschneide in einem Baumstumpf - und das Fleisch auf beiden Seiten auseinanderzog, eine halbe Sekunde lang nur eine saubere weiße Furche zu sehen war, die einer fetten Speckschwarte ähnelte, bevor das Blut sich in dem Schnitt zu sammeln begann. Ihm war schwindelig, so als

wäre sein Körper mit Helium vollgepumpt; alle Speisen schmeckten wie verfault, und er aß nur noch, wenn es gar nicht mehr anders ging. Er blieb im Büro, bis die nächtliche Putzkolonne geräuschvoll wie eine Horde Mäuse durch die Räume zu ziehen begann, und ging auch nicht schlafen, wenn er dann zu Hause war; beim Aufwachen schlug sein Herz so heftig, dass er Luft schlucken musste, um sich

zu beruhigen. Allein die Arbeit und Willems Anrufe zwangen ihn zu einem halbwegs normalen Leben; anderenfalls hätte er das Haus nicht mehr verlassen, hätte sich geschnitten, bis er ganze Pyramiden aus Fleisch aus seinen Armen hätte herauslösen und in den Abfluss spülen können. Er hatte eine Vision, in der er in seinen Körper schnitt - zuerst in die Arme, dann in die Beine, dann in Brust, Hals und Gesicht -,

**bis er nur noch aus
Knochen bestand, ein
Skelett, das sich bewegte
und seufzte und atmete und
auf seinen porösen,
brüchigen Stelzen durchs
Leben wankte.**

**Er ging jetzt wieder nur
alle sechs Wochen zu Andy
und hatte seinen nächsten
Besuch schon zweimal
verschoben, weil er Angst
davor hatte, was Andy sagen
würde. Doch etwas weniger
als vier Wochen vor dem
Gerichtstermin saß er**

wartend in einem der Untersuchungsräume von Andys Praxis in der Innenstadt, bis Andy den Kopf hineinsteckte, um ihm zu sagen, dass sich der Termin etwas verzögern werde.

»Lass dir Zeit«, sagte er.

Andy studierte mit zusammengekniffenen Augen sein Gesicht. »Ich brauche nicht lange«, sagte er schließlich und war verschwunden.

Einige Minuten später

**kam Callie, seine
Sprechstundenhilfe, herein.
»Hallo, Jude«, sagte sie.
»Der Doktor möchte, dass
ich Ihr Gewicht messe;
stellen Sie sich auf die
Waage?«**

**Er wollte nicht, aber er
wusste, dass es nicht Callies
Schuld und nicht ihre
Entscheidung war, also
schleppte er sich vom Tisch
zur Waage und sah nicht
auf die Zahl, die Callie
aufschrieb, bevor sie ihm
dankte und wieder**

hinausging.

**»Also«, sagte Andy,
nachdem er
hereingekommen war und
in seine Akte geschaut
hatte. »Worüber sollen wir
zuerst reden, deinen
extremen Gewichtsverlust
oder deine exzessive
Ritzerei?«**

**Er wusste nicht, was er
darauf erwidern sollte.
»Warum glaubst du, dass
ich mich exzessiv geritzt
habe?«**

»Ich sehe es dir immer

an«, sagte Andy. »Du wirst irgendwie ... irgendwie blau unter den Augen.

Wahrscheinlich merkst du es selbst nicht mal. Und du trägst den Pullover über dem Patientenkittel. Das machst du immer, wenn es schlimm ist.«

»Oh«, sagte er. Das war ihm nicht bewusst gewesen.

Sie schwiegen, und Andy zog seinen Hocker näher an den Tisch heran und fragte: »Wann ist der Termin?«

»Am fünfzehnten

Februar.«

»Ah«, sagte Andy. »Bald.«

»Ja.«

»Wovor fürchtest du dich?«

»Ich fürchte -«, begann er, verstummte und setzte neu an. »Ich fürchte, wenn Harold herausfindet, wer ich wirklich bin, will er mich nicht mehr -« Er brach ab. »Und ich weiß nicht, was schlimmer ist: Wenn er es vorher herausfindet, was bedeutet, dass alles abgeblasen wird,

oder wenn er es hinterher herausfindet und merkt, dass ich ihn die ganze Zeit über getäuscht habe.« Er seufzte; bis zu diesem Zeitpunkt hatte er es nicht artikulieren können, aber nun da er es getan hatte, wusste er, dass dies seine Angst war.

»Jude«, sagte Andy behutsam, »was, glaubst du, ist so schlimm an dir, dass es ihn davon abhalten könnte, dich zu adoptieren?«

»Andy«, flehte er, »zwing mich nicht, es zu sagen.«

»Aber ich weiß es nicht, ganz ehrlich.«

»Die Dinge, die ich getan habe«, sagte er. »Die Krankheiten, die ich mir dabei geholt habe.« Er stammelte, hasste sich selbst dafür. »Es ist ekelhaft; ich bin ekelhaft.«

»Jude«, begann Andy, und als er weitersprach, machte er alle paar Wörter eine Pause, und er spürte, wie Andy sich seinen Weg durch

**einen von Minen übersäten
Rasen suchte, so
wohlüberlegt und langsam
bewegte er sich voran. »Du
warst ein Kind, ein Baby.
Diese Dinge wurden *mit dir*
gemacht. Du hast dir nichts,
wirklich *gar nichts*
vorzuwerfen, niemals, nicht
in tausend Jahren.«**

**Andy sah ihn an. »Und
selbst wenn du *kein* Kind
gewesen wärst, selbst wenn
du irgendein notgeiler Typ
gewesen wärst, der Lust
hatte, alles zu ficken, was**

sich bewegt, und sich dabei ein paar Geschlechtskrankheiten eingefangen hätte, wäre das *immer noch nichts*, wofür man sich schämen müsste.« Er seufzte. »Kannst du versuchen, mir zu glauben?«

**Er schüttelte den Kopf.
»Ich weiß es nicht.«**

»Ich weiß es«, sagte Andy. Sie schwiegen. »Ich wünschte, du würdest eine Therapie machen, Jude«, fügte er hinzu, und seine

Stimme klang traurig. Er konnte nicht antworten, und nach einigen Minuten stand Andy auf. »Also«, sagte er entschlossen, »zeig her«, und er zog seinen Pullover über den Kopf und streckte die Arme aus.

An Andys Gesicht konnte er sehen, dass es schlimmer war, als er erwartet hatte, und als er den Blick senkte und sich selbst als etwas Fremdes zu betrachten versuchte, konnte er augenblickweise sehen, was

**Andy sah: die Mullklumpen,
die in Abständen die
frischen Schnitte
bedeckten, die halb
verheilten Schnitte mit
ihren fragilen Nähten aus
sich gerade
herausbildendem
Narbengewebe, der
entzündete Schnitt, auf dem
sich eine dicke Haube aus
getrocknetem Eiter gebildet
hatte.**

**»Also«, sagte Andy nach
einer langen Pause, als er
mit seinem rechten Arm**

beinahe fertig war, wo er den entzündeten Schnitt gereinigt und die anderen mit antibiotischer Salbe eingeschmiert hatte. »Was hat es mit deinem extremen Gewichtsverlust auf sich?«

»Ich würde es nicht ›extrem‹ nennen.«

»Jude«, sagte Andy, »sechs Kilo in nicht mal acht Wochen sind extrem, und es ist ja auch nicht so, dass du vorher sechs Kilo zu viel gehabt hättest.«

»Ich habe einfach keinen

Appetit«, sagte er schließlich.

Andy sprach nicht mehr, bis er mit beiden Armen fertig war, und dann seufzte er, setzte sich wieder und begann, etwas in seinen Block zu schreiben. »Ich will, dass du drei Mahlzeiten am Tag isst, Jude«, sagte er, »und eines der Dinge von der Liste. Jeden Tag. *Zusätzlich* zu den normalen Mahlzeiten, hast du verstanden? Sonst rufe ich deine Leute an und

sorge dafür, dass sie bei jeder Mahlzeit neben dir sitzen und dir beim Essen zugucken, und das willst du nicht, glaub mir.« Er riss die Seite aus dem Notizblock und gab sie ihm. »Und ich will, dass du nächste Woche wiederkommst. Keine Ausflüchte.«

**Er schaute auf die Liste -
ERDNUSSBUTTER-
SANDWICH.
KÄSESANDWICH.
AVOCADO-SANDWICH. 3**

**EIER (MIT EIGELB!!!).
BANANENSMOOTHIE - und
steckte sie in die
Hosentasche.**

**»Und dann will ich noch
Folgendes von dir«, sagte
Andy. »Wenn du mitten in
der Nacht aufwachst und
dich ritzen willst, möchte
ich, dass du mich
stattdessen anrufst. Egal
um welche Zeit, du rufst
mich an, okay?« Er nickte.
»Ich meine es ernst, Jude.«
»Es tut mir leid, Andy«,
sagte er.**

»Das weiß ich«, sagte Andy. »Aber du musst dich wirklich nicht entschuldigen - zumindest nicht bei mir.«

»Bei Harold«, sagte er.

»Nein«, berichtigte ihn Andy. »Auch nicht bei Harold. Nur bei dir selbst.«

Er ging nach Hause und kaute auf einer Banane herum, bis sie sich in seinem Mund in Dreck verwandelte, und dann zog er sich um und fuhr fort, die Wohnzimmerfenster zu

**waschen, womit er am
Abend zuvor begonnen
hatte. Er schrubbte sie,
schob das Sofa näher heran,
sodass er sich auf eine der
Armlehnen stellen konnte,
ignorierte das Stechen in
seinem Rücken beim
Hinauf- und Hinabsteigen,
schleppte den Eimer mit
dem grauen Schmutzwasser
langsam zur Badewanne.
Als er mit dem Wohnzimmer
und Willems Zimmer fertig
war, hatte er solche
Schmerzen, dass er zum**

Badezimmer kriechen musste, und nachdem er sich geschnitten hatte, ruhte er sich aus, den Arm über den Kopf erhoben, den Badvorleger um sich gewickelt. Als sein Telefon klingelte, setzte er sich desorientiert auf, setzte sich dann stöhnend in Richtung seines Zimmers in Bewegung - wo die Uhr drei Uhr morgens anzeigte - und hörte einen sehr griesgrämigen (aber hellwachen) Andy.

**»Ich habe zu spät
angerufen«, mutmaßte
Andy. Er sagte nichts. »Hör
zu, Jude«, fuhr Andy fort.
»Wenn du nicht damit
aufhörst, lasse ich dich
wirklich einweisen. *Und* ich
rufe Harold an und sage
ihm, warum. Das verspreche
ich dir.« Er verstummte.
»Und abgesehen davon«,
setzte er hinzu, »bist du es
nicht leid, Jude? Du musst
dir das nicht antun, weißt
du? Es muss nicht sein.«**

Er wusste nicht, woran es

lag - vielleicht waren es die Ruhe und Gelassenheit in Andys Stimme und die Entschlossenheit, mit der er seine Drohung ausgesprochen hatte, die ihm verrieten, dass Andy es dieses Mal wirklich ernst meinte; oder vielleicht war es auch nur die Einsicht, dass er es tatsächlich leid war, so leid, dass er zu guter Letzt bereit war, die Anweisungen eines anderen anzunehmen -, aber während der kommenden

**Woche tat er wie geheißen.
Er aß seine Mahlzeiten,
obwohl sich das Essen
vermittels einer
sonderbaren Art von
Alchemie in Schmutz, in
Abfall verwandelte: Er
zwang sich zu kauen und zu
schlucken, zu kauen und zu
schlucken. Es waren keine
üppigen Mahlzeiten, aber es
waren Mahlzeiten. Andy rief
jede Nacht um zwölf an und
Willem jeden Morgen um
sechs (er brachte es nicht
über sich zu fragen, ob**

Andy sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatte, und Willem erwähnte es nie von sich aus). Die Stunden dazwischen waren die schwierigsten, und obwohl er das Ritzen nicht ganz bleibenlassen konnte, schränkte er es doch ein: zwei Schnitte, und er hörte auf. Infolge der Beherrschung fand er sich wieder von früheren Bestrafungen angezogen - bevor er gelernt hatte, sich zu schneiden, hatte es eine

Zeit gegeben, in der er sich immer wieder gegen die Außenwand des Motelzimmers geworfen hatte, das er sich mit Bruder Luke teilte, bis er erschöpft zu Boden gesackt war; seine linke Seite war permanent mit blauen, purpurnen und braunen Blutergüssen übersät. Das tat er jetzt nicht, doch er erinnerte sich an das Gefühl, an den befriedigenden Aufprall seines Körpers an der

Wand, das fürchterliche Wohlgefühl, ihn gegen etwas so Unbewegliches zu schleudern.

Am Freitag ging er zu Andy, der nicht erfreut war (er hatte nicht an Gewicht zugelegt), ihm aber keinen Vortrag hielt (er hatte auch nicht an Gewicht verloren), und am Tag darauf flog er nach Boston. Er erzählte niemandem davon, nicht einmal Harold. Julia war, wie er wusste, bei einer Konferenz in Costa Rica,

aber er war sich sicher, dass Harold zu Hause sein würde.

Von Julia hatte er vor sechs Jahren einmal einen Satz Schlüssel bekommen, als er zu Thanksgiving angereist war, während Harold und sie beide Fachbereichsversammlungen hatten, und so betrat er das Haus, goss sich ein Glas Wasser ein und sah beim Trinken in den Garten hinaus. Es war kurz vor Mittag, und Harold würde

um diese Zeit noch Tennis spielen, also ging er ins Wohnzimmer, um auf ihn zu warten. Doch er schlief ein und wachte erst auf, als Harold seine Schulter schüttelte und eindringlich seinen Namen sagte.

»Harold«, sagte er und setzte sich auf. »Es tut mir leid, es tut mir leid; ich hätte anrufen sollen.«

»Hergott noch mal«, sagte Harold; er atmete schwer und roch kalt und beißend. »Alles in Ordnung, Jude?

Was ist denn los?«

»Gar nichts«, sagte er und merkte, noch bevor er es sagte, wie absurd seine Erklärung klang, »ich wollte nur mal vorbeischaun.«

»Nun«, sagte Harold nach kurzem Schweigen, »es ist schön, dich zu sehen.« Er setzte sich in seinen Sessel und sah ihn an. »Du hast dich in den letzten Wochen ein bisschen rar gemacht.«

»Ich weiß«, sagte er. »Es tut mir leid.«

Harold zuckte mit den Schultern. »Du musst dich nicht entschuldigen. Ich bin einfach nur froh, dass es dir gutgeht.«

»Ja«, sagte er. »Es geht mir gut.«

Harold neigte den Kopf zur Seite. »Du siehst nicht besonders gut aus.«

Er lächelte. »Ich hatte Grippe.« Er sah zur Decke hinauf, als stünde dort sein Text. »Die Forsythie ist ziemlich windschief, weißt du.«

»Ich weiß. Es war ein stürmischer Winter.«

»Wenn du willst, helfe ich dir, sie aufzurichten.«

Harold sah ihn lange an, während sich sein Mund leicht bewegte, so als versuchte er gleichzeitig zu sprechen und nicht zu sprechen. Schließlich sagte er: »Ja, lass uns das machen.«

Draußen traf sie die Kälte auf abrupte, geradezu beleidigende Weise, und sie begannen beide zu

schneifen. Er setzte den Pflock, und Harold hämmerte ihn in die Erde, obwohl der Boden gefroren war und in tonartige Scherben barst. Als der Pflock tief genug drinnen war, reichte Harold ihm ein Stück Schnur, und er band die mittleren Stämme des Strauches daran, gerade so fest, dass sie hielten, aber nicht eingeschnürt wurden. Er arbeitete langsam, achtete darauf, dass die Knoten fest waren, schnitt

einige Zweige ab, die zu krumm waren, um sich wieder zu berappeln.

»Harold«, sagte er, als er auf halber Höhe des Strauchs angekommen war. »Ich wollte über etwas mit dir reden, aber - ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.« *Dumm, sagte er zu sich selbst. Das ist so eine dumme Idee. Es war so dumm von dir zu denken, dass das hier wirklich wahr werden kann.* **Er öffnete den Mund, um fortzufahren, schloss**

**ihn und öffnete ihn wieder:
Er war ein Fisch, der stumm
Blasen spuckte, und er
wünschte, er wäre nie
gekommen, hätte nie zu
sprechen anfangen.**

**»Jude«, sagte Harold, »sag
es mir. Egal, was es ist.« Er
verstummte kurz. »Hast du
es dir anders überlegt?«**

**»Nein«, sagte er. »Nein,
nichts dergleichen.« Sie
schwiegen. »Und du?«**

**»Nein, natürlich nicht.«
Er knüpfte den letzten
Knoten und erhob sich,**

wobei Harold ihm bewusst nicht half.

»Ich will dir das eigentlich gar nicht erzählen«, sagte er und senkte den Blick auf die Forsythie, auf ihre spindeldürre Hässlichkeit.

»Aber ich muss es, weil ... weil ich dich nicht täuschen möchte. Aber Harold ... ich glaube, du hältst mich für einen Menschen, der ich nicht bin.«

Harold schwieg und sagte dann: »Was glaubst du

denn, für was für einen Menschen ich dich halte?«

»Für einen guten Menschen«, sagte er.

»Einen anständigen.«

»Das stimmt«, sagte Harold. »Das tue ich.«

»Aber ... das bin ich nicht«, sagte er, und er fühlte, wie seine Augen trotz der Kälte heiß wurden.

»Ich habe Dinge getan, die ... die gute Menschen nicht tun«, fuhr er schwächlich fort. »Und ich finde einfach, dass du das

**von mir wissen solltest.
Dass ich furchtbare Dinge
getan habe, Dinge, für die
ich mich schäme, und wenn
du davon wüsstest, würdest
du dich schämen, mich zu
kennen, geschweige denn
mit mir verwandt zu sein.«**

**»Jude«, sagte Harold
schließlich, »ich kann mir
nichts vorstellen, was meine
Beziehung zu dir verändern
würde. Es ist mir gleich,
was du früher mal getan
hast. Das heißt, es ist mir
nicht gleich; ich wüsste**

**gern mehr über dein Leben,
bevor wir uns
kennengelernt haben. Aber
ich hatte immer das Gefühl,
das deutliche Gefühl, dass
du nicht darüber sprechen
wolltest.« Er verstummte
und wartete. »Möchtest du
jetzt darüber sprechen?
Möchtest du es mir sagen?«**

**Er schüttelte den Kopf. Er
wollte es und wollte es auch
nicht. »Ich kann nicht«,
sagte er. In seinem Kreuz
spürte er die ersten
Vorboten des Schmerzes,**

**einen geschwärzten Samen,
der seine dornigen Zweige
ausbreitete. *Nicht jetzt,*
flehte er sich an, *nicht jetzt,*
eine Bitte, die so wenig
Aussicht auf Erfüllung
hatte wie die, die er
eigentlich meinte: *Nicht
jetzt, nie wieder.***

**»Nun«, sagte Harold
seufzend, »da ich aus
Mangel an Details keine
spezifischen Beteuerungen
machen kann, gebe ich dir
hiermit eine pauschale
Blankobeteuerung, der du**

**hoffentlich Glauben
schenkst. Jude: Ganz gleich,
was es auch ist, ganz gleich,
was du getan hast, ich
verspreche dir, ob du es mir
eines Tages sagen wirst
oder auch nicht, es wird
mich nie dazu bringen zu
bereuen, dass ich dich als
Mitglied meiner Familie
gewollt oder aufgenommen
habe.« Er nahm einen
tiefen Atemzug und hob die
rechte Hand. »Jude
St. Francis, als dein
zukünftiger Vater vergebe**

**ich dir hiermit ... alles,
wofür du Vergebung
suchst.«**

**Und war es letztlich nicht
das, was er wirklich wollte?
Vergebung? Er blickte in
Harolds Gesicht, das ihm so
vertraut war, dass er jede
seiner Stirnrunzeln vor sich
sah, wenn er die Augen
schloss, und auf dem
ungeachtet der Blumigkeit
und Förmlichkeit der Geste
kein Lächeln, sondern ein
ernster Ausdruck lag.
Konnte er Harold glauben?**

Die Schwierigkeit besteht nicht darin, das Wissen zu erlangen, hatte Bruder Luke ihm einmal gesagt, nachdem er ihm gebeichtet hatte, wie schwer ihm der Glaube an Gott fiel. Die Schwierigkeit besteht darin, ihm Glauben zu schenken. Er hatte das Gefühl, einmal mehr gescheitert zu sein: daran gescheitert, ordentlich zu beichten, daran gescheitert, im Voraus zu bestimmen, welche Antwort er sich erhoffte. Wäre es nicht im

Grunde einfacher gewesen, hätte Harold ihm gesagt, dass er recht habe, dass sie die Adoption vielleicht doch noch einmal überdenken sollten? Natürlich wäre er am Boden zerstört gewesen, aber das wäre ein altbekanntes Gefühl gewesen, etwas, das er verstand. In Harolds Weigerung, ihn loszulassen, lag eine Zukunft, die er sich nicht vorstellen konnte, eine, in der ihn jemand wirklich für immer wollen

könnte, und das war eine Realität, die er nie zuvor kennengelernt hatte, auf die er durch nichts vorbereitet worden war, zu der ihm keine Schilder den Weg wiesen. Harold würde vorausgehen, und er würde ihm folgen, bis er eines Tages aufwachen und Harold fort sein würde und er verwundbar und in einem fremden Land gestrandet zurückbliebe, ohne jemanden, der ihn wieder nach Hause führte.

**Harold wartete auf eine
Erwiderung, aber die
Schmerzen waren jetzt nicht
mehr zu ignorieren, und er
wusste, er würde sich
ausruhen müssen.**

**»Harold«, sagte er, »es tut
mir leid, aber ich glaube ...
ich glaube, ich sollte mich
besser eine Weile
hinlegen.«**

**»Geh nur«, sagte Harold
verständnisvoll, »geh.«**

**In seinem Zimmer legt er
sich auf die Steppdecke und
schließt die Augen, und**

**nachdem die Schmerzen
abgeklungen sind, ist er zu
erschöpft, und er sagt sich,
dass er nur ein paar
Minuten ruhen und dann
wieder aufstehen und
nachsehen wird, was Harold
im Haus hat: Wenn es
braunen Zucker gibt, wird
er einen Kuchen backen -
in der Küche hat eine
Schüssel mit Datteln
gestanden, und vielleicht
macht er einen
Dattelkuchen.**

Aber er wacht nicht auf.

Nicht, als Harold eine Stunde später kommt, um nach ihm zu sehen, und ihm den Handrücken auf die Wange legt, und eine Decke über ihn breitet, und nicht, als Harold kurz vor dem Abendessen noch einmal nach ihm schaut. Er schläft weiter, während sein Telefon um Mitternacht und dann wieder um sechs Uhr morgens und Harolds Telefon um halb eins und um halb sieben klingelt und während Harold erst mit

Andy und dann mit Willem spricht. Er schläft den Morgen und den Mittag durch und wacht erst auf, als er Harolds Hand auf seiner Schulter spürt und hört, wie er seinen Namen sagt und dass sein Flug in wenigen Stunden gehe.

Vor dem Aufwachen träumt er von einem Mann, der auf einem Feld steht. Die Gesichtszüge des Mannes kann er nicht erkennen, aber er ist groß und dünn, und er hilft

einem anderen, älteren Mann dabei, das Wrack eines Traktors an der Anhängerkupplung eines Lasters zu befestigen. Dass er in Montana ist, merkt er an der weißen, gewölbten Weite des Himmels und der besonderen Art von Kälte, die es so nur dort gibt und die frei von jeglicher Feuchtigkeit ist und sich irgendwie reiner anfühlt als jede Kälte, die er sonst gefühlt hat.

Er kann die Züge des

**Mannes noch immer nicht
sehen, doch er glaubt zu
wissen, wer er ist, erkennt
ihn an seinen großen
Schritten und der Art, wie
er die Arme vor der Brust
verschränkt, während er
dem anderen Mann zuhört.
»Cody«, ruft er im Traum
aus, und der Mann dreht
sich um, aber er ist zu weit
weg, und so kann er nicht
genau erkennen, ob das
Gesicht unter dem Schirm
der Baseballmütze des
Mannes sein Gesicht ist.**



Der fünfzehnte ist ein Freitag, und er nimmt sich Urlaub. Es hatte Überlegungen zu einem festlichen Abendessen am Donnerstag gegeben, aber letztlich haben sie sich entschieden, es bei einem frühen Mittagessen am Tag der Zeremonie (wie JB es nennt) zu belassen. Der Termin vor Gericht ist um zehn Uhr, und anschließend werden alle zum Essen

mitkommen.

**Harold hatte einen
Caterer bestellen wollen,
aber er hat darauf
bestanden zu kochen, und
den Donnerstagabend
verbringt er in der Küche.
Er backt - den Schoko-
Walnuss-Kuchen, den
Harold mag; die Tarte tatin,
die Julia mag; das
Sauerteigbrot, das sie beide
mögen -, er pult fünf Kilo
Krabben, mischt Eier,
Zwiebeln, Petersilie und
Semmelbrösel unter das**

**Krabbenfleisch und formt
Bratlinge daraus. Er putzt
die Kartoffeln, schrubbt die
Möhren kurz ab und
schneidet die Spitzen von
den Rosenkohlröschen,
sodass er sie am nächsten
Tag nur noch in Öl
schwenken und in den Ofen
schieben muss. Er leert die
Schachteln mit den Feigen
in eine Schüssel, um sie
später zu rösten und zu mit
Honig und Balsamico
verfeinertem Eis zu
servieren. Es sind Harolds**

**und Julias
Lieblingsgerichte, und es
macht ihm Freude, sie
zuzubereiten, ihnen etwas
zurückzugeben, selbst wenn
es sich nur um eine
Kleinigkeit handelt. Im
Verlauf des Abends
kommen Harold und Julia
immer wieder in die Küche
spaziert, und obwohl er sie
bittet, es zu lassen, spülen
sie die Teller und Pfannen,
die er benutzt hat,
schenken ihm Wasser und
Wein ein und fragen, ob sie**

ihm irgendwie helfen können, obwohl er ihnen sagt, dass sie sich entspannen sollen. Endlich gehen sie ins Bett, und er verspricht ihnen zwar, es auch bald zu tun, bleibt aber stattdessen wach und singt in der hellen, stillen Küche leise vor sich hin, während seine Hände sich pausenlos bewegen, um die Manie in Schach zu halten.

Die letzten paar Tage waren sehr schwierig gewesen, hatten zu den

schwierigsten gezählt, so lange er zurückdenken konnte; so schwierig waren sie gewesen, dass er gar eines Nachts Andy nach der mitternächtlichen Kontrolle angerufen und sein Angebot, ihn um zwei Uhr in einem Diner zu treffen, angenommen hatte, so dringend hatte er die Wohnung verlassen wollen, die plötzlich voller unwiderstehlicher Versuchungen zu sein schien: Rasierklingen

**natürlich, aber auch Messer
und Scheren und
Streichhölzer und Treppen,
um sich hinunterzustürzen.
Er weiß, wenn er jetzt in
sein Zimmer geht, wird er
sich nicht davon abhalten
können, direkt zum Bad
weiterzugehen, wo er schon
vor Langem einen Beutel,
der den gleichen Inhalt hat
wie jener in der Lispenard
Street, unter dem
Waschbecken befestigt hat:
Seine Arme schmerzen vor
Verlangen, und er ist**

entschlossen, nicht nachzugeben. Es ist noch Teig übrig, und er beschließt, eine Tarte mit Pinienkernen und Cranberrys und vielleicht einen flachen runden Kuchen mit einer Glasur aus Orangenstückchen und Honig zu backen: Wenn beide fertig sind, wird es beinahe Tag sein und er wird die Gefahr hinter sich gelassen und sich erfolgreich hinübergerettet haben.

Malcolm und JB werden am nächsten Tag beide beim Gericht dabei sein; sie nehmen die Morgenmaschine. Aber Willem, der eigentlich hätte kommen sollen, wird es nicht schaffen; er hat in der Woche zuvor angerufen, um ihm zu sagen, dass sich die Dreharbeiten verzögern und er erst am achtzehnten statt wie geplant am vierzehnten Februar zurückkommen wird. Obwohl er weiß, dass es sich nicht ändern lässt,

**stürzt ihn Willems
Abwesenheit in geradezu
unbändige Trauer: Ohne
Willem ist ein Tag wie
dieser gar kein richtiger
Tag. »Ruf mich in der
Sekunde an, wenn es vorbei
ist«, hat Willem gesagt. »Es
macht mich irre, dass ich
nicht dabei sein kann.«**

**Er hat Andy eingeladen,
während einer ihrer
mitternächtlichen
Unterredungen, an denen
er allmählich Gefallen fand:
Sie sprachen über**

**alltägliche Dinge,
beruhigende Dinge,
normale Dinge - den neuen
Kandidaten für den Vorsitz
des Obersten Gerichtshofs;
den jüngsten
Gesetzesentwurf zur
Gesundheitsvorsorge (er
billigte ihn, Andy nicht);
eine Biografie über
Rosalind Franklin, die sie
beide gelesen hatten (ihm
hatte sie gefallen, Andy
nicht); die Wohnung, die
Andy und Jane renovierten.
Es freute ihn, Andys wütend**

hervorgestoßenes »Ich glaub, du willst mich verarschen, Jude«, das sich normalerweise auf seine Schnitte oder seine amateurhaften Bandagen bezog, stattdessen in Bezug auf seine Meinung zu Filmen, dem Bürgermeister, Büchern, ja selbst Wandfarben zu hören. Sobald er merkte, dass Andy ihre Unterhaltungen nicht als Vorwand nutzen würde, um ihn zurechtzuweisen oder zu belehren, gelang es

ihm, sich ganz entspannt mit Andy zu unterhalten und ihn dabei sogar besser kennenzulernen: Andy erzählte ihm von seinem Zwillingsbruder Beckett, der ebenfalls Arzt war, ein Herzchirurg, und in San Francisco lebte und dessen Lebensgefährtin Andy hasste, weshalb er Pläne schmiedete, wie er Beckett dazu bringen könnte, ihn zu verlassen; er erzählte, dass Janes Eltern ihnen ihr Haus auf Shelter Island

**überließen; er erzählte,
dass er auf der Highschool
Football gespielt habe, was
seine Eltern geradezu
beunruhigend amerikanisch
gefunden hätten; er
erzählte, dass er sein drittes
Studienjahr als
Austauschstudent in Siena
verbracht habe, wo er ein
Mädchen aus Lucca
kennengelernt und zehn
Kilo zugenommen hatte. Es
war nicht so, dass sie nie
über Andys Privatleben
gesprochen hatten - das**

taten sie nach jedem Termin ein wenig -, aber am Telefon zeigte er sich gesprächiger, und Jude konnte so tun, als wäre Andy nur sein Freund und nicht sein Arzt, obgleich der eigentliche Grund des Anrufs dieser Illusion zuwiderlief.

»Du sollst dich natürlich nicht zum Kommen verpflichtet fühlen«, setzte er rasch hinzu, nachdem er Andy zum Gericht eingeladen hatte.

»Ich komme sehr gern«, sagte Andy. »Ich habe mich schon gefragt, wo meine Einladung bleibt.«

Daraufhin bekam er ein schlechtes Gewissen. »Ich wollte bloß nicht, dass du das Gefühl hast, du müsstest noch mehr Zeit mit deinem komischen Patienten verbringen, der dir das Leben schon schwer genug macht«, sagte er.

»Du bist mehr als nur mein komischer Patient, Jude«, sagte Andy. Er

schwieg kurz. »Das hoffe ich jedenfalls.«

Er lächelte ins Telefon. »Natürlich«, sagte er. »Es ist mir eine Ehre, dein komischer Freund zu sein.«

Damit kam Andy also auch: Er würde noch am selben Nachmittag zurückfliegen, Malcolm und JB dagegen blieben über Nacht, und am Samstag würden sie alle gemeinsam abreisen.

Bei seiner Ankunft war er zuerst überrascht und dann

**bewegt gewesen, als er
gesehen hatte, wie
gründlich Harold und Julia
das Haus geputzt hatten
und wie stolz sie auf ihre
Arbeit waren. »Guck mal«,
sagten sie abwechselnd und
zeigten dabei auf
irgendetwas - einen Tisch,
einen Stuhl, eine
Zimmerecke -, das
normalerweise von Bücher-
oder Zeitschriftenstapeln
verdeckt gewesen wäre, nun
aber von allem Gerümpel
befreit war. Überall standen**

**Blumen - Winterblumen: zu
dekorativen Sträußen
gebundene Aronstäbe, weiß
knospende
Hartriegelzweige,
papierweiße Zwiebelblumen
mit ihrem süßlichen, leicht
fäkalartigen Geruch -, die
Bücher in den Regalen
waren sauber ausgerichtet,
und selbst die
fadenscheinige Stelle auf
dem Sofa war ausgebessert
worden.**

**»Und jetzt schau dir *das*
mal an, Jude«, hatte Julia**

gesagt, sich bei ihm untergehakt und ihm die seladonglasierte Schüssel auf dem Tisch im Gang gezeigt; seit er die beiden kannte, war sie kaputt gewesen, und die Splitter, die von ihrem Rand abgeplatzt waren, hatten, von einem Pelz aus Staub bedeckt, darin gelegen. Doch nun war sie instand gesetzt, gewaschen und poliert.

»Wow«, sagte er zu allem, was ihm gezeigt wurde, und

grinste idiotisch vor lauter Glück darüber, dass sie glücklich waren. Es kümmerte ihn nicht, hatte ihn nie gekümmert, ob ihr Haus sauber war oder nicht - er hätte sich nicht daran gestört, wenn sie inmitten von ionischen Säulen aus alten *New York Times*-Ausgaben gelebt hätten, während zu ihren Füßen Horden fatter Ratten quiekten -, aber er wusste, dass sie glaubten, es störe ihn, und seine unablässige,

nervtötende Putzerei als Vorwurf auffassten, obwohl er ihnen immer wieder zu erklären versucht hatte, dass es nicht so gemeint war. Mittlerweile putzte er, um sich davon abzuhalten, sich davon abzulenken, andere Dinge zu tun, aber auf dem College hatte er für die anderen geputzt, um seine Dankbarkeit auszudrücken: Es war etwas, das er tun konnte und das er immer getan hatte, und sie gaben ihm so

viel, und er gab ihnen so wenig. JB, der gern im Dreck hauste, hatte es gar nicht bemerkt. Malcolm, der mit einer Haushälterin aufgewachsen war, hatte es jedes Mal bemerkt und sich jedes Mal bei ihm bedankt. Nur Willem hatte es nicht gefallen. »Hör auf damit, Jude«, hatte er eines Tages gesagt und ihn am Handgelenk festgehalten, während er JB's schmutzige Hemden vom Boden aufklaubte, »du bist nicht

unsere Putze.« Aber er konnte nicht aufhören, damals nicht und heute auch nicht.

Als er schließlich ein letztes Mal über die Arbeitsplatten wischt, ist es beinahe halb fünf, und er wankt in sein Zimmer, schickt Willem eine Kurznachricht mit der Bitte, ihn nicht anzurufen, und fällt in einen kurzen, jähen Schlaf. Nach dem Aufwachen macht er das Bett, duscht, zieht sich an

und geht wieder in die Küche, wo Harold am Tresen steht, Zeitung liest und Kaffee trinkt.

»Hallo«, sagt Harold und blickt zu ihm auf. »Junge, siehst du gut aus.«

Reflexhaft schüttelt er den Kopf, aber tatsächlich hat er am Tag zuvor eine neue Krawatte gekauft und ist beim Friseur gewesen, und wenn er sich vielleicht auch nicht gutaussehend fühlt, so doch zumindest gepflegt und vorzeigbar,

wie er es stets zu sein versucht. Er sieht Harold selten im Anzug, doch auch er trägt jetzt einen, und die Feierlichkeit des Anlasses schüchtert ihn plötzlich ein.

Harold lächelt ihn an. »Du scheinst letzte Nacht ganz schön beschäftigt gewesen zu sein. Hast du überhaupt geschlafen?«

Er erwidert das Lächeln. »Ausreichend.«

»Julia macht sich gerade fertig«, sagt Harold, nimmt eine kleine Lederschattulle

**von der Größe eines
Baseballs in die Hand, die
neben der Kaffeetasse
gestanden hat, und reicht
sie ihm. Er öffnet sie, und
darin liegt Harolds Uhr mit
ihrem runden weißen
Ziffernblatt und den
nüchternen, schnörkellosen
Zahlen darauf. Das
Armband ist gegen ein
neues aus schwarzem
Krokodilleder ausgetauscht
worden.**

**»Die hat mir mein Vater
gegeben, als ich dreißig**

wurde«, sagt Harold, als er stumm bleibt. »Sie hat ihm gehört. Und du *bist* noch dreißig, also bleibt zumindest die Symmetrie des Ganzen gewahrt.« Er nimmt ihm die Schachtel aus der Hand, holt die Uhr heraus und dreht sie um, sodass er die Initialen sehen kann, die in ihre Rückseite eingraviert sind: *SS/HS/JSF*. »Saul Stein«, sagte Harold. »Das war mein Vater. Und dann HS für mich und JSF für dich.«

Er gibt ihm die Uhr wieder.

**Er fährt mit der
Fingerkuppe seines
Daumens über die
Buchstaben. »Das kann ich
nicht annehmen, Harold«,
sagt er schließlich.**

**»Und ob du das kannst«,
sagt Harold. »Sie gehört dir,
Jude. Ich habe mir schon
eine neue gekauft; du
kannst sie nicht
zurückgeben.«**

**Er spürt Harolds Blick auf
sich. »Danke«, sagt er.
»Danke.« Etwas anderes**

**scheint er nicht
herauszubekommen.**

**»Gern geschehen«, sagt
Harold, und dann
schweigen sie einige
Sekunden lang beide, bis er
wieder zu sich kommt, seine
Uhr abnimmt, Harolds Uhr -
die jetzt seine ist - um sein
Handgelenk legt und den
Arm hebt, um sie Harold zu
zeigen, der nickt. »Sehr
schön«, sagt er. »Sie steht
dir gut.«**

**Er will gerade etwas
antworten (bloß was?), als**

**er erst hört und dann sieht,
wie JB und Malcolm
hereinkommen, ebenfalls
beide in Anzügen.**

**»Die Tür war offen«, sagt
JB, während Malcolm
seufzt. »Harold!«, sagt JB
und umarmt ihn.**

**»Herzlichen Glückwunsch!
Es ist ein Junge!«**

**»Den Spruch hat Harold
bestimmt noch nie gehört«,
sagt Malcolm und winkt
Julia zu, die die Küche
betritt.**

Als Nächstes trifft Andy

**ein und dann Gillian;
Laurence werden sie am
Gericht treffen.**

**Es klingelt nochmals an
der Tür. »Erwarten wir noch
jemanden?«, fragt er
Harold, der mit den
Schultern zuckt. »Machst
du auf, Jude?«**

**Also öffnet er die Tür, und
da steht Willem. Er starrt
ihn eine Sekunde lang an,
und dann, bevor er sich
ermahnen kann, ruhig zu
bleiben, springt Willem ihn
wie eine Zibetkatze an und**

umarmt ihn so fest, dass er kurz fürchtet, umzufallen. »Bist du überrascht?«, flüstert Willem ihm ins Ohr, und er hört an seiner Stimme, dass er lächelt. Es ist das zweite Mal an diesem Morgen, dass es ihm die Sprache verschlägt.

Das dritte Mal wird es im Gericht passieren. Sie fahren mit zwei Autos, und in seinem (das von Harold gelenkt wird, mit Malcolm auf dem Beifahrersitz) erklärt Willem, dass sich

**sein Abreisedatum wirklich
geändert hatte; aber als es
wieder zurückgeändert
worden war, hatte er es nur
den anderen erzählt und
ihm verschwiegen, damit
sein Erscheinen eine
Überraschung für ihn wäre.
»Schönen Dank dafür
übrigens, Willem«, sagt
Malcolm. »Ich musste JB
überwachen wie die CIA,
damit er nichts
ausplaudert.«**

**Sie fahren nicht zum
Familiengericht, sondern**

zum Berufungsgericht am Pemberton Square. In Laurence' Gerichtssaal - in seiner Robe wirkt er fremd: an diesem Tag sind alle kostümiert - geben Harold und Julia und er sich die Versprechen, während Laurence ununterbrochen lächelt, und dann fotografieren sich alle gegenseitig in unterschiedlichsten Zusammenstellungen und Posen. Er macht als Einziger kein Foto, weil er

ohnehin auf allen zu sehen ist.

Gemeinsam mit Harold und Julia wartet er gerade darauf, dass Malcolm herausfindet, wie seine riesige, komplizierte Kamera funktioniert, als JB seinen Namen ruft; sie blicken alle drei in seine Richtung, und JB betätigt den Auslöser. »Im Kasten«, sagt JB. »Danke.«

»JB, das ist hoffentlich nicht für -«, sagt er, kommt aber nicht weiter, weil

Malcolm verkündet, er sei so weit, und sie sich gehorsam zu ihm drehen.

Mittags sind sie wieder im Haus, und bald treffen die anderen ein - Gillian und Laurence, James und Carey, Kollegen von Julia und Kollegen von Harold, von denen er manche nicht gesehen hat, seit er während des Studiums bei ihnen Kurse belegt hatte. Judes ehemaliger Gesangslehrer kommt ebenso wie Dr. Li, sein

Mathematikprofessor, Dr. Kashen, sein Tutor, Allison, seine ehemalige Chefin bei Batter, und Lionel, ein gemeinsamer Freund aus Hood-Hall-Tagen, der am Wellesley College Physik lehrt. Den ganzen Nachmittag über kommen und gehen Menschen, die gerade Seminare, Konferenzen, Gerichtsverhandlungen hinter sich gebracht haben oder auf dem Weg dorthin sind. Er hatte zunächst

gezögert, in einem so großen Rahmen mit so vielen Gästen zu feiern - würde die Tatsache, dass Harold und Julia seine Eltern wurden, nicht zwangsläufig zu der Frage führen, warum er eigentlich keine richtigen Eltern hatte? -, doch als die Stunden vergehen und niemand irgendwelche Fragen stellt, niemand wissen will, warum er neue Eltern braucht, vergisst er seine Ängste. Er weiß, dass

es eine Form von Prahlerei ist, anderen von seiner Adoption zu erzählen, und dass Prahlerei ihre eigenen Konsequenzen hat, aber er kann einfach nicht anders. *Nur dieses eine Mal, fleht er denjenigen an, der zu verantworten hat, dass er für sein Fehlverhalten bestraft wird. Lass mich nur dieses eine Mal feiern, was mir passiert ist.*

Da es für eine solche Feier keine Etikette gibt, haben die Gäste ihre eigene

geschaffen: Malcolms Eltern haben eine Magnumflasche Champagner und eine Kiste Supertoskaner von einem Weingut bei Montalcino geschickt, das ihnen zum Teil gehört. JBs Mutter hat ihm einen Jutebeutel voller Narzissenknollen für Harold und Julia und eine Karte für ihn mitgegeben; seine Tanten haben eine Orchidee geschickt. Vom U. S. Attorney sind eine riesige Kiste mit Obst und

eine Karte gekommen, auf der auch Marshall, Citizen und Rhodes unterschrieben haben. Gäste bringen Wein und Blumen mit. Allison, die ihn Harold gegenüber schon vor Jahren als den Schöpfer der Bakteriencookies enttarnt hat, bringt vier Dutzend davon mit, die nach seinen Originalentwürfen verziert sind, was ihn erröten und Julia vor Begeisterung aufschreien lässt. Der Rest des Tages ist eine einzige

**Wonne, und er kostet es
aus: Alles, was er an diesem
Tag tut, ist perfekt, alles,
was er sagt, klingt genau
richtig. Menschen strecken
die Hände nach ihm aus,
und er weicht ihnen nicht
aus und schreckt nicht vor
ihnen zurück; sie berühren
ihn, und er lässt es zu. Sein
Gesicht schmerzt vom
vielen Lächeln. Jahrzehnte
der Bestätigung, der
Zuneigung sind in diesen
einen Nachmittag gestopft,
und er labt sich daran,**

schwindelig von der Eigentümlichkeit des Ganzen. Er hört zu, wie Andy hitzig mit Dr. Kashan über die Pläne einer gigantischen Mülldeponie in Gurgaon diskutiert, sieht Willem dabei zu, wie er geduldig seinem alten Professor für Deliktsrecht lauscht, bespitzelt JB, der Dr. Li auseinandersetzt, aus welchem Grund die New Yorker Kunstszene völlig und unrettbar am Arsch ist, spioniert Malcolm und

Carey hinterher, die versuchen, das größte der Krabbenküchlein herauszufischen, ohne den Rest des Stapels zum Einsturz zu bringen.

Bis zum frühen Abend sind alle wieder abgereist, und sie liegen nur noch zu sechst im Wohnzimmer ausgestreckt: Harold, Julia, Malcolm, JB, Willem und er. Im Haus herrscht wieder Chaos. Julia bringt das Abendessen ins Gespräch, aber sie alle - selbst er -

haben zu viel gegessen, und niemand, nicht einmal JB, will daran denken. JB hat Harold und Julia ein Bild geschenkt, auf dem er zu sehen ist, und bevor er es ihnen gab, hat er gesagt: »Es gibt kein Foto dazu, nur ein paar Skizzen.« Das Bild, das JB in Wasserfarben und Tinte auf ein Stück Zeichenkarton gemalt hat, zeigt sein Gesicht und seinen Hals und weicht von dem Stil ab, den er mit JBs Gemälden verbindet: Es ist

reduzierter, gestischer und in trüben, angegrauten Farben gemalt. Seine rechte Hand schwebt darauf vor seinem Halsansatz, so als wollte er zupacken und sich selbst erwürgen, sein Mund steht leicht offen, und seine Pupillen sind geweitet wie die einer Katze in der Dunkelheit. Es handelt sich eindeutig um ihn - selbst in der Geste findet er sich wieder, wenngleich er auch im Moment nicht genau sagen kann, was sie

bedeuten soll oder welche Gefühle damit einhergehen. Das Gesicht ist etwas mehr als lebensgroß, und sie betrachten es alle schweigend.

»Es ist echt gut«, sagt JB schließlich zufrieden.

»Wenn ihr es jemals verkaufen wollt, sagt mir Bescheid«, und daraufhin lachen alle befreit auf.

»JB, es ist so, so wunderschön - tausend Dank«, sagt Julia, und Harold pflichtet ihr bei. Für

ihn ist es, wie immer, wenn er sich einem Bild gegenüber sieht, das JB von ihm gemalt hat, schwierig, die Schönheit des Kunstwerks getrennt von dem Widerwillen zu betrachten, den er seinem eigenen Abbild gegenüber empfindet, aber da er nicht unhöflich sein möchte, wiederholt er ihr Lob.

»Moment mal, ich habe auch etwas«, sagt Willem, geht ins Schlafzimmer und kehrt mit einer hölzernen

**Statue von etwa
fünfundvierzig Zentimetern
Höhe zurück, die einen
bärtigen Mann in
hortensienblauen
Gewändern darstellt, das
rötliche Haar von sich
kräuselnden Flammen
gekränzt, die an die Haube
einer Kobra erinnern, den
rechten Arm vor der Brust
angewinkelt, den linken an
seine Seite gelegt.**

**»Wer ist denn der Typ?«,
fragt JB.**

»Dieser Typ«, erwidert

Willem, »ist Judes Namenspatron, der heilige Judas Thaddäus.« Er stellt ihn auf den Kaffeetisch und dreht ihn in Harolds und Julias Richtung. »Ich habe ihn aus einem kleinen Antiquitätenladen in Bukarest«, erzählt er ihnen. »Angeblich ist er aus dem späten neunzehnten Jahrhundert, aber ich weiß nicht so recht - wahrscheinlich ist es einfach eine Bauernschnitzerei. Aber er

hat mir gefallen. Er ist stattlich und gutaussehend, so wie unser Jude hier.«

»Da muss ich dir zustimmen«, sagt Harold, nimmt die Statue auf und wendet sie in seinen Händen. Er streicht über die Falten ihres Gewandes, über den Feuerkranz.

»Warum steht sein Kopf in Flammen?«

»Es soll symbolisieren, dass er das Pfingstwunder erlebt hat und vom Heiligen Geist erfüllt worden ist«,

**hört Jude sich selbst sagen;
das alte Wissen ist nie weit
weg, Gerümpel, das den
Keller seines Verstands
zustellt. »Er war einer der
Apostel.«**

**»Woher weißt du das?«,
fragt Malcolm, und Willem,
der neben ihm sitzt, berührt
seinen Arm. »Natürlich
weißst du es«, sagt Willem
leise, »ich vergesse es
immer«, und Dankbarkeit
wallt in ihm auf, nicht weil
Willem sich daran erinnert
hat, sondern weil er es**

vergessen hatte.

»Der Schutzpatron der Hoffnungslosen«, fügt Julia hinzu und nimmt Harold die Statue aus der Hand, und mit einem Mal fallen ihm die Worte wieder ein: *Bitte für uns, heiliger Judas Thaddäus, du Helfer der Notleidenden, bitte für uns -* als Kind war das sein letztes Gebet des Abends gewesen, und erst als er älter war, begann er sich für seinen Namen zu schämen, dafür, wie er ihn in der Welt

anzukündigen schien, und er fragte sich, ob die Brüder ihn so gemeint hatten, wie ihn andere ganz sicher auffassten: als Verhöhnung; als Diagnose; als Prophezeiung. Und doch kam es ihm manchmal so vor, als wäre er das Einzige, was ihm wirklich gehörte, und auch wenn es Momente gegeben hatte, in denen er ihn hätte ändern können, ja ändern sollen, hatte er es nie getan. »Danke, Willem«, sagt Julia. »Ich finde ihn

wunderschön.«

**»Ich auch«, sagt Harold.
»Das ist wirklich lieb von
euch, Jungs.«**

**Auch er hat ein Geschenk
für Harold und Julia
mitgebracht, aber im Laufe
des Tages ist es ihm immer
kleiner und lächerlicher
erschieden. Vor Jahren hat
Harold einmal erwähnt,
dass Julia und er während
ihrer Hochzeitsreise in
Wien Darbietungen früher
Schubert-Lieder besucht
hatten. Aber Harold konnte**

**sich nicht mehr daran
erinnern, welche der Lieder
ihnen am besten gefallen
hatten, und so hatte er eine
eigene Liste
zusammengestellt, sie mit
einigen weiteren Stücken
angereichert, die er
mochte, vor allem von Bach
und Mozart, eine kleine
Tonkabine gemietet und sie
auf eine CD eingesungen:
Harold bittet ihn alle paar
Monate, für die beiden zu
singen, aber er ist immer zu
schüchtern dafür. Doch**

**jetzt kommt ihm das
Geschenk unangebracht,
billig und schmäählich
prahlerisch vor, und er
schämt sich für seinen
Übermut. Trotzdem kann er
sich nicht dazu
durchringen, es
wegzuwerfen. Als alle
aufstehen, sich strecken
und Gute Nacht sagen,
stiehlt er sich deshalb
davon und schiebt die CD
mitsamt den Briefen, die er
an die beiden geschrieben
hat, zwischen zwei Bücher -**

eine abgenutzte Ausgabe von Thomas Paines *Common Sense* und ein ausgefranstes Exemplar von DeLillos *Weißes Rauschen* - in einem niedrigen Regal, wo sie vielleicht jahrzehntelang unentdeckt liegen werden.

Normalerweise schläft Willem zusammen mit JB im Arbeitszimmer im ersten Stock, da er als Einziger JBs Schnarchen erträgt, und Malcolm übernachtet mit ihm unten. Doch als an diesem Abend alle zu Bett

gehen, erklärt sich Malcolm freiwillig bereit, sich ein Zimmer mit JB zu teilen, da Willem und er sich gewiss viel zu erzählen hätten.

»Gute Nacht, ihr Turteltäubchen«, ruft JB von der Treppe zu ihnen herunter.

Während sie sich bettfertig machen, erzählt Willem ihm weiter von seinem Filmdreh: von der Hauptdarstellerin, die so stark geschwitzt hatte, dass vor jeder zweiten

Einstellung ihr gesamtes Gesicht abgepudert werden musste; von dem Hauptdarsteller, der den Teufel spielte und sich ständig bei den Lichttechnikern anzubiedern versucht hatte, indem er ihnen Bier kaufte und sie fragte, ob sie nicht Lust hätten, Fußball zu spielen, aber einen Tobsuchtsanfall bekommen hatte, als er sich den Text nicht merken konnte; von dem neun Jahre alten

**Engländer, der den Sohn
der weiblichen Hauptrolle
spielte und Willem am Tisch
mit dem Catering
angesprochen hatte, um
ihm zu sagen, er solle
besser keine Kräcker essen,
da es sich dabei um leere
Kalorien handle - ob er
denn gar keine Angst habe,
dick zu werden? Willem
redet und redet, und er
lacht, während er sich die
Zähne putzt und das
Gesicht wäscht.**

Doch als das Licht

gelöscht ist und sie im Dunkeln liegen, er im Bett, Willem auf dem Sofa (dem war eine hitzige Diskussion vorausgegangen, während der er Willem zu überzeugen versucht hatte, das Bett zu nehmen), sagt Willem sanft: »Die Wohnung ist wirklich verdammt sauber.«

»Ich weiß«, sagt er ertappt. »Tut mir leid.«

»Muss es nicht«, sagt Willem. »Aber Jude - war es denn wirklich so schlimm?«

Da begreift er, dass Andy Willem zumindest einen Teil von dem erzählt hat, was los war, und beschließt, eine ehrliche Antwort zu geben. »Schön war es nicht«, gibt er zu, und dann, weil er nicht möchte, dass Willem sich schuldig fühlt: »Aber schrecklich war es auch nicht.«

Sie schweigen beide. »Ich wünschte, ich hätte da sein können«, sagt Willem.

»Das warst du«, versichert er ihm. »Aber Willem - ich

habe dich vermisst.«

Sehr leise sagt Willem:

»Ich habe dich auch vermisst.«

»Danke, dass du gekommen bist«, sagt er.

»Ist doch völlig klar, Judy«, sagt Willem auf der anderen Seite des Zimmers.

»Egal, was gewesen wäre, ich wäre auf jeden Fall gekommen.«

Schweigend kostet er dieses Versprechen aus und verschiebt es in seine Erinnerung, damit er daran

denken kann, wenn er es am dringendsten braucht.

»Fandest du, dass es gut gelaufen ist?«, fragt er.

»Machst du Witze?«, sagt Willem, und er hört, dass er sich aufrichtet. »Hast du Harolds Gesicht gesehen? Er sah aus, als wäre ein Grüner zum Präsidenten gewählt und das Recht auf Waffenbesitz eingeschränkt und als wären dann noch am selben Tag die Red Sox heiliggesprochen worden.«

Er lacht. »Meinst du das

wirklich?«

»Ich weiß es. Er war richtig, richtig glücklich, Jude. Er liebt dich.«

Er lächelt ins Dunkel hinein. Er möchte Willem wieder und wieder so etwas sagen hören, eine Endlosschleife aus Versprechungen und Bekenntnissen, aber er weiß, dass solche Wünsche selbstsüchtig sind, und so wechselt er das Thema, und sie sprechen über Kleinigkeiten,

**Nichtigkeiten, bis zuerst
Willem einschläft und dann
auch er.**

**Eine Woche später ist
seine Ausgelassenheit zu
etwas anderem
abgeschwächt worden: einer
Zufriedenheit, einer
inneren Ruhe. In der
vergangenen Woche sind
seine Nächte
unterbrechungsfreie
Schlafstrecken gewesen, in
denen er nicht von der
Vergangenheit, sondern von
der Gegenwart geträumt**

hat: alberne Träume von der Arbeit im Büro, sonnig absurde Träume von seinen Freunden. Es ist die erste volle Woche in den nunmehr beinahe zwei Jahrzehnten, seit er mit dem Ritzen begonnen hat, in der er nicht ein einziges Mal mitten in der Nacht aufgewacht ist, in der er kein Verlangen nach der Rasierklinge verspürt. Vielleicht bin ich geheilt, wagt er zu hoffen. Vielleicht ist es das, was ich immer

**gebraucht habe, und nun,
da es passiert ist, geht es
mir besser. Er fühlt sich
wunderbar, wie ein anderer
Mensch: vollständig und
gesund und ruhig. Er ist
jemandes Sohn, und
manchmal ist diese
Erkenntnis so
überwältigend, dass er sich
vorstellt, wie sie sich
körperlich manifestiert, so
als wäre sie in golden
schimmernder Farbe quer
über seine Brust
geschrieben.**

Er ist wieder in der Wohnung. Willem ist bei ihm. Er hat eine zweite Statue des heiligen Judas Thaddäus mitgebracht, die sie in der Küche aufgestellt haben, aber dieser heilige Judas Thaddäus ist größer und hohl und aus Keramik und hat einen Schlitz in der Rückseite seines Kopfes, und abends stecken sie ihr Kleingeld hinein; wenn er voll ist, beschließen sie, werden sie eine richtig gute Flasche Wein kaufen und

sie austrinken, und dann werden sie wieder von vorn anfangen.

Er weiß es noch nicht, aber in kommenden Jahren wird er Harolds Treueschwüre wieder und wieder auf die Probe stellen, wird sich gegen seine Versprechungen schleudern, um ihre Festigkeit zu prüfen. Ihm wird nicht einmal bewusst sein, dass er das tut. Aber er wird es trotzdem tun, weil ein Teil von ihm Harold

und Julia niemals glauben wird; sosehr er es sich auch wünscht, sosehr er es zu tun glaubt, er wird es nicht tun, und er wird immer davon überzeugt sein, dass sie seiner irgendwann überdrüssig sein werden, dass sie eines Tages bereuen werden, sich mit ihm eingelassen zu haben. Also wird er sie herausfordern, denn wenn ihre Beziehung ihr unausweichliches Ende findet, wird er

zurückschauen können und die Gewissheit haben, dass er dafür verantwortlich ist, ja er wird sogar den genauen Zeitpunkt bestimmen können, in dem es passiert ist, und er wird sich niemals fragen müssen, sich niemals das Hirn darüber zermartern müssen, was er falsch gemacht hat oder was er hätte besser machen können. Doch das liegt in der Zukunft. Für den Augenblick ist sein Glück

vollkommen.

Am ersten Samstag nach seiner Rückkehr aus Boston geht er wie gewohnt zu Felix; Mr Maker hat ihn gebeten, einige Minuten früher zu kommen. Sie unterhalten sich kurz, und dann geht er hinunter zu Felix, der im Musikzimmer auf ihn wartet und versonnen mit den Klaviertasten spielt.

»Also, Felix«, sagt er in der Pause, die sie nach den Klavier- und Lateinübungen

machen, bevor sie mit Deutsch und Mathematik beginnen, »dein Vater hat mir erzählt, dass du nächstes Jahr aufs Internat gehen wirst.«

»Ja«, sagt Felix und schaut auf seine Füße hinunter. »Im September. Dad war auch dort.«

»Das habe ich gehört«, sagt er. »Und, wie geht es dir dabei?«

Felix zuckt mit den Schultern. »Ich weiß es nicht«, sagt er schließlich.

»Dad sagt, du wirst mich im Frühjahr und im Sommer darauf vorbereiten.«

»Das werde ich«, verspricht er. »Du wirst für diese Schule so derartig bereit sein, dass denen Hören und Sehen vergeht.« Felix hält den Kopf noch immer gesenkt, aber er sieht, dass seine Wangen an der Oberseite ein wenig anschwellen, und weiß, dass er ein kleines bisschen lächelt.

Er weiß nicht, was ihn

**dazu bringt zu sagen, was er
als Nächstes sagt: Ist es
Empathie, wie er hofft, oder
ist es Prahlerei, ein Hinweis
auf die unwahrscheinlichen
und wundersamen
Wendungen, die sein Leben
in den letzten Monaten
genommen hat? »Weißt du,
Felix«, beginnt er. »Ich
hatte früher auch keine
Freunde, lange Zeit nicht,
nicht bis ich viel älter war
als du jetzt.« Er spürt eher,
als dass er es sieht, wie
Felix aufhorcht, fühlt, wie**

er die Ohren spitzt. »Ich wollte auch immer welche haben«, spricht er weiter, langsam jetzt, denn er will sichergehen, die richtigen Worte zu finden. »Und ich habe mich immer gefragt, ob und wie und wann ich jemals welche finde.« Er fährt mit dem Zeigefinger über das dunkle Walnussholz der Tischplatte, am Rücken von Felix' Mathematikbuch hinauf, an seinem kalten Wasserglas hinab. »Und

**dann bin ich aufs College
gekommen und habe Leute
getroffen, die aus
irgendwelchen Gründen
beschlossen, meine Freunde
zu werden, und sie haben
mir ... sie haben mir
eigentlich alles
beigebracht. Sie haben
mich zu einem besseren
Menschen gemacht, als ich
es im Grunde bin, und sie
tun es immer noch. Du wirst
jetzt noch nicht verstehen,
was ich meine, aber eines
Tages schon: Ich glaube,**

**der Trick bei
Freundschaften besteht
darin, Menschen zu finden,
die besser sind als man
selbst - nicht klüger, nicht
cooler, sondern
liebenswürdiger und
großzügiger und
nachsichtiger -, und sie
dann für das
wertzuschätzen, was sie dir
beibringen können, und
ihnen zuzuhören, wenn sie
dir etwas über dich sagen,
ganz egal wie schlecht -
oder gut - es ist, und ihnen**

zu vertrauen, was der schwierigste Teil ist. Aber auch der beste.«

Danach schweigen sie lange Zeit, lauschen dem Klicken des Metronoms, das fehlerhaft ist und manchmal aus heiterem Himmel zu ticken anfängt. »Du wirst Freunde haben, Felix«, sagt er schließlich. »Das wirst du. Sie zu behalten, wird dich mehr Anstrengung kosten, als sie zu finden, aber ich verspreche dir, es wird die

Mühe wert sein. Viel mehr als zum Beispiel Latein.« Und jetzt schaut Felix zu ihm herauf und lächelt, und er lächelt zurück. »Alles klar?«, fragt er ihn.

»Alles klar«, sagt Felix, noch immer lächelnd.

»Was sollen wir als Nächstes machen, Deutsch oder Mathe?«

»Mathe«, sagt Felix.

»Gute Wahl«, sagt er und schiebt Felix das Buch hinüber. »Machen wir da weiter, wo wir letztes Mal

**aufgehört haben.« Und
Felix schlägt die Seite auf,
und sie fangen an.**

III

MASKE UND KOSTÜM

**Während ihres zweiten
Jahrs in Hood Hall hatte ein
Trio lesbischer Mädchen
neben ihnen gewohnt; sie
waren alle im
Abschlussjahrgang gewesen
und hatten in einer Band
namens Backfat gespielt,
und aus irgendeinem Grund
hatten sie an JB Gefallen
gefunden (und dann
nacheinander auch an Jude,
Willem und schließlich,**

**widerstrebend, an
Malcolm). Jetzt, fünfzehn
Jahre nachdem die vier
ihren Abschluss gemacht
hatten, waren zwei der
Nachbarinnen von damals
ein Paar geworden und
nach Brooklyn gezogen. Von
den vieren hatte nur JB
regelmäßig Kontakt zu
ihnen: Marta arbeitete
gemeinnützig als Anwältin
für Arbeitsrecht, und
Francesca war
Bühnenbildnerin.**

»Spannende

Neuigkeiten!«, verkündete JB eines Freitags im Oktober beim Abendessen. »Die Hexen von Bushwick haben angerufen - Edie ist in der Stadt!« Edie war die Dritte im Bunde, eine bullige, temperamentvolle Frau mit koreanischen Wurzeln, die zwischen San Francisco und New York pendelte und sich stets auf irgendeinen bizarren Job vorzubereiten schien: Als sie sie zum letzten Mal gesehen hatten, war sie

gerade im Begriff, nach Grasse aufzubrechen, um sich zur Parfümeurin ausbilden zu lassen, und nur acht Monate davor hatte sie sich in einem Kochkurs mit der afghanischen Küche vertraut gemacht.

»Und was genau ist daran spannend?«, fragte Malcolm, der den dreien ihre unerklärliche Abneigung gegen ihn nie ganz verziehen hatte.

»Tja, die Sache ist«, sagte

JB und machte lächelnd eine kurze Pause. »Sie wechselt über.«

»Wechselt über? Du meinst ... sie wird ein Mann?«, fragte Malcolm. »Verarsch mich nicht, JB. Edie hat noch nie den Eindruck gemacht, unter einer Geschlechtsidentitätsstörung zu leiden.« Ein Exkollege von Malcolm hatte ein Jahr zuvor eine Geschlechtsumwandlung vornehmen lassen, und

Malcolm war daraufhin zum selbsterklärten Experten für das Thema geworden und hatte sie für ihre Intoleranz und Ignoranz gescholten, bis JB ihn irgendwann angeschrien hatte: »Herrgott, Malcolm, ich bin mehr Transgender, als Dominic es jemals sein wird!«

»Tja, sie tut es jedenfalls«, fuhr JB fort, »und die Mädchen schmeißen eine Party für sie, und wir sind eingeladen.

Sie stöhnten. »JB, in fünf Wochen fliege ich nach London, und ich muss bis dahin noch so viel erledigen«, protestierte Willem. »Ich kann nicht nach Bushwick fahren, um einen ganzen Abend damit zu verbringen, mir Edie Kims Gejammer anzuhören.«

»Du kannst nicht *nicht* hingehen!«, schrie JB schrill auf. »Sie haben ausdrücklich nach dir gefragt! Francesca lädt

irgendein Mädchen ein, das dich anscheinend irgendwoher kennt und dich wiedersehen will.

Wenn du nicht kommst, haben sie alle das Gefühl, du hältst dich jetzt für was Besseres. Und es werden jede Menge andere Leute da sein, die wir seit Ewigkeiten nicht gesehen haben -«

»Ja, und vielleicht gibt es dafür auch einen Grund«, sagte Jude.

»- und die Tussi wird nicht lockerlassen, ob du

**eine Stunde in Brooklyn
rumsitzt oder nicht, Willem.
Und es ist ja auch nicht so,
dass es am Arsch der Welt
wäre. Wir reden hier von
Bushwick. Judy fährt uns.«
Jude hatte im Jahr zuvor ein
Auto gekauft, und auch
wenn der Wagen nichts
Besonderes war, liebte JB
es, sich darin
herumkutschieren zu
lassen.**

**»Was? Ich komme nicht
mit«, sagte Jude.**

»Wieso denn nicht?«

»Ich sitze im Rollstuhl, JB, schon vergessen? Und soweit ich mich erinnere, gibt es im Haus von Marta und Francesca keinen Aufzug.«

»Falsches Haus«, antwortete JB triumphierend. »Siehst du, so lange ist es her, dass wir sie gesehen haben. Sie sind umgezogen. Und in dem neuen Haus gibt es auf jeden Fall einen. Es ist sogar ein Lastenaufzug.« Er schlug mit der Faust auf

den Tisch und lehnte sich zurück, während die anderen in resigniertes Schweigen verfielen. »Auf nach Bushwick!«

Und so trafen sie sich am Samstag darauf in Judes Loft in der Greene Street, um mit seinem Auto nach Bushwick zu fahren, wo er auf der Suche nach einem Parkplatz den Wohnblock umrundete.

»Da war doch grad einer«, sagte JB nach zehn Minuten.

»Das war eine Ladezone«, antwortete Jude.

»Wenn du deinen Behindertenparkausweis hinlegst, können wir parken, wo wir wollen«, sagte JB.

»Den benutze ich nicht gern, und das weißt du auch.«

»Wenn du ihn nicht benutzt, warum hast du dann überhaupt ein Auto?«

»Jude, ich glaube, da ist ein Parkplatz frei«, ging Willem über JB hinweg.

»Sieben Blocks von der Wohnung entfernt«, murzte JB.

»Schnauze, JB«, sagte Malcolm.

Auf der Party wurden sie alle von unterschiedlichen Personen in unterschiedliche Ecken des Raumes gezerrt. Willem sah zu, wie Jude von Marta davongezogen wurde: *Hilf mir*, formte Jude mit den Lippen, und er lächelte und winkte ihm kurz zu. *Sei tapfer*, gab er lautlos

zurück, und Jude verdrehte die Augen. Willem wusste, wie sehr es Jude widerstrebt hatte, mitzukommen, wie sehr er sich dagegen sträubte, wieder und wieder zu erklären, weshalb er im Rollstuhl saß, aber er hatte ihn angefleht: »Lass mich bitte nicht allein.«

»Du wirst nicht allein sein. JB und Malcolm sind dabei.«

»Du weißt, wie ich das meine. Eine Dreiviertelstunde, und wir

sind wieder weg. JB und Malcolm können allein in die Stadt zurückfahren, wenn sie länger bleiben wollen.«

»Eine Viertelstunde.«

»Eine halbe.«

»Okay.«

Willem war unterdessen von Edie Kim in Beschlag genommen worden, die im Grunde noch genauso aussah wie auf dem College: ein wenig runder vielleicht, aber das war auch schon alles. Er umarmte sie.

»Edie«, sagte er.

»Herzlichen Glückwunsch.«

»Danke, Willem«, sagte Edie. Sie lächelte ihn an.

»Du siehst gut aus. Richtig, richtig gut.« JB hatte immer vermutet, dass Edie ein bisschen in ihn verknallt sei, aber er selbst hatte es nie geglaubt. »Ich habe *Die Lakunendetektive* geliebt. Du warst so gut.«

»Oh«, sagte er. »Danke.« Er hatte *Die Lakunendetektive* gehasst. Die Produktion war ihm so zuwider gewesen - es

**war eine großartige
Geschichte, die um ein Paar
metaphysischer Detektive
kreiste, die in das
Unbewusste von
Amnesiekranken
eindrangen, aber der
Regisseur war ein solcher
Tyrann gewesen, dass
Willems Filmpartner zwei
Wochen nach Drehbeginn
kündigte und die Rolle neu
besetzt werden musste, und
jeden Tag war jemand
weinend vom Set
geflüchtet -, dass er sich**

den fertigen Film nicht einmal angesehen hatte.

»Also«, versuchte er, dem Gespräch eine neue Richtung zu geben, »wann -«

»Wieso sitzt Jude denn im Rollstuhl?«, fragte Edie.

Er seufzte. Als Jude zwei Monate zuvor, zum ersten Mal seit vier Jahren - damals war er einunddreißig gewesen -, begonnen hatte, den Rollstuhl regelmäßig zu benutzen, hatte er sie alle

instruiert, wie sie auf diese Frage zu reagieren hatten. »Das ist nicht für immer«, sagte er jetzt. »Er hat nur eine Infektion im Bein, die ihm beim Laufen Schmerzen bereitet.«

»O Gott, der Arme«, sagte Edie. »Marta hat erzählt, er hätte beim U. S. Attorney aufgehört und in irgendeiner Top-Kanzlei angefangen.« JB hatte auch vermutet, dass Edie ein wenig in Jude verknallt sei, was Willem für recht

plausibel hielt.

»Ja, vor ein paar Jahren«, sagte er, erpicht darauf, das Gespräch von Jude abzulenken, weil er nicht gern an seiner Stelle antwortete; er hätte sich liebend gern über Jude unterhalten, und er wusste genau, was er über ihn oder in seinem Namen sagen konnte und was nicht, aber ihm gefiel der routiniert vertrauliche Ton nicht, den die Leute anschlugen, wenn sie sich nach Jude

erkundigten, so als hofften sie, ihm etwas zu entlocken, das dieser selbst nicht preisgegeben hätte (was ihnen niemals gelingen würde). »Jedenfalls ist das eine aufregende Zeit für dich, Edie.« Er verstummte. »Entschuldigung ... Ich hätte fragen sollen ... Möchtest du überhaupt noch Edie genannt werden?«

**Edie runzelte die Stirn.
»Wieso denn nicht?«**

»Na ja ...« Er suchte nach

Worten. »Ich wusste nicht, wie weit der Prozess schon fortgeschritten ist und -«

»Welcher Prozess?«

»Äh, der

Umwandlungsprozess?« Er hätte schweigen sollen, als er ihr irritiertes Gesicht sah, aber er tat es nicht. »JB hat gesagt, du wechselst -«

»Den Wohnort, ja. Ich ziehe nach Hongkong«, sagte Edie, die Stirn noch immer in Falten gelegt.

»Ich mache mich als vegane Ernährungsberaterin für

**mittelständische
Hotelbetriebe selbstständig.
Moment mal - du dachtest,
ich mache eine
Geschlechtsumwandlung?«**

**»O Gott«, sagte er, und
zwei voneinander
getrennte, aber gleich
starke Gedanken breiteten
sich in seinem Kopf aus: *Ich
bringe JB um. Und: Ich kann
es nicht erwarten, Jude von
diesem Gespräch zu erzählen.***

»Es tut mir so leid, Edie.«

**Aus dem College wusste er
noch, dass Edie heikel sein**

konnte: Sie ereiferte sich über kindische Kleinigkeiten (er hatte einmal beobachtet, wie sie zu schluchzen begann, weil die oberste Kugel ihrer Eiswaffel auf ihre neuen Schuhe gefallen war), aber bedeutende Vorfälle (der Tod ihrer Schwester; die Trennung von ihrer Freundin, in deren Verlauf sie sich im Innenhof des Colleges angeschrien und mit Schneebällen beworfen hatten, während sich

sämtliche Bewohner von Hood Hall aus den Fenstern lehnten, um zuzuschauen) schienen sie wenig zu beeindrucken. Er war sich nicht ganz sicher, in welche Kategorie dieser Fauxpas fiel, und Edie, die nur verwirrt ihren kleinen Mund verzog, schien es ebenso wenig zu wissen. Doch dann brach sie schließlich in Gelächter aus und rief quer durch den Raum: »Hannah! Hannah! Komm mal her! Das musst

du dir anhören!«, und er atmete aus, entschuldigte sich noch einmal, gratulierte ihr und suchte das Weite.

Er begann sich seinen Weg zu Jude zu bahnen. Nach Jahren - beinahe Jahrzehnten - solcher Partys hatten die beiden ihre eigene Zeichensprache entwickelt, eine Pantomime, bei der jede Geste dieselbe Aussage hatte - *Rette mich* -, nur mit unterschiedlicher Dringlichkeit. Meistens

**konnten sie einfach den
Blick des anderen
auffangen und ihm ihre
Verzweiflung
hinübertelegrafieren, aber
auf Partys wie dieser, bei
der das Loft nur von Kerzen
erhellte war und die Zahl der
Gäste sich während seiner
kurzen Unterhaltung mit
Edie vervielfacht zu haben
schien, war oft eine
explizitere Körpersprache
vonnöten. Fasste man sich
in den Nacken, bedeutete
dies, dass der andere einen**

**sofort auf dem Handy
anrufen sollte; nestelte man
am Armband seiner Uhr,
hieß das: »Komm her und
übernimm das Gespräch von
mir oder misch dich
wenigstens ein«; und zupfte
man sich am linken
Ohrläppchen, wollte man
sagen: »Hol mich *sofort* hier
raus.« Aus dem
Augenwinkel hatte er
bemerkt, dass Jude seit
zehn Minuten pausenlos an
seinem Ohrläppchen zog,
und jetzt sah er, dass sich**

**eine grimmig
dreinblickende Frau zu
Marta gesellt hatte, die er,
wie er sich vage erinnerte,
schon einmal auf einer
Party getroffen (und nicht
gemocht) hatte. Die beiden
belagerten Jude in einer
Weise, die sie
besitzergreifend und im
Kerzenschein bedrohlich
wirken ließ, so als wäre
Jude ein Kind, das sie dabei
erwischt hatten, wie es eine
lakritzgesäumte Ecke von
ihrem Lebkuchenhaus**

**abbrach, und nun
überlegten sie, ob sie es mit
Pflaumen schmoren oder
mit Rüben backen sollten.**

**Er habe es versucht,
würde er später zu Jude
sagen, er habe es wirklich
versucht; aber er war an
einem Ende des Raumes
und Jude am anderen, und
er wurde immer wieder
aufgehalten und in
Gespräche verwickelt - von
Menschen, die er seit
Jahren nicht gesehen hatte,
und, was noch ärgerlicher**

war, von Menschen, die er erst vor wenigen Wochen zum letzten Mal gesehen hatte. Im Weitergehen winkte er Malcolm zu und deutete in Judes Richtung, aber Malcolm zuckte nur hilflos mit den Schultern und sagte lautlos: »Was?«, und Willem winkte ab:
Vergiss es.

Ich muss hier weg, dachte er, während er sich durch die Menge schob, aber in Wahrheit fand er solche Partys gar nicht so schlimm;

**ein großer Teil von ihm
hatte sogar Spaß daran. Er
vermutete, dasselbe könnte
auf Jude zutreffen, wenn
auch vielleicht in
geringerem Maße, aber er
schlug sich auf Partys
wacker, und die Leute
unterhielten sich gern mit
ihm, und auch wenn sie
beide sich ständig darüber
beschwerten, dass JB sie zu
diesen Partys mitschleifte
und wie langweilig diese
seien, wussten sie doch,
dass sie sich weigern**

konnten, wenn sie wirklich wollten, doch das taten sie selten - wo sonst hätten sie von ihrer Signalsprache Gebrauch machen sollen, die nur zwei Menschen auf der Welt beherrschten?

In den letzten Jahren, in denen er sich immer weiter vom College und dem Menschen, der er damals gewesen war, entfernt hatte, fand Willem es gelegentlich entspannend, Leute aus dieser Zeit zu treffen. Er zog JB immer

wieder damit auf, dass dieser Hood Hall nie wirklich hinter sich gelassen habe, doch in Wahrheit bewunderte er ihn dafür, dass er so viele seiner und ihrer gemeinsamen Freundschaften aufrechterhalten und in veränderte Lebensumstände hinübergerettet hatte. Auch wenn er selbst noch mit vielen seiner alten Freunde in Kontakt war, hatte die Art und Weise, wie JB das

**Leben sah und erfuhr, eine
eindringliche
Gegenwärtigkeit an sich,
und in seiner Nähe neigten
selbst eingefleischte
Nostalgiker weniger dazu,
im Tand und Talmi der
Vergangenheit zu stochern,
und akzeptierten
stattdessen, was aus
demjenigen, der vor ihnen
stand, geworden war.
Willem wusste auch zu
schätzen, dass diejenigen,
mit denen JB in Kontakt
geblieben war, größtenteils**

**unbeeindruckt davon
waren, was aus ihm selbst
geworden war (insofern
man sagen konnte, dass
etwas aus ihm geworden
war). Einige begegneten
ihm jetzt anders - am
spürbarsten im
vergangenen Jahr -, aber
die meisten widmeten ihre
Leben jeweils so
spezifischen Interessen und
Zielen, dass Willems Erfolge
ihnen weder bedeutender
noch unbedeutender als
ihre eigenen erschienen.**

**JBs Freunde waren Dichter,
Performancekünstler,
Akademiker,
Ausdruckstänzer und
Philosophen - er hatte sich,
wie Malcolm einmal
feststellte, auf dem College
mit all jenen angefreundet,
die es später einmal ganz
sicher *nicht* zu Geld bringen
würden -, und ihr Leben
bestand aus Stipendien,
Künstlerresidenzen,
Fellowships und
Förderpreisen. JB's Hood-
Hall-Truppe maß Erfolg**

**nicht an
Einspielergebnissen (wie
sein Agent und sein
Manager) oder
Filmpartnern und
Rezensionen (wie seine
Kommilitonen an der
Graduate School): Für sie
definierte sich Erfolg allein
dadurch, wie gut man in
dem war, was man tat, und
ob es einen stolz machte.
(Tatsächlich war er schon
auf Partys gefragt worden:
»Oh, *Black Mercury* 3081
habe ich nicht gesehen.**

Aber warst du stolz auf deine Arbeit?« Nein, er war nicht stolz darauf gewesen. Er hatte einen grüblerischen intergalaktischen Wissenschaftler gespielt, der zudem Jiu-Jitsu beherrschte und im Alleingang ein gigantisches Weltraummonster besiegte. Aber er war *zufrieden* damit: Er hatte sich Mühe gegeben und seine Rolle ernst genommen, und mehr wollte er gar nicht.)

Manchmal fragte er sich, ob er zum Narren gehalten wurde, ob der gesamte Zirkel um JB eine eigene Kunstperformance war, in der die Wettbewerbe, Sorgen und Ambitionen der wirklichen Welt - jener Welt, die von Geld und Gier und Neid am Laufen gehalten wurde - zugunsten des schieren Vergnügens an der eigenen Arbeit ignoriert wurden. Manchmal erschienen ihm diese Partys wie ein Adstringens, wie

**etwas Reinigendes,
Erholsames, das ihn seinem
alten Ich näherbrachte, das
überglücklich war, in der
College-Aufführung von
Noises Off mitspielen zu
dürfen, und seine
Mitbewohner Abend für
Abend zwang, den Text mit
ihm durchzugehen.**

**»Eine Karriere-Mikwe«,
sagte Jude lächelnd, als er
ihm das erzählte.**

**»Eine
Marktwirtschaftsspülung«,
erwiderte er.**

»Ein Ambitionsklistier.«

»Oh, das ist gut!«

Manchmal aber - wie beispielsweise an diesem Abend - hatten die Partys den gegenteiligen Effekt. Manchmal war es ihm zuwider, wie die anderen ehemaligen Hoodies ihn sahen, die Reduziertheit und die Unbeweglichkeit ihrer Wahrnehmung: Er war jetzt und für alle Zeit Willem Ragnarsson aus Apartment 8, einer, der in Mathe versagte und bei den

**Mädchen Erfolg hatte, eine
so simple wie
nachvollziehbare Identität,
seine ganze Persönlichkeit
in zwei flotten
Pinselftrichen aufs Papier
geworfen. Und sie lagen
damit auch gar nicht
unbedingt falsch - es hatte
etwas Deprimierendes, Teil
einer Industrie zu sein, in
der man ihn für einen
Intellektuellen hielt, nur
weil er bestimmte
Zeitschriften und
Internetseiten nicht**

wahrnahm und ein bestimmtes College besucht hatte -, aber es führte dazu, dass ihm sein ohnehin schon kleines Leben noch kleiner vorkam.

Und manchmal witterte er in der Weigerung seiner ehemaligen Kommilitonen, seine Erfolge anzuerkennen, etwas wie Sturheit, Mutwilligkeit und Missgunst; im Jahr zuvor, als seine erste richtig große Studioproduktion in die Kinos gekommen war, war

er auf einer Party in Red Hook gewesen und hatte sich dort mit einer der alten Hood-Hofschranzen unterhalten, einem Mann namens Arthur, der auf jeder Party war; er hatte früher in Dillingham Hall, dem Verliererhaus, gewohnt und brachte inzwischen eine obskure, aber angesehene Zeitschrift über digitale Kartografie heraus.

»Und, Willem, was machst du so?«, fragte Arthur schließlich, nachdem sie

sich zehn Minuten lang über die letzte Ausgabe von *The History* ausgetauscht hatten, in der eine dreidimensionale Abbildung der indochinesischen Opiumroute zwischen 1839 und 1842 zu sehen gewesen war.

In diesem Augenblick verspürte er die Desorientiertheit, die ihn manchmal während dieser Zusammenkünfte überkam. Manchmal wurde ihm diese Frage auf eine scherzhafte,

ironische Weise gestellt, als eine Art von Gratulation, und er lächelte dann und spielte das Spiel mit - »Ach, nicht viel, ich kellnere immer noch im Ortolan. Du musst unbedingt den Kohlenfisch mit Tobiko probieren, den wir gerade haben« -, aber manchmal wussten es die Leute wirklich nicht. In letzter Zeit kam das immer seltener vor, und wenn, dann war es meistens jemand, der vom

kulturellen Leben so weit entfernt war, dass er selbst die Lektüre der *New York Times* als aufrührerischen Akt empfand, oder, was noch häufiger der Fall war, jemand, der durch bewusste Ignoranz zum Ausdruck bringen wollte, dass er ihm und seinem Leben missbilligend - nein, ablehnend - gegenüberstand.

Er kannte Arthur nicht gut genug, um zu wissen, in welche Kategorie er fiel

(aber gut genug, um ihn nicht zu mögen; ihn und die distanzlose Art, wie er an ihn heranrückte, sodass er zurückgewichen war und nun im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Rücken zur Wand stand), und antwortete einfach: »Ich bin Schauspieler.«

»Wirklich«, sagte Arthur tonlos. »Hast du in irgendwas Bekanntem mitgespielt?«

Diese Frage - weniger die Frage selbst als vielmehr

Arthurs Tonfall, seine herablassende Gleichgültigkeit - irritierte ihn, aber er ließ es sich nicht anmerken. »Na ja«, sagte er langsam, »es sind hauptsächlich Independent-Produktionen. Letztes Jahr war ich bei einem Film namens *Das Königreich des Weihrauchs* dabei, und nächsten Monat drehe ich *Die Unbesiegten*, nach dem Faulkner-Roman?« Arthurs Gesicht blieb ausdruckslos. Willem seufzte; für *Das*

Königreich des Weihrauchs
**hatte er einen Preis
bekommen. »Und gerade ist
ein Film herausgekommen,
den ich vor ein paar Jahren
gedreht habe: *Black Mercury*
3081.«**

**»Klingt interessant«,
sagte Arthur und sah ihn
gelangweilt an. »Aber ich
glaube, der sagt mir nichts.
Hm. Ich werde mich mal
informieren. Na ja, freut
mich für dich, Willem.«**

**Er hasste es, wie gewisse
Leute »Freut mich für dich,**

**Willem« sagten, so als wäre
sein Beruf irgendein
Luftschloss, etwas, das nicht
wirklich existierte, das er
sich und anderen nur
vorgaukelte. Und ganz
besonders hasste er es an
diesem Abend, wo keine
vierzig Meter weiter,
säuberlich eingerahmt von
dem Fenster hinter Arthurs
Kopf, eine beleuchtete
Reklametafel auf einem
Hausdach sein Gesicht
zeigte - zugegebenermaßen
sein finster dreinblickendes**

**Gesicht: Schließlich
verteidigte er den Planeten
gegen ein riesenhaftes
malvenfarbenes
computergeneriertes Alien -
und dazu in
halbmeterhohen
Buchstaben BLACK
MERCURY 3081:
DEMNÄCHST IM KINO zu
lesen war. In solchen
Momenten war er von den
Hoodies enttäuscht. *Sie sind
auch nicht besser als alle
anderen, stellte er fest. Im
Grunde sind sie nur neidisch***

*und wollen mich runterziehen.
Und ich bin ein Idiot, weil ich
es zulasse. **Später schalt er
sich dafür:** Du machst das,
was du machen wolltest,
ermahnte er sich. Warum
interessiert dich auf einmal,
was die anderen denken? **Aber
bei der Schauspielerei ging
es schließlich auch darum,
sich dafür zu interessieren,
was andere dachten
(manchmal hatte er das
Gefühl, dass es um
überhaupt nichts anderes
ging), und auch wenn er***

sich gern für immun gegen die Meinungen anderer Menschen hielt, so als hätte er es aus irgendeinem Grund nicht nötig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen: Es war nicht so.

»Ich weiß, das klingt total kleinlich«, sagte er zu Jude. Sie fuhren von Red Hook zurück in die Stadt, und es war ihm peinlich, wie sehr ihn das Gespräch geärgert hatte - jedem anderen gegenüber hätte er es geleugnet.

»Es klingt überhaupt nicht kleinlich«, sagte Jude. »Aber Arthur ist ein Idiot, Willem. Er war schon immer einer. Und die jahrelange Herodot-Lektüre hat es nicht besser gemacht.«

Er lächelte zaghaft. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Manchmal kommt mir das, was ich mache, so ... sinnlos vor.«

»Wie kannst du so etwas sagen, Willem? Du bist ein großartiger Schauspieler, das bist du wirklich. Und

du -«

»Sag jetzt bloß nicht, dass ich so vielen Menschen Freude bereite.«

»Auf keinen Fall. Man kann nicht behaupten, dass deine Filme irgendjemandem *Freude* bereiten.« (Willem hatte sich auf düstere und komplizierte Charaktere spezialisiert - oft schweigsam und gewalttätig und meistens von fragwürdiger Moral -, die nicht bei jedem Zuschauer

Sympathie auslösten.

»Ragnarsson der Schreckliche«, nannte ihn Harold.)

»Außer vielleicht Außerirdischen.«

»Stimmt. Wobei, eigentlich nicht mal denen - am Ende bringst du sie doch immer alle um, oder? Aber ich genieße deine Filme über alles, Willem, so wie viele andere Menschen. Ist das denn nichts wert? Wer kann schon von sich behaupten,

dass er die Leute aus ihrem Alltag entführt?« Und als Willem nicht antwortete:
»Weißt du, vielleicht sollten wir aufhören, zu diesen Partys zu gehen; diese Übungen in Masochismus und Selbsthass werden für uns beide allmählich ungesund.« Jude wandte sich ihm zu und grinste.
»Du bist wenigstens Künstler. *Ich* könnte genauso gut für einen Waffenhändler arbeiten. Dorothy Wharton hat mich

heute Abend gefragt, wie es sich anfühlt, morgens mit dem Wissen aufzuwachen, dass ich am Tag vorher wieder ein Stück meiner Seele geopfert habe.«

Da lachte er endlich. »Hat sie nicht.«

»Doch, hat sie. Es war wie ein Gespräch mit Harold.«

»Ja, wenn Harold eine weiße Frau mit Dreadlocks wäre.«

Jude lächelte. »Ich sage ja, wie ein Gespräch mit Harold.«

Aber im Grunde wussten sie beide, warum sie immer weiter zu diesen Partys gingen: weil sie zu den wenigen Gelegenheiten zählten, bei denen sie zu viert zusammenkamen, und manchmal die einzige Gelegenheit zu sein schienen, gemeinsame Erinnerungen zu schaffen. Es war, als hielten sie ihre Freundschaft am Leben, indem sie Bündel von Kleinholz in ein kaum noch schwelendes Feuer warfen.

Die Partys waren ihre Art, so zu tun, als wäre alles wie zuvor.

Sie nutzten sie auch als Vorwand, so zu tun, als wäre mit JB alles in Ordnung, obwohl sie wussten, dass mit ihm irgendetwas nicht stimmte. Willem konnte nicht genau sagen, was es war - was bestimmte Fragen anging, beherrschte JB die Kunst des Ausweichens ähnlich gut wie Jude -, aber er wusste, dass JB einsam, unglücklich und unsicher

war und dass nichts davon zu ihm passte. Er spürte, dass JB - der das College so geliebt hatte, seine Strukturen, seine Hierarchien und Mikrogesellschaften, durch die er so sicher navigiert hatte - mit jeder Party versuchte, die unbefangene, unbekümmerte Kameradschaft wiederauferstehen zu lassen, die sie früher verbunden hatte, als ihr Berufsleben nur

**schemenhaft vor ihnen
gelegen hatte, als sie in
ihrer Erwartungshaltung
vereint und noch nicht
durch die konkrete
Wirklichkeit ihrer Leben
voneinander getrennt
waren. Daher organisierte
er diese Trips, und sie
fuhren alle brav mit, wie sie
es immer getan hatten,
gestanden ihm die kleine
Freude zu, der Anführer zu
sein, derjenige, der alles für
sie entschied.**

Willem hätte JB gern

**einmal allein getroffen,
aber wenn JB nicht gerade
mit seinen College-
Freunden zusammen war,
umgab er sich
hauptsächlich mit Kunst-
Groupies, die scheinbar nur
daran interessiert waren,
möglichst viele Drogen zu
nehmen und dann
möglichst schmutzigen Sex
zu haben. Er war immer
seltener in New York - in
den letzten drei Jahren
hatte er alles in allem
vielleicht acht Monate dort**

verbracht -, und *wenn* er zu Hause war, verspürte er den widersprüchlichen Drang, erfüllte Zeit mit seinen Freunden zu verbringen und absolut gar nichts zu tun.

Jetzt aber bewegte er sich weiter auf Jude zu, der endlich von Marta und ihrer misshandigten Freundin freigegeben worden war und mit ihrer gemeinsamen Freundin Carolina sprach (als er das sah, fühlte er sich wieder schuldig, weil

er sich seit Monaten nicht bei Carolina gemeldet hatte und wusste, dass sie verärgert war), als Francesca ihm plötzlich den Weg versperrte, um ihm eine Frau namens Rachel zuzuführen, die vier Jahre zuvor Dramaturgieassistentin bei einer Produktion von *Cloud 9*, in der er mitgespielt hatte, gewesen war. Er freute sich, sie wiederzusehen - er hatte sie damals gemocht und hatte

sie auch immer hübsch gefunden -, aber noch während er sich mit ihr zu unterhalten begann, wusste er, dass es nicht über ein Gespräch hinausgehen würde. Schließlich hatte er nicht übertrieben: In fünf Wochen würde er mit dem Dreh beginnen. Es war jetzt nicht die Zeit, sich in etwas Neues und Kompliziertes verwickeln zu lassen, und ihm fehlte gerade die Energie für einen One-Night-Stand, der, wie er aus

Erfahrung wusste, genauso anstrengend werden konnte wie etwas Längerfristiges.

Als er sich zehn Minuten lang mit Rachel unterhalten hatte, vibrierte sein

Telefon, und er

entschuldigte sich und las

Judes Nachricht: *Ich haue ab.*

Wollte dich und die zukünftige

Mrs Ragnarsson nicht stören.

Wir sehen uns zu Hause.

»Scheiße«, sagte er, und dann zu Rachel:

»Entschuldigung.« Mit

einem Mal war der Zauber

der Party verfliegen, und er wollte nur noch fort. Ihre Teilnahme an diesen Partys war eine Art Theaterstück, das sie zu viert in gegenseitigem Einvernehmen füreinander aufführten, doch sobald einer der Schauspieler die Bühne verlassen hatte, schien es sinnlos, damit weiterzumachen. Er verabschiedete sich von Rachel, deren Gesichtsausdruck von verblüfft zu feindselig

wechselte, als sie begriff, dass er tatsächlich gehen würde, ohne ihr anzubieten, ihn zu begleiten, und dann von einigen weiteren Leuten - Marta, Francesca, JB, Malcolm, Edie, Carolina -, von denen einige tatsächlich verärgert wirkten. Er brauchte eine weitere halbe Stunde, um endlich aus der Wohnung zu kommen, und auf dem Weg nach unten schrieb er Jude eine hoffnungsvolle Kurznachricht: *Bist du noch*

da? Ich gehe jetzt, und dann,
als keine Antwort kam:

*Nehme die Bahn. Brauche noch
was aus der Wohnung – bis
nachher.*

**Er fuhr mit der Linie L zur
Eighth Avenue und lief von
dort aus die wenigen Blocks
nach Süden zu seiner
Wohnung. Ende Oktober
fand er die Stadt am
schönsten, und er war jedes
Mal traurig, wenn er das
verpasste. Er wohnte an der
Ecke Perry Street und West
Fourth Avenue, in einer**

Wohnung im zweiten Stock, deren Fenster sich auf derselben Höhe befanden wie die Kronen der Ginkgobäume; vor seinem Einzug hatte er sich vorgestellt, wie er an den Wochenenden spätabends im Bett liegen und dem Wirbelsturm der gelben Blätter zusehen würde, die der Wind von ihren Ästen schüttelte. Aber er hatte es nie getan.

**Er verband nichts
Besonderes mit der**

Wohnung, abgesehen davon, dass es seine war und dass er sie gekauft hatte, seine erste und größte Anschaffung, seitdem er die letzte Rate seines Studiendarlehens abbezahlt hatte. Als er anderthalb Jahre zuvor mit der Wohnungssuche begonnen hatte, wusste er nur, dass er in der Innenstadt wohnen wollte und es in dem Gebäude einen Aufzug geben musste, damit Jude ihn besuchen

konnte.

»Ist das nicht ein bisschen arg symbiotisch?«, hatte seine damalige Freundin, Philippa, ihn nur halb im Scherz gefragt.

»Ist es das?«, hatte er gefragt und so getan, als wüsste er nicht, was sie meinte, obwohl er es tat.

»Ja, Willem«, hatte Philippa gesagt und gelacht, um ihre Irritation zu verbergen, »das ist es.«

Er hatte mit den Schultern gezuckt und

**gleichmütig geantwortet:
»Ich kann nirgends wohnen,
wo er nicht vorbeikommen
kann.«**

**Sie hatte geseufzt. »Ich
weiß.«**

**Er wusste, dass Philippa
nichts gegen Jude hatte; sie
mochte ihn, und Jude
mochte sie und hatte sogar
einmal verständnisvoll zu
Willem gesagt, er solle
ruhig mehr Zeit mit ihr
verbringen, wenn er in der
Stadt war. Als Philippa und
er zusammengekommen**

**waren - sie war
Kostümdesignerin und
arbeitete vor allem am
Theater -, hatte sie seine
Freundschaften amüsant, ja
entzückend gefunden. Er
wusste, dass sie sie als
Zeichen seiner Loyalität,
seiner Zuverlässigkeit und
Beständigkeit betrachtete.
Doch als ihre Beziehung
andauerte und sie älter
wurden, veränderte sich
etwas, und die Zeit, die er
mit JB, Malcolm und
insbesondere Jude**

**verbrachte, wurde
stattdessen zum Ausweis
seiner grundlegenden
Unreife, seiner Weigerung,
die Sicherheit des einen
Lebens - des Lebens mit
ihnen - zugunsten der
Unwägbarkeiten des
anderen, des Lebens mit ihr
aufzugeben. Sie erwartete
nie von ihm, sich ganz und
gar von ihnen loszusagen -
tatsächlich hatte er sie
unter anderem dafür
geliebt, dass sie selbst so
enge Freundschaften**

pflegte, und hatte an ihrer Beziehung immer geschätzt, dass sie beide einen Abend mit ihren eigenen Freunden verbringen konnten, mit denen sie in eigenen Restaurants eigene Gespräche führten, um sich dann am Ende des Abends wiederzutreffen, zwei separate Abende, die in einem gemeinsamen mündeten -, aber letztlich verlangte sie eine Art Kapitulation von ihm, ein Bekenntnis zu ihr und ihrer

**gemeinsamen Beziehung,
das die anderen auf die
Ränge verwies.**

**Was er nicht über sich
brachte. Aber er glaubte,
ihr mehr Zugeständnisse
gemacht zu haben, als sie
anerkennen wollte. In den
letzten zwei Jahren ihrer
Beziehung war er weder an
Thanksgiving bei Harold
und Julia gewesen noch an
Weihnachten bei den
Irvines, sondern in Vermont
bei ihren Eltern; er hatte
seinen jährlichen Urlaub**

**mit Jude ausfallen lassen;
er hatte sie zu Partys,
Hochzeitsfeiern, Dinners
und Ausstellungen ihrer
Freunde begleitet, hatte bei
ihr gewohnt, wenn er in der
Stadt gewesen war, hatte
ihr zugesehen, wie sie
Bühnenbilder für eine
Produktion von *Der Sturm*
skizzierte, und ihre teuren
Buntstifte gespitzt, wenn
sie schlief und er, noch
immer in einer anderen
Zeitzone festhängend,
durch die Wohnung streifte,**

die Lektüre verschiedener Bücher begann und wieder beendete, Zeitschriften auf- und wieder zuschlug, sinnlos die Behälter mit Nudeln und Müsli in der Speisekammer parallel ausrichtete. All das hatte er gern und ohne Groll getan. Doch es war noch immer nicht genug gewesen, und im vergangenen Jahr hatten sie ihre beinahe vierjährige Beziehung ohne großen Wirbel und, wie er fand, friedlich beendet.

Als Mr Irvine von der Trennung erfuhr, schüttelte er den Kopf (das war auf Floras Babyparty gewesen). »Ihr Jungens seid wirklich ein Haufen Peter Pans«, sagte er. »Wie alt bist du, Willem? Sechsenddreißig? Ich weiß nicht, was mit euch los ist. Ihr verdient gutes Geld. Ihr habt was erreicht. Meinst du nicht, ihr solltet langsam mal aufhören, euch aneinander festzuklammern, und anfangen, erwachsen zu

werden?«

Aber wie sollte man erwachsen werden? War Pärchenbildung wirklich die einzige Option? (Und verdiente eine Option ohne Alternative überhaupt diesen Namen?)

»Jahrtausende der Evolution und des sozialen Fortschritts, und das ist die einzige Wahl, die wir haben?«, hatte er Harold gefragt, als sie im vergangenen Sommer in Truro gewesen waren, und

Harold hatte gelacht. »Ach, Willem«, sagte er, »ich finde, du machst das alles ganz gut. Ich weiß, dass ich dich manchmal aufziehe, und ich stimme Malcolms Vater darin zu, dass das Leben als Paar etwas sehr Schönes ist, aber im Grunde geht es nur darum, ein guter Mensch zu sein, was du bereits bist, und das Leben zu genießen. Du bist noch jung. Du hast noch jahrelang Zeit, um herauszufinden, was du tun

und wie du leben willst.«

»Und was, wenn ich einfach ganz genau so leben will wie jetzt?«

»Dann ist das auch in Ordnung«, sagte Harold. Er lächelte Willem an. »Ihr Jungs lebt den Traum eines jeden Mannes, weißt du. Höchstwahrscheinlich auch den von John Irvine.«

In letzter Zeit hatte er sich oft gefragt, ob ein symbiotisches Verhältnis wirklich etwas so Negatives war. Seine Freundschaften

**machten ihn zufrieden, und
er schadete damit
niemandem - wen
interessierte es, wie
symbiotisch sie waren? Und
wenn damit wechselseitige
Verantwortung gemeint
war, inwiefern war eine
Freundschaft dann
symbiotischer als eine
Beziehung? Warum fanden
die Leute solche
Freundschaften
bewundernswert, wenn man
siebenundzwanzig war, aber
suspekt, wenn man**

**siebenunddreißig war?
Warum zählte eine
Freundschaft weniger als
eine Beziehung? Warum
nicht sogar mehr? Zwei
Menschen, die Tag für Tag
zusammenblieben, nicht
durch Sex oder körperliche
Anziehung, nicht durch
Geld, durch Kinder oder
gemeinsamen Besitz
aneinander gebunden,
sondern allein durch das
gegenseitige
Einverständnis,
zusammenzubleiben, das**

gemeinsame Bekenntnis zu einer Verbindung, die sich jeder Festschreibung entzog. Freundschaft hieß, Zeuge des stetig tröpfelnden Leids, der ausgedehnten Strecken der Langeweile und der gelegentlichen Triumphe im Leben eines anderen zu werden. Freundschaft bedeutete, sich geehrt zu fühlen, dass man einen anderen in seiner größten Verzweiflung auffangen durfte, und zu wissen, dass

man selbst in seiner Gegenwart verzweifelt sein durfte.

Größere Sorge als seine mögliche Unreife bereitete ihm allerdings seine Tauglichkeit als Freund. Er war immer stolz darauf gewesen, ein guter Freund zu sein; Freundschaft war ihm stets wichtig gewesen. Aber war er auch wirklich gut darin? Da war zum Beispiel das ungelöste Problem mit JB; ein guter Freund hätte sich etwas

**einfallen lassen. Und ein
guter Freund wäre
sicherlich auch besser mit
Jude umgegangen, anstatt
sich mantraartig
einzureden, dass man nicht
besser mit Jude umgehen
konnte, und wenn doch,
wenn irgendwer (Andy?
Harold?) wüsste, wie, dann
würde er seinem Vorbild
liebend gern folgen. Denn
noch während er sich das
sagte, wusste er, dass er
sich nur aus der Affäre zu
ziehen versuchte.**

Andy wusste es auch. Fünf Jahre zuvor hatte Andy ihn in Sofia angerufen und ihn am Telefon angeschrien. Es war während seines ersten Drehs gewesen, mitten in der Nacht, und in dem Moment, in dem er ans Telefon ging und Andy sagen hörte: »Für jemanden, der sich für einen ach so tollen Freund hält, bist du verdammt selten da, wenn es darauf ankommt«, begann er sich zu verteidigen - weil er

wusste, dass Andy recht hatte.

»Augenblick mal«, sagte er und setzte sich auf, während Wut und Angst jeden Rest von Schläfrigkeit fortwischten.

»Er sitzt zu Hause und schneidet sich in Stücke, er besteht eigentlich nur noch aus Narbengewebe, sieht aus wie ein verdammtes Skelett, und wo bist du, Willem?«, fragte Andy.

»Und sag jetzt nicht: ›Ich bin bei Dreharbeiten.‹

Warum fragst du nicht mal nach, wie es ihm geht?«

»Ich rufe ihn jeden Tag an -«, begann er, jetzt seinerseits schreiend.

»Du *wusstest*, dass das für ihn schwer wird«, fiel Andy ihm ins Wort. »Du *wusstest*, dass die Adoption ihn verletzlicher macht. Warum hast du nicht dafür gesorgt, dass es ihm gutgeht, während du weg bist, Willem? Warum unternimmt keiner deiner anderen sogenannten

Freunde irgendwas?«

»Weil sie nicht wissen sollen, dass er sich ritzt, darum! Und ich wusste *nicht*, dass es für ihn so schwer wird, Andy«, sagte er. »Er erzählt mir ja nie irgendwas! Woher hätte ich es wissen sollen?«

»Das musst du einfach! Das ist deine Aufgabe! Schalt mal dein verdammtes Hirn ein, Willem!«

»Scheiße noch mal, hör auf, mich anzuschreien«, schrie er. »Du bist doch nur

sauer, weil er *dein* Patient ist und du keine Ahnung hast, wie du ihm helfen kannst, also gibst du mir die Schuld.«

Er bereute es in dem Moment, in dem er es gesagt hatte, und einen Augenblick lang schwiegen sie beide und keuchten nur in ihre Telefone. »Andy«, setzte er an.

»Nein«, sagte Andy. »Du hast recht, Willem. Es tut mir leid. Es tut mir leid.«

»Nein«, sagte er, »mir tut

es leid.« Er dachte an Jude, der in dem hässlichen Badezimmer in der Lispenard Street saß, und fühlte sich mit einem Mal hundeelend. Vor seiner Abreise hatte er überall nach Judes Rasierklingen gesucht - im Spülkasten der Toilette, hinter dem Spiegelschrank, selbst die Schrankschubladen hatte er einzeln herausgenommen und von allen Seiten untersucht -, sie aber nicht gefunden. Doch Andy hatte

**recht - er *war*
verantwortlich für ihn. Er
hätte besser auf ihn
achtgeben müssen. Doch
das hatte er nicht, und
somit war er gescheitert.**

**»Nein«, sagte Andy. »Es
tut mir wirklich leid,
Willem; das war
unverzeihlich. Und du hast
recht - ich weiß nicht, was
ich machen soll.« Er klang
müde. »Er hatte nur ... Er
hatte so ein beschissenes
Leben, Willem. Und er
vertraut dir.«**

**»Ich weiß«, murmelte er.
»Ich weiß, dass er das tut.«**

Also hatten sie einen Plan entworfen, und als er wieder zu Hause gewesen war, hatte er Jude stärker überwacht als zuvor, was sich als völlig ergebnislos erwiesen hatte. Tatsächlich war Jude im ersten Monat nach der Adoption verändert. Er konnte nicht genau bestimmen, was es war; es gelang ihm ohnehin fast nie, die Tage, an denen Jude unglücklich war, von

denen zu unterscheiden, an denen er es nicht war. Es war nicht so, dass er sonst trübsinnig und apathisch herumgesessen hätte und es jetzt plötzlich nicht mehr tat - seine Art, seine Bewegungen und seine Gesten waren dieselben wie zuvor. Doch etwas *hatte* sich verändert, und für kurze Zeit hatte er das merkwürdige Gefühl, der Jude, den er kannte, sei durch einen anderen Jude ausgetauscht worden, und

dieser andere Jude, der Wechselbalg, sei jemand, den er alles fragen konnte, der lustige Geschichten von Haustieren und Freunden und Kinderstreichen zu erzählen hatte, der lange Ärmel trug, weil ihm kalt war, und nicht, um etwas zu verbergen. Er wollte Jude Glauben schenken, soweit er konnte: Schließlich war er nicht sein Arzt; er war sein Freund. Seine Aufgabe war, ihn so zu behandeln, wie er behandelt werden

wollte, und nicht wie ein zu bespitzelndes Objekt.

Und so ließ seine Wachsamkeit schließlich nach, und irgendwann verschwand dieser andere Jude wieder ins Land der Feen und der Magie, und der Jude, den er kannte, nahm seinen Platz ein. Und gelegentlich wurde Willem daran erinnert, dass er immer nur so viel über Jude wusste, wie Jude ihn wissen ließ: Wenn er irgendwo drehte, rief er Jude täglich

**an, meist zu einer fest
verabredeten Zeit, und als
er ihn im vergangenen Jahr
einmal angerufen hatte,
hatten sie eine ganz
normale Unterhaltung
geführt, während der Jude
nicht anders klang als sonst
und sie zusammen über
eine von Willems
Geschichten lachten, als er
plötzlich im Hintergrund
klar und deutlich eine
Lautsprecherdurchsage
hörte, wie sie nur in
Krankenhäusern vorkommt:**

**»Dr. Nesarian bitte in OP 3,
Dr. Nesarian bitte.«**

»Jude?«, hatte er gefragt.

**»Mach dir keine Sorgen,
Willem«, hatte er gesagt.**

**»Es geht mir gut. Ich habe
nur eine kleine Infektion,
Andy ist ein bisschen
überevorsichtig.«**

**»Was denn für eine
Infektion? Verdammt,
Jude!«**

**»Eine Blutinfektion, aber
es ist wirklich nichts.
Ehrlich, Willem, wenn es
was Ernstes wäre, hätte ich**

es dir gesagt.«

»Nein, das hättest du verdammt noch mal nicht, Jude. Eine Blutinfektion *ist* was Ernstes.«

Er schwieg kurz. »Ich hätte es dir gesagt, Willem.«

»Weiß Harold davon?«

»Nein«, sagte er in scharfem Ton. »Und du wirst es ihm nicht sagen.«

Unterhaltungen wie diese ließen ihn fassungslos und besorgt zurück, und den Rest des Abends versuchte

**er, sich an ihre letzten
Gespräche zu erinnern,
ging sie im Kopf noch
einmal durch, auf der
Suche nach Hinweisen
darauf, dass irgendetwas
verdächtig und er einfach
zu dumm gewesen war, es
zu bemerken. In
nachsichtigeren Momenten
stellte er sich Jude
verwundert als einen
Bühnenmagier vor, dessen
ganzes Repertoire aus
einem einzigen
Verschwindetrick bestand,**

den er jedoch mit jedem Jahr besser beherrschte, sodass er schließlich nur noch eine Hälfte seines seidenen Umhangs vor sein Gesicht heben musste, um auf der Stelle unsichtbar zu werden, selbst für jene, die ihn am besten kannten. In anderen Momenten hasste er diesen Trick, hasste die mit jedem Jahr wachsende Anstrengung, Judes Geheimnisse zu wahren und zum Dank nichts als die magersten

Informationsschnipsel zu bekommen. Er hasste es, dass er keine Möglichkeit bekam, auch nur zu versuchen, ihm zu helfen, hasste es, nicht zeigen zu dürfen, dass er sich um ihn sorgte. Das ist nicht fair, dachte er in jenen Momenten. Das ist keine Freundschaft. Es ist irgendetwas, aber ganz bestimmt keine Freundschaft. Er hatte das Gefühl, in eine Komplizenschaft gedrängt

worden zu sein, auf die er sich niemals hatte einlassen wollen. Alles, was sie von Jude erreichte, lief darauf hinaus, dass er ihre Hilfe nicht wollte. Er konnte das nicht akzeptieren, doch wie setzte man sich über den Wunsch eines Freundes hinweg, alleingelassen zu werden, wenn das bedeutete, die Freundschaft aufs Spiel zu setzen. Es war ein elender kleiner Kōan: Wie kann man jemandem helfen, der keine Hilfe will,

wenn ihm *nicht* zu helfen bedeutet, kein wahrer Freund zu sein? *Rede mit mir, wollte er Jude manchmal anschreien. Sag mir, was ich wissen muss. Sag mir, was ich tun muss, damit du mit mir redest.*

Auf einer Party hatte er einmal gehört, wie Jude zu jemandem sagte, dass er ihm, Willem, alles anvertraute, und er war sowohl geschmeichelt als auch verdutzt gewesen, denn in Wahrheit wusste er

überhaupt nichts.

Manchmal fand er es selbst unglaublich, dass ihm jemand so viel bedeutete, der sich weigerte, ihm das zu erzählen, was Freunde normalerweise miteinander teilten - wie er gelebt hatte, bevor sie sich kennengelernt hatten, wovor er sich fürchtete, was er begehrte, zu wem er sich hingezogen fühlte, die Kränkungen und Betrübnisse des alltäglichen Lebens.

Manchmal wünschte er sich, wenigstens mit Harold über Jude reden und herausfinden zu können, wie viel er wusste und ob es ihnen, wenn sie - und Andy - ihr Wissen zusammentrügen, gelingen würde, irgendeine Art von Lösung zu finden. Doch das waren nur Träume: Jude würde ihm nie verzeihen, und die Verbindung, die er zu ihm hatte, würde ganz und gar zerbrechen.

Als er in seiner Wohnung

ankam, sah er kurz die Post durch - es war selten etwas Interessantes dabei: Alles Geschäftliche ging direkt an seinen Agenten oder seinen Anwalt; alles Persönliche kam in Judes Wohnung an -, fand das Drehbuch, das er in der Woche zuvor liegengelassen hatte, als er nach dem Fitnessstudio kurz zu Hause gewesen war, und machte sich wieder auf den Weg; er zog nicht einmal den Mantel aus.

Seit dem Kauf der Wohnung vor einem Jahr hatte er alles in allem etwa sechs Wochen darin verbracht. Im Schlafzimmer lag eine Matratze, und im Wohnzimmer standen der Kaffeetisch aus der Lispenard Street, der verschrammte Fiberglasstuhl von Eames, den JB auf der Straße gefunden hatte, und seine Bücherkisten. Aber das war alles. Eigentlich war der Plan gewesen, dass Malcolm

das Apartment renovieren, das stickige kleine Arbeitszimmer neben der Küche zu einer Essnische umfunktionieren und einige weitere Verbesserungen vornehmen würde, doch als hätte er Willems Mangel an Interesse gespürt, hatte Malcolm die Wohnung ganz ans Ende seiner Liste gesetzt. Manchmal beschwerte er sich darüber, aber er wusste, dass es nicht Malcolms Fehler war: Schließlich hatte er

Malcolms E-Mails mit den Fragen zu Lackfarben, Fliesen und den Abmessungen der Sitzbank und des Einbauregals für die Bücher, die er brauchte, bevor er die Schreinerei beauftragen konnte, nicht beantwortet. Und erst jetzt hatte sein Anwaltsbüro Malcolm alle nötigen Papiere zukommen lassen, damit er mit der Planung beginnen konnte. In der kommenden Woche würden sie sich endlich

zusammensetzen, und er würde einige Entscheidungen treffen, und bei seiner Rückkehr in die Stadt Mitte Januar würde die Wohnung, das hatte Malcolm ihm versprochen, wenn nicht völlig verwandelt, so doch zumindest stark verbessert sein.

In der Zwischenzeit wohnte er noch immer mehr oder weniger bei Jude, in dessen Apartment in der Greene Street er

**unmittelbar nach seiner
Trennung von Philippa
eingezogen war. Er nutzte
seine unfertige Wohnung
und das Versprechen, das er
Andy gegeben hatte, als
Vorwände dafür, ohne
absehbares Ende Judes
Gästeschlafzimmer zu
besetzen, denn in Wahrheit
brauchte er Judes
Gesellschaft und die
Beständigkeit seiner
Anwesenheit. Wenn er in
England war, in Irland,
Kalifornien, Frankreich,**

**Tanger, Algerien, Indien,
auf den Philippinen oder in
Kanada, brauchte er eine
Vorstellung davon, was ihn
zu Hause in New York
erwartete, und die Perry
Street war niemals Teil
dieser Vorstellung. Sein
Zuhause war in der Greene
Street, und wenn er weit
weg und einsam war, dachte
er an die Wohnung und sein
Zimmer dort und daran, wie
sie an den Wochenenden,
wenn Jude mit der Arbeit
fertig war, lange wach**

blieben und redeten und er spürte, wie die Zeit langsamer wurde und sich ausdehnte, bis er glaubte, die Nacht könne ewig dauern.

Und jetzt war er endlich auf dem Weg nach Hause. Er rannte die Treppe hinunter und aus der Haustür und auf die Perry Street hinaus. Der Abend hatte sich abgekühlt, und er ging schnell, joggte beinahe, und wie immer erfreute er sich daran, nur

für sich durch die Stadt zu laufen, sich unter so vielen Menschen allein zu fühlen. Es gehörte zu den Dingen, die er am meisten vermisste. Auf Filmsets war man nie allein. Man wurde von Regieassistenten zu seinem Trailer und wieder zurück zum Set gebracht, selbst wenn die Entfernung nur fünfzig Meter betrug. Bei seinen ersten Drehs war er zunächst erstaunt, dann amüsiert und schließlich verärgert über die in der

Filmwelt offenbar selbstverständliche Infantilisierung der Schauspieler gewesen. Manchmal kam es ihm so vor, als würde er auf einem Kamerawagen festgeschnallt und von einer Stelle zur anderen gefahren: in die Maske, zur Kostümankleide, zum Set und hinterher zurück zu seinem Trailer. Dann, eine oder zwei Stunden später, erneut zum Set.

»Lass bloß nicht zu, dass

ich mich daran gewöhne«, bat er Jude, flehte ihn geradezu an. Es war der Satz, mit dem all seine Geschichten endeten: die Geschichten darüber, wie sich beim Mittagessen alles nach Rang und Kaste teilte - die Schauspieler und der Regisseur an einem Tisch, die Kameraleute an einem anderen, die Techniker an einem dritten, die Beleuchter an einem vierten, die Kostümabteilung an einem

**fünften - und man
Belanglosigkeiten über
Workout-Programme
austauschte, Restaurants,
die man mal ausprobieren
wollte, Diäten, die man
gerade machte,
Joggingschuhe, Zigaretten
(wie gern man eine hätte)
und Gesichtsbehandlungen
(wie sehr man eine
brauchte); über die Crew,
die die Schauspieler
einerseits hasste und
andererseits auf geradezu
peinliche Weise dankbar für**

**das kleinste bisschen
Aufmerksamkeit von ihrer
Seite war; über die
Heimtücke der
Haarstylistinnen und
Visagistinnen, die eine
geradezu verblüffende
Menge an Informationen
über das Leben jedes
einzelnen Schauspielers
besaßen, da sie gelernt
hatten, sich absolut still zu
verhalten und komplett
unsichtbar zu machen,
während sie Haarteile
richteten und**

Grundierungen auftrugen und dabei zuhörten, wie Schauspielerinnen bei ihnen auf dem Stuhl sitzend ihre Freunde am Telefon anschrien und Schauspieler flüsternd nächtliche Verabredungen arrangierten. Während seiner Drehs hatte Willem gemerkt, dass er viel vorsichtiger war, als er gedacht hatte, und wie leicht man der Verlockung erliegen konnte, das Leben am Set - wo einem alles

hinterhergetragen wurde und man buchstäblich im Rampenlicht stand - für die Realität zu halten.

Einmal hatte er auf seiner Markierung gestanden, während der Kameramann noch einen letzten Abgleich machte und dann zu ihm kam und ihm behutsam die Hand an den Kopf legte - »Seine Haare!«, bellte der Regieassistent warnend -, um ihn einige Zentimeter nach links, dann nach rechts und dann wieder

nach links zu schieben, als positionierte er eine Vase auf einem Kaminsims.

»Nicht bewegen, Willem«, hatte er ihn ermahnt, und er hatte kaum zu atmen gewagt, obwohl er am liebsten angefangen hätte zu kichern. Plötzlich dachte er an seine Eltern - es beunruhigte ihn, dass er mit zunehmendem Alter immer häufiger an sie dachte - und an Hemming, und eine halbe Sekunde lang sah er sie zu seiner

Linken am Rande des Sets stehen, gerade so weit weg, dass er ihre Gesichter nicht erkannte, deren Ausdruck er ohnehin nicht hätte heraufbeschwören können.

Er mochte es, Jude von alldem zu erzählen und seinen Tagen am Set einen fröhlichen Anstrich zu geben. So hatte er sich die Schauspielerei nicht vorgestellt, aber was hatte er schon darüber gewusst? Er war immer vorbereitet, er war stets pünktlich, er

verhielt sich allen gegenüber höflich, er tat, was der Kameramann von ihm verlangte, und diskutierte nur dann mit dem Regisseur, wenn es gar nicht anders ging. Doch auch jetzt noch, nach zwölf Filmen in den vergangenen fünf Jahren, acht davon in den letzten beiden, nach all den damit verbundenen Absurditäten, ist nichts seltsamer als die Minute, bevor die Kameras zu laufen beginnen. Er steht

**auf der ersten Markierung;
er steht auf der zweiten
Markierung; der
Kameramann gibt das
Zeichen, dass er bereit ist.**

**»Maske!«, ruft der
Regieassistent, und
Masken- und Kostümbildner
machen sich über ihn her
wie Geier über ein Stück
Aas, zupfen an seinen
Haaren und an seinem
Hemd und kitzeln seine
Augenlider mit ihren
weichen Pinseln. Es dauert
nur etwa dreißig Sekunden,**

doch in diesen dreißig Sekunden hat er, während er die Wimpern über die Augen gesenkt hält und sich fremde Hände besitzergreifend über seinen Rumpf und seinen Kopf bewegen, als würde beides nicht zu ihm gehören, das sonderbare Gefühl, dass er nicht mehr da ist, dass er sich aufgelöst hat und sein ganzes Leben nur noch in einer Vorstellung existiert. In diesen Sekunden peitscht

**ein Orkan aus Bildern
durch seinen Verstand, zu
schnell und verwirbelt, um
sie auseinanderzuhalten:
die Szene, die er in wenigen
Sekunden spielen wird, die
Szene, die sie davor gedreht
haben, aber auch all jene,
die ihm ständig im Kopf
herumgehen, die er sieht
und hört und an die er sich
erinnert, bevor er abends
einschläft - Hemming und
JB und Malcolm und Harold
und Julia. Jude.**

»Bist du glücklich?«,

hatte er Jude einmal gefragt (sie mussten betrunken gewesen sein).

»Ich glaube, Glücklichein ist nichts für mich«, hatte Jude nach einem kurzen Zögern geantwortet, so als hätte Willem ihm etwas zu essen angeboten, auf das er keinen Appetit hatte. »Aber für dich schon, Willem.«

Während an ihm gezupft und gezerrt wird, denkt er, dass er Jude hätte fragen sollen, was er damit gemeint hatte: warum es

**etwas für ihn sein sollte,
aber nicht für Jude. Doch
als die Szene abgedreht ist,
erinnert er sich nicht mehr
an die Frage und an das
Gespräch, auf das sie
gefolgt war.**

**»Ton ab!«, ruft der
Regieassistent, und die
Maskenbildner stieben
auseinander.**

**»Ton läuft«, ruft der
Tonmann.**

**»Kamera ab«, ruft der
Kameramann, und dann
wird die Einstellung**

genannt und die Klappe ertönt.

Und dann schlägt er die Augen auf.

Eines Samstagmorgens kurz nach seinem sechsenddreißigsten Geburtstag schlägt er die Augen auf, und da ist diese seltsame, angenehme Empfindung, die er manchmal hat und die ihm sagt, dass sein Leben frei von Wolken ist. Er stellt sich vor, wie Harold und Julia sich in Cambridge schläfrig durch die Küche

bewegen, Kaffee in ihre fleckigen, angeschlagenen Tassen füllen und den Tau von den Plastiktüten schütteln, in denen die Zeitungen auf dem Rasen landen, und wie Willem von Kapstadt aus durch die Luft auf ihn zufliegt. Er sieht Malcolm vor sich, wie er sich in seinem Bett in Brooklyn an Sophie schmiegt, und dann, weil er in hoffnungsvoller Stimmung ist, JB, der geschützt und schnarchend

**in seinem Bett auf der
Lower East Side liegt. Hier,
in der Greene Street, stößt
der Heizkörper sein
zischendes Seufzen aus. Die
Bettwäsche duftet nach
Waschmittel und Himmel.
Über ihm ist der
röhrenförmige stählerne
Kronleuchter, den Malcolm
einen Monat zuvor
angebracht hat. Unter ihm
ist ein schimmernder
schwarzer Holzboden. Die
Wohnung - die in ihrer
Weite, ihren Möglichkeiten,**

ihrem Potenzial noch immer unglaublich wirkt - ist still und gehört nur ihm.

Er richtet seine Zehen auf das Fußende des Bettes und biegt sie dann in Richtung seiner Schienbeine hoch: nichts. Er rollt den Rücken über die Matratze: nichts. Er zieht die Knie an die Brust: nichts. Nichts schmerzt, nichts droht zu schmerzen: Sein Körper gehört wieder ihm, wird tun, was immer er wünscht, ohne sich zu beklagen oder

ihn zu sabotieren. Er schließt die Augen, nicht weil er müde ist, sondern weil es ein perfekter Augenblick ist und er ihn zu genießen weiß.

Sie dauern nie sehr lange, diese Momente - manchmal muss er sich nur aufrichten und wird mit der Gewalt einer Ohrfeige daran erinnert, dass sein Körper ihn besitzt und nicht umgekehrt -, doch während sich sein Zustand in den letzten Jahren

**verschlechtert hat, hat er
umso härter daran
gearbeitet, die Vorstellung
aufzugeben, dass es jemals
wieder bergauf gehen wird,
um sich stattdessen auf
diese minutenlangen
Gnadenfristen zu
konzentrieren und dankbar
für sie zu sein, wo und wann
auch immer sein Körper sie
ihm zu gewähren
beschließt. Irgendwann
richtet er sich langsam auf
und steigt ebenso langsam
aus dem Bett. Und er fühlt**

**sich immer noch großartig.
Ein guter Tag, entscheidet
er, und geht ins
Badezimmer, vorbei an dem
Rollstuhl, der verdrossen in
einer Ecke seines
Schlafzimmers steht, ein
misstrauender Oger.**

**Er macht sich fertig und
setzt sich dann mit einigen
Arbeitsunterlagen hin, um
zu warten. Die meisten
Samstage verbringt er
arbeitend, das zumindest
hat sich nicht geändert seit
der Zeit, als er noch seine**

Wanderungen machte: ach, seine Wanderungen! (War er das gewesen, der wie eine Ziege siebzehn Kilometer zur Upper East Side und wieder zurück trippeln konnte, ohne fremde Hilfe?) Doch heute trifft er Malcolm und nimmt ihn mit zu seinem Anzugschneider, weil Malcolm heiraten wird und einen Anzug braucht.

Sie sind sich nicht hundertprozentig sicher, ob Malcolm tatsächlich

heiraten wird. Sie *vermuten* es. Im Laufe der letzten drei Jahre haben Sophie und er sich getrennt, sind wieder zusammengekommen, haben sich wieder getrennt, sind wieder zusammengekommen. Aber im vergangenen Jahr hat Malcolm mit Willem über Hochzeitsfeiern gesprochen und darüber, ob Willem sie für unnötigen Luxus hält oder nicht; und mit JB über Schmuck und darüber, ob Frauen es wirklich so

**meinen, wenn sie sagen,
dass sie keine Diamanten
mögen, oder ob sie nur
wissen wollen, wie es sich
anfühlt, so etwas zu sagen;
und mit ihm über
Eheverträge.**

**Er hatte Malcolms Fragen
beantwortet, so gut er
konnte, und ihn dann an
einen ehemaligen
Kommilitonen verwiesen,
der Anwalt für Ehe- und
Partnerschaftsrecht war.
»Oh«, hatte Malcolm gesagt
und einen Schritt zurück**

gemacht, so als hätte er ihm den Namen eines Profikillers genannt. »Ich weiß nicht, ob ich so jemanden schon brauche, Jude.«

»In Ordnung«, sagte er und zog die Visitenkarte wieder zurück, die Malcolm offenbar nicht einmal berühren wollte. »Wenn es so weit ist, sag einfach Bescheid.«

Und dann, vor einem Monat, hatte Malcolm ihn gefragt, ob er ihm helfen

könne, einen Anzug auszusuchen. »Ich habe gar keinen richtigen, ist das nicht verrückt?«, fragte er. »Sollte ich nicht besser einen haben? Sollte ich mich nicht vielleicht ein bisschen, ich weiß nicht, erwachsener kleiden oder so? Wäre das nicht vielleicht gut fürs Geschäft?«

»Ich finde, du siehst gut aus, Mal«, sagte er. »Und ich glaube nicht, dass dein Geschäft noch weiter

**angekurbelt werden muss.
Aber wenn du einen willst,
helfe ich dir natürlich
gern.«**

**»Danke«, sagte Malcolm.
»Ich meine, ich glaube
einfach, ich sollte einen
haben. Wer weiß, für alle
Fälle.« Er verstummte kurz.
»Unfassbar übrigens, dass
du wirklich einen eigenen
Anzugschneider hast.«**

**Er lächelte. »Er ist ja
nicht *mein*
Anzugschneider«, sagte er.
»Es ist einfach jemand, der**

Anzüge schneidert, und meine gehören zufällig dazu.«

»Gott«, sagt Malcolm, »Harold hat wirklich ein Monster erschaffen.«

Er lacht pflichtschuldig. Aber er hat oft das Gefühl, dass ein Anzug das Einzige ist, das ihm ein normales Aussehen verleiht. In den Monaten, in denen er im Rollstuhl gesessen hat, sind diese Anzüge ein Mittel gewesen, seine Klienten von seiner Kompetenz zu

überzeugen und zugleich sich selbst die Gewissheit zu geben, dass er zu den anderen dazugehört, dass er sich zumindest so kleiden kann wie sie. Er hält sich nicht für eitel, eher für gewissenhaft: In seiner Kindheit haben die Jungen aus dem Heim manchmal Baseball gegen die Jungen von der örtlichen Schule gespielt, die sie verspotteten, indem sie sich die Nasen zuhielten, während sie aufs Spielfeld

marschierten. »Geht euch waschen!«, haben sie gerufen. »Ihr stinkt! Ihr stinkt!« Aber sie wuschen sich doch! Das morgendliche Duschen war Pflicht: Sie pumpten die rosa Schmierseife in ihre Handflächen und auf Waschlappen, während einer der Betreuer vor der Reihe der Duschen auf und ab ging und mit einem der dünnen Handtücher auf die Jungen einpeitschte, die sich danebenbenahmen,

**oder diejenigen anschrie,
die sich nicht mit
ausreichender Hingabe
wuschen. Noch heute
fürchtet er sich davor,
ungepflegt, schmutzig oder
unansehnlich zu sein und
dadurch abstoßend zu
wirken. »Du wirst immer
hässlich sein, aber das
heißt nicht, dass du nicht
manierlich aussehen
kannst«, hat Pater Gabriel
immer zu ihm gesagt, und
auch wenn Pater Gabriel
sich in vielem geirrt hat,**

weiß er, dass er damit recht hatte.

Malcolm kommt an, umarmt ihn zur Begrüßung und beginnt dann, wie er es jedes Mal tut, die Wohnung zu begutachten: Er fährt seinen langen Hals aus und dreht sich, von kleinen abwägenden Geräuschen begleitet, einmal im Kreis, lässt seinen Blick durch den Raum gleiten wie den Lichtstrahl eines Leuchtturms.

Er beantwortet Malcolms

Frage, bevor er sie stellen kann: »Nächsten Monat, Mal.«

»Das hast du schon vor drei Monaten gesagt.«

»Ich weiß. Aber jetzt meine ich es ernst. Jetzt habe ich das Geld. Oder jedenfalls am Monatsende.«

»Aber wir haben das doch besprochen.«

»Ich weiß. Und Malcolm - das ist unfassbar großzügig von dir. Aber es kommt gar nicht infrage, dass ich dich nicht bezahle.«

Er ist jetzt seit über vier Jahren in der Wohnung, und seit vier Jahren hat er sie nicht renovieren können, weil ihm das Geld gefehlt hat, und das Geld hat ihm gefehlt, weil er die Wohnung abbezahlen musste. In der Zwischenzeit hat Malcolm Pläne entworfen, hat die Schlafzimmer abgeteilt, hat ihm geholfen, ein Sofa auszusuchen, das als graues Raumschiff in der Mitte des Wohnzimmers steht, und

**einige kleinere
Ausbesserungen
vorgenommen, unter
anderem an den Böden.
»Das ist doch Irrsinn«, hatte
er damals zu Malcolm
gesagt. »Nach der
Renovierung musst du das
alles noch mal von vorn
machen.« Aber Malcom
hatte gesagt, er werde es
trotzdem tun; die
Bodenfarbe sei ein neues
Produkt, das er
ausprobieren wolle, und bis
er mit der Arbeit beginnen**

**könne, sei die Wohnung
sein Labor, in dem er ein
wenig
herumexperimentieren
werde, wenn es Jude nichts
ausmache (was es natürlich
nicht tat). Doch davon
abgesehen, ist die Wohnung
noch in nahezu demselben
Zustand wie bei seinem
Einzug: ein langes Rechteck
im fünften Stockwerk eines
neuen Gebäudes im Süden
SoHos, mit Fenstern auf
beiden Seiten, die nach
Westen und nach Osten**

blicken, und entlang der gesamten südlichen Wand, die zu einem Parkplatz hin liegt. Sein Zimmer und das Bad befinden sich auf der Ostseite, von der aus man auf das Dach eines niedrigen Hauses in der Mercer Street schaut; Willems Zimmer - oder die Zimmer, die er noch immer als Willems betrachtet - liegen auf der westlichen Seite, die auf die Greene Street hinausgeht. In der Mitte der Wohnung gibt es

**eine Küche und ein drittes
Badezimmer. Und zwischen
den beiden Zimmerfluchten
ist quadratkilometerweise
Raum, die schwarzen Böden
so glänzend wie
Klaviertasten.**

**Es fühlt sich noch immer
seltsam an, so viel Platz zu
haben, und noch seltsamer,
ihn sich leisten zu können.
Aber das kannst du, muss er
sich gelegentlich in
Erinnerung rufen, so wie er
es auch tut, wenn er im
Lebensmittelladen steht**

und überlegt, ob er sich einen Becher der schwarzen Oliven kaufen soll, die er so liebt und die so salzig sind, dass sich sein Mund zusammenzieht und die Augen zu tränen beginnen. Als er in die Stadt gezogen ist, sind sie ein Luxus für ihn gewesen, und er hat sie nur einmal im Monat gekauft und dann immer nur einen glänzenden Löffel voll. Jeden Abend hat er nur eine einzige gegessen, hat das Fleisch langsam vom

**Stein gesaugt und dabei
Mandate gelesen. *Du kannst
sie kaufen, sagt er sich. Du
hast das Geld.* Aber es fällt
ihm noch immer schwer, es
nicht zu vergessen.**

**Der Grund für die Greene
Street und die
Plastikbehälter voller
Oliven, die normalerweise
im Kühlschrank stehen, ist
seine Stelle bei Rosen
Pritchard and Klein, einer
der mächtigsten und
angesehensten Kanzleien
der Stadt, in der er als**

Prozessanwalt tätig ist und vor etwas über einem Jahr Partner wurde. Fünf Jahre zuvor hatten Citizen, Rhodes und er an einem Fall gearbeitet, in dem es um Aktienbetrug bei einer großen Geschäftsbank namens Thackerey Smith ging, und kurz nach Abschluss des Falls hatte ihn ein Mann mit Namen Lucien Voigt kontaktiert, der ihm als Vorsitzender der zivilrechtlichen Abteilung von Rosen

**Pritchard and Klein
bekannt war und während
der Verhandlungen die
Seite von Thackerey Smith
vertreten hatte.**

**Voigt lud ihn auf einen
Drink ein. Er sei von seiner
Arbeit, insbesondere im
Gerichtssaal, beeindruckt
gewesen, sagte er. Und
Thackerey Smith sei es
ebenfalls gewesen. Er habe
auch anderweitig Gutes
über ihn gehört - Judge
Sullivan und er hatten
zusammen bei einer**

**juristischen Fachzeitschrift
gearbeitet - und
Erkundigungen über ihn
eingezogen. Ob er jemals
überlegt habe, das Büro des
U. S. Attorney zu verlassen
und zur dunklen Seite
überzutreten?**

**Es wäre gelogen gewesen,
wenn er es verneint hätte.
Überall um ihn herum
kündigten Leute. Er wusste,
dass Citizen mit einer
internationalen Kanzlei in
Washington, D. C. im
Gespräch war. Rhodes**

überlegte, ob er fest für eine Bank arbeiten sollte. Er selbst war von zwei anderen Kanzleien angesprochen worden und hatte beide Angebote abgelehnt. Sie alle liebten das Büro des U. S. Attorney. Aber Citizen und Rhodes waren älter als er, und Rhodes und seine Frau wünschten sich ein Baby, und sie mussten Geld verdienen. Geld, Geld, Geld: Manchmal sprachen sie von nichts anderem.

Auch er dachte über Geld nach - es war unmöglich, es nicht zu tun. Immer wenn er von einer Party bei einem von JBs oder Malcolms Freunden nach Hause kam, wirkte die Lispenard Street etwas schäbiger, etwas weniger erträglich. Jedes Mal wenn der Aufzug defekt war und er die Treppen hinaufsteigen und dann, den Rücken an die Wohnungstür gelehnt, auf dem Boden sitzend

verschnaufen musste, bis er die Kraft hatte, die Wohnung zu betreten, träumte er von einer funktionellen und zuverlässigen Wohnung. Immer wenn er am oberen Ende der Treppen stand, die in die U-Bahn hinunterführten, und sich auf den Abstieg vorbereitete, die Hand um das Geländer gelegt und vor Anstrengung beinahe keuchend, wünschte er, er könnte ein Taxi nehmen.

Und da waren noch andere, größere Ängste: In seinen finstersten Augenblicken sah er sich als alten Mann, die Haut über die Rippen gespannt wie Pergament, auf Ellbogen ins Badezimmer der Lispenard Street kriechen, weil er nicht mehr laufen konnte. In diesem Traum war er allein - es gab keinen Willem, keinen JB, keinen Malcolm oder Andy, keinen Harold und keine Julia. Er war ein alter, alter Mann,

und es war niemand da, und er war der Einzige, der noch für ihn sorgen konnte.

»Wie alt sind Sie denn?«, fragte Voigt.

»Einunddreißig«, sagte er.

»Einunddreißig ist jung«, sagte Voigt, »aber Sie werden nicht immer jung sein. Wollen Sie wirklich im Büro des U. S. Attorney alt werden? Sie wissen doch, was man über stellvertretende Staatsanwälte sagt: Männer, die ihre besten Jahre hinter

sich haben.« Er sprach über Abfindungen, über einen beschleunigten Aufstieg zum Partner. »Versprechen Sie mir nur, darüber nachzudenken.«

»Das werde ich«, sagte er.

Und das tat er. Er sprach nicht mit Citizen oder Rhodes darüber - und auch nicht mit Harold, weil er wusste, was Harold sagen würde -, aber er besprach es mit Willem, und gemeinsam wogen sie die offenkundigen Vorteile der

**Stelle gegen die
offenkundigen Nachteile
ab: die Arbeitszeiten (aber
er arbeitete ja ohnehin
schon die ganze Zeit,
wandte Willem ein), die
Langeweile, die hohe
Wahrscheinlichkeit, dass
seine Kollegen Arschlöcher
sein würden (aber
abgesehen von Citizen und
Rhodes waren sie das ja
jetzt auch schon, wandte
Willem ein). Und natürlich
die Tatsache, dass er fortan
die Leute verteidigen**

**würde, die er in den
vergangenen sechs Jahren
angeklagt hatte: Diebe,
Lügner und Betrüger, die
Privilegierten und
Mächtigen, die sich als
Opfer tarnten. Er war nicht
wie Harold oder Citizen - er
war ein Praktiker; er
wusste, wer als Anwalt
Karriere machen wollte,
musste Zugeständnisse
machen, entweder
finanzieller oder
moralischer Natur, aber
dennoch belastete ihn der**

Gedanke, das aufzugeben, was für ihn Gerechtigkeit war. Und wofür? Um sicherzustellen, dass er nicht dieser einsame und kranke alte Mann werden würde? Es erschien ihm wie die schlimmste Art von Egoismus, die schlimmste Art von Nachgiebigkeit gegen sich selbst, sich von dem loszusagen, was er als richtig empfand, nur weil er Angst hatte, weil er sich vor Unbequemlichkeit und Kummer fürchtete.

Dann, zwei Wochen nach seinem Treffen mit Voigt, war er eines Freitagabends sehr spät nach Hause gekommen. Er war erschöpft; er hatte an jenem Tag seinen Rollstuhl benutzen müssen, weil die Wunde in seinem rechten Bein so stark schmerzte, und er war so erleichtert, nach Hause in die Lispenard Street zu kommen, dass er merkte, wie die Energie aus ihm wich - in wenigen Minuten

würde er drinnen sein, und er würde einen feuchten Waschlappen heiß und dampfend aus dem Mikrowellenherd holen, ihn um seine Wade wickeln und im Warmen sitzen. Doch als er den Aufzugknopf drückte, hörte er nichts als knirschende Zahnräder, das leise leiernde Geräusch, das die Apparatur von sich gab, wenn sie kaputt war.

»Nein!«, schrie er.

»Nein!« Seine Stimme hallte in der Eingangshalle

wider, und er schlug immer wieder mit der flachen Hand gegen die Fahrstuhltür. »Nein, nein, nein!« Er erhob seine Aktentasche und schleuderte sie zu Boden, und Papiere stoben daraus hervor. Um ihn herum blieb das Gebäude still und unbehilflich.

Schließlich hörte er auf, beschämt und wütend, sammelte seine Unterlagen ein und steckte sie wieder in die Tasche. Er sah auf die

**Uhr: Es war dreiundzwanzig
Uhr. Willem spielte gerade
in einem Stück, *Cloud 9*,
aber er wusste, dass er um
diese Zeit nicht mehr auf
der Bühne stehen würde.
Doch als er ihn anrief, ging
Willem nicht ans Telefon.
Und dann befiel ihn Panik.
Malcolm machte in
Griechenland Urlaub. JB
war in einer
Künstlerkolonie. Andys
Tochter Beatrice war vor
einer Woche zur Welt
gekommen: Ihn konnte er**

nicht anrufen. Es gab nur eine Handvoll Leute, deren Hilfe er angenommen hätte, an die er sich wie ein Faultier gehängt hätte, ohne sich dabei allzu komisch vorzukommen, denen er erlaubt hätte, ihn die vielen Stufen hinaufzuschleppen.

Doch in jenem Moment war er auf eine irrationale, tief verzweifelte Weise erpicht, in die Wohnung zu kommen. Also stand er auf, klemmte sich die

Aktentasche unter den linken Arm und klappte seinen Rollstuhl zusammen, der zu teuer war, um ihn im Hauseingang stehen zu lassen. Er begann seinen Marsch die Treppen hinauf, schob sich mit der linken Seite an der Wand entlang, hielt den Rollstuhl an einer der Speichen. Er bewegte sich langsam vorwärts - er musste auf dem linken Bein hüpfen und dabei versuchen, das rechte auf keinen Fall zu belasten, und

verhindern, dass der Rollstuhl gegen die Wunde schlug. So ging es hinauf, und auf jeder dritten Stufe musste er ausruhen. Es waren einhundertundzehn Stufen vom Erdgeschoss bis zur vierten Etage, und als er die fünfzigste erreichte, zitterte er bereits so heftig, dass er anhalten und sich eine halbe Stunde lang setzen musste. Immer wieder rief er Willem an und schickte ihm Kurzmitteilungen. Beim

vierten Anruf hinterließ er die Nachricht, von der er gehofft hatte, sie nie hinterlassen zu müssen.

»Willem, ich brauche wirklich Hilfe. Ruf mich bitte an. Bitte.« Er hatte die Vision, dass Willem ihn unmittelbar zurückrufen, ihm sagen werde, dass er gleich vorbeikomme, aber er wartete und wartete, ohne dass Willem anrief, und schließlich gelang es ihm, wieder aufzustehen.

Irgendwie schaffte er es

in die Wohnung. Doch er kann sich an keine weiteren Einzelheiten dieser Nacht erinnern; als er am nächsten Tag erwachte, lag Willem schlafend auf dem Teppich neben seinem Bett und Andy in dem Sessel, den sie aus dem Wohnzimmer in sein Schlafzimmer geschoben haben mussten. Er hatte eine pelzige Zunge, fühlte sich benebelt, und ihm war etwas übel, und er wusste, dass Andy ihm ein

Schmerzmittel gespritzt haben musste, was er hasste: Er würde sich tagelang orientierungslos und träge fühlen.

Als er das nächste Mal aufwachte, war Willem verschwunden, aber Andy war wach und sah ihn durchdringend an.

»Du musst aus dieser beschissenen Wohnung raus, Jude«, sagte er ruhig.

»Ich weiß«, sagte er.

»Was hast du dir nur dabei gedacht, Jude?«,

**fragte Willem ihn später,
als er vom Einkaufen
zurückgekommen war und
Andy ihm erst ins Bad
geholfen - er konnte nicht
laufen: Andy hatte ihn
tragen müssen -, ihn dann,
noch immer in den Kleidern
vom Vortag, wieder ins Bett
gesteckt hatte und
gegangen war. Willem war
nach der
Theatervorstellung noch
auf einer Party gewesen
und hatte sein Telefon nicht
gehört; als er endlich seine**

Mailbox abgehört hatte, war er augenblicklich nach Hause geeilt und hatte ihn zuckend auf dem Boden vorgefunden, worauf er sofort Andy angerufen hatte. »Warum hast du nicht Andy angerufen? Warum bist du nicht in irgendein Diner gegangen und hast dort auf mich gewartet? Warum hast du nicht Richard angerufen? Warum hast du nicht Philippa angerufen und ihr gesagt, dass sie mich

suchen soll? Warum hast du nicht Citizen angerufen oder Rhodes oder Eli oder Phaedra oder die Henry Youngs oder -«

»Ich weiß es nicht«, sagte er jämmerlich. Es war unmöglich, den Gesunden die Logik der Kranken zu erklären, und er hatte nicht die Kraft, es zu versuchen.

In der Woche darauf kontaktierte er Lucien Voigt, und sie vereinbarten die Konditionen. Und nach der Unterzeichnung des

Vertrags rief er Harold an, der fünf lange Sekunden schwieg, bevor er tief Luft holte und loslegte.

»Ich verstehe das einfach nicht, Jude«, sagte er.

»Wirklich nicht. Du kamst mir nie besonders geldgierig vor. Habe ich mich da geirrt? Ich meine, offensichtlich habe ich mich ja geirrt. Du hattest - du hast - beim U. S. Attorney eine richtig gute Position. Du leistest dort wertvolle Arbeit. Und

**das gibst du alles auf, um
wen zu verteidigen?**

**Kriminelle. Leute, die sich
ihrer Sache so sicher sind,
für die so selbstverständlich
ist, dass sie niemals
geschnappt werden, dass
ihnen die Möglichkeit nicht
einmal in den Sinn kommt.
Die glauben, dass Gesetze
nur für Leute existieren, die
kein neunstelliges
Jahreseinkommen haben.
Die glauben, dass das
Gesetz je nach Hautfarbe
und Steuerklasse**

angewandt gehört.«

Er sagte nichts, ließ Harold sich immer weiter echauffieren, weil er wusste, dass Harold recht hatte. Sie hatten nie explizit darüber gesprochen, aber er wusste, dass Harold immer davon ausgegangen war, er werde einmal im Staatsdienst tätig sein. Im Laufe der Jahre hatte Harold voller Bestürzung und Bedauern über begabte ehemalige Studenten gesprochen, die er

**bewundert hatte und die
ihre Tätigkeit - im Büro des
U. S. Attorney, im
Justizministerium, als
Pflichtverteidiger, in
juristischen
Hilfsprogrammen -
aufgegeben hatten, um in
Wirtschaftskanzleien zu
arbeiten. »Eine Gesellschaft
funktioniert erst dann, wie
sie soll, wenn brillante
Juristen es sich zur Aufgabe
machen, dafür zu sorgen,
dass sie funktioniert«, sagte
Harold oft, und er hatte ihm**

immer zugestimmt. Und er war nach wie vor seiner Meinung, weshalb er sich jetzt auch nicht verteidigen konnte.

»Hast du denn gar nichts dazu zu sagen?«, fragte Harold schließlich.

»Es tut mir leid, Harold«, sagte er. Harold schwieg.

»Du bist so wütend auf mich«, murmelte er.

»Ich bin nicht wütend«, sagte Harold. »Ich bin enttäuscht. Weißt du, wie außergewöhnlich du bist?

**Weißt du, welche
Veränderungen du
bewirken könntest, wenn du
bleiben würdest? Du
könntest Richter werden,
wenn du wolltest - du
könntest eines Tages
Mitglied des Obersten
Gerichtshofs sein. Aber jetzt
wird nichts mehr daraus.
Jetzt wirst du nur irgendein
Prozessanwalt in
irgendeiner Kanzlei sein,
und statt selbst gute Arbeit
zu leisten, wirst du
stattdessen die gute Arbeit**

**anderer zunichtemachen.
Was für eine Vergeudung,
Jude, was für eine
Vergeudung.«**

**Er verstummte wieder. Er
wiederholte Harolds Worte
in Gedanken: *Was für eine
Vergeudung, was für eine
Vergeudung.* Harold seufzte.
»Also, was steckt wirklich
dahinter?«, fragte er. »Ist
es das Geld? Geht es
darum? Warum hast du mir
nicht gesagt, dass du Geld
brauchst, Jude? Ich hätte
dir doch was geben können.**

Geht es nur um Geld? Sag mir, was du brauchst, Jude, und ich helfe dir gern.«

»Harold«, begann er, »das ist so ... das ist so nett von dir. Aber ... ich kann es nicht annehmen.«

»Blödsinn«, sagte Harold. »Du *willst* es nicht. Ich gebe dir die Möglichkeit, deinen Job zu behalten, statt einen annehmen zu müssen, den du hassen wirst, Jude - und das ist kein Vielleicht, das ist eine Tatsache -, ohne Erwartungen, ohne weitere

Verpflichtungen. Ich sage dir, dass ich mich *freuen* würde, dir dafür Geld zu geben.«

**Ach, Harold, dachte er.
»Harold«, sagte er kläglich,
»das Geld, das ich brauche,
kannst du mir nicht geben,
glaub mir.«**

Harold war still, und als er weitersprach, klang seine Stimme verändert. »Steckst du in irgendwelchen Schwierigkeiten, Jude? Du kannst mir alles sagen. Ich helfe dir, egal worum es

geht.«

»Nein«, sagte er, aber er hätte am liebsten geweint.

»Nein, Harold, es ist alles in Ordnung.« Er legte seine rechte Hand um die bandagierte Wade, die unablässig, permanent schmerzte.

»Nun«, sagte Harold, »es freut mich, das zu hören. Aber wofür solltest du so viel Geld brauchen, außer für eine Wohnung, und dafür schießen Julia und ich etwas zu, hast du

verstanden?«

**Manchmal ließ Harolds
Mangel an
Vorstellungskraft ihn
sowohl frustriert als auch
fasziniert zurück: In
Harolds Welt hatte man
Eltern, die stolz auf einen
waren, sparte
ausschließlich für Urlaube
und Wohnungen, und wenn
man etwas haben wollte,
dann fragte man;
merkwürdigerweise schien
er sich kein Universum
vorstellen zu können, in**

**dem solche Dinge keine
Gegebenheiten waren, in
dem nicht alle dieselbe
Vergangenheit und Zukunft
teilten. Doch das war eine
ausgesprochen undankbare
Art zu denken, und es kam
auch selten vor - die meiste
Zeit über bewunderte er
Harold für seinen
unerschütterlichen
Optimismus, dafür, dass er
unfähig oder nicht willens
war, zynisch zu sein, in
jeder Situation nur nach
Unglück und Elend zu**

suchen. Er liebte Harold für seine Unschuld, die im Hinblick auf sein Lehrfach und die Verluste, die er im Leben erlitten hatte, umso erstaunlicher wirkte. Wie hätte er Harold sagen sollen, dass er sich mit dem Gedanken an einen Rollstuhl anfreunden musste, der alle paar Jahre ausgetauscht werden musste und für den die Versicherung nicht vollständig aufkam? Wie sollte er ihm sagen, dass

Andy, der eigentlich gar keine Kassenpatienten behandelte, ihm nie etwas berechnete, noch nie etwas berechnet hatte, es aber eines Tages vielleicht doch einmal tun würde, und dass er ihm, wenn er es täte, das Geld ganz gewiss nicht vorenthalten würde? Wie sollte er ihm sagen, dass Andy, als die Wunde sich dieses Mal wieder aufgetan hatte, von stationärer Behandlung und der Möglichkeit gesprochen

hatte, dass irgendwann eine Amputation nötig sein könnte? Wie sollte er ihm sagen, dass sich an eine Amputation Krankenhausaufenthalte, Physiotherapie und Prothesen anschließen würden? Wie sollte er ihm von der Rückenoperation erzählen, die er vornehmen lassen wollte, dem Laser, der seinen Narbenpanzer wegbrennen würde? Wie sollte er mit Harold über seine tiefsten Ängste

**sprechen: die Angst vor
Einsamkeit, die Angst, ein
alter Mann mit Katheter
und knochiger, kahler
Brust zu werden? Wie sollte
er Harold sagen, dass er
nicht von Frau und Kindern
träumte, sondern davon, es
sich eines Tages leisten zu
können, jemanden dafür zu
bezahlen, dass er sich im
Bedarfsfall um ihn
kümmerte, jemanden, der
nett zu ihm wäre und ihm
seine Privatsphäre und
seine Würde ließe? Und**

dann, ja dann gab es auch noch die Dinge, die er sich wünschte: Er wollte in einem Haus wohnen, in dem der Fahrstuhl funktionierte. Er wollte mit dem Taxi fahren können, wann er wollte. Er wollte einen Ort finden, an dem er unbeobachtet schwimmen konnte, weil die Bewegung seinen Rücken entspannte und weil er nicht länger auf seine Wanderungen gehen konnte.

Aber nichts davon konnte

er Harold erzählen. Er wollte nicht, dass Harold wusste, wie beschädigt er war, was für ein Stück Schrott er sich mit ihm eingehandelt hatte. Also erzählte er gar nichts und sagte Harold, er müsse Schluss machen und sie könnten später weiterreden.

Noch vor dem Gespräch mit Harold war er darauf vorbereitet gewesen, dass sein neuer Job etwas wäre, mit dem er sich allenfalls abfinden würde, doch wie er

**mit anfänglichem
Unbehagen, dann
Überraschung, dann
Erleichterung und
schließlich mit leichtem
Abscheu zur Kenntnis
nahm, fand er Gefallen
daran. Als Staatsanwalt
hatte er Erfahrungen mit
Pharmaunternehmen
gesammelt, und viele seiner
ersten Fälle standen mit
diesem Industriezweig in
Verbindung: Für eine
Firma, die ein
Tochterunternehmen im**

asiatischen Raum gründen wollte, entwickelte er eine Anti-Korruptions-Politik, wofür er mit dem Seniorchef, der den Fall leitete, zwischen Tokio und New York hin und her reiste - ein kleiner, sauberer, gut lösbarer Auftrag, was die Ausnahme war. Die übrigen Fälle waren komplizierter und langwieriger, teilweise sogar von unbegrenzter Dauer: Er war hauptsächlich damit

**befasst, eine Verteidigung
für einen anderen Klienten
der Kanzlei aufzubauen, ein
riesiges Konglomerat
pharmazeutischer
Unternehmen, das
betrügerischer
Abrechnungsverfahren
bezichtigt wurde. Und als
drei Jahre nachdem er bei
Rosen Pritchard and Klein
angefangen hatte wegen
Versicherungsbetrug gegen
die
Vermögensverwaltungsfirma
bei der Rhodes beschäftigt**

war, ermittelt wurde, wandte man sich an ihn, wodurch sein Aufstieg zum Partner gesichert war: Im Gegensatz zu den meisten anderen Associates verfügte er über Gerichtserfahrung, aber er wusste, er müsste irgendwann einen Klienten an Land ziehen, und der erste Klient war immer der Schwierigste.

Harold gegenüber hätte er es nie zugegeben, aber er hatte tatsächlich Spaß daran, durch Tipps von

**Whistleblowern in Gang
gesetzte Ermittlungen zu
führen, lotete gern die
Grenzen der Vorschriften
aus, die Bestechung
verboten, genoss es, das
Gesetz dehnen zu können
wie ein Gummiband, knapp
über seine gewöhnliche
Spannung hinaus, gerade
bis zu dem Punkt, an dem
es zurückschnalzte und ein
Brennen auf der Haut
hinterließ. Tagsüber sagte
er sich, es sei eine
intellektuelle**

Beschäftigung, seine Arbeit sei ein Ausdruck der Elastizität des Gesetzes als solches. Doch nachts überlegte er manchmal, was Harold sagen würde, wenn er ihm offen gestünde, was er tat, und dann hörte er wieder seine Worte: *Was für eine Vergeudung, was für eine Vergeudung. Was machte er bloß?*, fragte er sich in diesen Augenblicken. Hatte sein neuer Job ihn korrumpiert, oder war er es schon immer gewesen und

**hatte es nur nicht
wahrhaben wollen?**

*Es bewegt sich alles im
rechtlichen Rahmen,*
**argumentierte er dem
Harold in seinem Kopf
gegenüber.**

*Dass etwas erlaubt ist,
bedeutet nicht, dass man es
auch tun sollte,* **versetzte
Harold-im-Kopf.**

**Und tatsächlich hatte
Harold nicht völlig
danebengelegen, denn er
vermisste das Büro des
U. S. Attorney. Er vermisste**

es, auf der Seite der Gerechten zu stehen, er vermisste die Inbrunst, die Hitzköpfigkeit, das Gefühl, eine Mission zu haben. Er vermisste Citizen, der wieder nach London gezogen war, und Marshall, mit dem er hin und wieder etwas trinken ging, und Rhodes, den er regelmäßiger traf, der aber jedes Mal völlig durch den Wind war und alt aussah, wo er ihn doch als so fröhlich und aufgedreht in

Erinnerung hatte, jemand, der Electrotango anmachte und eine imaginäre Frau durch den Raum schob, wenn sie spätabends abgearbeitet im Büro saßen, damit Citizen und er von ihren Computerbildschirmen aufsahen und lachten. Sie wurden alle älter. Er mochte Rosen Pritchard, er mochte die Leute dort, aber er saß nie bis spät in die Nacht mit ihnen zusammen, um Fälle zu diskutieren und

**über Bücher zu sprechen:
Es war einfach nicht diese
Art von Büro. Die
Mitarbeiter in seinem Alter
hatten unglückliche
Freunde oder Freundinnen
zu Hause sitzen (oder waren
selbst unglückliche
Freunde oder
Freundinnen); diejenigen,
die älter waren als er,
waren im Begriff zu
heiraten. In den seltenen
Momenten, in denen sie
nicht über die Arbeit
sprachen, die vor ihnen lag,**

betrieben sie Smalltalk über Verlobungen, Schwangerschaften und Grundstückskäufe. Über die Gesetzgebung sprachen sie nie, weder aus Muße noch aus Leidenschaft.

Die Kanzlei ermunterte ihre Anwälte zu ehrenamtlicher Arbeit, und er begann, sich für eine gemeinnützige Organisation zu engagieren, die kostenlose Rechtsberatungen für Künstler anbot. Jeden

**Nachmittag und Abend
konnten Künstler zu
sogenannten
»Werkstattstunden«
vorbeikommen und sich von
einem Juristen beraten
lassen, und jeden Mittwoch
machte Jude schon um
neunzehn Uhr Feierabend
und setzte sich drei
Stunden lang in ihr Büro
mit den knarrenden Böden
in der Broome Street in
SoHo. Er beriet
Kleinverleger radikaler
Pamphlete, die sich als**

**gemeinnützige Vereine
eintragen lassen wollten, in
Urheberrechtsstreitigkeiten
verwickelte Maler,
Tanzensembles, Fotografen,
Autoren und
Filmschaffende mit
Verträgen, die entweder so
weit außerhalb des legalen
Bereichs lagen (einer, der
ihm vorgelegt wurde, war
mit Kugelschreiber auf
einer Papierserviette
festgehalten worden), dass
sie hinfällig waren, oder so
unnötig kompliziert, dass**

die Künstler sie nicht verstanden - er verstand sie selbst kaum -, aber trotzdem unterschrieben hatten.

Auch seine ehrenamtliche Arbeit hieß Harold nicht gut; es war offensichtliche, dass er sie für albern hielt.

»*Taugen* diese Künstler denn überhaupt etwas?«, fragte Harold.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte er. Aber es war nicht an ihm zu entscheiden, ob sie als Künstler etwas

**taugten oder nicht - das
taten bereits andere, viele
andere. Seine Aufgabe war
lediglich, jene Art
praktischer Hilfe
anzubieten, die so viele von
ihnen dringend benötigten,
da sie in einer Welt lebten,
die für praktische Fragen
taub war. Er wusste, dass
das reine Romantik war,
aber er bewunderte sie: Er
bewunderte alle, die Jahr
für Jahr von nichts als ihren
dahinschwindenden
Hoffnungen lebten,**

**während sie mit jedem Tag
älter wurden und tiefer in
der Obskurität versanken.
Mit derselben romantischen
Verklärung betrachtete er
seine Arbeit für die
Organisation als einen Gruß
an seine Freunde, die
allesamt Leben lebten, wie
er sie bewunderte:
gelungene Leben, die ihn
mit Stolz auf sie erfüllten.
Im Gegensatz zu ihm hatten
sie keinen vorgezeichneten
Weg gehabt, dem sie folgen
konnten, und hatten sich**

**trotzdem stur
vorangearbeitet. Ihr
Tagewerk bestand darin,
Schönes herzustellen.**

**Sein Freund Richard war
im Vorstand der
Organisation, und
manchmal kam er
mittwochs auf dem
Heimweg im Büro vorbei -
er war vor Kurzem nach
SoHo gezogen - und
unterhielt sich mit ihm,
wenn er zwischen zwei
Terminen etwas Luft hatte,
oder winkte ihm von der**

**gegenüberliegenden Seite
des Raumes aus zu, wenn er
gerade im Gespräch war.
Einmal lud Richard ihn
nach Feierabend noch auf
ein Getränk zu sich nach
Hause ein, und sie gingen
die Broome Street in
westlicher Richtung
entlang, überquerten
Centre Street, Lafayette
Street, Crosby Street,
Broadway und Mercer
Street, bevor sie nach
Süden in die Greene Street
einbogen. Richard lebte in**

**einem schmalen Gebäude
mit rußgeschwärzten
Steinmauern, dessen
Erdgeschoss von einem
hoch aufragenden
Garagentor und einer
Eisentür rechts daneben
markiert wurde, in deren
obere Hälfte ein kopfgroßes
Glasfenster eingesetzt war.
Anstelle einer
Eingangshalle gab es nur
einen grauen, gefliesten
Korridor, der von drei
bloßen, an Kabeln
baumelnden Glühbirnen**

erhellte wurde. Der Korridor knickte nach rechts ab und führte zu einem verliesartigen Industrieaufzug, der so groß war wie das Wohnzimmer und Willems Schlafzimmer in der Lispenard Street zusammengekommen und dessen klappernde Käfigtür sich auf Knopfdruck stotternd schloss, der aber durch einen Schacht aus unverputztem Betonstein hindurch sanft nach oben

glitt. In der zweiten Etage hielt er, und Richard öffnete den Käfig und schloss die wuchtigen, abweisenden stählernen Flügeltüren auf, hinter denen seine Wohnung lag.

»O mein Gott«, sagte er, als sie eintraten und Richard den Lichtschalter betätigte. Auf den Böden waren weiß gekalkte Holzdielen verlegt, und auch die Wände waren weiß. Über ihm blinzelte und blinkte die Decke vor

**Kronleuchtern - alt,
gläsern, neu, eisern -, die
nahe beieinander und
unterschiedlich hoch
aufgehängt waren, sodass
er, während sie tiefer in die
Wohnung hineingingen,
gläserne Stiftperlen über
seinen Kopf streichen
fühlte, während Richard,
der noch etwas größer war
als er, sich ducken musste,
damit er nicht mit der Stirn
gegen sie stieß. Es gab
keine Trennwände in der
Wohnung, und an ihrem**

**hinteren Ende stand ein
flacher freistehender
Glaskasten von der Höhe
und Breite der
Wohnungstüren, und als er
sich ihm näherte, sah er,
dass er eine riesige
Bienenwabe beherbergte,
die wie eine anmutige
Fächerkoralle geformt war.
Hinter dem Glaskasten lag
eine Matratze mit einer
darübergebreiteten Decke,
vor ihm befanden sich ein
zotteliger weißer
Berberteppich, ein mit**

weißem Wollstoff bezogenes Sofa und ein Fernseher - eine sonderbare Insel der Häuslichkeit inmitten der Dürre. Es war die größte Wohnung, die er je betreten hatte.

»Die ist nicht echt«, sagte Richard, der bemerkt hatte, dass er die Bienenwabe betrachtete. »Ich habe sie aus Wachs gemacht.«

»Sie ist spektakulär«, sagte er, und Richard nickte ihm zum Dank zu.

»Komm«, sagte er. »Ich

führe dich herum.«

Er drückte ihm ein Bier in die Hand und entriegelte dann eine Tür neben dem Kühlschrank. »Nottreppe«, sagte er. »Ich liebe sie. Das hat so was von ... Abstieg in die Hölle, findest du nicht?«

»Stimmt«, pflichtete er ihm bei und starrte in die Türöffnung, hinter der die Treppenstufen im Dunkel zu verschwinden schienen. Und dann machte er einen Schritt zurück, plötzlich beklommen und zugleich

beschämt, und Richard, der es nicht bemerkt zu haben schien, schloss die Tür und verriegelte sie wieder.

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl in den ersten Stock hinunter, in dem Richards Atelier lag, und Richard zeigte ihm, woran er gerade arbeitete. »Ich nenne sie Fehldarstellungen«, sagte er und reichte ihm etwas, das er für einen weißen Birkenzweig gehalten hatte, das aber in Wirklichkeit aus

gebranntem Ton war, und dann einen Stein, rund, glatt und leicht, der aus Eschenholz geschnitzt und gedrechselt worden war, aber den Eindruck von Festigkeit und Schwere erweckte, und ein Vogelskelett, das aus Hunderten kleiner Porzellanstücke bestand. Der Raum wurde von sieben in einer Reihe aufgestellten Glaskästen zweigeteilt, kleiner als der Kasten mit der Bienenwabe, aber noch

**immer so hoch wie eines
der Flügelfenster, und in
jedem von ihnen befand
sich ein zerklüfteter,
bröckelnder Hügel aus
einer blässlich
dunkelgelben Substanz, die
halb aus Gummi und halb
aus menschlichem Fleisch
zu bestehen schien. »Das
sind echte Bienenwaben«,
erklärte Richard.**

**»Jedenfalls waren sie das
einmal. Ich habe die Bienen
eine Weile daran arbeiten
lassen und sie dann**

freigelassen. Jede Wabe ist danach benannt, wie lange sie bewohnt war, wie lange sie tatsächlich Heimat und Zufluchtsort gewesen ist.«

Sie setzten sich auf die ledernen Schreibtischdrehstühle, auf denen Richard während der Arbeit saß, tranken Bier und redeten: über Richards Arbeit, über seine nächste Ausstellung, die seine zweite war und in sechs Monaten eröffnet werden sollte, und über JBs neue

Bilder.

»Du hast sie noch nicht gesehen, oder?«, fragte Richard. »Ich habe ihn vor zwei Wochen im Atelier besucht, und sie sind wirklich wunderschön, die besten, die er je gemalt hat.« Er lächelte ihn an. »Viele sind von dir, das weißt du, oder?«

»Ja«, sagte er und versuchte, dabei nicht das Gesicht zu verziehen. »Also, Richard«, wechselte er das Thema, »wie hast du das

hier gefunden? Es ist unglaublich.«

»Es gehört mir.«

»Wirklich? Du hast dir eine Wohnung gekauft? Ich bin beeindruckt; das ist so erwachsen.«

Richard lachte. »Nein, es ... das Haus gehört mir.« Er erklärte es ihm: Seine Großeltern waren im Importgeschäft gewesen, und als sein Vater und seine Tante noch Kinder gewesen waren, hatten sie sechzehn Häuser in der

Innenstadt gekauft, alles ehemalige Fabriken, die sie als Warenlager nutzten: sechs in SoHo, sechs in TriBeCa und vier in Chinatown. Jedes ihrer vier Enkelkinder bekam eines der Häuser zum dreißigsten Geburtstag. Beim fünfunddreißigsten - Richard hatte ihn im Jahr zuvor gefeiert - bekamen sie ein zweites. Und mit vierzig ein drittes. Das letzte bekamen sie zum fünfzigsten Geburtstag.

»Konntest du es dir aussuchen?«, fragte Jude und verspürte dabei die bestimmte Mischung aus Schwindel und Unglauben, die ihn immer befiel, wenn er Geschichten dieser Art hörte: zum einen weil solcher Reichtum existierte und so beiläufig darüber gesprochen wurde, und zum anderen weil jemand, den er seit so langer Zeit kannte, im Besitz dieses Reichtums war. Sie erinnerten ihn stets daran,

**wie naiv und wenig
weltläufig er noch immer
war - er konnte sich solchen
Reichtum nie vorstellen, er
konnte sich nie vorstellen,
dass Menschen, die er
kannte, solchen Reichtum
besaßen. Selbst nach all den
Jahren und obwohl seine
Zeit in New York und
insbesondere sein Beruf ihn
etwas anderes gelehrt
hatten, stellte er sich reiche
Leute eben nicht wie Ezra
oder Richard oder Malcolm
vor, sondern so, wie sie in**

Karikaturen, in Satiren dargestellt wurden: als ältere, vornehme Männer mit wulstigen Fingern und schimmernden Glatzen, die aus Wagen mit getönten Scheiben stiegen und dünne, zerbrechliche Frauen und große Häuser mit polierten Böden ihr Eigen nannten.

»Nein«, sagte Richard grinsend, »sie haben uns die gegeben, von denen sie glaubten, dass sie unsere Persönlichkeit am besten

widerspiegeln. Mein griesgrämiger Cousin hat ein Haus in der Franklin Street bekommen, in dem früher Essig gelagert wurde.«

Er lachte. »Wofür wurde dieses hier verwendet?«

»Ich zeige es dir.«

Also stiegen sie wieder in den Fahrstuhl und fuhren in die dritte Etage hinauf, wo Richard die Tür öffnete und das Licht einschaltete und sie vor Paletten standen, die bis knapp

unter die Decke gestapelt waren und auf denen etwas lag, das er für Klinkersteine hielt. »Aber eben keine *gewöhnlichen Klinkersteine*«, sagte Richard. »Es sind dekorative Terrakottafliesen, aus Umbrien importiert.« Er nahm eine von einer angebrochenen Palette und gab sie ihm, und er drehte die Kachel, die mit einer dünnen, hellgrünen Lackschicht glasiert war, in der Hand, ließ seine

Handfläche über die Bläschen auf ihrer Oberfläche gleiten. »Die vierte und fünfte Etage sind auch voll damit«, sagte Richard. »Sie sind dabei, sie an einen Großhändler in Chicago zu verkaufen, und dann sind alle Etagen leer.« Er lächelte. »Jetzt weißt du, warum ich hier so einen guten Aufzug habe.«

Sie kehrten in Richards Wohnung zurück, gingen wieder durch den hängenden Garten aus

Kronleuchtern, und Richard gab ihm noch ein Bier. »Hör mal«, sagte er, »ich muss was Wichtiges mit dir besprechen.«

»Schieß los«, sagte er, stellte die Flasche auf den Tisch und beugte sich vor.

»Die Kacheln werden voraussichtlich bis zum Ende des Jahres hier raus sein«, sagte Richard. »Die fünfte und sechste Etage sind genauso geschnitten wie diese hier - Wasseranschlüsse an

**denselben Stellen, drei
Bäder -, und die Frage
lautet, ob du vielleicht eine
davon haben willst.«**

**»Richard«, sagte er, »das
würde ich unheimlich gern.
Aber wie hoch soll denn die
Miete sein?«**

**»Ich spreche nicht von
mieten, Jude«, sagte
Richard. »Ich spreche von
kaufen.« Richard hatte
bereits mit seinem Vater
gesprochen, der auch der
Anwalt seiner Großeltern
war: Sie würden das**

**Gebäude in eine
Genossenschaft umwandeln,
und er würde eine gewisse
Menge von Anteilen
erwerben. Das Einzige, was
Richards Familie erwartete,
war, dass er oder seine
Erben zuerst ihnen die
Wohnung anböten, falls er
sich jemals entschließen
sollte, sie zu verkaufen. Sie
würden ihm einen fairen
Preis bieten, und er würde
Richard eine monatliche
Miete überweisen, mit der
er den Kaufpreis abzahlen**

würde. Die Goldfarbs machten so etwas nicht zum ersten Mal: Die Freundin des griesgrämigen Cousins hatte ein Jahr zuvor eine Etage des Essighauses gekauft, und es hatte gut funktioniert. Offenbar bekamen sie irgendwelche Steuervergünstigungen, wenn jeder eines seiner Häuser in eine Genossenschaft mit mindestens zwei Einheiten verwandelte, und daher versuchte Richards Vater

alle Enkelkinder dazu zu bewegen.

»Warum?«, fragte er Richard ruhig, als er sich von dem Schrecken erholt hatte. »Warum ich?«

Richard zuckte mit den Schultern. »Man fühlt sich hier schnell einsam«, sagte er. »Das heißt nicht, dass ich die ganze Zeit bei dir auf der Matte stehen würde. Aber manchmal wäre es schön zu wissen, dass noch jemand im Haus ist. Und du bist der

**verantwortungsvollste von
meinen Freunden - nicht
dass es besonders viele
Anwärter auf den Titel
gäbe. Und ich bin gern mit
dir zusammen. Und
außerdem -« Er
verstummte. »Versprich
mir, dass du nicht sauer
wirst.«**

**»O Gott«, sagte er. »Okay,
ich verspreche es.«**

**»Willem hat mir erzählt,
was passiert ist, du weißt
schon, als du letztes Jahr
nach oben in die Wohnung**

wolltest und der Aufzug kaputt war. Es muss dir nicht unangenehm sein, Jude. Er macht sich nur Sorgen um dich. Ich habe ihm gesagt, dass ich dir sowieso dieses Angebot machen wollte, und er war der Meinung - ist der Meinung -, dass du hier lange Zeit leben könntest: für immer. Und der Fahrstuhl wird hier niemals ausfallen. Und wenn doch, bin ich da. Ich meine ... natürlich kannst du auch

irgendwas anderes kaufen, aber ich würde mich freuen, wenn du die Wohnung zumindest in Erwägung ziehen würdest.«

In diesem Moment ist er nicht verärgert, er fühlt sich nur entblößt: nicht nur Richard, auch Willem gegenüber. Er versucht, so viel wie möglich vor Willem zu verbergen, nicht weil er ihm nicht vertraut, sondern weil er nicht möchte, dass Willem ihn irgendwann nicht mehr als

**eigenständige Person
wahrnimmt, sondern als
jemanden, der Fürsorge und
Hilfe benötigt. Er möchte,
dass Willem, dass sie alle
ihn als jemanden sehen, der
zuverlässig und
widerstandsfähig ist,
jemanden, zu dem sie mit
ihren Problemen kommen
können, statt immer nur
umgekehrt. Wenn er an die
Gespräche denkt, die über
ihn geführt werden -
Gespräche zwischen Willem
und Andy, zwischen Willem**

und Harold (vermutlich häufiger, als er ohnehin befürchtet) und nun auch noch zwischen Willem und Richard -, beschämt ihn das, und es macht ihn traurig, dass Willem so viel Zeit damit verbringt, sich um ihn zu sorgen, dass er für Willem ist, was Hemming für Willem gewesen wäre, wenn er noch gelebt hätte: jemand, um den man sich kümmern, für den man Entscheidungen treffen

**muss. Er sieht sich wieder
als alten Mann vor sich: Hat
Willem dieselbe Vision,
dieselbe Furcht wie er?
Erscheint Willem sein Los
als ebenso unabwendbar
wie ihm selbst?**

**Da kommt ihm eine
Unterhaltung in den Sinn,
die er einmal mit Willem
und Philippa hatte; Philippa
fantasierte davon, dass sie
eines Tages, wenn Willem
und sie alt wären, das Haus
und die Obstgärten ihrer
Eltern in Vermont**

übernehmen würden. »Ich sehe es schon vor mir«, sagte sie. »Die Kinder werden wieder bei uns eingezogen sein, weil sie in der Welt da draußen nicht klargekommen sind, und sie werden selbst Kinder haben, sechs insgesamt, mit Namen wie Buster, Carrot und Vixen, die nackt durch die Gegend rennen und nicht zur Schule gehen und die Willem und ich bis ans Ende unserer Tage unterstützen müssen -«

»Was werden eure Kinder von Beruf sein?«, fragte er, selbst im Spiel noch ganz Praktiker.

»Oberon wird Kunstinstallationen machen, die ausschließlich aus Lebensmitteln bestehen, und Miranda wird eine Zither mit Saiten aus Garn spielen«, sagte Philippa, und er grinste.

»Sie werden die Graduate School nie verlassen, und Willem wird arbeiten müssen, bis er so kaputt ist,

**dass ich ihn im Rollstuhl
zum Set schieben muss« -
sie verstummte und
errötete, sprach aber nach
einer Schrecksekunde
weiter -, »damit wir das
Geld für ihre ganzen
Diplome und Experimente
aufbringen können. Ich
werde das Kostümdesign
aufgeben und eine Firma
für Bio-Apfelmus gründen
müssen, um für unsere
Schulden aufzukommen
und das Haus in Schuss zu
halten, das eine riesige,**

**prächtige Ruine voller
Termiten sein wird, mit
einem riesigen
verschrammten Holztisch
darin, an dem wir alle zwölf
Platz haben.«**

**»Dreizehn«, sagte Willem
plötzlich.**

»Wieso dreizehn?«

**»Weil Jude auch bei uns
wohnen wird.«**

**»Ach, werde ich das?«,
fragte er leichthin, aber er
war erfreut und erleichtert,
Teil von Willems
Altersvision zu sein.**

»Natürlich. Du schläfst im Gästehaus, und Buster bringt dir jeden Morgen Buchweizenwaffeln, weil du es leid bist, mit uns allen zusammen am Tisch zu essen, und nach dem Frühstück komme ich vorbei, um mit dir Zeit zu verbringen und mich vor Oberon und Miranda zu verstecken, die wollen, dass ich irgendwas Kluges und Lobendes zu ihren jüngsten Bemühungen sage.« Willem grinste ihn an, und er

lächelte zurück, obwohl er sah, dass Philippa nicht mehr lächelte und nur noch auf die Tischplatte starrte. Dann schaute sie auf, und eine halbe Sekunde lang begegneten sich ihre Blicke, bis sie rasch wegsah.

Er hatte das Gefühl, dass sich Philippas Verhalten ihm gegenüber danach änderte. Niemand außer ihm bemerkte es - womöglich nicht einmal sie selbst -, aber wenn er

früher in die Wohnung gekommen war und sie Skizzen zeichnend am Tisch gesessen hatte (sie war immer in der Lispenard Street willkommen, ob Willem da war oder nicht), unterhielten sie sich freundschaftlich, und er betrachtete, mit einem Glas Wasser neben ihr stehend, ihre Zeichnungen; seit jenem Gespräch aber nickte sie ihm nur kurz zu und sagte: »Willem ist einkaufen«, oder: »Er ist

gleich wieder da«, obwohl er gar nicht danach gefragt hatte, und dann stand er herum, bis klar war, dass sie sich nicht unterhalten wollte, und zog sich daraufhin zum Arbeiten in sein Zimmer zurück.

Es verwunderte ihn nicht, dass Philippa womöglich eine Abneigung gegen ihn entwickelte: Willem wollte ihn immer mitnehmen, wenn die beiden etwas unternahmen, er schloss ihn in alles ein, selbst in

**ihren Ruhestand, selbst in
Philippas Tagträume von
ihrem gemeinsamen
Altwerden. Fortan war er
peinlich darauf bedacht,
Willems Einladungen
abzulehnen, selbst wenn es
um Dinge ging, die ihre
Partnerschaft nicht
betrafen - wenn sie zu einer
Party bei Malcolm gingen,
zu der er ebenfalls
eingeladen war, ging er
getrennt von ihnen los, und
an Thanksgiving achtete er
darauf, auch Philippa nach**

Boston einzuladen, auch wenn sie letztlich nicht mitkam. Er hatte sogar versucht, mit Willem darüber zu sprechen, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie sie seiner Meinung nach empfand.

»Magst du sie nicht?«, hatte Willem ihn besorgt gefragt.

»Du weißt, dass ich Philippa mag«, hatte er geantwortet. »Aber ich glaube ... ich glaube, ihr solltet einfach mehr Zeit

**zusammen verbringen,
Willem, nur ihr beide
allein. Es muss ihr doch auf
den Wecker gehen, wenn
ich immer dabei bin.«**

»Hat sie dir das *gesagt*?«

**»Nein, natürlich nicht. Ich
reime es mir nur
zusammen. Aufgrund
meiner umfassenden
Erfahrungen mit Frauen, du
weißt schon.«**

**Später, als Willem und
Philippa sich trennten,
fühlte er sich so schuldig,
als trüge er allein die**

Verantwortung dafür. Doch schon vorher hatte er sich gefragt, ob auch Willem begriffen hatte, dass keine seiner Freundinnen seine ständige Anwesenheit dulden werde; er fragte sich, ob Willem Alternativen für ihn zu finden versuchte, damit er *nicht* in einem Gästehaus auf dem Grundstück leben müsste, das eines Tages seiner Frau und ihm gehören würde, damit er nicht Willems trauriger

Junggesellenfreund sein würde, eine nutzlose Erinnerung an jenes kindische Leben, das er längst hinter sich gelassen hatte. *Ich werde allein bleiben,* beschloss er. Er würde nicht derjenige sein, der Willems Chance auf das Glück zerstörte: Er *wollte*, dass Willem den Obstgarten hatte und das von Termiten angeknabberte Haus und die Enkelkinder und die Frau, die ihm Willems Gesellschaft und

Aufmerksamkeit neidete. Willem sollte alles haben, was er verdiente, alles, was er sich wünschte. Jeder seiner Tage sollte frei von Sorgen, Verpflichtungen und Aufgaben sein - auch wenn diese Sorgen, Verpflichtungen und Aufgaben ihn betrafen.

In der darauffolgenden Woche schickte Richards Vater - ein groß gewachsener, lächelnder, freundlicher Mann, den er drei Jahre zuvor in Richards

erster Ausstellung getroffen hatte - ihm den Vertrag, den er zusammen mit einem ehemaligen Kommilitonen, der inzwischen Immobilienrechtler war, prüfte, und den Ingenieurbefund des Hauses, den er an Malcolm weiterreichte. Der Preis hatte ihm beinahe Übelkeit verursacht, aber sein Studienfreund hatte gesagt, er müsse kaufen: »Das ist ein unglaubliches Angebot, Jude. Du findest niemals

wieder etwas in dieser Größe in dieser Gegend zu diesem Preis.« Und nachdem er den Befund gelesen und dann das Gebäude selbst in Augenschein genommen hatte, sagte Malcolm dasselbe: Kauf es.

Also tat er es. Und obwohl die Goldfarbs und er eine gemächliche Finanzierung über zehn Jahre hinweg geplant hatten, einen zinslosen Mietkauf, wollte er die Wohnung

abbezahlen, so schnell er konnte. Alle zwei Wochen verwendete er die Hälfte seines Gehaltsschecks dafür. Er teilte Harold während ihres wöchentlichen Telefonats mit, dass er umgezogen war (»Lieber Gott, ich danke dir«, hatte Harold gesagt, der die Wohnung in der Lispenard Street nie gemocht hatte), aber nicht, dass er etwas gekauft hatte, weil er nicht wollte, dass Harold das Gefühl hatte,

ihm Geld anbieten zu müssen. Aus der Lispenard Street nahm er nur seine Matratze, seine Lampe, einen Tisch und einen Stuhl mit, die er zusammen in einer Ecke platzierte. Abends blickte er manchmal von seiner Arbeit auf und dachte, was für eine absurde Entscheidung das gewesen war: Wie sollte er jemals so viel Raum ausfüllen? Wie sollte sich diese Wohnung je wie seine eigene anfühlen? Er musste

**an Boston zurückdenken,
an die Hereford Street und
daran, wie er dort davon
geträumt hatte, einmal ein
eigenes Zimmer zu haben,
mit einer Tür, die man
schließen konnte. Selbst
während des Referendariats
bei Sullivan in Washington
hatte er im Wohnzimmer
einer Zweizimmerwohnung
geschlafen, die er sich mit
einem Rechtsreferenten
teilte, den er selten zu
Gesicht bekam - erst in der
Lispenard Street hatte er**

**zum ersten Mal im Leben
ein Zimmer, ein richtiges
Zimmer mit einem richtigen
Fenster gehabt, das nur ihm
gehörte. Doch ein Jahr nach
seinem Umzug in die
Greene Street setzte
Malcolm die Wände ein,
und es wurde etwas
wohnlicher, und im Jahr
darauf zog Willem zu ihm,
und es wurde noch
gemütlicher. Richard sah er
seltener als gedacht - sie
waren beide regelmäßig auf
Reisen -, aber**

**sonntagabends ging er
manchmal in sein Atelier
hinunter und assistierte
ihm bei einem seiner
Projekte, schliff ein paar
kleine Äste mit einem Stück
Schmirgelpapier ab oder
befreite mit einem Messer
die Schäfte einer Handvoll
Pfauenfedern von ihren
Fahnen. Richards Atelier
war ein Ort, wie er ihn als
Kind geliebt hätte - überall
standen Behälter und
Schüsseln voller
wunderbarer Dinge: Zweige,**

Steine, vertrocknete Käfer, Federn, winzige, bunte ausgestopfte Vögel und aus einem weichen, hellen Holz geschnitzte Klötze in verschiedenen Formen -, und manchmal wünschte er, er könnte seine Arbeit ruhen lassen und sich einfach auf den Boden setzen und spielen, wozu er als Junge meist keine Zeit gehabt hatte.

Als die Wohnung am Ende des dritten Jahres abbezahlt gewesen war, hatte er

augenblicklich begonnen, für die Renovierung zu sparen. Das dauerte nicht so lange wie erwartet, was unter anderem an Andy lag. Eines Tages war er zu seinem Termin in die Stadt gefahren, und als Andy den Raum betrat, hatte er einen grimmigen und dabei seltsam triumphalen Ausdruck auf dem Gesicht getragen.

»Was ist?«, hatte er gefragt, und Andy hatte ihm schweigend einen Artikel

gereicht, den er aus einer Zeitschrift ausgeschnitten hatte. Er las ihn: Es war ein Fachartikel über eine kürzlich entwickelte semi-experimentelle Methode der Laserchirurgie, an die hohe Erwartungen geknüpft gewesen waren, was die gefahrlose Entfernung von Narbengewebe anging, die jedoch, wie sich nun erwiesen hatte, mittelfristig mit Nebenwirkungen verbunden war: Zwar verschwand das

Narbengewebe, doch die Patienten entwickelten stattdessen offene, verbrennungsartige Wunden, und die Haut unter den Narben reagierte deutlich empfindlicher, neigte stärker dazu, rissig zu werden und aufzuplatzen, was zur Bildung von Blasen und Infektionen führte.

»Das hattest du doch vor, oder?«, fragte Andy, während er mit den Seiten in der Hand dasaß, unfähig

zu sprechen. »Ich kenne dich, Judy. Und ich weiß, dass du einen Termin bei diesem Quacksalber Thompson gemacht hast. Leugnen hat keinen Zweck; sie haben nach deiner Akte gefragt. Ich habe sie ihnen nicht geschickt. Bitte tu das nicht, Jude. Ich meine es ernst. Das Letzte, was du brauchst, sind jetzt auch noch offene Wunden am Rücken.« Und dann, als er nichts sagte: »Sprich mit mir.«

Er schüttelte den Kopf. Andy hatte recht: Auch dafür hatte er gespart. Wie seine jährlichen Boni und der größte Teil seiner Ersparnisse war auch das Geld, das er vor langer Zeit mit dem Unterricht für Felix verdient hatte, in die Wohnung geflossen, aber als er in den vergangenen Monaten der letzten Rate nähergekommen war, hatte er von Neuem begonnen, für die Operation zu sparen. Er hatte alles durchgeplant:

Er würde sich operieren lassen und danach weiter für die Renovierung sparen. Er sah es schon vor sich: Sein Rücken würde so glatt sein wie die Böden in der Wohnung, der breite, feste Wurmhügel aus Narben in Sekundenschnelle verdampft und mit ihm alle Spuren seiner Zeit im Heim und in Philadelphia, die Dokumentation jener Jahre von seinem Körper radiert. Er gab sich solche Mühe zu vergessen, versuchte es

jeden Tag, aber sosehr er sich auch anstrengte, die Narben erinnerten ihn immer wieder daran, waren der Beweis, dass das, von dem er vorgab, es sei nie geschehen, in Wahrheit doch geschehen war.

»Jude«, sagte Andy und setzte sich neben ihn auf den Untersuchungstisch. »Ich weiß, dass du enttäuscht bist. Und ich verspreche dir, wenn es eine Behandlungsmethode gibt, die sowohl wirksam als

auch sicher ist, lasse ich es dich wissen. Ich weiß, wie sehr sie dich stören; ich suche laufend nach einer Lösung für dich. Aber im Moment gibt es keine, und ich kann nicht guten Gewissens zulassen, dass du dir das antust.« Er schwieg; sie schwiegen beide. »Ich hätte dich das wahrscheinlich regelmäßiger fragen müssen, Jude, aber ... tut es dir weh? Machen sie dir Beschwerden? Spannt die

Haut an der Stelle?«

Er nickte. »Hör zu, Jude«, sagte Andy nach einer Pause, »es gibt Salben, die ich dir dafür aufschreiben kann, aber du wirst jemanden brauchen, der dich jeden Abend damit einschmiert, sonst bringt es nichts. Wirst du das jemanden machen lassen? Willem? Richard?«

»Das kann ich nicht«, sagte er in Richtung des Zeitschriftenartikels in seinen Händen.

»Na ja«, sagte Andy, »ich stelle dir trotzdem ein Rezept aus, und ich zeige dir, wie man sie aufträgt - keine Sorge, ich habe einen richtigen Dermatologen gefragt, das ist keine Behandlungsmethode, die ich mir mal eben selbst ausgedacht habe -, aber ich weiß nicht, wie effektiv es ist, wenn du es allein machst.« Er ließ sich vom Tisch gleiten. »Machst du mal deinen Kittel auf und drehst dich zur Wand?«

Er tat es und spürte, wie Andy ihm die Hände auf die Schultern legte und sie dann langsam über seinen Rücken bewegte. Er dachte, Andy werde, wie er es gelegentlich tat, sagen: »Es sieht gar nicht so schlimm aus, Jude«, oder: »Das muss dir überhaupt nicht unangenehm sein«, aber diesmal strich er nur über seinen Körper, als wären seine Handflächen selbst Laser, etwas, das über ihm schwebte und ihn heilte, die

**darunterliegende Haut
gesund und makellos
machte. Schließlich sagte
Andy, er könne seinen
Kittel wieder schließen, und
er tat es und drehte sich
wieder um. »Es tut mir
wirklich leid, Jude«, sagte
Andy, und dieses Mal war es
Andy, der ihn nicht ansehen
konnte.**

**»Wollen wir noch etwas
essen gehen?«, fragte Andy,
als die Untersuchung vorbei
war und er sich wieder
anzog, aber er schüttelte**

den Kopf: »Ich muss wieder zur Arbeit.« Andy schwieg, doch als er gehen wollte, hielt er ihn fest. »Jude«, sagte er, »es tut mir wirklich leid. Ich hasse es, derjenige sein zu müssen, der deine Hoffnungen zerstört.« Er nickte - er wusste, dass Andy das tat -, doch in diesem Moment konnte er es nicht ertragen, in seiner Nähe zu sein, und wollte nur fort.

Allerdings, so ruft er sich in Erinnerung - denn er will

realistischer werden, will den Gedanken aufgeben, dass er sich irgendwie kurieren kann -, bedeutet die Tatsache, dass die Operation wegfällt, dass er nun das Geld hat, um Malcolm mit der Renovierung beginnen zu lassen. In den Jahren seit dem Kauf der Wohnung konnte er zusehen, wie Malcolm in seiner Arbeit sowohl mutiger als auch fantasievoller wurde, und so sind auch die Pläne, die er

**direkt nach dem
Wohnungskauf entworfen
hat, inzwischen mehrfach
überarbeitet und verbessert
worden: Selbst Jude kann an
ihnen die Herausbildung
von etwas nachvollziehen,
das er als ästhetisches
Selbstvertrauen, als
souveräne Eigenständigkeit
erkennt. Kurz bevor er bei
Rosen Pritchard and Klein
anfang, hatte Malcolm bei
Ratstar gekündigt und mit
zwei seiner Kollegen und
Sophie, die er vom**

Architekturstudium kannte, eine Firma namens Bellcast gegründet; ihr erster Auftrag war die Renovierung der Zweitwohnung eines von Malcolms Freunden gewesen. Bellcast arbeitete hauptsächlich an privaten Wohnhäusern, doch im vergangenen Jahr hatten sie ihren ersten größeren staatlichen Auftrag erhalten, bei dem es um ein Fotografiemuseum in Doha ging, und Malcolm musste -

**wie Willem, wie er selbst -
immer häufiger die Stadt
verlassen.**

**»Man darf wohl nie
unterschätzen, was es
ausmacht, reiche Eltern zu
haben«, hatte irgendein
Arschloch auf einer von JB's
Partys genörgelt, als ihm zu
Ohren gekommen war, dass
Bellcast in einem
Wettbewerb zur Gestaltung
einer Gedenkstätte für die
während des Krieges
internierten
japanischstämmigen**

Amerikaner in Los Angeles den zweiten Platz belegt hatte, und JB hatte ihn angeschrien, bevor Willem oder er es tun konnten; sie hatten sich über JB's Kopf hinweg angelächelt, stolz darauf, dass er Malcolm so erbittert verteidigte.

Und so hatte er mit jeder neuen Version der Entwürfe für die Wohnung in der Greene Street Korridore erscheinen und wieder verschwinden, die Küche größer und dann kleiner

werden, Bücherregale erst von der nördlichen, fensterlosen Wand an die südliche und dann wieder zurück wechseln sehen. In einem der Entwürfe waren gar keine Wände vorgesehen - »Es ist ein *Loft*, Judy, und du solltest es als Einheit behandeln«, hatte Malcolm zu ihm gesagt, aber er war stur geblieben: Er brauchte ein Schlafzimmer, er brauchte eine Tür, die er schließen und verschließen konnte -,

und in einem anderen hatte Malcolm versucht, die nach Süden blickenden Fenster vollständig zu verdecken, dabei waren sie der Grund dafür gewesen, dass er sich überhaupt für die fünfte Etage entschieden hatte, und Malcolm hatte später eingeräumt, es sei ein blödsinniger Einfall gewesen. Doch er sieht Malcolm gern bei der Arbeit zu, ist gerührt, dass er so viel Zeit - mehr als er selbst - darauf verwendet

hat, über seinen Lebensraum nachzudenken. Und jetzt wird es umgesetzt werden, und er hat genug gespart, um Malcolm sich jeden noch so ausgefallenen Gestaltungstraum erfüllen zu lassen. Genug für jedes Möbelstück, das Malcolm ihm jemals vorgeschlagen hat, für jeden Teppich und jede Vase.

Seit sie vor drei Monaten Malcolms jüngste Pläne durchgegangen sind, gibt es einen offenen Streitpunkt.

Jude hatte auf den Skizzen bei der Toilette im großen Badezimmer ein Element entdeckt, das er nicht identifizieren konnte. »Was ist das?«, hatte er Malcolm gefragt.

»Haltegriffe«, hatte Malcolm rasch geantwortet, so als würde es an Bedeutung verlieren, wenn man es schnell aussprach. »Jude, ich weiß, was du sagen willst, aber -« Doch er betrachtete bereits mit zusammengekniffenen

**Augen die kleinen
Elemente, die sich auf den
Plänen auch in der
Duschkabine und an der
Badewanne befanden, und
entdeckte, dass Malcolm in
der Küche abgesenkte
Arbeitsflächen plante.**

**»Aber ich sitze doch gar
nicht im Rollstuhl«, hatte er
voller Bestürzung gesagt.**

**»Aber Jude«, hatte
Malcolm begonnen und sich
dann unterbrochen. Jude
wusste, was Malcolm sagen
wollte: *Aber du hast schon mal***

im Rollstuhl gesessen. Und du wirst wieder im Rollstuhl sitzen. Doch er tat es nicht.
»Das sind einfach nur die Mindestanforderungen für barrierefreies Bauen«, sagte er stattdessen.

»Mal«, hatte er gesagt und sich über seine eigene Bestürzung geärgert, »das ist mir klar. Aber ich will nicht, dass das hier die Wohnung eines Krüppels ist.«

»Das ist sie nicht, Jude. Es ist deine Wohnung. Aber

**meinst du nicht, dass man
vielleicht, nur als
Vorsichtsmaßnahme -«**

**»Nein, Malcolm. Weg
damit. Es ist mein Ernst.«**

**»Aber meinst du nicht,
aus rein praktischen
Gründen -«**

**»Ach, jetzt denkst du auf
einmal praktisch? Der
Mann, der wollte, dass ich
in einem
viereinhalbtausend
Quadratmeter großen Raum
ohne Wände lebe?« Er
verstummte. »Tut mir leid,**

Mal.«

»Ist schon in Ordnung, Jude«, sagte Malcolm. »Ich verstehe dich. Wirklich.«

Jetzt steht Malcolm grinsend vor ihm. »Ich will dir was zeigen«, sagt er und schwenkt die Papierrolle in seiner Hand wie einen Tambourstab.

»Danke, Malcolm«, sagt er. »Aber können wir uns die vielleicht später ansehen?« Er hat beim Schneider einen Termin gemacht und will nicht,

dass sie zu spät kommen.

»Das geht ganz schnell«, sagt Malcolm, »und ich lasse sie dir danach hier.« Er setzt sich neben ihn, streicht das Bündel Seiten glatt, bittet ihn, ein Ende festzuhalten, und erklärt ihm, welche Veränderungen und Verbesserungen er vorgenommen hat. »Die Arbeitsflächen sind wieder auf der ursprünglichen Höhe«, sagt Malcolm und zeigt auf die Küche. »Keine Haltegriffe im

Duschbereich, aber hier ist ein Sims, auf den du dich setzen könntest, nur für den Fall. Ich schwöre dir, das sieht super aus. Die an der Toilette habe ich gelassen - denk in Ruhe darüber nach, okay? Wir bauen sie ganz am Schluss ein, und wenn du wirklich, wirklich dagegen bist, lassen wir sie weg, aber ... aber ich würde sie lassen, Judy.« Er nickt widerstrebend. Zu diesem Zeitpunkt weiß er es noch

nicht, aber Jahre später wird er Malcolm dankbar sein, dass er an seine Zukunft gedacht hat, auch wenn er selbst es nicht hatte tun wollen: Er wird feststellen, dass die Durchgänge in seiner Wohnung breiter sind als anderswo, dass Bad und Küche ausreichend groß sind, um darin im Rollstuhl eine vollständige, saubere Drehung zu vollführen, dass die Türrahmen großzügig abgemessen sind, dass es

**Schiebe- statt Schwingtüren
gibt, wo immer möglich,
dass es kein Schränkchen
unter dem Waschbecken
gibt, dass sich die höchsten
Kleiderstangen auf
Knopfdruck absenken
lassen, dass in der
Badewanne eine Art
Sitzbank eingebaut ist und
dass Malcolm zu guter Letzt
auch den Kampf um die
Haltegriffe um die Toilette
gewonnen hat. Er wird eine
Art bitterer Verwunderung
darüber verspüren, dass**

noch ein Mensch in seinem Leben - Andy, Willem, Richard und nun auch Malcolm - seine Zukunft vorausgesehen und gewusst hat, wie unausweichlich sie war.

Nach ihrem Termin, bei dem Malcolm für einen marineblauen und einen dunkelgrauen Anzug vermessen wird und Franklin, der Schneider, ihn eigens begrüßt und fragt, warum er ihn seit zwei Jahren nicht gesehen

**habe - »Ich bin mir fast
sicher, dass es meine
Schuld ist«, sagt Malcolm
lächelnd -, essen sie noch
gemeinsam zu Mittag. Es ist
schön, sich mal einen
Samstag freizunehmen,
denkt er, während sie in
dem gut besuchten
israelischen Restaurant in
der Nähe von Franklins
Geschäft Limonade mit
Rosenwasser trinken und
mit Zatar bestäubten
gerösteten Blumenkohl
essen. Malcolm kann es**

kaum erwarten, mit der Arbeit an der Wohnung zu beginnen, und ihm geht es ebenso. »Das Timing ist perfekt«, sagt Malcolm immer wieder. »Ich lasse die Unterlagen vom Büro an die Behörde schicken, und bis alles genehmigt ist, bin ich in Doha fertig und kann sofort loslegen, und du ziehst dann solange bei Willem ein.« Malcolm hat gerade die Arbeiten an Willems Wohnung beendet, die er stärker überwacht

hat als Willem selbst; gegen Ende hat er sogar die Farbentscheidungen für Willem getroffen. Jude gefällt, was Malcolm aus der Wohnung gemacht hat, und wird mit Freuden das nächste Jahr über dort wohnen.

Es ist noch früh, als sie mit dem Essen fertig sind, und sie stehen noch ein wenig auf dem Bürgersteig herum. Es hat die ganze Woche über geregnet, aber heute ist der Himmel blau,

**und er fühlt sich noch stark
und sogar etwas
unausgelastet, also fragt er
Malcolm, ob er Lust auf
einen kleinen Spaziergang
habe. Er sieht, dass
Malcolm zögert, dass er ihn
von Kopf bis Fuß mustert,
wie um festzustellen, ob er
dazu überhaupt in der Lage
sei, doch dann lächelt er
und willigt ein, und sie
gehen nach Westen und
biegen dann nach Norden,
in Richtung Greenwich
Village. Als sie an dem Haus**

in der Mulberry Street vorbeikommen, in dem JB gewohnt hat, bevor er weiter nach Osten gezogen ist, schweigen sie beide, und er denkt - und weiß, dass Malcolm es auch tut - an JB und fragt sich, was er wohl gerade macht, und er weiß und weiß auch wieder nicht, warum JB nicht auf ihre und Willems Anrufe, Kurznachrichten, E-Mails reagiert hat. Dutzende Gespräche haben die drei miteinander, mit Richard,

mit Ali und den Henry Youngs darüber geführt, was zu tun ist, aber JB hat jeden ihrer Vorstöße durchkreuzt, indem er ihnen ausgewichen ist, ihnen den Weg versperrt oder sie schlicht ignoriert hat. »Wir können nur abwarten, bis es noch schlimmer wird«, hat Richard irgendwann einmal gesagt, und er fürchtet, dass Richard recht hat. Manchmal ist es, als wäre JB nicht länger ein Teil von

ihnen und sie könnten nichts tun, als auf den Moment zu warten, in dem er vor einer Krise steht, bei der nur sie ihm helfen können, um dann wieder mit dem Fallschirm in sein Leben zu springen.

»Okay, Malcolm, ich muss dich einfach fragen«, sagt er, während sie die Hudson Street entlanggehen, die am Wochenende völlig verlassen wirkt, die baumlosen Bürgersteige frei von Menschen.

»Heiratest du Sophie oder nicht? Wir fragen uns das alle.«

»Herrje, Jude, ich weiß es einfach nicht«, setzt Malcolm an, aber er klingt erleichtert, als hätte er sich die ganze Zeit über gewünscht, dass ihn endlich jemand fragt. Und vielleicht hat er das ja tatsächlich. Er zählt die Gründe dagegen auf (heiraten ist so konventionell; es hat etwas so Endgültiges; er ist gar nicht unbedingt auf eine

Hochzeit aus, fürchtet aber, Sophie könnte es sein; seine Eltern werden versuchen, sich einzumischen; die Vorstellung, den Rest seines Lebens mit einer Frau zu verbringen, die ebenfalls Architektin ist, deprimiert ihn; Sophie und er sind Mitgründer der Firma - wenn zwischen ihnen etwas passiert, was wird dann aus Bellcast?), und die Gründe dafür, die aber auch eher klingen, als würden sie dagegen

sprechen (wenn er ihr keinen Antrag macht, wird Sophie ihn wohl verlassen; seine Eltern liegen ihm pausenlos damit in den Ohren, und er will, dass sie endlich Ruhe geben; er liebt Sophie wirklich und weiß, dass er niemand Besseren finden wird; er ist achtunddreißig und hat das Gefühl, einfach *irgendetwas* tun zu müssen). Er versucht, nicht zu lächeln, während er Malcolm zuhört. Das hat er immer an ihm

gemocht: dass er auf dem Papier und in seinen Entwürfen so entschieden ist und in Bezug auf alles andere so zaudernd und auch gar keinen Hehl daraus macht. Malcolm ist nie jemand gewesen, der sich cooler, selbstbewusster oder cleverer darstellt, als er in Wahrheit ist, und mit zunehmendem Alter schätzt und bewundert Jude seine Arglosigkeit immer mehr, sein absolutes Vertrauen in seine Freunde und ihre

Meinungen.

»Was meinst du, Jude?«, fragt Malcolm schließlich. »Ehrlich gesagt, wollte ich die ganze Zeit schon mit dir darüber reden. Sollen wir uns irgendwo hinsetzen? Hast du Zeit? Ich weiß, dass Willem auf dem Weg nach Hause ist.«

Er könnte mehr wie Malcolm sein, denkt er, er könnte seine Freunde um Hilfe bitten, könnte sich ihnen gegenüber verletzlich zeigen. Schließlich hat er

**das zuvor schon getan,
wenn auch nicht freiwillig,
und sie sind immer gut zu
ihm gewesen, haben ihm
nie das Gefühl gegeben, er
müsse sich für irgendetwas
schämen - sollte er daraus
keine Lehre ziehen?**

**Vielleicht wird er Willem
beispielsweise tatsächlich
fragen, ob er ihm mit
seinem Rücken helfen
kann. Selbst wenn Willem
von seiner Erscheinung
angewidert ist, wird er
nichts sagen. Und Andy hat**

recht gehabt: Es ist wirklich zu schwierig, die Salbe selbst aufzutragen, und irgendwann hat er damit aufgehört, die Tuben allerdings auch nicht weggeworfen.

Er denkt über den Gesprächseinstieg nach, merkt aber schnell, dass er nicht einmal in Gedanken über das erste Wort - *Willem* - hinauskommt. Und in diesem Augenblick weiß er, dass er Willem nicht fragen wird: *Nicht weil ich dir*

nicht vertraue, sagt er zu Willem, mit dem er diese Unterhaltung nie führen wird, sondern weil ich nicht ertrage, dass du mich siehst, wie ich wirklich bin. Sieht er sich jetzt als alten Mann, ist er noch immer allein, allerdings in seiner Wohnung in der Greene Street, und während er seine Gedanken weiter schweifen lässt, begegnet ihm Willem in einem Haus im Grünen, inmitten von Bäumen - in den

Adirondack Mountains oder den Berkshire Mountains -, und Willem ist glücklich, er ist von Menschen umgeben, die ihn lieben, und ein paar Mal im Jahr kommt er vielleicht in die Stadt, um ihn in der Greene Street zu besuchen, und sie verbringen einen Nachmittag zusammen. In diesen Tagträumen sitzt er immer, sodass nicht ganz klar ist, ob er noch laufen kann oder nicht, aber er weiß, dass er sich jedes Mal

freut, Willem zu sehen, und dass er ihm am Ende jedes Treffens sagen kann, er solle sich keine Gedanken machen, er könne auf sich aufpassen, und diese Zusicherung ist wie ein Segen, den er über den Freund spricht, und es freut ihn, dass er die Stärke besitzt, Willems Idyll nicht mit seinen Bedürfnissen, seiner Einsamkeit, seinen Wünschen zu stören.

Doch das, ermahnt er sich, liegt viele Jahre in der

Zukunft. Im Hier und Jetzt sieht er Malcolm vor sich und sein hoffnungsfrohes, erwartungsvolles Gesicht, gespannt auf seine Antwort.

»Er kommt erst heute Abend zurück«, sagt er zu Malcolm. »Wir haben den ganzen Nachmittag, Mal. Ich habe so viel Zeit, wie du brauchst.«

Das letzte Mal, dass JB versucht hat - ernsthaft versucht hat -, mit den Drogen aufzuhören, war am Wochenende des 4. Juli gewesen. Es war niemand in der Stadt. Malcolm war mit Sophie bei ihren Eltern in Hamburg. Jude war mit Harold und Julia in Kopenhagen. Willem drehte in Cappadocia. Richard war in einer Künstlerkolonie in

Wyoming. Der asiatische Henry Young war in Reykjavík. Nur er war hier, und wäre er nicht so fest entschlossen gewesen, dann wäre auch er nicht in der Stadt geblieben. Er wäre in Beacon gewesen, wo Richard ein Haus hatte, oder in Woodstock, wo Ali ein Haus hatte, oder ... nun ja, es gab dieser Tage nicht mehr so viele Leute, die ihm ihr Haus überlassen hätten, und zu den meisten hatte er ohnehin den Kontakt

abgebrochen, weil sie ihm auf die Nerven gegangen waren. Aber er hasste den New Yorker Sommer. Alle dicken Menschen hassten den New Yorker Sommer: Alles klebte ständig aneinander, Fleisch an Fleisch, Fleisch an Stoff. Man fühlte sich nie wirklich trocken. Doch hier war er und schloss die Tür seines Ateliers im zweiten Stock des weißen Ziegelbaus in Kensington auf, um zunächst einen

**unfreiwilligen Seitenblick
den Gang
hinunterzuwerfen, wo
Jacksons Atelier lag, bevor
er eintrat.**

**JB war nicht
drogenabhängig. Ja, er
nahm Drogen. Ja, er nahm
eine Menge Drogen. Aber er
war nicht drogenabhängig.
Andere dagegen schon.
Jackson war
drogenabhängig. Zane war
es und Hera auch. Massimo
und Topher: beide
drogenabhängig. Manchmal**

kam es ihm so vor, als wäre er der Einzige, der die Linie nicht überschritten hatte.

Wobei er wusste, dass viele glaubten, er habe es getan, weshalb er noch in der Stadt war, wo er doch eigentlich auf dem Land hätte sein sollen: vier Tage lang keine Drogen, nur Arbeit - und danach würde er sich nichts mehr anhören müssen, von niemandem.

Heute, Freitag, war Tag eins. Die Klimaanlage in seinem Atelier war defekt,

**also öffnete er als Erstes
alle Fenster und dann,
nachdem er leise bei
Jackson geklopft hatte, um
zu sehen, ob er da war, auch
die Tür. Sonst ließ er nie
die Tür offen, erstens
wegen Jackson und zweitens
wegen des Lärms. Sein
Atelier war einer von
vierzehn Räumen im dritten
Stockwerk eines
vierstöckigen Gebäudes. Die
Räume waren
ausschließlich zur Nutzung
als Ateliers vorgesehen,**

**aber er schätzte, dass
zwanzig Prozent der Mieter
illegal dort wohnten. Die
wenigen Male, die er vor
zehn Uhr morgens in sein
Atelier gekommen war,
hatte er Leute in
Boxershorts durch die
Gänge schlurfen sehen, und
wenn er dann zu der
Toilette am Ende des Flurs
ging, wusch sich drinnen
jemand über dem
Waschbecken oder rasierte
sich oder putzte sich die
Zähne, und dann nickte er**

demjenigen kurz zu - »Was geht, Mann?« -, und der nickte zurück. Trotzdem erinnerte die Stimmung weniger an ein Wohnheim als an eine Anstalt, was ihn deprimierte. JB hätte auch anderswo ein Atelier finden können, ein besseres Atelier, in dem er ungestörter hätte arbeiten können, doch er hatte sich bewusst für dieses hier entschieden, weil das Gebäude tatsächlich wie ein Studentenwohnheim aussah

und er (wie er zu seiner Schande gestehen musste) hoffte, es könnte wieder ein bisschen wie auf dem College sein. Aber das war es nicht.

Das Gebäude sollte angeblich auch ein »lärmgeminderter Bereich« sein, was immer das bedeuten mochte, doch neben den Künstlern hatten auch einige Bands - Bands, die ironischen Thrashmetal spielten, Bands, die ironischen Folk spielten,

**Bands, die ironische
Instrumentalmusik
spielten - Räume
angemietet, weswegen die
Gänge immer von einem
Krach erfüllt waren, in dem
die Instrumente all der
Bands zu einem
langgezogenen,
jammernden
Gitarrenfeedback
verschmolzen. Die Bands
hätten gar nicht da sein
sollen, und alle paar
Monate kam der
Eigentümer des Hauses, ein**

gewisser Mr Chen, zu einer unangekündigten Inspektion vorbei, und dann konnte er selbst durch seine geschlossene Tür hören, wie die Rufe durch die Gänge hallten, ein Alarmschrei gefolgt vom nächsten, bis die Warnung alle vier Stockwerke durchdrungen hatte - *Chen! Chen! Chen!* - und alles still wurde, so unnatürlich still, dass er zu hören glaubte, wie sein Ateliernachbar seine Kohlestifte am

Wetzstein rieb und der Spirograph seines Nachbarn zur anderen Seite über eine Leinwand kratzte. Nachdem Mr Chen sich von der Ruhe im Gebäude überzeugt hatte, stieg er ins Auto und fuhr davon, und die Echos der Entwarnung - *Er ist weg! Er ist weg! Er ist weg!* - gingen durch die Gänge, und von Neuem erhob sich die Kakophonie wie ein Schwarm krächzender Heuschrecken.

Als er sich sicher war,

allein in seinem Stockwerk zu sein (Gott, wo *waren* die bloß alle? War er wirklich der letzte Mensch auf Erden?), zog er sein Hemd und kurz darauf auch seine lange Hose aus und begann, das Atelier zu putzen, was er seit Monaten nicht getan hatte. Immer wieder ging er zu den Mülltonnen neben dem Warenlift und füllte sie mit alten Pizzakartons, leeren Bierdosen, vollgekritzelten Papierfetzen, Pinseln, deren

**Borsten sich in Stroh
verwandelt hatten, weil er
sie nicht gewaschen, und
Paletten mit Wasserfarbe,
die zu Ton geworden war,
weil er sie nicht feucht
gehalten hatte.**

**Putzen war langweilig,
und in nüchternem Zustand
war es besonders
langweilig. Er dachte
wieder mal darüber nach,
dass er nie eines der
positiven Erlebnisse gehabt
hatte, die man auf Meth
angeblich hatte. Er kannte**

**Leute, die schlank
geworden waren oder rund
um die Uhr anonymen Sex
hatten oder stundenlang
ohne Unterbrechung ihre
Wohnung oder ihr Atelier
aufräumten. Er blieb dick.
Sein Geschlechtstrieb hatte
sich verabschiedet. Sein
Atelier und seine Wohnung
versanken nach wie vor im
Chaos. Gut, er arbeitete
immer erstaunlich lange -
zwölf, vierzehn Stunden am
Stück -, aber das konnte er
nicht dem Meth**

zuschreiben: Er hatte immer hart gearbeitet. Was das Malen oder Zeichnen anging, war seine Aufmerksamkeitsspanne lang.

Nachdem er etwa eine Stunde lang Dinge vom Boden aufgeklaut hatte, sah das Atelier immer noch unverändert aus, und er verzehrte sich nach einer Zigarette, die er nicht hatte, oder irgendetwas Alkoholischem, das er ebenfalls nicht hatte, und

**außerdem war es erst
Mittag. Ihm fiel ein, dass er
einen Kaugummi in der
Hosentasche hatte, und er
suchte danach, fand ihn - er
war etwas feucht von der
Hitze -, steckte ihn in den
Mund und kaute darauf
herum, während er träge
mit geschlossenen Augen
dalag, den kühlen
Zementboden unter seinem
Rücken und seinen
Oberschenkeln, und so tat,
als wäre er woanders, nicht
in Brooklyn in der Julihitze**

von zweiunddreißig Grad.

Wie geht es mir?, fragte er
sich selbst.

Ganz okay, antwortete er
sich selbst.

Der Psychotherapeut, zu dem er neuerdings ging, hatte ihm geraten, sich das regelmäßig zu fragen. »Das ist eine Art Soundcheck«, hatte er gesagt. »Einfach eine Methode, sich selbst zu überprüfen: Wie fühle ich mich? Will ich etwas nehmen? Und wenn ich etwas nehmen will, *warum*

will ich etwas nehmen? Es ist eine Methode, mit sich selbst zu kommunizieren, seine Impulse zu hinterfragen, statt ihnen einfach nachzugeben.« Was für ein Idiot, hatte JB gedacht. Und dachte er immer noch. Dennoch konnte er die Frage, wie viele andere idiotische Dinge auch, nicht aus seinem Hirn verbannen. Und so fragte er sich jetzt in allen möglichen unpassenden Momenten,

wie es ihm ging. Manchmal lautete die Antwort: »Wenn ich was nehmen würde, würde es mir bessergehen«, und dann tat er genau das, und sei es nur, um seinem Therapeuten zu demonstrieren, wie idiotisch seine Methode war. *Siehst du?*, sagte er in seinem Kopf zu Giles. Giles, der nicht einmal einen Dokortitel hatte, nur einen Master in klinischer Sozialarbeit. *So viel zu deiner Selbstbefragungsmethode. Was*

*hast du noch auf Lager, Giles?
Womit machen wir weiter?*

**Giles aufzusuchen war
nicht JBs Idee gewesen.
Sechs Monate zuvor, im
Januar, hatten seine Mutter
und seine Tanten für ihn
eine Art
familienpädagogische
Intervention abgehalten,
die damit begonnen hatte,
dass seine Mutter in
Erinnerungen daran
geschwelgt hatte, was für
ein aufgeweckter und
frühreifer Junge JB**

**gewesen sei, und schaut ihn
euch jetzt an, und dann
hatte seine Tante Christine
den bösen Bullen gespielt
und ihn angeschrien, dass
er alles in den Wind
schieße, was ihre Schwester
ihm ermöglicht habe, und
ein Nichtsnutz geworden
sei, der nur Ärger mache,
und dann hatte seine Tante
Silvia, die von den dreien
immer die Sanfteste war,
ihm gesagt, dass sie sich
alle den alten JB
zurückwünschten, und ihm**

zugeredet, wie talentiert er doch sei und dass er sich doch bitte in Therapie begeben solle. Er war nicht in der Stimmung für eine Intervention gewesen, auch keine so kleine und heimelige wie diese (seine Mutter hatte seinen Lieblingskäsekuchen gebacken, den sie gemeinsam verzehrten, während sie seine Fehler diskutierten), unter anderem deshalb, weil er noch immer wütend auf sie

war. Einen Monat zuvor war seine Großmutter gestorben, und seine Mutter hatte einen ganzen Tag verstreichen lassen, bevor sie ihn anrief. Sie behauptete, er sei nicht ans Telefon gegangen, aber er *wusste*, dass er am Tag ihres Todes nichts genommen hatte und sein Telefon den ganzen Tag über eingeschaltet gewesen war, und er begriff nicht, warum seine Mutter ihn anlog.

»JB, Grandma hätte es das

Herz gebrochen, wenn sie gewusst hätte, was aus dir geworden ist«, sagte seine Mutter zu ihm.

»Ach, leck mich am Arsch, Ma«, hatte er gesagt, ihres Gejammers und Gebibbers überdrüssig, und Christine war aufgesprungen und hatte ihm eine Ohrfeige gegeben.

Danach hatte er zugestimmt, zu Giles zu gehen (der ein Freund eines Freundes von Silvia war), um Christine und natürlich

**seine Mutter zu versöhnen.
Unglücklicherweise war
Giles tatsächlich ein
Trottel, und während ihrer
Sitzungen (für die seine
Mutter aufkam; er würde
sein Geld nicht für
irgendeine Therapie aus
dem Fenster werfen, und
schon gar nicht für eine
schlechte Therapie) gab er
Giles auf seine
unoriginellen Fragen -
*Warum üben Drogen eine
solche Anziehungskraft auf
dich aus, JB? Was geben sie***

dir? Was meinst du, warum dein Konsum in den letzten Jahren so stark zugenommen hat? Was ist deiner Meinung nach der Grund dafür, dass der Kontakt zu Malcolm, Jude und Willem abreißt? - **Antworten, von denen er wusste, dass er sie hören wollte. Er sprach über seinen verstorbenen Vater und das Gefühl der Leere und des Verlusts, das sein Tod in ihm ausgelöst hatte, er sprach über die Oberflächlichkeit der**

**Kunstwelt, über die Angst,
seinem Potenzial nicht
gerecht zu werden, er sah
zu, wie Giles' Stift
euphorisch über seinen
Block hüpfte, und empfand
dabei sowohl Verachtung
für den dämlichen Giles als
auch Abscheu vor seiner
eigenen Unreife. Seinen
Therapeuten hinters Licht
zu führen, das war - selbst
wenn der Therapeut es
nicht anders verdient
hatte - etwas, das man mit
neunzehn tat, nicht mit**

neununddreißig.

Aber auch wenn Giles ein Trottel war, kamen seine Fragen JB immer wieder in den Sinn, denn es waren Fragen, die er sich selbst schon gestellt hatte. Und auch wenn Giles jede von ihnen als eigenes Dilemma präsentierte, wusste er, dass sie miteinander zusammenhingen und im Grunde eine einzige große Frage ergaben, die seine Situation wahrhaftiger als alles andere auf den Punkt

bringen würde, wenn sie sich formulieren ließe.

Erstens, sagte er zu Giles, habe er nie vorgehabt, so viele Drogen zu nehmen, wie er es tat. Das klang wie eine Selbstverständlichkeit, eine geradezu alberne Feststellung, aber die Wahrheit war, dass JB Leute kannte - größtenteils reiche, weiße, langweilige, von ihren Eltern ungeliebte Leute -, die tatsächlich Drogen nahmen, weil sie glaubten, dadurch

**interessanter oder
angsteinflößender zu
wirken oder mehr
Aufmerksamkeit auf sich zu
ziehen oder einfach
deshalb, weil es die Zeit
schneller vergehen ließ.
Sein Freund Jackson
gehörte beispielsweise
dazu. Aber nicht er.
Natürlich hatte er immer
Drogen genommen, wie alle
anderen auch, aber auf dem
College waren Drogen so
etwas wie die Desserts
gewesen, die er ebenfalls**

**liebte: etwas
Konsumierbares, das ihm
als Kind verboten gewesen
war und nun zur freien
Verfügung stand. Genau wie
Frühstücksflocken zum
Nachtisch, die so süß
waren, dass sie im Hals
brannten und die
überschüssige Milch wie
Rohrzuckersirup
schmecken ließen, war das
Konsumieren von Drogen
ein Privileg Erwachsener,
und er gedachte, davon
Gebrauch zu machen.**

**Frage zwei und drei:
Wann und warum waren die
Drogen ihm so wichtig
geworden? Auch das konnte
er beantworten. Mit
zweiunddreißig hatte er
seine erste Ausstellung
gehabt. Danach war
zweierlei passiert: Erstens
war er plötzlich ein Star.
Kunstmagazine hatten über
ihn geschrieben, aber auch
Zeitschriften und
Zeitungen, die von
Menschen gelesen wurden,
die Sue Williams nicht von**

Sue Coe unterscheiden konnten. Und zweitens war seine Freundschaft zu Jude und Willem zerstört worden.

»Zerstört« war vielleicht ein zu starkes Wort. Aber sie hatte sich verändert. Er hatte etwas Schlimmes getan - das gab er zu -, und Willem hatte für Jude Partei ergriffen (was ihn nicht hätte überraschen sollen, denn wenn er ihre Freundschaft Revue passieren ließ, war klar ersichtlich, dass Willem

**immer für Jude Partei
ergriffen hatte), und auch
wenn sie beide gesagt
hatten, dass sie ihm
verziehen, hatte sich ihre
Beziehung verändert. Jude
und Willem waren zu einer
separaten Einheit
geworden, vereint gegen
alle anderen, vereint gegen
ihn (warum war ihm das
vorher nie aufgefallen?):
*Wir zwei bilden das Volk der
Erde. Dabei hatte er immer
gedacht, er und Willem
wären eine Einheit.***

Aber das waren sie wohl doch nicht. Wer blieb also? Malcolm nicht, denn Malcolm war irgendwann mit Sophie zusammengekommen und hatte mit ihr eine Einheit gebildet. Wer also war sein Gegenstück, mit wem würde er eine Einheit formen? Niemand, so erschien es ihm oft. Sie hatten ihn aufgegeben, zurückgelassen.

Und dann hatten sie ihn mit jedem Jahr noch ein

**bisschen mehr
zurückgelassen. Er hatte
immer gewusst, dass er als
Erster aus ihrer
Viererrunde Erfolg haben
würde. Das war keine
Arroganz: Er wusste es
einfach. Er arbeitete härter
als Malcolm, er war
ambitionierter als Willem.
(Jude nahm in seinen Augen
nicht an dem Wettkampf
teil, denn Judes Beruf lagen
völlig andere Maßstäbe
zugrunde, die für ihn
bedeutungslos waren.) Er**

war darauf eingestellt, der Reiche oder der Berühmte oder der Respektierte unter ihnen zu sein, doch selbst in seinen Träumen von Reichtum und Ruhm und Respekt stand für ihn fest, dass er mit ihnen befreundet bleiben würde, dass er sie niemals für irgendjemand anderen aufgeben würde, wie groß die Versuchung auch sein mochte. Er liebte sie; sie gehörten zu ihm.

Doch er hatte nicht damit

**gerechnet, dass *sie ihn*
aufgeben, dass sie ihn
hinter sich zurücklassen
könnten. Malcolm hatte
seine eigene Firma. Was
immer Jude auch machte,
machte er offenbar
beeindruckend gut, so gut,
dass der Anwalt eines
Sammlers, mit dem JB im
vergangenen Frühjahr eine
lächerliche kleine
Auseinandersetzungs gehabt
hatte (er wollte ihn auf die
Herausgabe eines seiner
frühen Gemälde verklagen;**

der Sammler hatte ihm versprochen, er könne es zurückkaufen, aber nicht zu seinem Wort gestanden), die Augenbrauen hochgezogen hatte, als JB ihm sagte, er solle sich an seinen Anwalt, Jude St. Francis, wenden.

»St. Francis?«, fragte der gegnerische Anwalt. »Wie sind Sie denn an *den* herangekommen?« Er erzählte dem schwarzen Henry Young davon, der nicht überrascht war. »O

ja«, sagte er, »Jude ist eiskalt und brutal. Er holt dir dein Bild zurück, keine Sorge.« Das hatte ihn verblüfft. *Sein Jude?* Jemand, der ihm bis zu ihrem zweiten Jahr auf dem College buchstäblich nicht in die Augen schauen konnte? *Brutal?* Er konnte es sich schlicht nicht vorstellen. »Ich weiß, was du meinst«, sagte der schwarze Henry Young. »Aber bei der Arbeit ist er wie ausgewechselt, JB. Ich

**habe ihn mal bei einer
Verhandlung gesehen, und
er war geradezu
furchteinflößend, völlig
erbarmungslos. Hätte ich
ihn nicht gekannt, ich hätte
ihn für ein Riesenarschloch
gehalten.« Und der
schwarze Henry Young
hatte recht behalten - er
hatte sein Gemälde
wiederbekommen, und
nicht nur das: Der Sammler
hatte sogar einen
Entschuldigungsbrief
geschrieben.**

Und dann war da natürlich Willem. Der übelgesinnte, kleinherzige Teil von ihm musste sich eingestehen, dass er einfach nicht damit gerechnet hätte, dass Willem so erfolgreich sein würde. Nicht, dass er es ihm nicht gewünscht hätte - er hatte es bloß nicht für möglich gehalten. Willem mit seinem Mangel an Konkurrenzdenken; Willem mit seiner Besonnenheit; Willem, der auf dem College

eine Hauptrolle in *Blick zurück im Zorn* abgelehnt hatte, um sich besser um seinen kranken Bruder kümmern zu können. Einerseits hatte er es nachvollziehen können, andererseits - sein Bruder lag ja nicht im Sterben, nicht zu der Zeit; selbst seine Mutter hatte ihm gesagt, er solle nicht kommen. Wofür ihn seine Freunde einst gebraucht hatten - Extravaganz, Aufregung -, dafür waren

sie heute nicht mehr auf ihn angewiesen. Er sah sich nicht als jemand, der wollte, dass seine Freunde - na ja, vielleicht nicht *erfolglos* waren, aber doch zu ihm aufschauten, doch vielleicht war er so jemand.

Was ihm nicht klar gewesen war: Erfolg machte die Menschen langweilig. Scheitern machte sie auch langweilig, aber anders. Wer scheiterte, strebte immer nach derselben Sache: Erfolg. Doch auch

**erfolgreiche Menschen
strebten immer nach
derselben Sache, nämlich
nach permanenter
Bestätigung ihres Erfolgs.
Der eine lief, und der
andere lief auf der Stelle,
und auch wenn Laufen
grundsätzlich langweilig
war, bewegte sich der eine
zumindest voran und
durchquerte
unterschiedliche
Landschaften. Bei Jude und
Willem schien das anders zu
sein - sie schienen etwas zu**

**haben, was ihm fehlte,
etwas, das sie vor der
lähmenden Langeweile des
Erfolgs bewahrte, vor dem
Überdruß, den man
verspürte, wenn man
aufwachte und feststellte,
dass man erfolgreich war
und fortan jeden Tag aufs
Neue das tun musste, was
einem diesen Erfolg
beschert hatte, denn sobald
man damit aufhörte, war
man nicht mehr erfolgreich,
sondern gescheitert.
Manchmal hatte er das**

Gefühl, dass der entscheidende Unterschied zwischen Malcolm und ihm auf der einen und Jude und Willem auf der anderen Seite nicht in der Hautfarbe oder dem Wohlstand ihrer Eltern lag, sondern in dem grenzenlosen Vermögen der beiden, sich erstaunen zu lassen: Im Vergleich zu seiner eigenen Kindheit war ihre so kümmerlich, so grau gewesen, dass sie sich als Erwachsene in einem Zustand permanenter

Verzückung befanden. Im Juni nach ihrem Abschluss hatten die Irvines ihnen allen eine Reise nach Paris spendiert, wo sie, wie sich herausstellte, eine Wohnung - »eine *winzig kleine* Wohnung«, wie Malcolm abgewiegelt hatte - im siebten Arrondissement besaßen. Er war das erste Mal mit seiner Mutter in Paris gewesen, als er dreizehn war, dann auf einer Schulreise während der Highschool, und ein

drittes Mal in den Semesterferien nach seinem zweiten Studienjahr, aber erst als er die Gesichter von Jude und Willem sah, trat ihm nicht nur die Schönheit der Stadt, sondern der Zauber, den sie versprach, wirklich vor Augen. Er beneidete sie um diese Fähigkeit zum ehrfurchtsvollen Staunen (auch wenn er begriff, dass es zumindest in Judes Fall der Lohn für eine lange Kindheit voller Strafen

**war), um die Zuversicht,
dass das Leben ihnen
immer wieder erstaunliche
Erlebnisse präsentieren
würde, dass ihre
wunderbaren Jahre noch
nicht hinter ihnen lagen. Er
erinnerte sich an ihre
ersten Reaktionen auf die
Universität - als wären sie
Helen Keller und hätten
gerade erfahren, dass die
kühlen Spritzer auf ihren
Händen einen Namen
hatten, den sie lernen
konnten - und daran, wie**

ungeduldig und zugleich heftig neidisch sie ihn gemacht hatten. Wie musste es sich anfühlen, erwachsen zu sein und noch immer die Wunder der Welt zu entdecken?

Und das, so dachte er manchmal, war der Grund dafür, dass er so gern high war: nicht weil es ein Ausweg aus dem Alltag gewesen wäre, sondern weil es den Alltag weniger alltäglich erscheinen ließ. Für eine kurze Zeitspanne -

die mit jeder Woche kürzer wurde - zeigte sich die Welt prachtvoll und unbekannt.

In anderen Momenten fragte er sich, ob es die Welt war, die die Farbe verloren hatte, oder ob es seine Freunde selbst waren. Wann waren sich alle so ähnlich geworden? Viel zu oft erschien es ihm so, als wären die Menschen auf dem College und an der Graduate School zum letzten Mal interessant gewesen. Und dann waren

**sie langsam, aber
unaufhaltsam so wie alle
anderen geworden. Man
musste sich nur die
Bandmitglieder von Backfat
ansehen: In der Schule
waren sie mit freiem
Oberkörper, alle drei dick,
üppig, wabbelnd, am
Charles River
entlangmarschiert, um
gegen Budgetkürzungen bei
Planned Parenthood zu
protestieren (niemand hatte
verstanden, warum sie dazu
oberkörperfrei sein**

mussten, aber egal), hatten im Keller von Hood Hall großartige Konzerte gespielt und im Innenhof die Stroh puppe eines antifeministischen Senators in Brand gesetzt. Aber jetzt sprachen Francesca und Marta vom Kinderkriegen und zogen von ihrem Loft in Bushwick in ein elegantes Stadthaus in Boerum Hill um, und Edie gründete diesmal wirklich, wirklich eine Firma, und als er im vergangenen Jahr eine

Wiedervereinigung von Backfat vorgeschlagen hatte, hatten sie alle gelacht, obwohl er es gar nicht als Witz gemeint hatte. Seine anhaltende Nostalgie deprimierte ihn, machte ihn älter, und er konnte nicht umhin zu denken, dass die glorreichsten Jahre, die Jahre, in denen alles aussah wie mit Leuchtfarbe gemalt, vorüber waren. Damals waren alle so viel unterhaltsamer gewesen.

Was war nur passiert?

**Das Alter, nahm er an.
Jobs, Geld, Kinder. Die
Dinge, die den Tod auf
Abstand hielten, mit denen
man die eigene Relevanz
untermauerte, die Trost
spendeten und
Zusammenhang und
Bedeutung stifteten. Der
von Biologie und
Konvention diktierte
Marsch voran, dem sich
selbst unangepasste Geister
nicht entziehen konnten.**

Aber das waren nur seine

Altersgenossen. Was er wirklich wissen wollte, war, wann seine *Freunde* so konventionell geworden waren und warum er es nicht früher bemerkt hatte. Malcolm war natürlich immer schon konventionell gewesen, aber von Willem und Jude hatte er irgendwie mehr erwartet. Er wusste, wie furchtbar das klang (weshalb er es auch nie laut sagte), aber er dachte oft, dass er unter dem Fluch einer glücklichen Kindheit

**litt. Was, wenn ihm
stattdessen etwas wirklich
Interessantes passiert wäre?
Aber das einzig
Interessante war gewesen,
dass er eine größtenteils
weiße Privatschule besucht
hatte, und eigentlich war
das gar nicht wirklich
interessant. Gott sei Dank
war er kein Schriftsteller,
denn er hätte nicht
gewusst, worüber er
schreiben sollte. Und dann
war da jemand wie Jude, der
nicht wie alle anderen**

aufgewachsen war und *nicht* wie alle anderen aussah und der doch, wie JB wusste, alles tat, um wie alle anderen zu sein. Willems Aussehen hätte er nicht abgelehnt, klar, aber er hätte ohne zu zögern ein niedliches kleines Tier getötet, um wie Jude auszusehen, mit seinem mysteriösen Hinken, das eigentlich eher eine Art Gleiten war, seinem Gesicht und seinem Körper. Aber Jude verbrachte die meiste

Zeit damit, reglos auf der Stelle zu stehen und zu Boden zu schauen, so als würde auf diese Weise niemand bemerken, dass er existierte. Auf dem College, als Jude so kindlich und knochig ausgesehen hatte, dass JB die Gelenke schmerzten, wenn er ihn nur ansah, war das traurig, aber irgendwie verständlich gewesen, doch jetzt, da er sich in seiner Haut wirklich hätte wohlfühlen können, machte es JB schlicht

**fuchsteufelswild,
insbesondere wenn Judes
Beklommenheit seinen
eigenen Plänen im Wege
stand.**

**»Willst du dein ganzes
Leben damit verbringen,
komplett durchschnittlich,
langweilig und typisch zu
sein?«, hatte er Jude einmal
gefragt (das war während
ihres zweiten großen Streits
gewesen, als er Jude zu
überreden versucht hatte,
nackt für ihn Modell zu
stehen - eine**

Auseinandersetzung, von der er wusste, dass er sie niemals gewinnen würde, noch bevor sie richtig begonnen hatte).

»Ja, JB«, hatte Jude gesagt und ihn mit diesem Blick angesehen, den er manchmal aufsetzte und der in seiner ausdruckslosen Leere einschüchternd, sogar ein wenig furchteinflößend war. »Genau das will ich.«

Manchmal vermutete er, dass Jude im Grunde nichts

**anderes wollte, als in
Cambridge bei Harold und
Julia herumzuhängen und
mit ihnen Vater, Mutter,
Kind zu spielen. Im
vergangenen Jahr war JB
zum Beispiel von einem
seiner Sammler auf eine
Kreuzfahrt eingeladen
worden; der Sammler war
ein extrem wohlhabender
und einflussreicher Mäzen
mit einer Yacht, die vor den
griechischen Inseln kreuzte
und mit modernen
Meisterwerken behangen**

war, die jedes Museum gern besessen hätte - aber stattdessen zierten sie das Badezimmer eines Bootes.

Malcolm hatte an seinem Projekt in Doha oder an irgendetwas anderem gearbeitet, aber Willem und Jude waren in der Stadt gewesen, und er hatte Jude angerufen, um ihn zu fragen, ob er ihn begleiten wolle: Der Sammler würde alles bezahlen. Er würde sein Flugzeug vorbeischieken. Sie würden

fünf Tage auf einer Jacht verbringen. Er wusste gar nicht, was es da überhaupt zu besprechen gab. »Wir treffen uns am Teterboro Airport«, hätte er ihm einfach schreiben sollen. »Vergiss die Sonnencreme nicht.«

Aber nein, er hatte gefragt, und Jude hatte sich bedankt. Und dann hatte Jude gesagt: »Aber das ist über Thanksgiving.«

»Und?«, hatte er gefragt.

»Vielen Dank für die

Einladung, JB«, hatte Jude gesagt, während er ungläubig zuhörte. »Es klingt großartig. Aber ich muss zu Harold und Julia.«

Es hatte ihm die Sprache verschlagen. Natürlich mochte auch er Harold und Julia, und wie die anderen sah auch er, wie gut sie Jude taten und dass er etwas weniger gemartert wirkte, seit er mit ihnen befreundet war, aber Entschuldigung, sie lebten in *Boston*. Er konnte sie

jederzeit besuchen. Doch Jude sagte Nein, und damit war das Thema beendet. (Und weil Jude Nein gesagt hatte, hatte natürlich auch Willem Nein gesagt, und zu guter Letzt war er mit Malcolm und den beiden nach Boston gefahren und hatte geschäumt angesichts der Szenen, die sich um den Tisch herum abspielten: Ersatzeltern; Freunde der Ersatzeltern; massenweise mittelmäßiges Essen; Liberale, die über die

Politik der Demokraten in Streit gerieten und sich anschrien, obwohl sie eigentlich *alle einer Meinung waren* - Szenen, die so klischeehaft waren, so charakteristisch, dass er am liebsten selbst losgeschrien hätte, und die auf Jude und Willem doch eine so große Faszination ausübten.)

Was war also zuerst passiert? Hatte er sich zuerst mit Jackson angefreundet, oder hatte er zuerst festgestellt, wie

**langweilig seine alten
Freunde waren? Er hatte
Jackson nach der Eröffnung
seiner zweiten Ausstellung
kennengelernt, die beinahe
fünf Jahre nach der ersten
stattgefunden hatte. Die
Ausstellung trug den Titel
»Alle Menschen, die ich je
gekannt, geliebt, gehasst,
gefickt habe« und zeigte
genau das:
einhundertfünfzig vierzig
mal fünfzig Zentimeter
große, auf dünnen Karton
gemalte Porträts der**

**Gesichter aller Menschen,
die er je gekannt hatte. Der
Zyklus war von einem Bild
inspiriert, das er von Jude
gemalt und am Tag der
Adoption Harold und Julia
geschenkt hatte. (Gott, er
liebte dieses Bild. Er hätte
es einfach behalten sollen.
Oder er hätte es
eintauschen sollen: Harold
und Julia wären auch mit
einem weniger
herausragenden Bild
zufrieden gewesen, solange
es nur Jude gezeigt hätte.**

Als er zum letzten Mal in Cambridge gewesen war, hatte er ernsthaft darüber nachgedacht, es zu stehlen, es von seinem Haken im Flur zu nehmen und in seine Reisetasche zu stopfen, bevor er das Haus verließ.) Die Ausstellung war genau wie die erste ein Erfolg gewesen, auch wenn es nicht der Zyklus war, den er eigentlich hatte malen wollen; der Zyklus, den er eigentlich hatte malen wollen, war derjenige, an

dem er jetzt arbeitete.

Jackson wurde von derselben Galerie vertreten wie er, und obwohl JB von ihm gehört hatte, war er ihm nie begegnet, und als sie sich dann während des Dinners im Anschluss an die Vernissage kennenlernten, war JB überrascht, wie sympathisch er ihn fand, wie unerwartet lustig er war, weil Jackson nicht zu der Art Mensch gehörte, zu der es ihn normalerweise

hinzog. So hasste er beispielsweise Jacksons Kunst, hasste sie aus ganzem Herzen: Er fertigte Objekte aus Alltagsgegenständen, aber auf die infantilste und platteste Weise, zum Beispiel indem er das Bein einer Barbiepuppe an die Unterseite einer Thunfischdose klebte. O Gott, hatte er gedacht, als er das zum ersten Mal auf der Website der Galerie gesehen hatte. *Der* wird von

derselben Galerie vertreten wie ich? Er betrachtete derlei nicht einmal als Kunst, sondern als reine Provokation, wenngleich nur jemand, der auf die Highschool - nein, auf die Junior-Highschool - ging, dergleichen ernsthaft provokativ gefunden hätte. Jackson verstand sich als Kienholzianer, woran JB Anstoß nahm, obwohl er Kienholz nicht einmal mochte.

Außerdem war Jackson

reich: so reich, dass er in seinem Leben nicht einen Tag gearbeitet hatte. So reich, dass seine Galeristin nur eingewilligt hatte, ihn zu vertreten (zumindest behaupteten das alle, und bei Gott, er hoffte, dass es stimmte), um Jacksons Vater einen Gefallen zu tun. So reich, dass, so ging das Gerücht, nur darum stets alle Objekte seiner Ausstellungen verkauft wurden, weil seine Mutter - die sich von Jacksons Vater,

**der irgendwelche
essenziellen
Steuerelemente für
Flugzeuge baute, hatte
scheiden lassen, als Jackson
noch ein Kind gewesen war,
um den Erfinder
irgendwelcher für
Herztransplantationen
essenziellen
Steuerelemente zu
heiraten - alles aufkaufte,
die Arbeiten dann einzeln
versteigerte, was die Preise
in die Höhe trieb, und sie
dann wieder zurückkaufte,**

um Jacksons Verkaufsbilanz aufzublähen. Im Gegensatz zu anderen reichen Leuten, die er kannte - inklusive Malcolm, Richard und Ezra -, gab Jackson nur selten vor, nicht reich zu sein. JB hatte die Knauserigkeit der anderen immer aufgesetzt und ärgerlich gefunden, doch zu sehen, wie Jackson, als sie einmal um drei Uhr morgens high und albern und am Verhungern gewesen waren, für zwei

**Schokoriegel einen
Hundertdollarschein auf
den Tresen klatschte und
dem Kassierer sagte, er
könne den Rest behalten,
war ein Weckruf gewesen.
Die Achtlosigkeit, die
Jackson im Umgang mit
Geld an den Tag legte, hatte
etwas Obszönes an sich,
etwas, das JB in Erinnerung
rief, dass er, auch wenn er
sich selbst anders
einschätzte, letztlich auch
langweilig, konventionell
und ganz der Sohn seiner**

Mutter war.

Und drittens sah Jackson nicht einmal gut aus. Er war wahrscheinlich ohnehin hetero - zumindest war er ständig von Mädchen umgeben, Mädchen, die er herablassend behandelte und die trotzdem mit ihren weichen, leeren Gesichtern hinter ihm herwirbelten wie Fussel -, aber er war der unattraktivste Mensch, den JB je getroffen hatte. Jackson hatte sehr helles, beinahe weißes Haar,

**picklige Haut und Zähne,
die ganz sicher einmal
teuer ausgesehen, aber
inzwischen die Farbe von
Staub angenommen hatten
und deren Zwischenräume
mit buttrig-gelbem
Zahnstein verfugt waren,
dessen Anblick JB abstieß.**

**Seine Freunde hassten
Jackson, und als deutlich
wurde, dass Jackson und
dessen Freundeskreis -
einsame reiche Mädchen
wie Hera,
Möchtegernkünstler wie**

**Massimo und
selbsternannte
Kunstjournalisten wie Zane,
von denen viele auf
derselben Verliererschule
gewesen waren wie Jackson,
nachdem dieser von jeder
einzelnen Privatschule in
New York geflogen war,
einschließlich jener, die JB
besucht hatte - nicht nur
eine vorübergehende
Erscheinung in JB's Leben
waren, versuchten sie alle,
mit ihm über Jackson zu
reden.**

»Du meinst doch immer, Ezra wäre so ein Poser«, hatte Willem gesagt. »Aber was genau unterscheidet Jackson von Ezra, außer dass er ein gottverdammtes Arschloch ist?«

Jackson war wirklich ein Arschloch, und wenn sie zusammen waren, dann war auch JB ein Arschloch. Einige Monate zuvor, als er zum vierten oder fünften Mal versucht hatte, mit den Drogen aufzuhören, hatte er eines Tages Jude

**angerufen. Es war siebzehn
Uhr gewesen, und er war
gerade aufgewacht und
hatte sich so schlecht
gefühlt, so unfassbar alt
und erschöpft und einfach
völlig *am Ende* - die Haut
schleimig, die Zähne pelzig,
die Augen trocken wie ein
Stück Holz -, dass er zum
ersten Mal hatte sterben
wollen, um nicht bis in alle
Ewigkeit so weitermachen
zu müssen. *Es muss sich
etwas ändern, sagte er sich.
Ich muss aufhören, mit Jackson***

*abzuhängen. Ich muss
aufhören. Das muss alles
aufhören. Er vermisste seine
Freunde, vermisste, wie
unschuldig und sauber sie
waren, vermisste es, der
Interessanteste unter ihnen
zu sein, vermisste es, dass
er sich bei ihnen nie
verstellen musste.*

**Also hatte er Jude
angerufen (natürlich,
Willem war nicht in der
Scheißstadt, und bei
Malcolm konnte es
passieren, dass er total**

ausflippte) und ihn gebeten, ihn angefleht, nach der Arbeit vorbeizukommen. Er sagte ihm, wo der Rest des Crystal versteckt war (unter dem losen halben Dielenbrett unter der rechten Seite des Bettes) und wo seine Pfeife lag, und bat ihn, alles in der Toilette hinunterzuspülen, es alles zu beseitigen.

»JB«, hatte Jude gesagt. »Hör mir zu. Geh in das Café in der Clinton Street, okay? Nimm deinen

Skizzenblock mit. Kauf dir etwas zu essen. Ich fahre zu dir, so schnell ich kann, sobald meine Besprechung vorbei ist. Und wenn ich fertig bin, schicke ich dir eine SMS, und dann kannst du nach Hause kommen, in Ordnung?«

»Okay«, hatte er gesagt. Und er war aufgestanden, hatte sehr lange geduscht, sich dabei kaum gewaschen, nur unter der Dusche gestanden, und dann war er Judes Anweisungen genau

gefolgt: Er nahm seinen Skizzenblock und seine Stifte. Er ging ins Café. Er aß ein wenig von einem Chicken Club Sandwich und trank etwas Kaffee. Und er wartete.

Und während er wartete, sah er Jackson am Fenster vorbeigehen, der mit seinen ungewaschenen Haaren und seinem fliehenden Kinn wie ein zweibeiniger Mungo aussah. Er betrachtete ihn, wie er in seinem selbstgefälligen Reicher-

**Schnösel-Gang
vorbeimarschierte, dieses
zufriedene Halblächeln auf
seinem Gesicht, in das JB
nun am liebsten
hineingeschlagen hätte, so
distanziert, als wäre er nur
ein hässlicher Typ, den er
zufällig die Straße
entlanggehen sah, und
nicht ein hässlicher Typ,
den er beinahe täglich sah.
Und dann, kurz bevor er aus
seinem Blickfeld
verschwand, drehte Jackson
sich um und blickte ihn**

**durch das Fenster hindurch
direkt an und lächelte sein
hässliches Lächeln und
machte kehrt und ging auf
das Café zu und durch die
Tür hindurch, so als hätte
er die ganze Zeit über
gewusst, dass JB dort saß,
als hätte er sich eigens
materialisiert, um JB daran
zu erinnern, dass JB jetzt
ihm gehörte, dass es kein
Entrinnen gab, dass JB tun
musste, was Jackson wollte
und wann immer Jackson es
wollte, und dass sein Leben**

nie mehr ihm gehören würde. Zum ersten Mal hatte Jackson ihm Angst eingejagt, und er war in Panik geraten. *Was ist passiert?*, hatte er sich gefragt. Er war Jean-Baptiste Marion, *er* machte die Pläne, die Leute folgten *ihm* und nicht umgekehrt. Jackson würde ihn niemals gehen lassen, begriff er und geriet in Furcht. Er gehörte nicht länger sich selbst, er gehörte jemand anderem. Wie konnte er sich wieder

zurückerhalten? Wie konnte er wieder zu dem werden, der er gewesen war?

»Was geht«, sagte Jackson, der nicht überrascht war, ihn zu sehen, so wenig überrascht, als hätte er JB persönlich dorthin beschworen.

Was sollte er sagen? »Was geht«, sagte er.

Dann zirpte sein Telefon. Jude, der ihm schrieb, alles sei sicher und er könne zurückkommen. »Ich muss los«, sagte er und stand auf,

und Jackson folgte ihm nach draußen und kam mit ihm.

Er registrierte die Veränderung in Judes Gesicht, als er ihn mit Jackson sah. »JB«, sagte er ruhig. »Schön, dich zu sehen. Können wir los?«

»Los? Wohin denn?«, fragte er dümmlich.

»Na, zu mir«, sagte Jude. »Du hast doch gesagt, du hilfst mir mit dieser Kiste, an die ich nicht herankomme.«

**Aber er war so verwirrt
und noch immer so
benebelt, dass er es nicht
begriff. »Welche Kiste?«**

**»Die Kiste ganz oben im
Schrank, an die ich nicht
herankomme«, sagte Jude,
der Jackson noch immer
ignorierte. »Du musst mir
damit helfen, ich kann die
Leiter nicht allein
hinaufsteigen.«**

**Das hätte ihm auf die
Sprünge helfen müssen;
Jude sprach nie über Dinge,
die er nicht konnte. Er bot**

ihm einen Ausweg, und er war zu dumm, es zu bemerken.

Aber Jackson tat es. »Ich glaube, dein Freund will dich von mir loseisen«, sagte er grinsend zu JB. So nannte Jackson sie immer, obwohl er sie alle kennengelernt hatte: *Deine Freunde. JB's Freunde.*

Jude sah Jackson an. »Du hast recht«, sagte er in demselben ruhigen, gleichförmigen Tonfall. »Das will ich.« Und dann,

wieder zu ihm gewandt:

»Kommst du mit, JB?«

Oh, er wollte. Doch in diesem Augenblick konnte er es nicht. Er würde niemals begreifen, warum, aber er konnte es einfach nicht. Er war machtlos, so machtlos, dass er nicht einmal so tun konnte, als wäre er es nicht. »Ich kann nicht«, flüsterte er Jude zu.

»JB«, sagte Jude, fasste ihn am Arm und zog ihn zum Straßenrand, während Jackson sie mit seinem

**dümmlichen, überheblichen
Lächeln im Gesicht
betrachtete. »Komm mit
mir. Du musst nicht
hierbleiben. Komm mit, JB.«**

**Da hatte er zu weinen
begonnen, nicht laut, nicht
lange, aber er hatte
geweint. »JB«, sagte Jude
wieder mit gedämpfter
Stimme. »Komm mit mir. Du
musst nicht dorthin
zurückgehen.«**

**Doch er hörte sich »Ich
kann nicht« sagen. »Ich
kann nicht. Ich will**

hochgehen. Ich will nach Hause.«

»Dann komme ich mit rein.«

»Nein. Nein, Jude. Ich will alleine sein. Ich danke dir. Aber geh nach Hause.«

»JB«, setzte Jude an, aber er drehte sich um und rannte los, rammte den Schlüssel ins Schloss der Haustür und rannte die Treppen hinauf, wohl wissend, dass Jude ihm nicht würde folgen können, aber mit Jackson und

**seinem fiesen Gelächter
direkt hinter sich, während
Judes Rufe - »JB! JB!« -
hinter ihm verklungen, bis
er in der Wohnung war
(Jude hatte saubergemacht:
Das Waschbecken war leer,
das Geschirr trocknete auf
dem Geschirrständer) und
ihn gar nicht mehr hören
konnte. Er schaltete sein
Telefon aus, auf dem Jude
ihn anrief, und stellte die
Türklingel stumm, die Jude
drückte und drückte.**

Und dann hatte Jackson

die Lines gelegt, und sie hatten sein Koks gezogen, und die Nacht hatte sich in dieselbe Nacht verwandelt, die er schon Hunderte Male zuvor durchlebt hatte: dieselben Rhythmen, dieselbe Verzweiflung, dasselbe schreckliche Gefühl des Ausklinkens.

»Er ist *wirklich* hübsch, dein Freund«, hörte er Jackson irgendwann spät am Abend sagen. »Zu schade, dass er ...«, und er stand auf und ahmte Judes

Gang als groteskes Torkeln nach, das keinerlei Ähnlichkeit hatte, während sein Mund halb offen stand wie der eines Schwachsinnigen und seine Hände vor ihm durch die Luft zitterten. JB war zu high gewesen, um zu protestieren, zu high, um überhaupt irgendetwas zu sagen, er hatte nur geblinzelt und zugesehen, wie Jackson durchs Zimmer humpelte, während er versuchte, Jude mit Worten

**zu verteidigen und Tränen
in seinen Augen brannten.**

**Als er spät am nächsten
Tag erwachte, lag er mit
dem Gesicht nach unten vor
der Küche auf dem
Fußboden. Er machte einen
Bogen um Jackson, der vor
seinem Bücherregal
ebenfalls auf dem Boden
lag und schlief, und ging in
sein Zimmer, wo er sah,
dass Jude auch sein Bett
gemacht hatte, und etwas
daran ließ ihn beinahe
wieder in Tränen**

ausbrechen. Vorsichtig hob er das Dielenbrett unter der rechten Seite des Bettes und steckte die Hand in den Hohlraum: Es war nichts darin. Und so legte er sich auf die Steppdecke und zog ein Ende über seinen Körper, bis er vollständig darunter verschwunden war, und über seinen Kopf, wie er es als Kind immer getan hatte.

Während er einzuschlafen versuchte, zwang er sich, darüber nachzudenken,

warum er sich überhaupt mit Jackson eingelassen hatte. Es war nicht so, dass er vergessen hätte, warum; er schämte sich nur so sehr, wenn er sich daran erinnerte. Er hatte begonnen, sich mit Jackson zu treffen, weil er beweisen wollte, dass er nicht von seinen Freunden abhängig war, dass er nicht in seinem Leben gefangen war, dass er in der Lage war, eigene Entscheidungen zu treffen, und es auch tun würde,

selbst wenn es schlechte Entscheidungen waren. In seinem Alter hatte man alle Freunde kennengelernt, die man voraussichtlich jemals haben würde. Man hatte die Freunde seiner Freunde kennengelernt. Das Leben wurde kleiner und kleiner. Jackson war dumm, unreif und bösartig, nicht die Art von Mensch, die seine Wertschätzung verdiente und der er seine Zeit schenken sollte. Er wusste das. Und deswegen machte

er damit weiter: um seine Freunde zu schockieren, um ihnen zu zeigen, dass er sich nicht durch ihre Erwartungen einengen ließ. Es war dämlich, dämlich, dämlich. Es war überheblich. Und er war der Einzige, der deswegen leiden musste.

»Du kannst diesen Typen doch nicht ernsthaft mögen«, hatte Willem einmal zu ihm gesagt. Und obwohl er genau gewusst hatte, was Willem meinte,

hatte er so getan, als wüsste er es nicht, nur um ihn zu ärgern.

»Warum denn nicht, Willem?«, hatte er gefragt. »Er ist verdammt lustig. Er hat auch mal Lust, was zu unternehmen. Und er ist *tatsächlich auch mal da*, wenn ich jemanden brauche. Warum also nicht? Hm?«

Mit den Drogen war es dasselbe. Drogen zu nehmen war nicht *hardcore*, es war nicht *badass*, es machte ihn nicht

interessanter. Aber es war das Gegenteil dessen, was alle von ihm erwarteten. Wem es heutzutage ernst war mit seiner Kunst, der nahm keine Drogen. Das Prinzip Genuss war etwas für Beatniks, Abstrakte Expressionisten, Op-Art- und Pop-Art-Künstler gewesen. Heute rauchte man *vielleicht* ein bisschen Gras. Wer sich ganz ironisch geben wollte, zog *vielleicht* ab und zu mal eine Line Koks. Aber das war

**auch schon alles. Es war die
Ära der Disziplin und
Enthaltsamkeit und nicht
der Inspiration, und
darüber hinaus war
Inspiration auch gar nicht
mehr mit Drogen
gleichzusetzen. Niemand,
den er kannte und
respektierte - Richard, Ali,
der asiatische Henry
Young -, nahm irgendetwas:
keine Drogen und auch
keinen Zucker, kein
Koffein, kein Salz, kein
Fleisch, kein Gluten, kein**

Nikotin. Sie waren Künstler im Gewand von Asketen. In seinen trotzigeren Momenten versuchte JB sich vorzumachen, dass Drogen so passé, so überholt waren, dass es schon wieder cool war, welche zu nehmen. Aber er wusste, dass das nicht stimmte. So wie er auch wusste, dass er sich in Wahrheit gar nichts aus den Sexpartys machte, die manchmal in Jacksons großer, leerer Wohnung in

**Williamsburg stattfanden,
wo weiche, schlanke Körper
einander wahllos
betatschten und wo er am
liebsten in Gelächter
ausgebrochen wäre, als ihm
ein Junge, der zu dürr, zu
jung und zu unbehaart war,
um ihn zu interessieren,
gesagt hatte, er wolle, dass
JB ihm zusehe, wie er sein
eigenes Blut aus einer
Schnittwunde sauge, die er
sich selbst beibringen
würde. Doch er hatte nicht
gelacht und hatte**

stattdessen zugesehen, wie der Junge sich in den Bizeps schnitt und dann den Kopf drehte, um das Blut aufzulecken wie eine Katze, die sich das Fell putzt, und dabei niederschmetternde Trauer empfunden. »Ach, JB, ich will doch nur einen netten weißen Jungen«, hatte sein Exfreund Toby einmal geseufzt, und er musste ein wenig lächeln, als er daran zurückdachte. Das wollte er auch. Alles, was er wollte,

**war ein netter weißer
Junge, nicht diesen
traurigen salamanderhaften
Wicht, der so blass war,
dass er beinahe
durchscheinend wirkte, und
in der wohl unerotischsten
Geste der Welt Blut von
seinem eigenen Körper
schleckte.**

**Aber bei all den Fragen,
die er beantworten konnte,
gab es doch eine, auf die er
keine Antwort hatte: Wie
sollte er da rauskommen?
Wie sollte er aufhören? Da**

**war er nun, buchstäblich
gefangen in seinem Atelier,
und spähte buchstäblich
den Gang hinunter, um
sicherzugehen, dass Jackson
nicht kam. Wie sollte er
Jackson entkommen? Wie
sollte er sein Leben
zurückgewinnen?**

**Am Abend des Tages,
nachdem er Jude gebeten
hatte, seine Vorräte zu
beseitigen, hatte er ihn
endlich zurückgerufen, und
Jude hatte gesagt, er solle
bei ihm vorbeikommen,**

aber er hatte sich geweigert, also war Jude zu ihm gekommen. Er hatte dagesessen und die Wand angestarrt, während Jude ihm etwas zu essen machte, ein Shrimp-Risotto, ihm den Teller in die Hand drückte und sich dann an den Tresen lehnte, um ihm beim Essen zuzusehen.

»Kann ich noch mehr haben?«, fragte er, als er die erste Portion aufgegessen hatte, und Jude gab ihm noch etwas. Er

hatte gar nicht bemerkt, wie hungrig er war, und seine Hand zitterte, als er den Löffel zum Mund führte. Er dachte an die sonntäglichen Abendessen bei seiner Mutter, an denen er nicht mehr teilgenommen hatte, seit seine Großmutter gestorben war.

»Willst du mir keine Predigt halten?«, fragte er schließlich, aber Jude schüttelte nur den Kopf.

Nach dem Essen setzte er

sich aufs Sofa und sah mit stummgeschaltetem Ton fern; er schaute gar nicht richtig hin, genoss nur das behagliche Gefühl, das ihm die flackernden, verschwommenen Bilder gaben, während Jude das Geschirr wusch und sich dann zu ihm aufs Sofa setzte, um an einem Mandat zu arbeiten.

Im Fernsehen lief einer von Willems Filmen - der, in dem er einen Gangster in einem kleinen irischen Dorf

spielte, dessen linke Wange vollständig von Narben überzogen war -, und er ließ den Sender eingeschaltet, ohne der Handlung zu folgen, sah nur Willems Gesicht an, in dem sich die Lippen stumm bewegten. »Ich vermisse Willem«, hatte er gesagt und dann gemerkt, wie undankbar sich das anhörte. Doch Jude hatte den Stift aus der Hand gelegt und auf den Bildschirm geschaut. »Ich

vermisse ihn auch«, hatte er gesagt, und sie hatten ihren Freund angestarrt, der so weit von ihnen entfernt war.

»Geh nicht weg«, hatte er beim Einschlafen zu Jude gesagt. »Lass mich nicht allein.«

»Tu ich nicht«, hatte Jude gesagt, und er wusste, dass Jude es nicht tun würde.

Als er früh am nächsten Morgen erwachte, lag er noch immer auf dem Sofa, der Fernseher war

**ausgeschaltet, und die
Bettdecke war über ihn
gebreitet. Und da war Jude,
in die Kissen am anderen
Ende der Sofagarnitur
geschmiegt, noch immer
schlafend. Ein Teil von ihm
war immer beleidigt
gewesen, weil Jude sich
weigerte, irgendetwas von
sich zu offenbaren, weil er
so geheimnistuerisch und
verschlossen war, doch in
jenem Moment verspürte er
Dankbarkeit und
Bewunderung, und er setzte**

sich auf den Sessel neben ihn und studierte sein Gesicht, das er so liebend gern malte, seinen Haarschopf mit der komplexen Farbe, die er nie ansehen konnte, ohne daran denken zu müssen, wie viele Farbtöne er mischen musste, um sie akkurat wiederzugeben.

Ich schaffe das, hatte er stumm zu Jude gesagt. Ich schaffe das.

Nur, dass er es ganz eindeutig nicht schaffte. Er

war in seinem Atelier, es war immer noch erst dreizehn Uhr, und er wollte unbedingt rauchen, so sehr, dass er nichts als die Pfeife vor sich sah, deren Glas mit Rückständen weißen Pulvers bereift war, und es war erst Tag eins seines Versuchs, mit den Drogen aufzuhören, und schon wurde er lächerlich gemacht, machte *er* sich lächerlich. Er war umgeben von den einzigen Dingen, die ihm noch etwas

bedeuteten: den Bildern seines nächsten Zyklus, den er »Sekunden, Minuten, Stunden, Tage« nannte und für den er Malcolm, Jude und Willem jeweils einen Tag lang gefolgt war und alles fotografiert hatte, was sie taten, und dann von jedem Tag acht bis zehn Bilder ausgewählt hatte, um sie zu malen. Er hatte sich für typische Arbeitstage innerhalb eines Monats entschieden und die Bilder jeweils mit dem Namen

sowie dem Ort und der Zeit der Entstehung des Fotos betitelt.

Willems Zyklus war am weitesten gespannt: Er war dafür nach London geflogen, wo Willem einen Film namens *Die Nachzügler* gedreht hatte. Die Bilder zeigten Willem teils am Set, teils an anderen Orten. Er hatte in allen drei Reihen Favoriten: Bei Willem war es *Willem, London, 8. Oktober, 9.08 Uhr*, das ihn auf dem Stuhl der Visagistin zeigte,

wie er sein Spiegelbild anstarrte, während die Visagistin mit den Fingerspitzen ihrer linken Hand sein Kinn stützte und mit der rechten Puder auf seine Wangen auftrug. Willem schlug die Augen nieder, doch es war offensichtlich, dass er sich betrachtete, und seine Hände umklammerten die hölzernen Armlehnen des Stuhls, als säße er in einem Achterbahnwagen und fürchtete, er könnte

**herausfallen, wenn er
losließe. Der Tisch vor ihm
war mit den geringelten
Spänen frisch gespitzter
Augenbrauenstifte, die wie
Fetzen von Spitzenborte
aussahen, mit offenen
Schminkpaletten, die
ausschließlich aus Rottönen
bestanden, jedem Rot, das
man sich vorstellen konnte,
und zerknüllten
Papiertüchern bedeckt, die
mit noch mehr Rot
verschmiert waren, als
wären sie blutig. Malcolm**

**hatte er in der Totalen
fotografiert, wie er
spätabends zu Hause am
Küchentresen saß und aus
rechteckigen
Reispapierstücken eines
seiner imaginären Gebäude
baute. Er mochte *Malcolm,
Brooklyn, 23. Oktober, 23.17
Uhr* weniger aufgrund
seiner Komposition oder
Farbgebung, sondern aus
persönlicheren Gründen:
Auf dem College hatte er
sich immer über Malcolm
lustig gemacht, der diese**

**kleinen Häuschen baute
und sie auf dem
Fensterbrett ausstellte,
doch in Wahrheit hatte er
sie bewundert und Malcolm
gern dabei zugeesehen, wie
er sie zusammenfügte -
Malcolms Atem
verlangsamte sich, er wurde
gänzlich ruhig, und seine
permanente Nervosität, die
manchmal geradezu
physisch wirkte, ein
Anhängsel wie ein Schwanz,
fiel von ihm ab.**

Er arbeitete abwechselnd

**an den Gemälden, doch weil
er die Farben für Judes
Bilder nicht so hinbekam,
wie er es sich vorstellte,
kam er mit ihnen am
langsamsten voran. Beim
Durchsehen der Fotos hatte
er festgestellt, dass die
Tage seiner Freunde von
einer jeweils eigenen
farblichen Beschaffenheit,
einer jeweils eigenen
Tönung bestimmt waren:
Willem hatte an dem
bewussten Tag in einer
großen Wohnung in**

Belgravia gedreht, und das Licht war besonders golden gewesen, wie Bienenwachs. Später hatte er ihn in der gemieteten Wohnung in Notting Hill beim Lesen fotografiert, und auch dort war das Licht gelblich gewesen, wenn auch weniger sirupartig und stattdessen knackiger, wie die Schale eines spätherbstlichen Apfels. Malcolms Welt dagegen war bläulich: Sein steriles Büro in der 22nd Street mit den

Arbeitsflächen aus weißem Marmor; das Haus in Cobble Hill, das Sophie und er nach ihrer Hochzeit gekauft hatten. Und Judes hatte einen Stich ins Graue, aber es war ein silbriges Grau, ein Grauton, der charakteristisch für Gelatinedrucke und mit Acrylfarben nur schwer nachzubilden war, auch wenn er für Judes Bilder die Farben stark verdünnt hatte, um dieses schimmernde Licht

**einzufangen. Bevor er
beginnen konnte, hatte er
zunächst das Grau so
hinbekommen müssen, dass
es hell und sauber wirkte,
und es war ein
frustrierender Prozess
gewesen, denn er wollte nur
malen und nicht mit Farben
herumexperimentieren.**

**Doch dass die eigenen
Bilder einen ungeduldig
machten - und es war
ausgeschlossen, sie nicht
wie Kollegen und
Mitwirkende zu betrachten,**

die sich manchmal entschieden, freundlich zu sein und gut mitzuarbeiten, und manchmal trotzig und unnachgiebig waren wie übellaunige Kleinkinder -, war völlig normal. Man machte einfach immer weiter und weiter, und eines Tages bekam man es dann richtig hin.

Aber wie das Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte - *Du schaffst es nicht!*, kreischte der höhnische, tanzende Kobold in seinem

Kopf, *du schaffst es nicht!* -, geriet ihm auch der Zyklus zur Farce. Er hatte sich vorgenommen, auch eine Sequenz aus einem seiner eigenen Tage zu malen, doch seit beinahe drei Jahren war er nicht in der Lage gewesen, einen einzigen Tag zu dokumentieren, der es tatsächlich wert gewesen wäre. Er hatte es versucht - es existierten Hunderte Fotos, aufgenommen an Dutzenden Tagen. Doch

**wenn er sie durchsah,
stellte er nur fest, dass sie
alle auf dieselbe Weise
endeten: damit, dass er
Drogen nahm. Oder die
Fotos endeten am frühen
Abend, und er wusste, es
lag daran, dass er zu high
zum Fotografieren gewesen
war. Außerdem waren auf
den Fotos Dinge zu sehen,
die ihm nicht gefielen: Er
wollte nicht, dass Jackson in
einer Dokumentation seines
Lebens vorkam, aber
Jackson war immer da. Er**

**mochte das dümmliche
Lächeln in seinem Gesicht
nicht, wenn er drauf war, er
mochte nicht, wie aus
seinem hoffnungsvollen
fetten Gesicht ein gieriges
fettes Gesicht wurde, wenn
sich der Tag zum Abend
neigte. Das war nicht der
JB, den er malen wollte.
Doch er hatte zunehmend
das Gefühl, dass es der JB
war, den er malen *sollte*:
Denn dies war sein Leben.
Er war dieser Mensch.
Manchmal wachte er auf,**

und es war dunkel, und er hatte keine Ahnung, wo er sich befand oder wie spät es war oder welcher Tag. Tage: das Konzept an sich wurde zur Farce. Er wusste nicht mehr, wann einer endete und der nächste begann.

Hilf mir, sagte er in solchen Augenblicken laut. *Hilf mir*. Aber er wusste nicht, an wen seine Bitte gerichtet war oder welche Art von Hilfe er erwartete.

Und jetzt war er müde. Er hatte es versucht. Es war

**halb zwei am
Freitagnachmittag, dem
Freitag des langen
Feiertagswochenendes. Er
zog sich an. Er schloss die
Fenster seines Ateliers,
verschloss die Tür und ging
die Treppen des still
daliegenden Gebäudes
hinab. »Chen«, sagte er,
und seine Stimme hallte
laut im Treppenhaus wider,
während er sich vorstellte,
dass er seinen
Künstlerkollegen eine
Warnung zukommen ließ,**

dass er mit jemandem kommunizierte, der vielleicht seine Hilfe brauchte. »Chen, Chen, Chen.« Er würde nach Hause gehen, er würde rauchen.

Er wurde von einem grässlichen Lärm geweckt, einem Maschinenlärm, Metall auf Metall, und schrie in sein Kopfkissen, um es zu übertönen, bis er begriff, dass es die Klingel war, und sich langsam erhob, um zur Tür zu

schlurfen. »Jackson?«, fragte er, die Taste für die Gegensprechanlage gedrückt haltend, und hörte selbst, wie ängstlich, wie zaghaft es klang.

Schweigen. »Nein, wir sind's«, sagte Malcolm dann. »Lass uns rein.« Er tat es.

Und dann waren sie alle da, Malcolm, Jude und Willem, so als wären sie gekommen, um ihm bei einer Performance zuzusehen. »Willem«, sagte

**er. »Bist du nicht in
Cappadocia?«**

**»Ich bin gestern
zurückgekommen.«**

**»Aber du wolltest doch« -
das wusste er ganz genau -
»am sechsten Juli
zurückkommen. Das hast du
doch gesagt.«**

»Heute ist der siebte.«

**Da hatte er zu weinen
begonnen, aber er war so
dehydriert, dass keine
Tränen kamen, nur
Geräusche. Der siebte Juli:
Er hatte so viele Tage**

verloren. Er konnte sich an nichts erinnern.

»JB«, sagte Jude und kam ganz dicht an ihn heran, »wir holen dich hier raus. Komm mit uns. Wir besorgen dir Hilfe.«

»Okay«, sagte er, noch immer weinend. »Okay, okay.« Er blieb in seine Decke gewickelt, so kalt war ihm, aber er ließ sich von Malcolm zum Sofa führen, und als Willem mit einem Pullover zu ihm kam, streckte er die Arme

folgsam in die Luft wie als Kind, wenn seine Mutter ihn angezogen hatte. »Wo ist Jackson?«, fragte er Willem.

»Jackson wird dich nicht belästigen«, hörte er Jude irgendwo über sich sagen. »Mach dir keine Gedanken, JB.«

»Willem«, sagte er, »wann hast du aufgehört, mein Freund zu sein?«

»Ich habe nie aufgehört, dein Freund zu sein, JB«, sagte Willem und setzte

**sich neben ihn. »Du weißt,
ich liebe dich.«**

**Er ließ sich ins Sofa fallen
und schloss die Augen; er
hörte, wie Jude und
Malcolm sich leise
unterhielten und dann, wie
Malcolm ans andere Ende
der Wohnung ging, wo sich
sein Schlafzimmer befand,
und das Dielenbrett
herausgenommen und
wieder eingesetzt wurde,
und dann die
Toilettenspülung.**

»Wir sind so weit«, hörte

er Jude sagen, und er stand auf, und Willem erhob sich mit ihm zusammen, und Malcolm kam zu ihm herüber, legte ihm den Arm quer über den Rücken, und sie schlurften gemeinsam zur Tür, wo ihn Panik überkam: Wenn er nach draußen ging, würde er auf jeden Fall Jackson sehen, der so urplötzlich erscheinen würde wie an dem Tag im Café.

»Ich kann nicht raus«, sagte er und blieb stehen.

»Ich will nicht raus, zwingt mich nicht, da raus zu gehen.«

»JB«, setzte Willem an, und etwas an Willems Stimme, an seiner ganzen Erscheinung, machte ihn in diesem Augenblick rasend vor Wut, und er schüttelte Malcolms Arm ab und drehte sich zu ihnen, und Energie strömte durch seinen Körper. »Du hast nicht über mich zu bestimmen, Willem«, sagte er. »Du bist nie da, und du

**kannst nicht einfach
plötzlich ankommen und
dich über mich lustig
machen - armer, dummer,
abgefuckter JB, und hier
kommt Willem, der Held,
der alle rettet -, nur weil es
dir gerade gefällt, okay?
Also lass mich verdammt
noch mal in Ruhe.«**

**»JB, ich weiß, dass du
wütend bist«, sagte Willem,
»aber niemand macht sich
über dich lustig, ich am
allerwenigsten«, aber bevor
er zu sprechen anfing, hatte**

JB gesehen, wie Willem einen kurzen und scheinbar verschwörerischen Blick zu Jude hinübergeworfen hatte, und aus irgendeinem Grund machte ihn das noch wütender. Wo war nur die Zeit hin, als sie sich alle verstanden hatten, als Willem und er an jedem Wochenende gemeinsam losgezogen und am nächsten Tag zurückgekommen waren, um Malcolm und Jude davon zu erzählen, was sie erlebt

hatten, Jude, der nie etwas erlebte und der nie etwas erzählte? Wie war es so weit gekommen, dass er derjenige war, der allein war? Warum hatten sie ihn Jacksons Zerstörungswillen überlassen? Warum hatten sie nicht härter um ihn gekämpft? Warum hatte er alles zerstört? Warum hatten sie das zugelassen? Er wollte sie zugrunde richten; er wollte, dass sie sich so wenig menschlich fühlten wie er.

»Und du«, sagte er, zu Jude gewandt. »Gefällt es dir zu sehen, wie fertig ich bin? Macht es dir Spaß, unsere Geheimnisse zu kennen, ohne jemals die kleinste verschissene Kleinigkeit von dir zu erzählen? Wofür hältst du das hier, Jude? Meinst du, du kannst hier dazugehören und musst niemals irgendwas sagen, musst uns niemals irgendwas erzählen? So läuft das nicht, verdammte Scheiße,

und wir alle haben die Schnauze voll von dir.«

»Das reicht, JB«, sagte Willem in scharfem Ton und fasste ihn bei der Schulter, aber er war mit einem Mal stark und wand sich aus Willems Griff heraus und tänzelte auf plötzlich flink gewordenen Füßen wie ein Boxer zum Bücherregal hinüber. Er sah Jude an, der schweigend dastand, das Gesicht reglos, die Augen geweitet, gerade so, als wartete er darauf, dass er

weilersprach und ihn noch mehr verletzte. Als er Judes Augen zum ersten Mal gemalt hatte, war er vorher in eine Zoohandlung gegangen, um eine Raue Grasnatter zu fotografieren, weil die Farbe der Schlange seiner Augenfarbe so ähnelte. Doch jetzt waren sie dunkler, hatten beinahe die Farbe einer Ringelnatter, und er verspürte den lächerlichen Wunsch, seine Palette bei sich zu haben, denn er

wusste, dass er ihre Farbe in diesem Moment genau getroffen hätte, ohne sich auch nur anstrengen zu müssen.

»So läuft das nicht«, sagte er noch einmal zu Jude. Und dann, bevor er begriff, was er tat, ahmte er Jacksons Imitation von Judes Gang nach, die abscheuliche Parodie, sein Mund stand offen wie bei Jackson, er stieß das Stöhnen eines Schwachsinnigen aus, zog das rechte Bein nach, als

wäre es aus Stein. »Ich bin Jude«, lallte er. »Ich bin Jude St. Francis.« Einige Sekunden lang war seine Stimme die einzige im Raum, waren seine Bewegungen die einzigen Bewegungen, und in diesen Sekunden wollte er aufhören, aber er konnte es nicht. Und dann war Willem auf ihn zugestürzt, und das Letzte, was er gesehen hatte, war, wie Willem mit der Faust ausholte, und das Letzte, was er gehört hatte,

war das Splittern von Knochen.

Er wachte auf, ohne zu wissen, wo er war. Das Atmen fiel ihm schwer. Er spürte einen Fremdkörper an seiner Nase. Doch als er die Hand heben wollte, um festzustellen, worum es sich handelte, konnte er es nicht. Und dann schaute er an sich hinunter und sah, dass seine Handgelenke fixiert waren, und er wusste, dass er im Krankenhaus war. Er

schloss die Augen und erinnerte sich: Willem hatte ihn geschlagen. Dann fiel ihm ein, warum, und er kniff die Augen zu und schrie, ohne ein Geräusch zu machen.

Der Moment ging vorüber, und er öffnete die Augen wieder. Er drehte den Kopf nach links, wo ein hässlicher blauer Vorhang ihm die Sicht auf die Tür versperrte. Und dann drehte er den Kopf langsam nach rechts, hin zum

**frühmorgendlichen Licht,
und sah Jude in dem Stuhl
neben seinem Bett schlafen.
Der Stuhl war eigentlich zu
klein, um darin zu schlafen,
und er hatte seinen Körper
auf eine fürchterlich
anzusehende Weise
zusammengefaltet: die Knie
an die Brust gezogen, die
Wange daraufgelegt, die
Arme um die Waden
geschlungen.**

*Du weißt, dass es nicht gut
ist, wenn du so schläfst, Jude,*
sagte er im Geiste zu ihm.

*Dir wird der Rücken wehtun,
wenn du aufwachst. Aber*
**selbst wenn er ihn mit dem
Arm hätte erreichen
können, um ihn
aufzuwecken, hätte er es
nicht getan.**

**O Gott, dachte er. O Gott.
Was habe ich getan?**

Es tut mir leid, Jude, sagte
**er im Geiste, und diesmal
konnte er richtig weinen;
die Tränen liefen in seinen
Mund, und auch das
Nasensekret, das er nicht
fortwischen konnte, rann**

**hinab. Aber er blieb stumm,
gab kein Geräusch von sich.**

*Es tut mir leid, Jude, es tut mir
so leid,* **wiederholte er in
seinem Kopf, und dann
flüsterte er die Worte, aber
leise, so leise, dass er nur
hören konnte, wie seine
Lippen sich öffneten und
schlossen, sonst nichts.**

Verzeih mir, Jude. Verzeih mir.

Verzeih mir.

Verzeih mir.

Verzeih mir.

IV

DAS GLEICHHEITSAXIOM

Am Abend bevor er zur Hochzeit ihres Freundes Lionel nach Boston fliegt, bekommt er eine Nachricht von Dr. Li, der ihm mitteilt, dass Dr. Kashen gestorben ist. »Es war ein Herzinfarkt, es ging sehr schnell«, schreibt Dr. Li. Die Beerdigung findet am Freitagnachmittag statt.

Am Morgen darauf fährt er direkt zum Friedhof und

vom Friedhof zum Haus von Dr. Kashen, einem zweistöckigen Holzbau in Newton, in das der Professor am Ende des Jahres immer alle seine aktuellen Graduate Students zum Abendessen eingeladen hatte. Es war nicht erwünscht, auf diesen Partys über Mathematik zu sprechen. »Sie können über alles andere reden«, sagte er zu ihnen. »Aber über Mathematik wird nicht gesprochen.« Nur bei

Dr. Kashens Partys war er der am wenigsten verklemmte Mensch im Raum (er war auch, nicht ganz zufällig, der am wenigsten brillante), und der Professor überließ es stets ihm, das Gespräch in Gang zu bringen. »Also, Jude«, sagte er beispielsweise, »wofür interessieren Sie sich zurzeit?« Mindestens zwei seiner Mitstudenten - beide Ph. D.-Kandidaten - litten unter leichtem Autismus,

und er sah, wie sie sich mühten, Konversation zu betreiben, wie sie sich mühten, ihre Tischmanieren zu verbessern, und vor diesen Abendessen recherchierte er jedes Mal, was sich gerade in der Welt der Online-Spiele (die einer von ihnen liebte) und des Tennissports (den der andere liebte) tat, um ihnen Fragen stellen zu können, die sie beantworten konnten. Dr. Kashen wollte,

dass seine Studenten eines Tages Arbeit fanden, und neben der Mathematiklehre betrachtete er es als seine Pflicht, sie zu sozialisieren, ihnen beizubringen, wie man sich in Gesellschaft anderer verhielt.

Manchmal nahm auch Dr. Kashens Sohn Leo, der fünf oder sechs Jahre älter war als er, an den Abendessen teil. Er war ebenfalls Autist, doch im Gegensatz zu Donald und Mikhail merkte man es ihm

augenblicklich an, und sein Autismus war so schwerwiegend, dass er zwar die Highschool abgeschlossen, aber nicht mehr als ein Semester am College geschafft hatte und nun als Programmierer bei einer Telefongesellschaft tätig war, wo er Tag für Tag in einem kleinen Zimmerchen saß und Bildschirm für Bildschirm Programmiercodes bearbeitete. Er war Dr. Kashens einziges Kind

und wohnte noch immer bei ihm, zusammen mit Dr. Kashens Schwester, die eingezogen war, nachdem seine Frau vor Jahren gestorben war.

Im Haus spricht er zuerst mit Leo, der leblos wirkt und undeutlich murmelt, das Gesicht von ihm abgewandt, und dann mit Dr. Kashens Schwester, die an der Northeastern Mathematik lehrte.

»Jude«, sagt sie, »wie schön, Sie zu sehen. Danke,

**dass Sie gekommen sind.«
Sie nimmt seine Hand.**

**»Mein Bruder hat viel von
Ihnen gesprochen.«**

**»Er war ein großartiger
Lehrer«, sagt er zu ihr. »Er
hat mir so viel gegeben. Es
tut mir so leid.«**

**»Ja«, sagt sie. »Es kam
sehr plötzlich. Und der
arme Leo« - sie schauen zu
Leo hinüber, der ins Leere
starrt -, »ich weiß nicht, wie
er es verkraften wird.« Sie
küsst ihn zum Abschied auf
die Wange. »Noch einmal**

vielen Dank.«

Draußen herrscht grimmige Kälte, und die Windschutzscheibe ist mit Eis überzogen. Er fährt langsam zu Harold und Julia, schließt die Tür auf und ruft ihre Namen.

»Und da ist er!«, sagt Harold und erscheint in der Küchentür, die Hände an einem Geschirrtuch trocknend. Harold umarmt ihn, was er seit einiger Zeit jedes Mal tut, wenn sie sich sehen, und so unwohl ihm

**dabei ist, glaubt er doch,
dass ihm noch viel
unwohler dabei wäre,
Harold zu erklären, dass es
ihm lieber wäre, wenn er
damit aufhörte. »Das mit
Kashen tut mir so leid,
Jude. Ich war völlig
schockiert - vor zwei
Wochen habe ich ihn vor
dem Gericht gesehen, und
er wirkte, als wäre er in
guter Verfassung.«**

**»Das war er eigentlich
auch«, sagt er und zieht
seinen Schal aus, während**

**Harold ihm den Mantel
abnimmt. »Und auch gar
nicht so alt:
vierundsiebzig.«**

**»Herrje«, sagt Harold, der
gerade fünfundsechzig
geworden ist. »Das macht
einem ja richtig Mut. Bring
deine Sachen in dein
Zimmer und komm in die
Küche. Julia hängt noch in
einer Besprechung fest,
aber sie kommt in einer
Stunde oder so.«**

**Er lädt sein Gepäck im
Gästezimmer ab - »Judes**

Zimmer« , wie Harold und Julia es nennen; »dein Zimmer« -, zieht sich um und geht in die Küche, wo Harold mit zusammengekniffenen Augen in einen Topf auf dem Herd späht wie jemand, der in einen Brunnen hinabschaut. »Ich versuche, Bolognese zu machen«, sagt er, ohne sich umzudrehen, »aber irgendwas läuft schief; es will sich einfach nicht richtig vermischen, siehst du?«

Er sieht es sich an. »Wie viel Olivenöl hast du genommen?«

»Viel.«

»Was heißt ›viel‹?«

»*Viel*. Offenbar *zu viel*.«

Er lächelt. »Das kriege ich schon wieder hin.«

»Gott sei Dank«, sagt Harold und tritt vom Herd zurück. »Ich hatte gehofft, dass du das sagst.«

Beim Essen sprechen sie über Julias liebsten Forscherkollegen, der möglicherweise zu einem

anderen Labor wechseln möchte, über den neuesten Klatsch und Tratsch aus der juristischen Fakultät, über die Anthologie von Essays zum Prozess Brown v. Board of Education, die Harold herausgibt, und über eine von Laurence' Zwillingstöchtern, die heiratet, und dann sagt Harold grinsend: »Also, Jude, der große Geburtstag steht vor der Tür.«

»Noch drei Monate«, flötet Julia, und er stöhnt.

»Was hast du vor?«

»Nichts weiter«, sagt er. Er hat nichts geplant, und er hat auch Willem verboten, Pläne zu machen. Zwei Jahre zuvor hat er für Willem in der Greene Street eine große Party zum vierzigsten Geburtstag organisiert, und obwohl sie einmal zu viert beschlossen hatten, zu jedem ihrer vierzigsten Geburtstage gemeinsam wegzufahren, hat das nicht geklappt. An seinem eigentlichen

Geburtstag hatte Willem in L. A. gedreht, aber im Anschluss daran waren sie zu einer Safari nach Botswana gereist. Doch sie waren nur zu zweit gewesen: Malcolm war wegen eines Bauprojekts in Peking, und JB - nun ja, Willem hatte JB nicht eingeladen, und er hatte es auch nicht getan.

»Du musst doch *irgendetwas* machen«, sagt Harold. »Wir könnten ein Essen für dich organisieren,

hier oder in der Stadt.«

Er lächelt, schüttelt aber den Kopf. »Vierzig ist vierzig«, sagt er. »Es ist einfach nur ein weiteres Jahr.« Als Kind jedoch hatte er nie geglaubt, überhaupt so alt zu werden: In den Monaten nach seiner Verletzung hatte er sich manchmal im Traum als Erwachsenen gesehen, und obwohl die Träume sehr undeutlich waren - er war sich nie ganz sicher, wo er sich befand und warum,

aber meistens lief er in diesen Träumen, und manchmal rannte er auch -, war er darin immer jung gewesen: Seine Vorstellungskraft hatte sich geweigert, ihn in die mittleren Jahre vorrücken zu lassen.

Um das Thema zu wechseln, erzählt er ihnen von Dr. Kashens Beerdigung, auf der Dr. Li eine Trauerrede gehalten hat. »Menschen, die die Mathematik nicht mögen,

werfen den Mathematikern immer vor, sie würden versuchen, die Mathematik zu verkomplizieren«, hatte Dr. Li gesagt. »Aber jeder, der die Mathematik liebt, weiß, dass es eigentlich andersherum ist: Einfachheit wird in der Mathematik belohnt, und Mathematiker schätzen sie mehr als alles andere. Es überrascht daher nicht, dass Walters liebstes Axiom zugleich das einfachste in der Welt der Mathematik

**gewesen ist: das
Leermengenaxiom - das
Axiom der Null. Es
postuliert, dass ein Konzept
des Nichts, dass das
Konzept der Null existieren
muss: ein Nullwert, null
Elemente. In der
Mathematik geht man
davon aus, dass es ein
Nichts gibt, aber ist das
bewiesen? Nein. Und doch
muss es existieren.**

**Betrachtet man die Dinge
philosophisch - und das tun
wir am heutigen Tag -, so**

lässt sich feststellen, dass das Leben selbst das Leermengenaxiom ist. Es beginnt bei null und endet bei null. Wir wissen, dass beide Zustände existieren, aber wir werden beide nicht bewusst erleben: Sie sind notwendige Bestandteile des Lebens, auch wenn sie selbst nicht als Leben erfahren werden können. Wir *setzen* das Konzept des Nichts *voraus*, aber wir können es nicht beweisen. Und doch *muss* es

existieren. Ich ziehe es daher vor zu denken, dass Walter nicht gestorben ist, sondern dass er das Leermengenaxiom für sich bewiesen hat, dass er das Konzept der Null bewiesen hat. Ich weiß, dass ihn nichts glücklicher gemacht hätte. Ein eleganter Verstand wünscht sich elegante Abschlüsse, und Walter hatte einen überaus eleganten Verstand. Und so möchte ich mich von ihm verabschieden; ich wünsche

ihm, dass er die Antwort auf das Axiom gefunden hat, das er so liebte.«

Eine Zeit lang schweigen sie alle drei, während sie darüber nachdenken. »Sag mir bitte, dass das nicht auch *dein* Lieblingsaxiom ist«, sagt Harold plötzlich, und er lacht. »Nein«, sagt er. »Ist es nicht.«

Am nächsten Morgen schläft er aus, und abends geht er zu der Hochzeitsfeier, wo er fast jeden kennt, weil beide

Bräutigame in Hood Hall gewohnt haben. Die Gäste ohne Hood-Bezug - Lionels Kollegen aus Wellesley und Sinclairs aus Harvard, wo er Europäische Geschichte lehrt - stehen alle eng beieinander, wie um sich gegenseitig zu schützen, und wirken gelangweilt und zugleich irritiert. Die Feier folgt keinem bestimmten Konzept und ist etwas chaotisch - sobald die Gäste eintreffen, teilt Lionel ihnen Aufgaben zu, die die

**meisten von ihnen nicht
sehr ernst nehmen: Er soll
dafür sorgen, dass sich alle
ins Gästebuch eintragen;
Willem soll den Gästen
helfen, ihren Tisch zu
finden -, und einige
scherzen, dank Lionel und
Sinclair, dank dieser
Hochzeit müssten sie nicht
mehr zu dem
zwanzigjährigen
Jahrgangstreffen gehen, das
im selben Jahr stattfinden
wird. Sie sind alle dort:
Willem und seine Freundin**

**Robin; Malcolm und Sophie;
JB und sein neuer Freund,
den er noch nicht
kennengelernt hat, und
noch bevor er die
Platzkarten gelesen hat,
weiß er, dass sie alle am
selben Tisch sitzen werden.
»Jude!«, sagen Leute zu
ihm, die er seit Jahren nicht
gesehen hat. »Wie geht es
dir? Wo ist JB? Ich habe
mich gerade mit Willem
unterhalten! Ich habe
gerade Malcolm getroffen!«
Und dann: »Seid ihr vier**

**immer noch so eng
befreundet?«**

**»Wir sind alle noch in
Kontakt«, sagt er, »und es
geht ihnen allen bestens« -
die Antwort, auf die Willem
und er sich gemeinsam
verständigt haben. Er fragt
sich, was JB wohl sagt, ob er
die Wahrheit beschönigt, so
wie Willem und er es tun,
ob er einfach lügt, oder ob
er in einem Anfall JB'scher
Offenherzigkeit die
Wahrheit sagt: »Nein. Wir
haben kaum noch Kontakt.**

**Nur Malcolm sehe ich noch
regelmäßig.«**

**Er hat JB seit Monaten
nicht gesehen. Natürlich ist
er häufig dabei, wenn
jemand über ihn spricht:
Malcolm, Richard, der
schwarze Henry Young.
Aber sie treffen sich nicht
mehr, weil er ihm selbst
drei Jahre danach nicht
verzeihen kann. Er hat es
wieder und wieder versucht.
Er weiß, wie störrisch, wie
böartig, wie unnachsichtig
er ist. Aber er kann es**

**nicht. Wenn er JB sieht,
sieht er, wie er ihn
nachäfft, wie er ihm die
Bestätigung gibt, dass alle
Vermutungen und
Befürchtungen, die er in
Bezug auf sein Aussehen
hatte, alle Vermutungen
und Befürchtungen, die er
in Bezug darauf hatte, was
andere über ihn denken,
zutreffen. Aber er hätte
niemals gedacht, dass seine
Freunde ihn so sehen, oder
zumindest hätte er niemals
gedacht, dass sie es ihm**

**sagen würden. Die
Treffsicherheit der
Imitation macht ihm zu
schaffen, aber die Tatsache,
dass JB der Imitator
gewesen ist, vernichtet ihn.
Das Bild, das er manchmal
spätabends vor sich sieht,
wenn er nicht schlafen
kann, ist das Bild von JB,
der sich vor einem
Halbmond dahinschleppt,
sein Mund offen stehend
und sabbernd, die zu
Klauen verkrampften
Hände in die Luft gereckt:**

*Ich bin Jude. Ich bin Jude
St. Francis.*

**Nachdem sie JB an jenem
Abend ins Krankenhaus
eingeliefert hatten - als sie
ihn hineinbrachten, war JB
apathisch gewesen, und
Speichel war aus seinem
Mundwinkel geronnen,
doch er hatte sich rasch
erholt und war wütend und
gewalttätig geworden, hatte
sie alle wortlos
angeschrien, sich gegen die
Pfleger zur Wehr gesetzt,
sich immer wieder ihrem**

Griff entwunden, bis sie ihn ruhiggestellt und seinen schlaffen Körper den Flur hinuntergezerrt hatten -, hatte Malcolm sich ein Taxi genommen, und Willem und er waren in einem anderen nach Hause in die Perry Street gefahren.

Im Taxi hatte er Willem nicht ansehen können, und da ihn nun nichts mehr ablenkte - keine Formulare, die ausgefüllt werden mussten, keine Ärzte, mit denen man sprechen

musste -, hatte er gemerkt, wie ihm dem feuchtwarmen Abend zum Trotz kalt wurde und seine Hände zu zittern begannen, und Willem hatte nach seiner rechten Hand gegriffen und sie während der übrigen langen, stummen Fahrt nach Downtown in seiner linken gehalten.

Er blieb, solange JB genas. Er hatte entschieden zu bleiben, bis es ihm besserginge; er konnte JB zu diesem Zeitpunkt nicht

**im Stich lassen, nicht nach
all der Zeit. Sie wechselten
sich zu dritt ab, und nach
der Arbeit saß er neben JBs
Krankenhausbett und las.
Manchmal war JB wach,
aber die meiste Zeit über
war er es nicht. Sein Körper
entgiftete, aber die Ärzte
hatten auch festgestellt,
dass JB eine
Nierenentzündung hatte,
und so blieb er in der
Hauptabteilung des
Krankenhauses, wo
Flüssigkeiten in seinen Arm**

tropften und sein Gesicht mit der Zeit immer weniger aufgedunsen aussah. Wenn er wach war, bat JB ihn um Verzeihung, manchmal theatralisch und flehentlich und manchmal - wenn er klarer war - ruhig und leise. Das waren die Gespräche, die ihm am schwersten fielen.

»Jude, es tut mir so leid«, sagte er. »Ich war völlig hinüber. Bitte sag, dass du mir verzeihst. Ich war abscheulich. Ich liebe dich,

**das weißt du. Ich würde dir
nie absichtlich wehtun,
niemals.«**

**»Ich weiß, dass du völlig
hinüber warst, JB«, sagt er.
»Ich weiß.«**

**»Dann sag mir, dass du
mir verzeihst. Bitte, Jude.«**

**Er schwieg. »Es ist schon
okay, JB«, sagte er dann,
aber er konnte die Worte -
ich verzeihe dir - nicht
aussprechen. Nachts, wenn
er allein war, sagte er sie
immer und immer wieder:
*Ich verzeihe dir, ich verzeihe***

dir. Es wäre so einfach,
ermahnte er sich. JB würde
es danach bessergehen. *Sag*
es, befahl er sich, während
JB ihn ansah, das Weiße in
seinen Augen schmierig
und gelb. *Sag es*. Doch er
konnte es nicht. Er wusste,
dass er nur dazu beitrug,
dass es JB schlechter ging;
er wusste es und konnte es
dennoch nicht sagen. Die
Worte waren Steine, die
unter seiner Zunge lagen.
Er bekam sie nicht heraus,
er schaffte es einfach nicht.

Später, als JB ihn jeden Abend aus der Entzugsklinik anrief, nachdrücklich und ohne Unterlass, hatte er sich seine Monologe schweigend angehört, in denen er beteuerte, dass er ein besserer Mensch geworden sei, dass er erkannt habe, dass er und niemand sonst für ihn verantwortlich war, und dass er, Jude, begreifen müsse, dass das Leben nicht nur aus Arbeit bestehe, dass er lernen müsse, im

Moment zu leben und sich selbst zu lieben. Jude hörte zu und atmete und sagte gar nichts. Und dann war JB nach Hause gekommen und hatte sich neu eingewöhnen müssen, und ein paar Monate lang hatten sie alle nicht viel von ihm gehört. Er hatte seine Wohnung verloren und war wieder bei seiner Mutter eingezogen, während er versuchte, sein Leben in den Griff zu bekommen.

Doch dann hatte er eines

Tages angerufen. Es war Anfang Februar gewesen, beinahe auf den Tag genau sieben Monate nachdem sie ihn ins Krankenhaus gebracht hatten, und JB wollte sich mit ihm treffen und reden. Jude schlug vor, dass sie sich in einem Café namens Clementine trafen, das in der Nähe von Willems Haus lag, und während er Zentimeter für Zentimeter an den dicht gestellten Tischen vorbei auf einen Platz an der

rückwärtigen Wand zuing, wurde ihm bewusst, warum er dieses Café ausgesucht hatte: weil es zu klein und zu eng war, als dass JB seine Imitation hätte machen können, und als er das erkannte, kam er sich nährisch und feige vor.

Er hatte JB lange nicht gesehen, und JB beugte sich über den Tisch und umarmte ihn behutsam, bevor er sich zu ihm setzte.

»Du siehst gut aus«, sagte er.

»Danke«, sagte JB. »Du auch.«

Etwa zwanzig Minuten lang redeten sie über JBs Leben: Er ging zu Crystal Meth Anonymous. Er würde noch einige Monate bei seiner Mutter wohnen bleiben und dann entscheiden, wie es weitergehen solle. Er arbeitete wieder, an demselben Zyklus, an dem er vor seiner Auszeit gearbeitet hatte.

»Das ist toll, JB«, sagte er.

»Ich bin stolz auf dich.«

Und dann entstand eine Stille, und sie starrten beide andere Leute an. Einige Tische weiter saß ein Mädchen, das eine lange goldene Halskette trug, die es sich immer wieder um die Finger schlang. Er sah zu, wie sie mit ihrer Freundin sprach und die Kette auf- und wieder abwickelte, bis sie ihn ansah und er den Blick von ihr abwendete.

»Jude«, begann JB. »Ich

wollte dir - in komplett nüchternem Zustand - sagen, dass es mir so sehr leidtut. Es war fürchterlich von mir. Es war« - er schüttelte den Kopf -, »es war so grausam. Ich kann dir gar nicht -« Er unterbrach sich wieder, und sie schwiegen beide. »Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir leid.«

»Das weiß ich, JB«, sagte er, und er verspürte eine Traurigkeit, wie er sie nie zuvor gefühlt hatte. Er

**hatte schon früher
Grausamkeit erlebt und war
schlecht behandelt worden,
aber nie von Menschen, die
er liebte, Menschen, von
denen er immer gehofft
hatte, sie würden ihn als
jemand Ganzen,
Unbeschädigten sehen. JB
war der Erste gewesen.**

**Und doch war JB auch
einer der Ersten gewesen,
mit denen er sich
angefreundet hatte. Als er
auf dem College die
Schmerzattacke erlitten**

hatte, die dazu führte, dass seine Mitbewohner ihn in die Klinik brachten, wo er Andy kennengelernt hatte, da war es, so hatte Andy ihm später erzählt, JB gewesen, der ihn hineintrug und der verlangte, dass man ihn auf der Stelle untersuchte, der in der Notaufnahme einen solchen Wirbel verursachte, dass er hinausgeworfen wurde - aber erst als ein Arzt aufgetrieben worden war.

Er konnte JBs Liebe zu

**ihm in seinen Bildern
sehen. Er erinnerte sich,
wie er eines Sommers in
Truro JB beim
Skizzenzeichnen zugesehen
und an JBs Gesicht und den
zögerlichen, zarten
Bewegungen, mit denen er
seinen langen Unterarm
über das Blatt bewegte,
erkannt hatte, dass er etwas
zeichnete, das ihm am
Herzen lag, das ihm etwas
bedeutete. »Was zeichnest
du?«, hatte er gefragt, und
JB hatte sich zu ihm**

umgedreht und den Skizzenblock hochgehalten, und er hatte gesehen, dass es eine Zeichnung von ihm, von seinem Gesicht war.

Ach, JB, dachte er. Ach, du wirst mir fehlen.

»Kannst du mir verzeihen, Jude?«, fragte JB und sah ihn an.

Er fand keine Worte, er konnte nur den Kopf schütteln. »Ich kann es nicht, JB«, sagte er schließlich. »Ich kann es nicht. Ich kann dich nicht

**ansehen, ohne zu sehen,
wie du -« Er hielt inne. »Ich
kann es nicht«, wiederholte
er. »Es tut mir leid, JB, es
tut mir so leid.«**

**»Oh«, sagte JB, und er
schluckte. Sie saßen lange
da, ohne etwas zu sagen.**

**»Ich werde immer das
Beste für dich wollen«,
sagte er zu JB, der langsam
nickte, ohne ihn anzusehen.**

**»Okay«, sagte JB
schließlich und stand auf,
und er stand ebenfalls auf
und streckte JB die Hand**

**entgegen, der sie ansah wie
etwas ganz und gar
Fremdartiges, etwas, das er
nie zuvor gesehen hatte,
forschend, mit
zusammengekniffenen
Augen. Und dann ergriff er
sie endlich, aber statt sie zu
schütteln, senkte er seine
Lippen darauf und ließ sie
dort. Und dann ließ JB seine
Hand los und lief, rannte
beinahe aus dem Café
hinaus, wobei er -
»Entschuldigung,
Entschuldigung« - gegen**

die kleinen Tische stieß.

Er sieht JB noch immer ab und zu, meistens auf Partys, nie allein, und sie gehen beide höflich und freundlich miteinander um. Sie machen Smalltalk, was am meisten schmerzt. JB hat nie wieder versucht, ihn zu umarmen oder zu küssen; er geht auf ihn zu, die Hand bereits ausgestreckt, und er ergreift sie, und sie schütteln sich die Hände. Zur Eröffnung von

**»Sekunden, Minuten,
Stunden, Tage« hat er JB
Blumen geschickt - mit
einer Karte, auf der nur das
Notwendigste stand -, und
auch wenn er nicht zur
Vernissage gekommen ist,
hat er am darauffolgenden
Samstag auf dem Weg zur
Arbeit bei der Galerie
haltgemacht, wo er eine
Stunde damit zugebracht
hat, langsam von Bild zu
Bild zu gehen. Ursprünglich
hatte JB vorgehabt, sich
selbst als Teil des Zyklus zu**

**malen, doch es waren nur
Malcolm, Willem und er zu
sehen. Die Bilder waren
schön, und während er sie
eines nach dem anderen
betrachtete, dachte er
weniger an die Leben, die
sie dokumentierten, als an
das Leben, das sie
hervorgebracht hatte - so
viele dieser Bilder waren
entstanden, als es JB so
elend gegangen, als er so
hilflos gewesen war wie
noch nie, und doch waren
sie so selbstsicher und**

subtil, und sie anzuschauen hieß, sich die Empathie, Zärtlichkeit und Anmut dessen vor Augen zu führen, der sie geschaffen hatte.

Malcolm war mit JB befreundet geblieben, auch wenn er es für notwendig hielt, sich dafür bei ihm zu entschuldigen. »Aber nein, Malcolm«, hatte er gesagt, als Malcolm es ihm gebeichtet und ihn um Erlaubnis gefragt hatte. »Natürlich sollt ihr Freunde

bleiben.« Er will nicht, dass sie alle JB aufgeben; er will nicht, dass Malcolm glaubt, seine Loyalität ihm gegenüber unter Beweis stellen zu müssen, indem er sich von JB distanziert. Er will, dass JB einen Freund hat, der ihn kennt, seit er achtzehn Jahre alt gewesen ist, seit er der Lustigste, Gewitzteste am ganzen College gewesen ist und alle es wussten, ihn selbst eingeschlossen.

Doch Willem hat nie mehr

mit JB gesprochen. Als JB aus der Entzugsklinik zurückgekehrt war, hatte er JB angerufen und ihm gesagt, er könne nicht länger mit ihm befreundet sein, und JB kenne den Grund. Und das war das Ende gewesen. Er war überrascht gewesen, als er das hörte, und traurig, weil er immer gern gesehen hatte, wie JB und Willem miteinander lachten, wie sie sich kabbelten, weil er es geliebt hatte, wenn sie von

**ihren Erlebnissen
erzählten: Sie waren beide
so furchtlos, so wagemutig;
sie waren seine
Abgesandten in eine
weniger gehemmte,
freudvollere Welt. Sie
hatten es immer
verstanden, sich an allem
zu erfreuen, und er hatte
sie immer dafür bewundert
und war dankbar gewesen,
dass sie bereit waren, ihre
Freude mit ihm zu teilen.**

**»Willem«, hatte er einmal
gesagt, »dass du nicht mehr**

**mit JB sprichst - ich hoffe,
der Grund dafür ist nicht,
was zwischen ihm und mir
passiert ist.«**

**»Natürlich ist das der
Grund«, hatte Willem
gesagt.**

**»Aber das ist kein Grund«,
hatte er gesagt.**

**»Doch, natürlich«, hatte
Willem gesagt. »Einen
besseren gibt es nicht.«**

**Da er es nie zuvor getan
hatte, wusste er nicht, wie
zäh, wie traurig und
schwierig es sein würde,**

eine Freundschaft zu beenden. Richard weiß, dass Willem und er keinen Kontakt mehr zu JB haben, aber er kennt den Grund nicht - zumindest hat er ihn von ihm nicht erfahren. Heute, Jahre später, ist er nicht einmal mehr wütend auf JB; er kann es nur einfach nicht vergessen. Er merkt, dass sich eine leise Stimme tief in seinem Innern ständig fragt, ob JB es noch einmal tun wird; dass er sich noch immer

davor fürchtet, mit ihm allein zu sein.

Zwei Jahre zuvor, im ersten Jahr, in dem JB nicht nach Truro gekommen war, hatte Harold ihn gefragt, ob irgendetwas nicht stimme. »Du sprichst gar nicht mehr über ihn«, sagte er.

»Nun«, setzte er an, ohne zu wissen, wie er fortfahren sollte. »Wir sind nicht ... wir sind nicht mehr befreundet, Harold.«

»Das tut mir leid, Jude«, sagte Harold nach kurzem

**Schweigen, und er nickte.
»Kannst du mir erzählen,
was passiert ist?«**

**»Nein«, sagte er und
konzentrierte sich darauf,
die Strünke der Radieschen
zu entfernen. »Es ist eine
lange Geschichte.«**

**»Meinst du, es lässt sich
wieder hinbiegen?«**

**Er schüttelte den Kopf.
»Ich glaube nicht.«**

**Harold seufzte. »Das tut
mir leid, Jude«, wiederholte
er. »Es muss wohl etwas
Schlimmes sein.« Er**

schwieg einen Augenblick lang. »Ich habe euch vier immer so gern zusammen gesehen, weißt du. Da war etwas Besonderes zwischen euch.«

Er nickte wieder. »Ich weiß«, sagte er. »Es geht mir genauso. Er fehlt mir.«

Er fehlt ihm immer noch, und wahrscheinlich wird das nie aufhören. Besonders fehlt er ihm bei Veranstaltungen wie dieser Hochzeitsfeier, auf denen sie früher zu viert den

ganzen Abend lang geredet und sich über alle anderen lustig gemacht hätten, beneidenswert und nahezu unerträglich in ihrer geteilten Freude, der Freude aneinander. Doch jetzt sind da JB und Willem, die sich über den Tisch hinweg zunicken, und Malcolm, der sehr schnell redet, um die Anspannung zu überspielen, und die anderen drei Leute am Tisch, die sie vier - er wird sie immer als

Vierergespann betrachten:
wir vier - mit
unangemessener
Eindringlichkeit zu
verhören beginnen, über
deren Witze sie laut lachen,
die sie als ahnungslose
menschliche Schutzschilde
benutzen. Er sitzt neben JB's
Freund - jenem netten
weißen Jungen, den er sich
immer gewünscht hat -, der
in seinen Zwanzigern ist
und gerade seine
Krankenpflegerausbildung
abgeschlossen hat und

**eindeutig in JB vernarrt ist.
»Wie war JB denn auf dem
College?«, fragt Oliver ihn,
und er sagt: »Ziemlich
genau so wie heute: witzig,
scharfsinnig, unverfroren
und klug. Und talentiert. Er
war schon immer sehr
talentiert.«**

**»Hmmm«, macht Oliver
nachdenklich und schaut zu
JB hinüber, der mit
übertrieben wirkender
Aufmerksamkeit Sophie
zuhört. »Ich habe JB
eigentlich nie als *witzig***

betrachtet.« Und dann sieht auch er zu JB hinüber, fragt sich, ob Olivers Einschätzung schlicht falsch ist, oder ob JB tatsächlich jemand anderes geworden ist, jemand, den er nicht mehr als denjenigen erkennen würde, den er so viele Jahre gekannt hat.

Am Ende des Abends küssen sich alle auf die Wangen und reichen sich die Hände, und als Oliver - dem JB offensichtlich nichts

erzählt hat - zu ihm sagt, sie sollten sich einmal zu dritt treffen, er habe ihn, einen von JB's ältesten Freunden, schon immer näher kennenlernen wollen, da lächelt er und gibt irgendeine vage Antwort und winkt JB noch einmal zu, bevor er nach draußen geht, wo Willem auf ihn wartet.

»Wie war es für dich?«, fragt Willem.

»Okay«, sagt er und erwidert sein Lächeln. Er

**vermutet, dass diese
Zusammentreffen mit JB für
Willem noch schwieriger
sind als für ihn. »Und für
dich?«**

**»Okay«, sagt Willem.
Seine Freundin lenkt den
Wagen an den Straßenrand;
sie übernachten in einem
Hotel. »Ich ruf dich morgen
an, ja?«**

**In Cambridge schließt er
die Tür zu dem stillen Haus
auf und geht, so leise er
kann, in sein Badezimmer,
wo er seinen Beutel unter**

der losen Fliese hervorzieht und sich schneidet, bis er sich völlig leer fühlt, die Arme über die Badewanne gestreckt, deren Porzellan sich blutrot einfärbt. Wie jedes Mal nachdem er JB gesehen hat, fragt er sich, ob seine Entscheidung die richtige war. Er fragt sich, ob sie alle - Willem, JB, Malcolm und er - an diesem Abend länger wachliegen werden, während sie an die Gesichter der anderen und an die guten und weniger

**guten Gespräche denken,
die sie im Laufe ihrer über
zwanzigjährigen
Freundschaft miteinander
geführt haben.**

**Ach, denkt er, wäre ich
doch nur ein besserer
Mensch. Wäre ich doch ein
großherzigerer Mensch.
Wäre ich doch ein weniger
selbstbezogener Mensch.
Wäre ich doch nur ein
mutigerer Mensch.**

**Dann steht er auf und
greift dabei nach dem
Handtuchhalter; er hat sich**

zu viel geschnitten, und ihm ist schwindelig. Er geht zu dem großen Spiegel hinüber, der an der Innenseite des Kleiderschranks im Schlafzimmer hängt. In seiner Wohnung in der Greene Street gibt es keine Ganzkörperspiegel. »Keine Spiegel«, hat er Malcolm gesagt. »Die mag ich nicht.« In Wahrheit will er nur nicht mit seinem Abbild konfrontiert werden; er will seinen Körper nicht sehen,

**sein Gesicht, das seinen
Blick starr erwidert.**

**Doch hier bei Harold und
Julia gibt es einen Spiegel,
und er steht einige
Sekunden lang davor und
nimmt dann dieselbe
geduckte Haltung ein wie
JB an jenem Abend. JB lag
richtig, denkt er. Er lag
genau richtig. Und das ist
der Grund, warum ich ihm
nicht verzeihen kann.**

**Jetzt öffnet er den Mund.
Jetzt hoppelt er im Kreis.
Jetzt zieht er sein Bein**

hinter sich her. Sein Stöhnen erfüllt die Luft des ruhigen, still daliegenden Hauses.

Am ersten Samstag im Mai treffen Willem und er sich in einem kleinen, sehr teuren Sushi-Restaurant in der Nähe seines Büros in der 56th Street zu etwas, das sie das »Letzte Abendmahl« nennen. Das Restaurant hat nur sechs Plätze, alle an

**einem breiten Tresen aus
samtigem Zypressenholz,
und während der drei
Stunden, die sie dort
verbringen, sind sie die
einzigen Gäste.**

**Auch wenn ihnen klar
gewesen war, wie teuer das
Essen werden würde, sind
sie beide fassungslos, als
sie die Rechnung sehen,
und fangen dann beide an
zu lachen, wobei er nicht
genau weiß, ob der Grund
dafür die schiere Absurdität
ist, so viel Geld für ein**

**einziges Essen auszugeben,
oder die Tatsache, dass sie
es getan haben, oder die
Tatsache, dass sie dazu in
der Lage sind.**

**»Ich übernehme das«,
sagt Willem, aber als er
noch nach seinem
Portemonnaie greift, kommt
der Kellner bereits mit
Judes Kreditkarte zurück,
die er ihm zugesteckt hat,
als Willem auf der Toilette
gewesen ist.**

**»Gottverdammte, Jude«,
sagt Willem, und er grinst.**

»Es ist das Letzte Abendmahl, Willem«, sagt er. »Du kannst mir einen Taco mitbringen, wenn du zurückkommst.«

»*Falls* ich zurückkomme«, sagte Willem. Das ist ihr Running Gag. »Danke, Jude. Ich wollte eigentlich nicht, dass du zahlst.«

Es ist der erste warme Abend des Jahres, und er sagt Willem, wenn er sich wirklich für das Essen bedanken wolle, solle er ihn noch begleiten. »Wie weit

**denn?«, fragt Willem
vorsichtig. »Wir laufen
nicht den ganzen Weg bis
SoHo, Jude.«**

»Nicht weit.«

**»Das will ich hoffen«, sagt
Willem, »ich bin nämlich
echt müde.« Das ist Willems
neueste Strategie, die er
ausgesprochen gern
anwendet: Statt ihm zu
sagen, dass er gewisse
Dinge nicht tun soll, weil
sie schlecht für seine Beine
oder seinen Rücken seien,
versucht Willem, ihn davon**

abzubringen, indem er es so darstellt, als wäre er selbst nicht in der Lage dazu. In letzter Zeit ist Willem ständig zu müde zum Laufen, oder ihm tut irgendetwas weh, oder ihm ist zu heiß oder zu kalt. Aber er weiß, dass das nur Vorwände sind. Eines Samstagabends hatte Willem, nachdem sie einige Galerien besucht hatten, behauptet, er könne nicht von Chelsea bis zur Greene Street laufen (»Ich bin zu

müde«), also hatten sie stattdessen ein Taxi genommen. Doch tags darauf hatte Robin beim Mittagessen gesagt: »War das gestern nicht ein schöner Tag? Als Willem nach Hause kam, sind wir noch - wie weit, zwölf, dreizehn Kilometer, Willem? - den Highway rauf- und runtergejoggt.

»Ach, wirklich?«, fragte er sie und sah Willem dabei an, der ihn leutselig anlächelte.

**»Was soll ich sagen?«,
sagte er. »Ich hab plötzlich
noch mal die zweite Luft
bekommen.«**

**Sie marschieren in
Richtung Süden los und
biegen als Erstes vom
Broadway nach Osten ab,
damit sie nicht den Times
Square überqueren müssen.
Willems Haare sind für
seine nächste Rolle bereits
dunkel gefärbt, und er trägt
einen Bart, wodurch er
nicht unmittelbar zu
erkennen ist, aber keiner**

von ihnen will in einem Haufen Touristen feststecken.

Voraussichtlich wird er Willem frühestens in sechs Monaten wiedersehen. Am Dienstag fliegt er nach Zypern, um *Illias* und *Odyssee* zu drehen; in beiden Filmen wird er Odysseus spielen. Sie werden nacheinander gedreht und kommen nacheinander ins Kino, aber die Schauspieler und der Regisseur sind dieselben.

Die Drehorte liegen über ganz Südeuropa und Nordafrika verstreut, und für einige der Schlachtenszenen werden sie nach Australien fliegen, und weil die einzelnen Drehs so dicht aufeinander folgen und er dazwischen so weite Strecken zurücklegen muss, ist unklar, ob er in den Drehpausen nach Hause kommen kann. Es ist das größte und ambitionierteste Filmprojekt in Willems

**Karriere, und er ist nervös.
»Das wird großartig,
Willem«, versichert er ihm.**

**»Oder ein großer
Reinfall«, sagt Willem. Er
ist nicht verzagt, das ist er
nie, aber Jude spürt, dass er
angespannt ist und alles
richtig machen will und
Angst hat, auf irgendeine
Weise zu enttäuschen. Aber
das geht ihm vor jedem Film
so, und bisher - daran
erinnert er Willem gern -
ist immer alles
gutgegangen, besser als**

gut. Das, denkt er, ist einer der Gründe dafür, dass Willem immer Aufträge, gute Aufträge bekommen wird: Weil er die Arbeit ernst nimmt, weil er sich für die Projekte verantwortlich fühlt.

Er jedoch fürchtet sich vor den kommenden sechs Monaten, umso mehr, da Willem in den vergangenen anderthalb Jahren so präsent gewesen ist. Zuerst hat er in Brooklyn einen kleinen Film gedreht, was

**nur ein paar Wochen
gedauert hat. Und dann ist
er in einem Stück mit dem
Titel *Der maledivische Dodo*
aufgetreten, das von zwei
Brüdern handelte, beide
Ornithologen, von denen
einer zusehends einer nicht
kategorisierbaren
Geisteskrankheit
anheimfällt. Sie haben sich
jeden Donnerstag zu einem
späten Abendessen
getroffen, solange das Stück
gespielt wurde, das er - wie
jedes, in dem Willem**

mitspielt - sich mehr als einmal angesehen hat. Bei der dritten Aufführung, die er besuchte, hatte er JB und Oliver erspäht, nur wenige Reihen vor seiner, aber im linken Flügel des Zuschauerraums, und während der gesamten Aufführung schaute er immer wieder zu JB hinüber, um zu sehen, ob er an denselben Stellen lachte oder bei denselben Sätzen aufhorchte; ihm war bewusst, dass es das erste

**von Willems Stücken war,
das sie sich nicht zumindest
einmal gemeinsam, als
Gruppe ansahen.**

**»Hör mal, Jude«, sagt
Willem, während sie die
Fifth Avenue
hinuntergehen, die
menschenleer ist, nur hell
erleuchtete Fenster und
verstreuter Abfall, der in
der leichten, sanften Brise
dahintreibt - Plastiktüten,
die zu Quallen
aufgeplustert werden,
zerknüllte Zeitungsseiten -,**

**»ich habe Robin
versprochen, dass ich etwas
mit dir berede.«**

**Er wartet. Er war darauf
bedacht gewesen, mit Robin
und Willem nicht denselben
Fehler zu begehen wie mit
Philippa und Willem - wenn
Willem ihn einlädt, sie
irgendwohin zu begleiten,
stellt er sicher, dass es mit
Robin abgesprochen ist
(irgendwann hat Willem
ihm gesagt, er solle
aufhören zu fragen; Robin
wisse, wie wichtig er ihm**

sei, und sie habe überhaupt kein Problem damit, und wenn sie eines hätte, dann würde sie gefälligst aufhören müssen, eines zu haben), und er hat versucht, bei Robin den Eindruck von jemandem zu erwecken, der selbstständig ist und im Alter gewiss nicht bei ihnen einziehen wird (wobei er nicht genau weiß, wie sich diese Botschaft übermitteln lässt, und daher auch nicht genau sagen kann, ob es ihm

geglückt ist). Aber er mag Robin - sie ist Professorin für Klassische Altertumskunde an der Columbia University und war vor zwei Jahren als Beraterin für die beiden Filme engagiert worden, und sie hat einen scharfen Humor, der ihn ein wenig an JB erinnert.

»Also gut«, sagt Willem und holt tief Luft, und er macht sich bereit für das, was kommt. O nein, denkt er. »Erinnerst du dich an

Robins Freundin Clara?«

»Na klar«, sagt er. »Die ich im Clementine kennengelernt habe.«

»Genau!«, ruft Willem triumphierend aus. »Die meine ich!«

»Gott, Willem, für wie beschränkt hältst du mich eigentlich? Das war erst letzte Woche.«

»Ich weiß, ich weiß. Egal, die Sache ist - sie findet dich interessant.«

Er ist perplex. »Was meinst du damit?«

»Sie hat Robin gefragt, ob du Single bist.« Er schweigt kurz. »Ich habe ihr gesagt, du hättest wahrscheinlich keine Lust auf eine Beziehung, aber ich würde dich fragen. Also. Hiermit frage ich dich.«

Die Vorstellung ist so absurd, dass er eine Weile braucht, um zu begreifen, wovon Willem spricht, und als er es tut, bleibt er stehen und fängt verlegen und ungläubig an zu lachen. »Das ist nicht dein

Ernst, Willem« , sagt er.

»Das ist doch albern.«

»Was ist daran albern?«, sagt Willem, der mit einem Mal ernst geworden ist.

»Was, Jude?«

»Willem«, sagt er, als er sich wieder im Griff hat.

»Das ist wirklich schmeichelhaft. Aber -« Er verzieht das Gesicht und lacht wieder. »Es ist absurd.«

»Was ist absurd?«, sagt Willem, und er merkt, wie das Gespräch eine neue

Wendung nimmt. »Dass sich jemand zu dir hingezogen fühlt? Das ist ja nicht das erste Mal, dass das passiert. Du merkst es nur nie, weil du es nicht zulassen willst.«

Er schüttelt den Kopf.

»Lass uns von etwas anderem reden, Willem.«

»Nein«, sagt Willem. »So einfach kommst du mir nicht davon, Jude. Warum ist es albern? Warum ist es absurd?«

Er fühlt sich mit einem Mal so unwohl, dass er

**tatsächlich stehen bleibt,
genau an der Ecke Fifth
Avenue und 43rd Street, und
nach einem Taxi Ausschau
hält. Aber natürlich ist
keines zu sehen.**

**Während er überlegt, was
er darauf erwidern soll, fällt
ihm ein, wie er Willem
einige Tage nach dem
Abend in JBs Wohnung
gefragt hat, ob JB nicht
zumindest teilweise recht
gehabt hatte: War Willem
vielleicht *wirklich* wütend
auf ihn? Erzählte er ihnen**

**vielleicht wirklich nicht
genug?**

**Willem hatte so lange
geschwiegen, dass er die
Antwort kannte, noch bevor
er sie hörte. »Hör mal,
Jude«, hatte Willem
langsam gesagt, »JB war ...
JB war nicht bei Sinnen. Du
könntest mir nie zu viel
werden. Du *schuldest* mir
nicht deine Geheimnisse.«
Er dachte kurz nach. »Aber
ja, ich wünschte, du würdest
mir mehr erzählen. Nicht
der Informationen wegen,**

sondern damit ich vielleicht irgendwie helfen kann.« Er verstummte und sah ihn an. »Das ist alles.«

Seitdem hat er versucht, Willem mehr von sich zu erzählen. Aber es gibt so viele Themen, über die er seit Anas Tod, der inzwischen mehr als fünfundzwanzig Jahre zurückliegt, mit niemandem gesprochen hat, dass er feststellen muss, buchstäblich nicht mehr über die dafür notwendige

Sprache zu verfügen. Seine Vergangenheit, seine Ängste, das, was ihm angetan wurde, das, was er sich selbst angetan hat - das sind Dinge, über die nur in Sprachen geredet werden kann, die er nicht beherrscht: Farsi, Urdu, Mandarin, Portugiesisch. Einmal hat er versucht, einige Dinge aufzuschreiben, weil er dachte, so sei es einfacher, doch das war es nicht - er weiß nicht, wie er sich

selbst sein Leben erklären soll.

»Du wirst deinen eigenen Weg finden, dich damit auseinanderzusetzen, was dir passiert ist«, hört er Ana sagen. »Du wirst es tun müssen, wenn du dich jemals irgendwem öffnen willst.« Wie so oft wünscht er sich, er hätte ihr zugehört, hätte sich von ihr zeigen lassen, wie es geht. Sein Schweigen war anfangs ein Schutz gewesen, aber im Laufe der Jahre ist es zu

**etwas nahezu
Erdrückendem geworden,
etwas, das ihn beherrscht
statt umgekehrt. Jetzt kann
er es nicht mehr ablegen,
selbst wenn er es sich
manchmal wünscht. Er
stellt sich vor, in einer
kleinen, mit Wasser
gefüllten Blase
dahinzutreiben, auf allen
Seiten von einer mehrere
Meter dicken Eisschicht
umschlossen. Er weiß, dass
es einen Ausweg gibt, aber
ihm fehlt die notwendige**

Ausrüstung, um mit der Arbeit zu beginnen, und seine Hände kratzen nutzlos an dem schlüpfrigen Eis herum. Er hatte gedacht, wenn er niemandem offenbarte, wer er war, machte ihn das verträglicher, weniger absonderlich. Doch nun sondert er sich durch das ab, was er nicht sagt, zieht Mitleid und sogar Argwohn auf sich.

»Jude?«, reißt Willem ihn aus seinen Gedanken.

»Warum ist es absurd?«

Er schüttelt den Kopf.

»Das ist es einfach.« Er setzt sich wieder in Bewegung.

Sie gehen einen Block weit, ohne etwas zu sagen. Dann fragt Willem: »Jude, wünschst du dir denn, mit jemandem zusammen zu sein?«

»Ich habe nie geglaubt, dass das möglich sein könnte.«

»Danach habe ich aber nicht gefragt.«

»Ich weiß es nicht, Willem«, sagt er, unfähig, in Willems Gesicht zu blicken. »Das ist wohl einfach nichts für jemanden wie mich.«

»Was soll das heißen?«

Er schüttelt wieder den Kopf, ohne etwas zu sagen, aber Willem bleibt beharrlich. »Weil du gesundheitliche Probleme hast? Deswegen?«

Gesundheitliche Probleme,
sagt etwas Bitteres und Hämisches in seinem

Inneren. *Das nenne ich mal eine schöne Umschreibung.*

Aber er spricht es nicht aus.

»Willem«, sagt er, »ich bitte dich, lass uns über etwas anderes reden. Wir hatten so einen schönen Abend. Es ist unser letzter Abend, und wir werden uns lange nicht sehen. Können wir bitte das Thema wechseln? Bitte?«

**Willem bleibt einen Block weit stumm, und er glaubt, das Thema sei beendet, aber dann sagt Willem:
»Weißt du, als Robin und**

ich uns kennengelernt haben, da hat sie mich gefragt, ob du schwul oder hetero bist, und ich musste ihr sagen, dass ich es nicht weiß.« Er schweigt kurz.

»Sie war schockiert. Sie hat immer wieder gesagt: ›Ihr seid beste Freunde, seit ihr Teenager wart, und du weißt es nicht?‹ Philippa hat mich auch immer nach dir gefragt. Und ich habe ihr dasselbe gesagt, was ich Robin gesagt habe: dass du ein sehr introvertierter

Mensch bist und ich immer versucht habe, das zu respektieren. Aber das sind genau die Dinge, über die ich gern mehr von dir hören würde, Jude. Nicht um irgendwas mit dem Wissen anzufangen, sondern um zu verstehen, wer du bist. Ich meine, vielleicht bist du ja beides nicht. Vielleicht interessierst du dich einfach nicht dafür. Für mich macht das keinen Unterschied.«

Er erwidert nichts darauf,

**kann nichts darauf
erwidern, und sie laufen
noch zwei Blocks weiter:
38th Street, 37th Street. Er
merkt, dass sein rechter
Fuß über den Asphalt
schleift, wie er es tut, wenn
er müde oder
niedergeschlagen ist, zu
müde oder
niedergeschlagen, um sich
mehr anzustrengen, und er
ist froh, dass Willem links
von ihm läuft und es
wahrscheinlich nicht
bemerken wird.**

»Manchmal fürchte ich, dass du beschlossen hast, dir einzureden, du wärst irgendwie unattraktiv und nicht liebenswert, und gewisse Dinge kämen für dich nicht infrage. Aber das stimmt nicht, Jude: Jeder Mensch auf der Welt könnte sich glücklich schätzen, mit dir zusammen zu sein«, sagt Willem einen Block weiter. Genug davon, denkt er; er merkt an Willems Tonfall, dass er sich zu einer längeren Rede anschickt,

und ist jetzt so nervös, dass sein Herz in einem merkwürdigen Rhythmus schlägt.

»Willem«, sagt er und wendet sich ihm zu, »ich glaube, ich rufe mir doch lieber ein Taxi. Ich werde müde - ich gehe besser ins Bett.«

»Komm schon, Jude«, sagt Willem, und seine Stimme klingt so ungeduldig, dass er zusammenzuckt. »Tut mir leid, ich wollte nicht ... Aber ganz im Ernst, Jude,

**du kannst nicht einfach
abhauen, wenn ich gerade
mit dir über etwas
Wichtiges zu reden
versuche.«**

**Das lässt ihn innehalten.
»Du hast recht«, sagt er.
»Es tut mir leid. Und ich bin
dir dankbar, Willem,
wirklich. Aber es fällt mir
einfach zu schwer, darüber
zu reden.«**

**»Worüber fällt es dir denn
nicht schwer zu reden?«,
fragt Willem, und er zuckt
wieder zusammen. Willem**

seufzt. »Tut mir leid. Ich denke immer, dass ich eines Tages mit dir reden werde, richtig mit dir reden werde, und dann tue ich es doch nie, weil ich Angst habe, dass du komplett zumachst und gar nicht mehr mit mir sprichst.« Sie schweigen, und er ist niedergeschlagen, weil er weiß, dass Willem recht hat - er würde genau das tun. Vor einigen Jahren hat Willem versucht, mit ihm über das Ritzen zu

sprechen. Auch damals waren sie gelaufen, und von einem bestimmten Punkt an war ihm das Gespräch so unerträglich geworden, dass er ein Taxi angehalten hatte und hektisch hineingestiegen war, während Willem auf dem Gehweg stand und ungläubig seinen Namen rief; er hatte schon angefangen, sich zu verfluchen, als das Taxi in Richtung Süden losraste. Willem war rasend vor Wut

gewesen; er hatte sich entschuldigt; sie hatten sich versöhnt. Aber Willem hat nie wieder versucht, das Gespräch weiterzuführen, und er hat es auch nicht getan.

»Aber sag mir eins, Jude: Bist du manchmal einsam?«

»Nein«, sagt er nach kurzem Nachdenken. Ein lachendes Pärchen geht an ihnen vorbei, und er denkt an den Beginn ihres Spaziergangs zurück, als auch sie gelacht haben. Wie

**hat er es nur geschafft,
diesen Abend zu ruinieren -
den letzten, bevor er Willem
monatelang nicht sehen
wird? »Du musst dir um
mich keine Gedanken
machen, Willem. Mir wird
es immer gutgehen. Ich
werde immer
zurechtkommen.«**

**Und dann seufzt Willem
und sackt in sich zusammen
und wirkt so resigniert,
dass ihn Schuldgefühle
überkommen. Aber er ist
auch erleichtert, denn er**

spürt, dass Willem nicht weiß, wie er das Gespräch fortsetzen soll, und dass er ihn bald in eine andere Richtung manövrieren, den Abend angenehm ausklingen lassen und entkommen kann.

»Das sagst du jedes Mal.«

»Und es stimmt auch jedes Mal.«

Es folgt eine lange, lange Stille. Sie stehen vor einem koreanischen Grillrestaurant, und die Luft ist von Dampf und

Rauch und dem Geruch von gebratenem Fleisch erfüllt. »Kann ich gehen?«, fragt er schließlich, und Willem nickt. Er stellt sich an den Straßenrand und hebt den Arm, und ein Taxi gleitet an seine Seite.

Willem hält ihm die Tür auf und legt dann, als er einsteigen will, die Arme um ihn und hält ihn fest, und nach kurzem Zögern tut er dasselbe. »Ich werde dich vermissen«, sagt Willem in seinen Nacken

hinein. »Passt du gut auf dich auf, solange ich weg bin?«

»Ja«, sagt er. »Ich verspreche es.« Er tritt einen Schritt zurück und sieht ihn an. »Dann bis November.«

Auf Willems Gesicht legt sich ein Ausdruck, der nicht ganz ein Lächeln ist. »Bis November«, sagt er.

Im Taxi merkt Jude, dass er tatsächlich müde ist, und er lehnt die Stirn an die verschmierte

Fensterscheibe und schließt die Augen. Als er zu Hause ankommt, fühlt sich sein Körper so bleischwer wie der eines Toten an, und in der Wohnung zieht er seine Kleider aus - Schuhe, Pullover, Hemd, Unterhemd, Hose -, sobald er die Tür hinter sich geschlossen hat, und lässt sie als Spur auf dem Boden zurück, während er ins Badezimmer geht. Seine Hände zittern, als er den Beutel unter dem

Waschbecken hervorholt, und obwohl er nicht damit gerechnet hat, sich an diesem Abend schneiden zu müssen - nichts hatte während des Tages oder des frühen Abends darauf hingedeutet -, ist er jetzt gierig danach. An seinen Unterarmen gibt es schon lange keine unverletzten Stellen mehr, und er schneidet jetzt in alte Schnitte hinein, sägt mit der Klinge durch das feste, netzartige Narbengewebe

hindurch: Wo die neuen Schnitte verheilen, bilden sich warzige Furchen, und er ist zugleich angewidert, erschrocken und fasziniert davon, wie stark er sich selbst verstümmelt hat. In letzter Zeit hat er begonnen, die Salbe, die Andy ihm für seinen Rücken gegeben hat, auf seine Arme aufzutragen, und er glaubt, dass es ein wenig hilft: Die Haut fühlt sich weniger gespannt an, die Narben sind etwas

weicher und geschmeidiger.

Die Duschkabine, die Malcolm in seinem Badezimmer konstruiert hat, ist riesengroß, so groß, dass er sich nun beim Schneiden dort hineinsetzt, die Beine vor sich ausgestreckt, und wenn er fertig ist, achtet er darauf, das Blut gründlich fortzuspülen, denn der weiße Boden ist aus Marmor, und Malcolm hat ihm immer wieder gesagt, dass einmal fleckig

gewordener Marmor sich nicht mehr reinigen lässt. Und dann liegt er im Bett, leicht benommen, aber noch nicht wirklich schläfrig, und starrt in den dunklen, quecksilbrigen Schimmer hinein, den der Kronleuchter in den schattigen Raum wirft.

»Ich bin einsam«, sagt er laut, und die Stille der Wohnung saugt die Worte auf, wie Baumwolle Blut aufnimmt.

Diese Einsamkeit ist eine

neue Entdeckung, und sie unterscheidet sich von den anderen Einsamkeiten, die er erlebt hat: Es ist nicht die Einsamkeit, die er verspürte, als er ein elternloses Kind war oder als er in einem Motelzimmer neben Bruder Luke wachlag, darauf bedacht, sich nicht zu bewegen, um ihn nicht zu wecken, während der Mond harte weiße Streifen aus Licht auf die Bettdecke warf, oder als er aus dem

**Heim ausriss, das eine Mal,
als es klappte, und die
Nacht zwischen zwei an
gespreizte Beine
erinnernden buckligen
Wurzeln eines
Eichenbaumes verbrachte,
zwischen denen er sich
hinabduckte und so klein
wie möglich machte. Damals
hatte er geglaubt, einsam
zu sein, doch jetzt erkennt
er, dass das, was er zu jener
Zeit empfunden hat, nicht
Einsamkeit war, sondern
Angst. Aber er hat nichts**

**mehr zu fürchten. Er hat
für Schutz gesorgt: Er hat
diese Wohnung mit ihrem
dreifachen Türschloss, und
er hat Geld. Er hat Eltern,
er hat Freunde. Er wird
niemals wieder etwas tun
müssen, das er nicht will,
um etwas zu essen zu
bekommen oder in einem
Auto mitgenommen zu
werden oder ein Dach über
dem Kopf zu haben oder von
irgendwo flüchten zu
können.**

Er hat Willem nicht

belogen: Er ist nicht für eine Beziehung gemacht und hat auch nie etwas anderes geglaubt. Er hat seine Freunde nie um ihre Beziehungen beneidet - das wäre wie bei einer Katze, die dem Hund sein Bellen neidet: Der Gedanke selbst war unmöglich, weil es seiner Spezies einfach nicht entsprach. Doch in letzter Zeit tun die Leute so, als wäre es etwas, das er haben könnte oder von dem er sich wünschen sollte, es zu

haben, und auch wenn er weiß, dass es freundlich gemeint ist, erscheint es ihm wie Hohn: Sie könnten ihm ebenso gut sagen, er solle Zehnkämpfer werden; es wäre nicht weniger stumpfsinnig und grausam.

Von Malcolm und Harold erwartet er nichts anderes - von Malcolm, weil er glücklich ist und nur einen Weg - nämlich seinen - zum Glück kennt, weshalb er ihn immer wieder fragt, ob er ihn nicht mit jemandem

zusammenbringen soll oder ob er nicht jemanden finden möchte, und dann erstaunt ist, wenn er das Angebot ablehnt; von Harold, weil er weiß, dass der Aspekt der Vaterschaft, den Harold am meisten genießt, darin besteht, in sein Leben einzudringen und darin nach Herzenslust zu rumoren. Auch er selbst hat in letzter Zeit manchmal Freude daran - es berührt ihn, dass jemand genügend Interesse an ihm hat, um

**ihn
herumzukommandieren, um
von den Entscheidungen,
die er trifft, enttäuscht zu
sein, um Hoffnungen in ihn
zu setzen, um die
Verantwortung
anzunehmen, die es
bedeutet, dass er ein Teil
seines Lebens ist. Zwei
Jahre zuvor waren Harold
und er in einem Restaurant
gewesen, und Harold hatte
ihm vorgehalten, sein Job
bei Rosen Pritchard habe
ihn im Grunde zum**

Handlanger

unternehmerischen Betrugs gemacht, als sie beide bemerkten, dass der Kellner an ihrem Tisch stand, bereit, ihre Bestellung aufzunehmen.

»Verzeihung«, sagte der Kellner. »Soll ich später noch einmal vorbeikommen?«

»Nein, kein Problem«, sagte Harold. »Ich schreie nur gerade meinen Sohn an, aber das kann ich auch noch, nachdem wir bestellt

haben.« Der Kellner hatte ihm ein mitfühlendes Lächeln zugeworfen, und er hatte es erwidert, stolz darauf, in aller Öffentlichkeit auf diese Weise beansprucht zu werden, endlich dem Stamm der Söhne und Töchter anzugehören. Später hatte Harold seine Tirade fortgesetzt, und er hatte so getan, als wäre er aufgebracht, aber in Wahrheit war er den ganzen Abend über glücklich

gewesen, jede Zelle seines Körpers von Zufriedenheit erfüllt, und hatte so viel gelächelt, dass Harold ihn irgendwann fragte, ob er betrunken sei.

Doch jetzt hat auch Harold begonnen, ihn auszufragen. »Was für eine fantastische Wohnung«, hatte er gesagt, als er einen Monat zuvor für die Party in die Stadt gekommen war, die zu organisieren er Willem verboten hatte, der es trotzdem getan hatte. Am

Tag darauf war Harold bei ihm vorbeigekommen, war wie jedes Mal bewundernd darin umhergegangen und hatte dieselben Dinge gesagt wie immer: »Was für eine fantastische Wohnung« und »Wie sauber es hier ist« und »Das hat Malcolm wirklich großartig hinbekommen«, aber auch: »Sie ist einfach riesig, Jude. Fühlst du dich hier nicht manchmal einsam, so ganz allein?«

»Nein, Harold«, sagte er.

»Ich bin gern allein.«

Harold hatte ein Knurren von sich gegeben. »Willem wirkt sehr glücklich«, sagt er. »Robin scheint ein nettes Mädchen zu sein.«

»Das ist sie«, sagte er, während er Harold einen Tee machte. »Und ich glaube, er ist wirklich glücklich.«

»Wünschst du dir das nicht auch, Jude?«, fragte Harold.

Er seufzte. »Nein, Harold, ich bin zufrieden.«

»Und was ist mit Julia und mir?«, fragte Harold. »Wir würden uns so freuen, wenn du jemanden hättest.«

»Du weißt, dass ich alles tue, um Julia und dich glücklich zu machen«, sagte er und versuchte, dabei nicht die Stimme zu heben. »Aber ich fürchte, was das angeht, kann ich euch nicht helfen. Hier, bitte.« Er reichte Harold seinen Tee.

Manchmal fragt er sich, ob er sich überhaupt jemals einsam gefühlt hätte, wenn

niemand ihm das Gefühl gegeben hätte, dass er sich einsam fühlen *sollte*, dass ein Leben, wie er es führte, in irgendeiner Weise sonderbar und inakzeptabel sei. Ständig fragt ihn irgendjemand, ob ihm nicht etwas fehle, wovon ihm nie in den Sinn gekommen ist, dass er es sich wünschen, dass er es einmal haben könnte: Harold und Malcolm natürlich, aber auch Richard, der mit seiner Freundin, die India

**heißt und ebenfalls
Künstlerin ist, schon so gut
wie zusammenwohnt, und
Leute, die er weniger häufig
trifft: Citizen, Elijah,
Phaedra und selbst
Kerrigan, ein ehemaliger
Kollege aus Richter
Sullivans Büro, der ihm
einen Besuch abstattete, als
er mit seinem Mann in der
Stadt war. Manche von
ihnen fragen taktvoll und
manche argwöhnisch:
Erstere empfinden Mitleid
mit ihm, weil sie davon**

ausgehen, dass sein Leben als Single keine freiwillige Entscheidung, sondern ein aufgezwungener Zustand ist, und Letztere empfinden eine Art Feindseligkeit ihm gegenüber, weil sie glauben, *dass* er sich aus freien Stücken für dieses Leben entschieden und damit bewusst gegen ein Grundgesetz des Erwachsenseins verstoßen hat.

In jedem Fall ist es etwas anderes, mit vierzig Single

zu sein, als es mit dreißig zu sein; mit jedem Jahr erscheint es weniger nachvollziehbar, weniger beneidenswert und zunehmend bedauernswert und unangemessen. In den letzten fünf Jahren ist er zu jedem Dinner der Partner allein gegangen, und als er im vergangenen Jahr zum Kapitaleigner berufen wurde, folgte er auch der Einladung zur jährlichen Klausurtagung allein. Eine Woche vor der

Klausurtagung war Lucien freitagabends in sein Büro gekommen, um mit ihm die ausklingende Geschäftswoche durchzusprechen, wie er es häufig tat. Sie sprachen über die Tagung, die in Aguilla stattfinden sollte und vor der ihnen beiden wahrhaft graute, im Gegensatz zu den anderen Teilhabern, die so taten, als graute ihnen davor, sich aber in Wahrheit (da waren Lucien und er sich einig)

darauf freuten.

»Kommt Meredith auch mit?«, fragte er.

»Ja.« Stille breitete sich aus, und er wusste, was als Nächstes kommen würde.

»Bringst du jemanden mit?«

»Nein«, sagte er.

Wieder schwiegen sie, und Lucien starrte an die Decke.

»Du hast noch nie irgendwen zu einer von diesen Veranstaltungen mitgebracht, oder?«, fragte Lucien betont beiläufig.

»Nein«, sagte er, und

**dann, als Lucien nichts
erwiderte: »Möchtest du mir
irgendetwas sagen,
Lucien?«**

**»Nein, gar nicht«, sagte
Lucien, den Blick wieder
auf ihn gerichtet. »Wir sind
nicht die Art von
Unternehmen, die auf
solche Dinge besonderen
Wert legt, Jude, das weißt
du.«**

**Er hatte gespürt, wie Zorn
und Scham in ihm
aufstiegen. »Offenbar doch.
Wenn im Vorstand geredet**

wird, musst du es mir sagen, Lucien.«

»Jude«, sagte Lucien. »Es wird überhaupt nichts geredet. Du weißt, wie sehr wir dich alle respektieren. *Ich* denke nur - und das ist meine persönliche Meinung, nicht die der Kanzlei -, dass es schön wäre, wenn du jemanden an deiner Seite hättest.«

»Okay, Lucien, danke«, hatte er müde geantwortet. »Ich werde darüber nachdenken.«

Doch so wichtig es ihm ist, normal zu wirken, möchte er keine Beziehung führen, nur weil es sich so gehört: Er möchte es, weil er erkannt hat, dass er einsam ist. Er ist so einsam, dass er es manchmal körperlich spürt, als einen nassen Klumpen Schmutzwäsche, der drückend auf seiner Brust liegt. Er kann das Gefühl nicht verdrängen. Bei den anderen klingt es so einfach, so als wäre die Entscheidung, es zu wollen,

**der schwierigste Teil des
Ganzen. Aber er weiß es
besser: In einer Beziehung
zu leben würde bedeuten,
sich jemand anderem zu
zeigen, was er bisher bei
niemandem außer Andy
getan hat. Es würde
bedeuten, sich mit seinem
eigenen Körper
auseinandersetzen zu
müssen, den er seit
mindestens einem
Jahrzehnt nicht unbekleidet
gesehen hat - selbst unter
der Dusche sieht er ihn**

nicht an. Und es würde bedeuten, mit jemandem Sex zu haben, was er nicht getan hat, seit er fünfzehn gewesen ist, und wovor er sich so sehr fürchtet, dass sich sein Magen bei dem Gedanken daran mit etwas Wächsernem, Kaltem füllt. Bei ihren ersten Terminen hatte Andy ihn gelegentlich gefragt, ob er sexuell aktiv sei, bis er schließlich zur Antwort gab, er werde es ihm mitteilen, falls und wenn es passierte, und bis

dahin könne er aufhören zu fragen. Also fragte Andy nie wieder nach, und er hatte nie Grund, ihm etwas mitzuteilen. Keinen Sex haben: Das war einer der größten Vorzüge des Erwachsenseins.

Doch sosehr er sich vor Sex fürchtet, wünscht er sich doch, berührt zu werden, jemandes Hände auf sich zu spüren, obgleich ihn auch dieser Gedanke in Angst und Schrecken versetzt. Manchmal, wenn

er seine Arme ansieht, wird er von einem so heftig lodernden Selbsthass erfüllt, dass er kaum atmen kann: Viele der Veränderungen seines Körpers hatten sich seiner Kontrolle entzogen, aber für das, was mit seinen Armen geschehen ist, ist nur er verantwortlich, und er kann nur sich selbst die Schuld dafür geben. Als er mit dem Ritzen begonnen hat, hat er in seine Beine geschnitten - nur in die

Waden -, und bevor er sich beigebracht hat, die Schnitte ordentlich nebeneinanderzusetzen, hat er die Klinge in willkürlicher Weise durch die Haut gezogen, damit es aussah, als hätte er sich an Grashalmen geschnitten. Es fiel nie jemandem auf - niemand achtet auf Waden. Selbst Bruder Luke hat ihn nie darauf angesprochen. Doch heute könnte niemand mehr seine Arme, seinen Rücken oder seine Beine

nicht **bemerken, die von
Rinnen überzogen sind, wo
verletztes Gewebe und
Muskelfleisch entfernt
worden sind, und
daumenabdruckgroßen
Vertiefungen, wo die
Schrauben der Schienen
sich durch das Fleisch
hindurch- und in den
Knochen hineingebohrt
hatten, und seidige Teiche
aus Haut, wo er sich bei der
Verletzung verbrannt hatte,
und die Stellen, an denen
seine Wunden sich**

**geschlossen haben und das
Fleisch jetzt leichte Krater
bildet, die von einem
permanenten stumpfen
Bronzeton umgeben sind.
Bekleidet ist er ein Mensch,
unbekleidet ist er ein
anderer, ist er als das
enthüllt, was er wirklich ist,
sind die Jahre der Fäulnis
auf seiner Haut offenbart,
wird seine Vergangenheit in
all ihrer Schlechtigkeit und
Verderbtheit von seinem
Fleisch verkündet.**

In Texas hatte er einmal

einen Kunden gehabt, der grotesk war - so fett, dass sein Bauch als Gehänge aus Fleisch zwischen seine Beine gesackt war, über und über mit schollenartigen Ekzemen übersät, die Haut so ausgetrocknet, dass sich gespenstische kleine Flocken von seinen Armen und seinem Rücken lösten und durch die Luft schwebten, wenn er sich bewegte. Er hatte sich geekelt, als er ihn sah, doch

**er hatte sich vor ihnen allen
geekelt, und so war dieser
Mann in gewisser Weise
weder besser noch
schlechter gewesen als die
anderen. Als er dem Mann
einen geblasen hatte,
dessen Bauch dabei gegen
seinen Hals drückte, hatte
der Mann geweint und ihn
um Entschuldigung
gebeten: *Es tut mir leid, es tut
mir leid*, hatte er gesagt,
während seine
Fingerspitzen auf seinem
Kopf lagen. Der Mann hatte**

lange Fingernägel, jeder so dick wie ein Knochen, und er fuhr ihm damit über die Kopfhaut, aber sanft, so als wären es die Zinken eines Kammes. Und irgendwie kommt es ihm vor, als wäre er im Laufe der Jahre zu jenem Mann geworden, und er weiß, dass jemand, der ihn sehen würde, von seinem entstellten Äußeren ebenfalls abgestoßen und angewidert wäre. Er will nicht, dass irgendjemand, wie er es damals getan

hatte, würgend vor der Toilettenschüssel stehen und sich, um wieder sauber zu werden, mit den Händen Flüssigseife in den Mund schaufeln muss, deren Geschmack ihm noch mehr Brechreiz verursachte.

Er wird also nie wieder etwas für Essen oder Unterkunft tun müssen, das er nicht möchte: Das weiß er inzwischen. Was aber ist er zu tun bereit, um sich weniger allein zu fühlen? Könnte er, um Vertrautheit

und Nähe zu erlangen, alles zerstören, was er sich aufgebaut und mit solchem Eifer beschützt hat? Welche Demütigungen ist er zu erdulden bereit? Er weiß es nicht; er fürchtet sich vor der Antwort.

Doch noch mehr fürchtet er in letzter Zeit, dass er niemals die Gelegenheit bekommen wird, es überhaupt herauszufinden. Welche Bedeutung hat es, ein Mensch zu sein, wenn er das nicht erfahren kann?

Und dennoch, ermahnt er sich, ist Einsamkeit kein Hunger, kein Mangel und keine Krankheit: Sie ist nicht lebensbedrohlich. Er hat kein Recht auf ihre Abschaffung. Sein Leben ist besser als das so vieler anderer Menschen, besser, als er es jemals erwartet hätte. Sich zu allem anderen auch noch eine Partnerschaft zu wünschen, erscheint ihm gierig und anmaßend.

Wochen vergehen.

**Willems Drehplan ist
erratisch, und er ruft ihn zu
ständig schwankenden
Zeiten an: um ein Uhr
morgens, um drei Uhr
nachmittags. Er klingt
müde, aber es liegt nicht in
Willems Natur, sich zu
beklagen, und er tut es
auch nicht. Er erzählt ihm
von der Kulisse, den
archäologischen
Schauplätzen, für die sie
eine Drehgenehmigung
erhalten haben, den kleinen
Pannen, die sich am Set**

ereignen. Ist Willem nicht da, neigt er mehr denn je dazu, in der Wohnung zu bleiben und gar nichts zu tun, aber weil er weiß, dass das nicht gesund für ihn ist, hat er peinlich genau darauf geachtet, seine Wochenenden mit Veranstaltungen, Partys und Abendessen zu füllen. Er besucht Ausstellungen in Museen, geht mit dem schwarzen Henry Young ins Theater und mit Richard in Galerien. Felix, den er vor

so langer Zeit unterrichtet hat, ist jetzt Frontmann einer Punkband namens Quiet Americans, und er überredet Malcolm, ihn zu einem ihrer Auftritte zu begleiten. Er erzählt Willem, was er sich angesehen und welche Bücher er gelesen hat, erzählt ihm von Unterredungen mit Harold und Julia, von Richards neuestem Projekt und den Menschen, denen er im Rahmen seiner

gemeinnützigen Arbeit hilft, erzählt ihm von der Geburtstagsfeier von Andys Tochter und von Phaedras neuer Stelle und mit wem er sich worüber unterhalten hat.

»Noch fünfeinhalb Monate«, sagt Willem am Ende eines ihrer Telefonate.

»Noch fünfeinhalb Monate«, wiederholt er.

Für Donnerstag hat Rhodes ihn zum Abendessen in seine neue

Wohnung eingeladen, die in der Nähe des Hauses von Malcolms Eltern liegt und - das hat Rhodes ihm erzählt, als sie im Dezember etwas trinken waren - der Ursprung all seiner Albträume ist: Er wacht mitten in der Nacht auf und sieht Bestandsbücher vor sich, in denen die Dinge, aus denen sein Leben besteht - Ausbildungskosten, Hypotheken, Instandhaltungskosten,

Steuern - zu erschreckend hohen Summen zusammenschnurren. »Und da ist das, was ich von meinen Eltern bekomme, schon mit eingerechnet«, hatte er gesagt. »Und Alex will noch ein Kind. Ich bin fünfundvierzig, Jude, und schon völlig am Ende; wenn wir wirklich ein drittes Kind kriegen, kann ich arbeiten, bis ich achtzig bin.«

Er nimmt erleichtert zur Kenntnis, dass Rhodes etwas entspannter wirkt,

dass sein Hals und seine Wangen rosig sind.

»Mannomann«, sagt Rhodes, »wie schaffst du es nur, Jahr für Jahr so dünn zu bleiben?« Als sie sich fünfzehn Jahre zuvor im Büro des U. S. Attorney kennengelernt hatten, hatte Rhodes noch das muskulöse, sehnige Äußere eines Lacrossespielers gehabt, aber seit er bei der Bank angefangen hat, ist er fülliger geworden und abrupt gealtert.

»Ich glaube, das Wort, nach dem du suchst, ist ›abgemagert‹«, sagt er zu Rhodes.

Rhodes lacht. »Ich glaube nicht«, sagt er, »aber für mich hört sich ›abgemagert‹ gerade ganz gut an.«

Elf Gäste sind zum Essen gekommen, und Rhodes muss seinen Schreibtischstuhl aus dem Arbeitszimmer und die Bank aus Alex' Ankleidezimmer holen. Das ist bei Rhodes'

**Essenseinladungen immer
so gewesen: Das Essen ist
jedes Mal perfekt, es stehen
jedes Mal Blumen auf dem
Tisch, aber bei der
Gästeliste und der
Platzverteilung geht jedes
Mal etwas daneben - Alex
lädt jemanden ein, den sie
eben erst kennengelernt
hat, und versäumt es,
Rhodes davon zu erzählen,
oder Rhodes verzählt sich,
und was als förmliche,
straff durchorganisierte
Veranstaltung geplant war,**

nimmt stattdessen einen chaotischen, informellen Verlauf. »Scheiße!«, sagt Rhodes wie jedes Mal, aber wie jedes Mal ist er der Einzige, den es stört.

Alex sitzt zu seiner Linken, und sie unterhalten sich über ihre Anstellung als Leiterin der PR-Abteilung eines Modelabels mit Namen Rothko, die sie zu Rhodes' Entsetzen just gekündigt hat. »Vermisst du es schon?«, fragt er.

»Noch nicht«, sagt sie.

»Ich weiß, dass Rhodes nicht gerade glücklich darüber ist« - sie lächelt -, »aber er wird darüber wegkommen. Ich hatte einfach das Gefühl, ich sollte zu Hause sein, solange die Kinder noch klein sind.«

Er erkundigt sich nach dem Haus, das die beiden in Connecticut gekauft haben (eine weitere Ursache von Rhodes' Albträumen), und sie erzählt ihm von den Renovierungsarbeiten, die

nun schon in den dritten Sommer gehen, was er mit einem mitfühlenden Stöhnen quittiert. »Rhodes hat erzählt, du würdest dich in Columbia County nach etwas umsehen«, sagt sie. »Hast du schon was gekauft?«

»Noch nicht«, sagt er. Er hatte sich entscheiden müssen: entweder das Haus, oder Richard und er würden das Erdgeschoss renovieren, die Garage benutzbar machen und einen

Fitnessraum oder einen kleinen Pool einrichten - einen mit einer konstanten Strömung, in dem man auf der Stelle schwimmen konnte -, und letzten Endes hatte er sich für die Renovierung entschieden. Jetzt schwimmt er jeden Morgen völlig ungestört; nicht einmal Richard betritt den Fitnessbereich, wenn er drinnen ist.

»Wir wollten uns mit dem Haus eigentlich auch noch Zeit lassen«, gesteht Alex

ein. »Aber wir hatten im Grunde gar keine Wahl - die Kinder sollten einen Garten haben, solange sie klein sind.«

Er nickt; er hat die Geschichte schon von Rhodes gehört. Oft hat er das Gefühl, dass er und Rhodes (ebenso wie er und nahezu alle gleichaltrigen Kollegen in der Kanzlei) vollkommen unterschiedliche Versionen des Erwachsenseins leben. Ihre Welt ist von Kindern

**bevölkert, kleinen
Despoten, nach deren
Bedürfnissen - Schule,
Zeltlager,
Freizeitaktivitäten,
Nachhilfe - heute und in
den kommenden zehn,
fünfzehn, achtzehn Jahren
alle Entscheidungen
ausgerichtet werden.
Kinder zu haben hat ihrem
Erwachsenendasein eine
augenblickliche und nicht
übertragbare
Entschlusskraft und
Zielgerichtetheit verliehen:**

Sie bestimmen Dauer und Ziel des jährlichen Urlaubs; sie bestimmen, ob Geld übrig sein wird, und wenn ja, wie es investiert wird; sie verleihen einem Tag, einer Woche, einem Jahr Gestalt. Kinder sind eine Art Kartografie, und man muss nichts weiter tun, als der Landkarte zu folgen, die sie bei ihrer Geburt mitbringen.

Doch er und seine Freunde haben keine Kinder, und ohne sie liegt

**die Welt offen vor ihnen,
geradezu erdrückend in all
ihren Möglichkeiten. Ohne
sie ist der eigene Status als
Erwachsener nie gesichert;
ein kinderloser
Erwachsener schafft sich
sein eigenes
Erwachsenendasein, und so
beglückend das mitunter
ist, ist es doch auch ein
Zustand immerwährender
Unsicherheit,
immerwährenden Zweifels.
Zumindest trifft das auf
einige Menschen zu - ganz**

gewiss auf Malcolm, der kürzlich mit ihm zusammen eine Liste durchgegangen ist, auf der er Gründe für und gegen das Kinderkriegen notiert hatte, ganz so, wie sie es getan hatten, als er sich vier Jahre zuvor zu entscheiden versucht hatte, ob er Sophie überhaupt heiraten sollte.

»Ich weiß nicht, Mal«, sagte er, nachdem er sich Malcolms Liste angehört hatte. »Die Gründe dafür

klingen so, als hättest du eher das Gefühl, du *müsstest*, als es wirklich zu wollen.«

»Natürlich habe ich das Gefühl, ich *müsste*«, sagte Malcolm. »Hast du nie das Gefühl, dass wir im Grunde alle noch wie Kinder leben, Jude?«

»Nein«, sagte er. Das hatte er nie: Sein jetziges Leben hätte von seiner Kindheit nicht weiter entfernt sein können. »Da spricht dein Vater aus dir,

Mal. Dein Leben wird seine Berechtigung auch behalten, wenn du keine Kinder hast.«

Malcolm seufzte.

»Vielleicht«, hatte er gesagt. »Vielleicht hast du recht.« Er hatte gelächelt. »Ich meine, ich will wirklich nicht unbedingt Kinder.«

Er erwiderte das Lächeln. »Na ja«, sagte er, »du kannst dir ja Zeit lassen. Vielleicht adoptierst du eines Tages einfach einen traurigen Dreißigjährigen.«

»Vielleicht«, sagte Malcolm wieder. »In Teilen des Landes scheint das ja ein Trend zu sein.«

Alex entschuldigt sich jetzt, um Rhodes in der Küche zu helfen, der mit wachsender Dringlichkeit ihren Namen gerufen hat - »Alex. Alex! Alex!« -, und er wendet sich seinem rechten Sitznachbarn zu, den er noch nie auf einer von Rhodes' Partys gesehen hat, einem dunkelhaarigen Mann mit einer Nase, die

wie gebrochen aussieht: Sie neigt sich voller Entschlossenheit in eine Richtung, um kurz vor der Nasenwurzel ebenso entschieden die Richtung zu wechseln.

»Caleb Porter.«

»Jude St. Francis.«

»Lass mich raten: Du bist katholisch.«

»Lass mich raten: Du bist es nicht.«

Caleb lacht. »Damit liegst du richtig.«

Sie unterhalten sich, und

Caleb erzählt ihm, dass er gerade erst aus London, wo er die vergangenen zehn Jahre ein Modelabel geleitet hat, nach New York gezogen ist, um den Vorsitz von Rothko zu übernehmen.

»Alex hat mich gestern netterweise ganz spontan eingeladen, und ich dachte« - er zuckt mit den Schultern - »wieso nicht? Entweder ich esse hier mit freundlichen Menschen gutes Essen, oder ich sitze im Hotel und lese lustlos

Immobilienanzeigen.« In der Küche ertönt das Klappern fallenden Metalls wie ein Paukenschlag, und Rhodes flucht. Caleb sieht ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an, und er lächelt. »Kein Grund zur Beunruhigung«, versichert er. »Das gehört dazu.«

Im weiteren Verlauf des Essens unternimmt Rhodes mehrere Versuche, seine Gäste zu einer gemeinsamen Unterhaltung zusammenzutreiben, die

**jedoch allesamt scheitern -
der Tisch ist zu groß, und er
hat den Fehler begangen,
Freunde nebeneinander zu
platzieren -, und so
unterhält er sich weiter mit
Caleb. Caleb ist
neunundvierzig und in
Marin County
aufgewachsen, und er hat
seit seinen Dreißigern nicht
mehr in New York gelebt. Er
hat ebenfalls Jura studiert,
aber das Gelernte, wie er
sagt, bei seiner Arbeit nicht
einen Tag lang angewandt.**

**»Wirklich nie?«, fragt er.
Er ist immer skeptisch,
wenn jemand so etwas sagt;
er steht Leuten skeptisch
gegenüber, die behaupten,
das Jurastudium sei eine
gigantische
Zeitverschwendung
gewesen, ein einziger, drei
Jahre dauernder Fehler.
Wobei ihm bewusst ist, dass
er das Studium, das ihm
nicht bloß die Grundlage
für seinen Lebensunterhalt,
sondern für sein ganzes
Leben geliefert hat, in**

besonderer Weise verklärt.

Caleb denkt nach. »Na ja, vielleicht nicht wirklich *nie*, aber nicht in der Weise, wie man es vermuten würde«, sagt er schließlich. Er spricht bedacht und langsam, mit einer tiefen Stimme, die zugleich beruhigend und leicht bedrohlich klingt. »Der Teil, der tatsächlich nützlich *war*, war ausgerechnet das Zivilprozessrecht. Kennst du irgendwelche

Modedesigner?«

»Nein«, sagt er. »Aber viele meiner Freunde sind Künstler.«

»Dann weißt du Bescheid. Sie denken völlig anders - je besser der Künstler, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass er für geschäftliche Dinge völlig ungeeignet ist. Es stimmt wirklich. Ich habe in den letzten mehr als zwanzig Jahren für fünf verschiedene Häuser gearbeitet, und das

Faszinierende ist, dass die Verhaltensmuster - die Weigerung, sich an irgendwelche Deadlines zu halten, die Unfähigkeit, im Budget zu bleiben, die beinahe völlige Inkompetenz, wenn es darum geht, einen Mitarbeiterstab zu führen - so konsistent sind, dass man sich zu fragen beginnt, ob ein Mangel an diesen Fähigkeiten tatsächlich zu den Voraussetzungen für die entsprechenden Stellen

zählt, oder ob der Posten diese Art von konzeptioneller Lücke erst hervorbringt. Was man also in meiner Position tun muss, ist, innerhalb des Unternehmens ein Überwachungssystem zu etablieren und sicherzustellen, dass es durchsetzbar und strafbewehrt ist. Ich weiß nicht genau, wie ich es erklären soll: Du kannst ihnen nicht sagen, dies oder jenes ist schlechtes

Geschäftsgebaren - damit können sie nichts anfangen, die meisten von ihnen zumindest nicht, egal wie oft sie dir erzählen, sie hätten es verstanden; nein, du musst ihnen stattdessen verdeutlichen, dass ihr Universum Statuten unterliegt, und ihnen klarmachen, dass es zusammenbrechen wird, wenn sie sich ihnen widersetzen. Erst wenn es dir gelingt, sie davon zu überzeugen, tun sie, was du

von ihnen verlangst. Es ist zum Verrücktwerden.«

»Aber warum arbeitest du dann weiter mit ihnen?«

»Eben *weil* sie so anders denken. Es ist faszinierend. Manche von ihnen sind mehr oder weniger Analphabeten: Wenn sie dir eine Nachricht schreiben, bringen sie kaum einen geraden Satz zustande. Aber dann siehst du sie zeichnen oder mit Stoff arbeiten oder einfach nur Farben zusammenstellen, und es ...

Ich weiß auch nicht. Es ist wie ein Wunder. Besser kann ich es nicht ausdrücken.«

»Nein, ich weiß genau, was du meinst«, sagt er und denkt an Richard, JB, Malcolm und Willem. »Es ist, als würde man einen Einblick in Denkprozesse erhalten, die man sich nicht einmal vorstellen, geschweige denn ausdrücken kann, weil einem für beides die Sprache fehlt.«

»Das stimmt genau«, sagt Caleb und lächelt ihn zum ersten Mal an.

Das Abendessen neigt sich dem Ende zu, und als der Kaffee serviert wird, zieht Caleb seine Beine unter dem Tisch hervor. »Ich mache mich auf den Weg«, sagt er. »Ich glaube, meine innere Uhr ist noch auf Londoner Zeit eingestellt. Aber es war schön, dich kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits«, sagt er. »Es hat mich wirklich

gefremt. Und ich wünsche viel Glück dabei, bei Rothko ein Zivilregierungssystem zu etablieren.«

»Danke, das kann ich gebrauchen«, sagt Caleb, hält dann im Aufstehen inne und sagt: »Hättest du Lust, mal mit mir etwas essen zu gehen?«

Einen Augenblick lang erstarrt er. Doch dann ruft er sich zur Vernunft: Er hat nichts zu befürchten. Caleb ist gerade erst wieder in die Stadt gezogen - er weiß, wie

schwierig es sein muss, jemanden zum Reden zu finden, wie schwierig es ist, Freunde zu finden, wenn die eigenen Freunde in der Zwischenzeit Familien gegründet haben und man sich von ihnen entfremdet hat. Es geht schließlich nur darum, sich zu unterhalten. »Sehr gern«, sagt er, und sie tauschen Visitenkarten aus.

»Bleib sitzen«, sagt Caleb, als er aufstehen will. »Ich melde mich bei dir.« Er

sieht zu, wie Caleb - der überraschend groß ist, mindestens fünf Zentimeter größer als er, und ein breites Kreuz hat - sich mit seiner tiefen Stimme bei Alex und Rhodes verabschiedet und dann geht, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Tags darauf erhält er eine Nachricht von Caleb, und sie verabreden sich für Donnerstag zum Abendessen. Am späten Nachmittag ruft er Rhodes

an, um sich noch einmal für die Einladung zu bedanken und sich nach Caleb zu erkundigen.

»Ich muss leider zugeben, dass ich mich gar nicht mit ihm unterhalten habe«, sagt Rhodes. »Alex hat ihn in letzter Sekunde eingeladen. Das ist genau das, was ich immer sage: Warum lädt sie jemanden ein, der eine Firma übernimmt, bei der sie gerade gekündigt hat?«

»Dann weißt du eigentlich gar nichts über ihn?«

»Nicht das Geringste. Alex sagt, er hat einen guten Ruf und dass Rothko hart darum gekämpft hat, ihn aus London herzuholen. Aber das ist auch schon alles. Wieso?« Er kann Rhodes' Lächeln geradezu hören. »Sag mir nicht, dass du deinen Mandantenstamm aus der glamourösen Welt der Wertpapiere und Pharmaunternehmen erweitern möchtest?«

»Genau das tue ich,

Rhodes« , sagt er. »Noch mal vielen Dank für das Essen, auch an Alex.«

Der Donnerstag kommt, und er trifft Caleb in einer Izakaya im westlichen Teil von Chelsea. Nachdem sie bestellt haben, sagt Caleb: »Weißt du, ich habe dich bei dem Essen die ganze Zeit angeguckt und überlegt, wo ich dich schon mal gesehen habe, und dann ist es mir eingefallen: auf einem Gemälde von Jean-Baptiste Marion. Der

Creative Director meiner letzten Firma hat es gekauft - eigentlich wollte er, dass die Firma dafür bezahlt, aber das ist eine andere Geschichte. Das Gesicht ist aus großer Nähe zu sehen, und du stehst irgendwo draußen; im Hintergrund sieht man eine Straßenlampe.«

»Stimmt«, sagt er. Das ist ihm schon mehrmals passiert, und es verunsichert ihn jedes Mal. »Ich weiß, welches du

meinst; es ist aus dem dritten Zyklus, ›Sekunden, Minuten, Stunden, Tage‹.«

»Genau«, sagt Caleb und lächelt ihn an. »Bist du eng mit Marion befreundet?«

»Nicht mehr so eng wie früher«, sagt er, und wie jedes Mal schmerzt das Eingeständnis. »Aber wir haben auf dem College zusammengewohnt - ich kenne ihn schon lange.«

»Der Zyklus ist großartig«, sagt Caleb, und sie sprechen über JBs

Schaffen, über Richard, mit dessen Kunst Caleb ebenfalls vertraut ist, über den asiatischen Henry Young, über den Mangel an guten japanischen Restaurants in London, über Calebs Schwester, die mit ihrem zweiten Ehemann und ihrer unüberschaubaren Kinderschar in Monaco lebt, über Calebs Eltern, die beide nach langer Krankheit verstorben sind, als er in seinen Dreißigern

war, und über das Haus in Bridgehampton, das ein ehemaliger Kommilitone Caleb überlässt, solange er selbst in L. A. ist. Und dann reden sie ausreichend lange über Rosen Pritchard und die finanzielle Misere, in welcher der scheidende Geschäftsführer Rothko zurückgelassen hat, um Jude davon zu überzeugen, dass Caleb nicht nur einen Freund, sondern auch einen Rechtsbeistand sucht, und er fängt an zu überlegen,

wer in der Kanzlei für das Modelabel zuständig sein könnte. Ich sollte das Evelyn geben, denkt er. Evelyn ist eine der jungen Partnerinnen, und die Kanzlei hätte sie im vergangenen Jahr beinahe an ein Modelabel verloren, wo sie als Justiziarin tätig werden sollte. Evelyn ist klug und interessiert sich für die Branche - sie wäre für diesen Mandanten wie gemacht.

Darüber denkt er gerade

nach, als Caleb ihn plötzlich fragt: »Bist du Single?« Und dann mit einem Lachen: »Warum guckst du mich so an?«

»Entschuldige«, sagt er erschrocken, erwidert das Lächeln jedoch. »Ja, bin ich. Aber ich habe mich gerade erst mit einem Freund darüber unterhalten.«

»Und was hat dein Freund gesagt?«

»Er sagte -«, setzt er an, unterbricht sich aber, verlegen und verwirrt, weil

sich das Thema und der Ton ihrer Unterhaltung so unvermittelt geändert haben. »Nichts«, sagt er, und Caleb lächelt beinahe so, als hätte er den Inhalt ihres Gesprächs tatsächlich wiedergegeben, dringt aber nicht weiter in ihn. Dann denkt er, dass er Willem von diesem Abend und insbesondere diesem letzten Wortwechsel erzählen wird. *Du hast gewonnen, Willem,* wird er zu ihm sagen, und sollte Willem noch einmal

versuchen, das Thema anzuschneiden, so beschließt er, dann wird er es zulassen und seinen Fragen nicht gleich wieder ausweichen.

Er zahlt, und sie treten ins Freie, wo es regnet, nicht stark, aber doch so sehr, dass es keine freien Taxis gibt und die Straßen wie Lakritze glänzen. »Ich bin mit dem Auto da«, sagt Caleb. »Kann ich dich irgendwohin mitnehmen?«
»Wenn es dir nichts

ausmacht?«

»Nicht das Geringste.«

**Also fahren sie in
Richtung Downtown, und
als sie in der Greene Street
ankommen, schüttet es
draußen so heftig, dass man
durch das Fenster keine
Umrisse mehr ausmachen
kann, nur Farben,
Pailletten aus roten und
gelben Lichtern, die Stadt
reduziert auf das Hupen
von Fahrzeugen und das
Trommeln des Regens auf
dem Autodach, so laut, dass**

sie sich über den Lärm hinweg kaum gegenseitig hören können. Sie halten an, und er will gerade aussteigen, als Caleb sagt, er solle warten, er habe einen Schirm und werde ihn noch zum Haus begleiten, und bevor er Einspruch erheben kann, ist Caleb schon ausgestiegen, und sie ducken sich zu zweit unter den Schirm und laufen so zum Haus, dessen Tür hinter ihnen zuschlägt, woraufhin sie allein in der

dunklen Eingangshalle stehen.

»Das nenne ich mal ein Foyer«, sagt Caleb trocken und sieht zu der nackten Glühbirne hinauf. »Wobei es tatsächlich eine Art morbiden Charme verströmt«, und er lacht, und Caleb lächelt. »Weiß man bei Rosen Pritchard, dass du in so einem Kasten wohnst?«, fragt er, und dann, noch ehe er antworten kann, beugt Caleb sich vor und küsst

ihn, so fest, dass sein Rücken gegen die Tür gedrückt wird und Calebs Arme einen Käfig um ihn herum bilden.

In diesem Moment verschwindet alles, die Welt und er selbst werden ausgelöscht. Es ist lange, lange her, dass ihn jemand geküsst hat, und es ruft in ihm das Gefühl der Wehrlosigkeit wach, das er jedes Mal dabei empfunden hat, und erinnert ihn daran, wie Bruder Luke ihm immer

gesagt hat, er solle nur den Mund öffnen, sich entspannen und gar nichts weiter tun, und jetzt tut er - aus Gewohnheit und aus der Erinnerung heraus und weil er unfähig ist, etwas anderes zu tun - genau das und wartet darauf, dass es vorbei ist, zählt die Sekunden und versucht dabei, durch die Nase zu atmen.

Schließlich macht Caleb einen Schritt zurück und sieht ihn an, und nach einer

**Weile erwidert er den Blick.
Und dann tut Caleb es noch
einmal, wobei er diesmal
sein Gesicht mit den
Händen umfasst, und ihn
überkommt das Gefühl, das
er als Kind immer hatte,
wenn er geküsst wurde -
dass sein Körper nicht ihm
gehört, dass jede seiner
Bewegungen
vorherbestimmt ist, Reflex
auf Reflex auf Reflex, und
dass er nichts tun kann, als
sich in das zu fügen, was
auch immer als Nächstes**

geschehen wird.

Caleb hält ein zweites Mal inne, tritt wieder zurück, sieht ihn mit hochgezogenen Brauen an, wie er es bei Rhodes' Dinner getan hat, und wartet darauf, dass er etwas sagt.

»Ich dachte, du wärst auf der Suche nach einer Kanzlei«, sagt er schließlich, und es klingt so idiotisch, dass er spürt, wie ihm heiße Röte ins Gesicht schießt.

**Doch Caleb lacht nicht.
»Nein«, sagt er. Es entsteht
ein weiteres langes
Schweigen, das von Caleb
gebrochen wird. »Willst du
mich nicht hinaufbitten?«,
fragt er.**

**»Ich weiß es nicht«, sagt
er, und plötzlich wünscht
er, Willem wäre da,
obgleich dies nicht die Art
Problem ist, bei der Willem
ihm in der Vergangenheit
geholfen hätte, ja
vermutlich nicht einmal die
Art, die Willem überhaupt**

**als Problem betrachten
würde. Er weiß, was für ein
schwerfälliger, vorsichtiger
Mensch er ist, und auch
wenn er aufgrund dieser
Schwerfälligkeit und
Vorsichtigkeit sicherlich
nie zu den interessantesten,
provokantesten oder
schillerndsten
Persönlichkeiten innerhalb
einer Gruppe, innerhalb
eines Raumes zählen wird,
haben sie ihn bislang
geschützt, haben sein Leben
als Erwachsener von**

**Schmutz und Elend
freigehalten. Doch
manchmal fragt er sich, ob
er sich so sehr isoliert hat,
dass er einen wichtigen
Aspekt des Menschseins
außer Acht gelassen hat:
Vielleicht ist er tatsächlich
bereit, mit jemandem
zusammen zu sein.
Vielleicht ist genügend Zeit
vergangen, um es möglich
zu machen. Vielleicht hat er
unrecht, vielleicht hat
Willem recht: Vielleicht ist
ihm dieses Experiment gar**

nicht bis in alle Ewigkeit versagt. Vielleicht ist er weniger abstoßend, als er glaubt. Vielleicht ist er wirklich in der Lage dazu. Vielleicht wird er gar nicht verletzt werden. In jenem Moment scheint Caleb seine schlimmsten Ängste und größten Hoffnungen wie Flaschengeister beschworen und als Prüfung über seinem Leben ausgeschüttet zu haben: Auf der einen Seite alles, was er kennt, die Verhaltensmuster, die

**seiner Existenz zugrunde
liegen, so gewöhnlich und
banal wie das stete Tropfen
eines undichten
Wasserhahns, innerhalb
derer er allein, aber sicher
und von allem, das ihm
wehtun könnte,
abgeschirmt ist. Auf der
anderen Seite Wellen,
Tumult, Unwetter,
Aufregung: alles, was sich
seiner Kontrolle entzieht,
alles, was er während seines
gesamten
Erwachsenendaseins zu**

vermeiden gesucht hat, all die Dinge, deren Fehlen seinem Leben die Farbe entzieht. Die Kreatur in seinem Inneren zögert, stellt sich auf die Hinterbeine, bewegt die Pfoten in der Luft, als würde sie nach Antworten tasten.

Tu es nicht, mach dir nichts vor, was immer du dir auch einredest, du weißt, was du bist, sagt die eine Stimme.

Probier es aus, sagt die andere Stimme. Du bist

einsam. Du musst es darauf ankommen lassen. **Das ist die Stimme, die er stets ignoriert.**

Die Gelegenheit kommt vielleicht nie wieder, **fügt die Stimme hinzu, und das lässt ihn innehalten.**

Es wird böse enden, **sagt die erste Stimme, und dann verstummen beide und warten ab, was er als Nächstes tun wird.**

Er weiß nicht, was er tun soll; er weiß nicht, was passieren wird. Er muss es

**herausfinden. Alles, was ihn
das Leben gelehrt hat, sagt
ihm, dass er das Weite
suchen sollte; alles, was er
sich im Leben wünscht, sagt
ihm, dass er bleiben sollte.
Sei mutig, sagt er sich. Sei
einmal im Leben mutig.**

**Also sieht er Caleb an.
»Gehen wir«, sagt er, und
obwohl er sich schon jetzt
fürchtet, beginnt er, den
langen schmalen Korridor
zum Fahrstuhl
hinunterzugehen, als wäre
er frei von Angst, und**

neben dem Geräusch seines rechten Fußes, der über den Zement schleift, hört er das Pochen von Calebs Schritten und die Explosionen der von der Feuertreppe abprallenden Regentropfen und das Trommeln seines eigenen bangen Herzens.

Ein Jahr zuvor hat er begonnen, an der Verteidigung eines riesigen Pharmakonzerns namens

Malgrave and Baskett zu arbeiten, dessen Aufsichtsgremium von einigen der Aktionäre verklagt wurde, die ihm rechtswidriges Verhalten, Inkompetenz und Vernachlässigung seiner treuhänderischen Pflichten vorwarfen. »Ach herrje«, hatte Lucien sarkastisch gesagt, »wie kommen sie bloß auf die Idee?«

Er hatte geseufzt. »Ich weiß«, sagte er. Malgrave and Baskett war ein

einziges Desaster, und jeder wusste es. In den vergangenen Jahren, bevor er sich an Rosen Pritchard wandte, hatte der Konzern mit zwei Whistleblower-Prozessen zu kämpfen gehabt (ein Vorwurf lautete, ein Produktionsstandort sei in gefährdender Weise veraltet, der andere, in einer weiteren Fabrik würden verunreinigte Produkte hergestellt), war im Zuge von Ermittlungen zu einem ausgeklügelten

Bestechungsplan im Zusammenhang mit einer Kette von Pflegeheimen vorgeladen gewesen und war angeschuldigt worden, eines seiner bestverkauften Medikamente, das ausschließlich für die Behandlung von Schizophrenie zugelassen war, unerlaubterweise an Alzheimer-Patienten zu vertreiben.

Und so hatte er die vergangenen elf Monate damit zugebracht, fünfzig

**von Malgrave and Basketts
derzeitigen und ehemaligen
Geschäftsführern und
leitenden Angestellten zu
befragen und einen Bericht
zusammenzustellen, um den
Vorwürfen zu begegnen.
Seinem Team gehörten
neben ihm noch fünfzehn
weitere Anwälte an; eines
Abends hörte er, wie einige
von ihnen den Konzern als
»Malpractice and Bastard«
bezeichneten.**

**»Passt bloß auf, dass das
nicht unserem Mandanten**

zu Ohren kommt«, wies er sie zurecht. Es war spät, zwei Uhr morgens; er wusste, dass sie müde waren. Wäre er Lucien gewesen, hätte er sie angebrüllt, aber er war selbst müde. Eine Woche zuvor war eine junge Frau, die auch an dem Fall mitarbeitete, um drei Uhr morgens vom Tisch aufgestanden, hatte sich umgesehen und war dann zusammengebrochen. Er hatte den Notarzt gerufen

und allen gesagt, sie könnten nach Hause gehen, solange sie um neun Uhr wieder da wären; er war noch eine weitere Stunde geblieben und dann ebenfalls nach Hause gegangen.

»Du hast sie *nach Hause gehen lassen* und bist selbst dageblieben?«, fragte Lucien ihn am Tag darauf.
»Du verweichlichst, St. Francis. Zum Glück passiert dir so was nicht vor Gericht, sonst würden wir

überhaupt nichts auf die Reihe bekommen. Wenn die Gegenseite wüsste, mit was für einem Weichei sie es in Wirklichkeit zu tun hat.«

»Heißt das, die Kanzlei wird der armen Emma Gersh keine Blumen schicken?«

»Oh, die haben wir bereits geschickt«, sagte Lucien, stand auf und ging langsam aus seinem Büro. »Emma: Werde schnell gesund und komm bald wieder. Sonst setzt es was. Alles Liebe von

**Deiner Familie bei Rosen
Pritchard.<«**

**Er liebte den Gerichtssaal,
er liebte es, vor Gericht zu
streiten und seine
Plädoyers zu halten - dazu
hatte man nie genug
Gelegenheit -, aber bei
Malgrave and Baskett war
sein Ziel, dass einer der
Richter das Verfahren
beendete, bevor es in die
zermürende, ermüdende
Phase der jahrelangen
Untersuchungen und
Aufdeckungen eintreten**

konnte. Er reichte den Antrag auf Klageabweisung ein, und Anfang September kippte der Bezirksrichter den Prozess.

»Ich bin stolz auf dich«, sagt Lucien abends zu ihm. »Malpractice and Bastard wissen überhaupt nicht, was sie für ein Glück haben; der Prozess war eine ausgemachte Sache.«

»Na ja, es scheint da so einiges zu geben, was Malpractice and Bastard nicht wissen«, sagt er.

»Stimmt. Aber man kann es sich wohl leisten, ein Haufen von Schwachköpfen zu sein, solange man nur die richtigen Anwälte anheuert.« Er steht auf.

»Hast du fürs Wochenende was vor?«

»Nein.«

»Mach irgendwas Entspannendes. Geh mal vor die Tür. Gönn dir ein gutes Essen. Du siehst ein bisschen angeschlagen aus.«

»Gute Nacht, Lucien.«

**»Okay, okay. Gute Nacht.
Und herzlichen
Glückwunsch - im Ernst.
Das war ein dicker Fisch.«**

**Er bleibt noch zwei
weitere Stunden im Büro,
räumt auf, sortiert
Unterlagen, versucht, der
ewigen Schutthalde Herr zu
werden. Er verspürt nach
solchen Abschlüssen
keinerlei Erleichterung,
kein Siegesgefühl: nur
Müdigkeit, aber eine
simple, wohlverdiente
Müdigkeit, wie nach einem**

Tag voller körperlicher Arbeit. Elf Monate: befragen, recherchieren, weiter befragen, Fakten überprüfen, schreiben, umformulieren - und dann ist es von einer Sekunde auf die andere vorbei, und ein anderer Fall tritt an dieselbe Stelle.

Schließlich geht er nach Hause, wo ihn unversehens eine solche Erschöpfung befällt, dass er auf dem Weg ins Schlafzimmer halbt, um sich aufs

Sofa zu setzen, und eine Stunde später orientierungslos und durstig aufwacht. In den letzten Monaten hat er mit den meisten seiner Freunde kaum gesprochen - selbst seine Telefonate mit Willem sind knapper ausgefallen als sonst. Zum einen lag das an Malpractice and Bastard und den fieberhaften Prozessvorbereitungen; aber zum anderen lag es auch an der anhaltenden Verwirrung, in die Caleb

ihn gestürzt hat, von dem er Willem nicht erzählt hat.

Doch an diesem Wochenende ist Caleb in Bridgehampton, und er ist froh, etwas Zeit für sich zu haben.

Auch nach drei Monaten weiß er noch nicht, wie er zu Caleb steht. Er ist sich nicht einmal ganz sicher, ob Caleb ihn wirklich mag. Das heißt, ihm ist schon bewusst, dass er sich gern mit ihm unterhält, aber hin und wieder ertappt er Caleb

dabei, wie er ihn mit einem beinahe angeekelten Blick ansieht. »Du siehst wirklich gut aus«, hat Caleb einmal zu ihm gesagt, und in seiner Stimme schwang Verblüffung mit, als er sein Kinn zwischen die Finger nahm und sein Gesicht zu ihm drehte. »Aber -« Und obgleich er den Satz nicht beendete, spürte er, was Caleb sagen wollte: Aber irgendetwas stimmt nicht. Aber du stößt mich trotzdem ab. Aber aus

irgendeinem Grund gefälltst du mir trotzdem nicht, nicht so richtig.

Er weiß beispielsweise, dass Caleb seinen Gang nicht mag. Einige Wochen nach ihrem ersten Abend hatte Caleb auf dem Sofa gesessen, und er war aufgestanden, um eine Flasche Wein zu holen, und als er zurückkam, starrte Caleb ihn so unverwandt an, dass er nervös wurde. Er goss den Wein ein, und sie tranken, und dann sagte

Caleb: »Weißt du, dadurch, dass wir uns im Sitzen kennengelernt haben, habe ich dein Humpeln gar nicht bemerkt.«

»Das stimmt«, sagte er und rief sich in Erinnerung, dass dies nichts war, wofür er sich schämen musste: Er hatte Caleb keine Falle gestellt; es war nicht seine Absicht gewesen, ihn hinters Licht zu führen. Er holte Luft und versuchte, unbekümmert und nur leicht neugierig zu klingen:

»Wärst du nicht an mir interessiert gewesen, wenn du es gewusst hättest?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Caleb nach einem Augenblick des Schweigens.

»Ich weiß es nicht.« In diesem Moment wäre er am liebsten verschwunden, hätte am liebsten die Augen geschlossen und die Zeit bis vor seine erste Begegnung mit Caleb zurückgedreht. Er hätte Rhodes' Einladung ausgeschlagen; er hätte sein kleines Leben

behalten; er hätte den Unterschied nie bemerkt.

Doch wie sehr Caleb seinen Gang auch hassen mag, seinen Rollstuhl verabscheut er noch mehr. Als Caleb zum ersten Mal tagsüber bei ihm gewesen war, hatte er ihn durch die Wohnung geführt. Er war stolz auf die Wohnung und jeden Tag aufs Neue dankbar, darin leben zu dürfen, und er konnte noch immer kaum glauben, dass sie ihm gehörte. Malcolm

hatte Willems Suite - wie sie den Bereich nannten - gelassen, wo sie gewesen war, sie aber vergrößert und am nördlichen Rand, in der Nähe des Aufzugs, ein Büro hinzugefügt. Daneben gab es noch den großen offenen Raum, in dem ein Klavier stand, den nach Süden ausgerichteten Wohnzimmerbereich, einen von Malcolm gestalteten Tisch auf der fensterlosen Nordseite und dahinter ein Bücherregal, das die

**gesamte Wand bis zur
Küche einnahm, gut gefüllt
mit den Kunstwerken seiner
Freunde und Bekannten
neben anderen Stücken, die
er im Laufe der Jahre
erworben hatte. Die ganze
Ostseite der Wohnung war
für ihn reserviert: Vom
Schlafzimmer auf der
Nordseite konnte er durch
den Ankleideraum das Bad
betreten, dessen Fenster
nach Osten und Süden
schauten. Er hielt die
Jalousien in der Wohnung**

**meist geschlossen, aber sie
ließen sich alle zusammen
öffnen, und dann erschien
die Wohnung wie ein
Rechteck aus reinem Licht,
wurde der Schleier, der ihr
Inneres von der Außenwelt
trennte, faszinierend dünn.
Oft kommt ihm die
Wohnung wie ein Trugbild
vor: Sie suggeriert, dass der
Mensch, der in ihr lebt,
offen, vital und
aufgeschlossen ist, und
selbstverständlich ist er
nicht dieser Mensch. Die**

Wohnung in der Lispenard Street mit ihren halb versteckten Alkoven, dunklen Schlupfwinkeln und Wänden, die so häufig gestrichen worden waren, dass man darauf Erhebungen ertasten konnte, wo Motten und Käfer zwischen den Farbschichten begraben waren, entsprach viel eher seiner Persönlichkeit.

Für Calebs Besuch hatte er das Sonnenlicht hereingelassen, und er

merkte, dass Caleb beeindruckt war. Sie gingen langsam umher, Caleb sah sich die Kunstwerke an, fragte bei einigen, wo er sie gekauft habe und wer der Künstler sei, und identifizierte die, die er kannte.

Und dann kamen sie ins Schlafzimmer, und er zeigte Caleb gerade das Bild am anderen Ende des Raumes - ein Porträt aus dem »Sekunden, Minuten, Stunden, Tage«-Zyklus, auf

**dem Willem in der Maske sitzt -, als Caleb fragte:
»Wem gehört denn der Rollstuhl?«**

**Er folgte Calebs Blick.
»Mir«, sagte er nach kurzem Zögern.**

»Aber wofür brauchst du den denn?«, hatte Caleb ihn verwirrt gefragt. »Du kannst doch laufen.«

**Er wusste nicht, was er sagen sollte. »Manchmal geht es nicht ohne ihn«, sagte er schließlich.
»Selten. Ich benutze ihn**

nicht oft.«

»Gut«, sagte Caleb. »Das will ich hoffen.«

Jude zuckte erschrocken zusammen. Wollte Caleb damit seine Besorgnis ausdrücken, oder war es eine Drohung? Doch bevor er wusste, was er davon halten oder was er erwidern sollte, hatte Caleb sich schon umgedreht und nahm Kurs auf seinen Ankleideraum, und er folgte ihm, um die Führung fortzusetzen.

Einen Monat darauf war er eines späten Abends mit Caleb vor dessen Büro am äußersten westlichen Rand des Meatpacking District verabredet. Auch Caleb arbeitete lange; es war Anfang Juli, und in acht Wochen sollte Rothkos Frühjahrskollektion präsentiert werden. Jude war an diesem Tag mit dem Auto zur Arbeit gefahren, aber weil es gerade nicht regnete, stieg er jetzt aus, um sich in seinem Stuhl

unter eine Straßenlampe zu setzen und auf Caleb zu warten, der schließlich nach unten kam, in ein Gespräch mit jemand anderem vertieft. Er wusste, dass Caleb ihn gesehen hatte - er hatte die Hand gehoben, und Caleb hatte ihm kaum merklich zugnickt: Sie waren beide eher diskrete Charaktere -, und er sah ihnen zu, bis sie ihr Gespräch beendet, sich verabschiedet hatten und der andere Mann nach

Osten davonging.

»Hi«, sagte er, als Caleb zu ihm herüberkam.

»Wieso sitzt du im Rollstuhl?«, fragte Caleb scharf.

Einen Augenblick lang verschlug es ihm die Sprache, und als er wieder sprechen konnte, stammelte er. »Heute habe ich ihn gebraucht«, bekam er schließlich heraus.

Caleb seufzte und rieb sich die Augen. »Ich dachte, du benutzt ihn nicht.«

»Tue ich auch nicht«, sagte er, so beschämt, dass er merkte, wie ihm der Schweiß ausbrach. »So gut wie nie. Ich nehme ihn nur, wenn es wirklich nicht anders geht.«

Caleb nickte, massierte aber weiter seinen Nasenrücken. Er sah ihn bewusst nicht an. »Hör mal«, sagte er schließlich, »ich glaube, das mit dem Essen ist doch keine so gute Idee. Dir geht es offensichtlich nicht gut,

**und ich bin müde. Ich
brauche ein bisschen
Schlaf.«**

**»Oh«, sagte er
konsterniert. »Ist gut. Das
 verstehe ich.«**

**»Okay, gut«, sagte Caleb.
»Ich rufe dich später an.«
Jude sah Caleb hinterher,
der mit seinen langen
Schritten die Straße
hinunterging, bis er um die
Ecke bog und verschwand,
und dann stieg er in sein
Auto und fuhr nach Hause
und schnitt sich, bis er so**

stark blutete, dass er die Rasierklinge nicht mehr richtig halten konnte.

Der Tag darauf war ein Freitag, und er hörte nichts von Caleb. Na schön, dachte er, das war's dann wohl. Und es hatte schon seine Ordnung: Caleb gefiel nicht, dass er im Rollstuhl saß. Ihm auch nicht. Er konnte Caleb nicht verübeln, dass er sich nicht mit etwas abfand, mit dem er sich selbst nicht abfinden wollte.

**Doch dann, am
Samstagmorgen, rief Caleb
an, als er gerade vom Pool
nach oben kam. »Tut mir
leid wegen
Donnerstagabend«, sagte
Caleb. »Ich weiß, es muss
dir herzlos und bizarr
vorkommen, dass ich so
eine ... Abneigung gegen
deinen Rollstuhl habe.«**

**Er setzte sich auf einen
der Stühle, die den Esstisch
umstanden. »Ich finde es
überhaupt nicht bizarr.«**

»Ich habe dir ja erzählt,

dass meine Eltern den Großteil meines Erwachsenenlebens über krank gewesen sind«, sagte Caleb. »Mein Vater hatte Multiple Sklerose, und meine Mutter ... niemand weiß, was sie hatte. Sie wurde krank, als ich auf dem College war, und erholte sich nie wieder. Sie hatte Gesichtsschmerzen, Kopfschmerzen: Sie befand sich in einem Zustand permanenten Unwohlseins, und auch wenn ich keinen

Zweifel daran habe, dass ihre Schmerzen echt waren, machte es mir zu schaffen, dass sie anscheinend nie gesund werden *wollte*. Sie gab einfach auf, genau wie er. Überall stieß man auf Beweise, dass sie sich in ihre Krankheit gefügt hatten: erst Gehstöcke, dann Gehgestelle, dann Rollstühle, dann Elektromobile und Fläschchen mit Pillen und Feuchttücher und der permanente Gestank von

Schmerzsalben und Cremes und wer weiß, was noch.«

Er verstummte. »Ich will dich gern weiter treffen«, sagte er schließlich.

»Aber ... aber ich kann diese Erfüllungsgehilfen der Schwachheit, der Krankheit nicht um mich haben. Ich kann es einfach nicht. Ich hasse es. Es erfüllt mich mit Scham. Es macht mich ... nicht depressiv, eher wütend, als müsste ich dagegen ankämpfen.« Er verstummte

wieder. »Ich habe dich einfach anders eingeschätzt, als wir uns kennenlernten«, sagte er schließlich. »Ich dachte, ich könnte damit leben. Aber jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Kannst du das verstehen?«

Er schluckte; er hätte am liebsten geweint. Aber er konnte es verstehen; er fühlte genauso wie Caleb. »Ja, kann ich«, sagte er.

Und doch hatten sie gegen alle Wahrscheinlichkeit

weitergemacht. Er ist noch immer verblüfft angesichts der Geschwindigkeit und Gründlichkeit, mit der Caleb sich in sein Leben gestohlen hat. Es war wie in einem Märchen: Eine Frau, die am Rande eines dunklen Waldes lebt, hört ein Klopfen und öffnet die Tür ihrer Hütte. Und obwohl die Tür nur einen Augenblick lang offen steht, und obwohl sie niemanden sieht, schlüpfen in diesen wenigen Sekunden

Dutzende von Dämonen und Geistern an ihr vorbei ins Haus, und sie wird sie niemals wieder loswerden. So fühlt er sich manchmal. Ging es anderen Menschen auch so? Er weiß es nicht; er traut sich nicht zu fragen. Er stellt fest, dass er sich Gespräche über Beziehungen ins Gedächtnis ruft, die er mit anderen geführt oder mitangehört hat, um einen Abgleich vorzunehmen, auf der Suche nach Hinweisen,

wie er sich verhalten soll.

Und dann ist da noch der Sex, der schlimmer ist, als er es sich vorgestellt hatte: Er hatte vergessen, wie schmerzhaft, wie entwürdigend, wie abstoßend das war, wie sehr er es hasste. Er hasst die Stellungen, die Positionen, die es verlangt und die alle erniedrigend sind, weil sie ihn so hilflos und schwach erscheinen lassen; er hasst, was er schmeckt und was er riecht. Doch am

allermeisten hasst er die Geräusche: das fleischige Klatschen von Haut, die auf Haut schlägt, das Stöhnen und Grunzen wie von verwundeten Tieren, die Dinge, die zu ihm gesagt werden und wahrscheinlich erregend wirken sollen, die er aber nur als Herabwürdigungen verstehen kann. Ein Teil von ihm, so stellt er fest, hat immer gedacht, wenn man erwachsen wäre, ginge es besser, so als könnte

**allein die Tatsache des
Alterns die Erfahrung in
eine herrliche und
freudvolle verwandeln. Auf
dem College, in seinen
Zwanzigern, in seinen
Dreißigern hatte er andere
mit solchem Vergnügen,
solcher Begeisterung
darüber sprechen hören,
und er hatte nur gedacht:
*Das findet ihr so
umwerfend? Ernsthaft?* Ich
habe das ganz anders in
Erinnerung. Aber es kann ja
nicht sein, dass er als**

Einziges Recht hat und alle anderen - Äonen von Menschen - unrecht haben. Also ist da etwas am Sex, das er nicht versteht. Er macht ganz offensichtlich irgendetwas falsch.

Als sie an jenem ersten Abend gemeinsam nach oben gegangen waren, hatte er gewusst, was Caleb erwartete. »Können wir es langsam angehen lassen?«, sagte er zu ihm. »Es ist lange her.«

Caleb sah ihn im Dunkeln

an; er hatte das Licht nicht eingeschaltet. »Wie lange?«, fragte er.

»Lange«, war alles, was er sagen konnte.

Und eine Zeit lang war Caleb geduldig. Aber irgendwann war er es nicht mehr. Es kam eine Nacht, in der Caleb versuchte, ihm die Kleider vom Leib zu reißen, und er wand sich aus seinem Griff heraus.

»Ich kann nicht«, sagte er.

»Caleb ... Ich kann es nicht. Ich will nicht, dass du

**siehst, wie ich aussehe.«
Das zu sagen hatte ihm
alles abverlangt, und er war
so ängstlich, dass ihn
fröstelte.**

**»Warum?«, hatte Caleb
gesagt.**

**»Ich habe Narben«, sagte
er. »Am Rücken und den
Beinen und an den Armen
auch. Es ist schlimm; ich
will nicht, dass du es
siehst.«**

**Er war sich nicht sicher
gewesen, wie Caleb
reagieren würde. Würde er**

sagen: So schlimm ist es bestimmt nicht? Und würde er dann doch seine Kleider ausziehen müssen? Oder würde er sagen: Zeig es mir, und er würde sich ausziehen, und Caleb würde aufstehen und gehen? Er bemerkte Calebs Zögern.

**»Es wird dir nicht gefallen«, setzte er hinzu.
»Es ist ekelerregend.«**

Und das schien Calebs Entscheidung in irgendeiner Weise zu beeinflussen. »Na ja«, sagte

er, »ich muss ja nicht deinen ganzen Körper sehen, oder? Nur die Stellen, auf die es ankommt.« Und in jener Nacht hatte er dagelegen, halb bekleidet und halb entkleidet, hatte darauf gewartet, dass es vorbei war, und sich noch mehr geschämt, als wenn Caleb verlangt hätte, dass er sich ganz auszog.

Doch von diesen Enttäuschungen abgesehen, ist die Zeit mit Caleb auch

**nicht fürchterlich. Er mag
Calebs langsame,
bedachtsame Art zu
sprechen, hört ihm gern zu,
wenn er über die Designer
redet, mit denen er
gearbeitet hat, mag sein
Farbverständnis und seine
Wertschätzung für alles
Künstlerische. Es gefällt
ihm, dass er mit ihm über
seine Arbeit - über
Malpractice and Bastard -
reden kann und Caleb nicht
nur die Schwierigkeiten,
vor die seine Fälle ihn im**

Einzelnen stellen, begreift, sondern sie auch noch interessant findet. Es gefällt ihm, wie aufmerksam Caleb seinen Geschichten zuhört und dass seine Fragen zeigen, wie genau er aufgepasst hat. Es gefällt ihm, dass Caleb Willems, Richards und Malcolms Kunst bewundert und er so viel über sie reden darf, wie er möchte. Es gefällt ihm, dass Caleb beim Abschied sein Gesicht in die Hände nimmt

und einen Augenblick lang in einer Art stummem Segen verharret. Er mag Calebs Stabilität, seine körperliche Stärke: Es gefällt ihm, wie er sich bewegt, dass er sich, wie Willem, so wohl in seiner Haut fühlt. Es gefällt ihm, dass Caleb manchmal im Schlaf besitzergreifend einen Arm um seine Brust legt. Er mag es, neben Caleb aufzuwachen. Es gefällt ihm, dass Caleb etwas sonderbar ist, dass

eine leichte Bedrohung von ihm auszugehen scheint: Er ist anders als die Menschen, deren Nähe er sein gesamtes Erwachsenenendasein über gesucht hat, Menschen, von denen er weiß, dass sie ihm nie wehtun werden, Menschen, deren hervorstechende Eigenschaft ihre Lebenswürdigkeit ist. Aber wenn er mit Caleb zusammen ist, fühlt er sich zugleich menschlicher und

weniger menschlich als sonst.

Als Caleb ihn zum ersten Mal schlug, war er einerseits überrascht und andererseits auch nicht. Es war Ende Juli, und er hatte gegen Mitternacht das Büro verlassen und war zu Caleb gefahren. Er hatte an jenem Tag den Rollstuhl benutzt - mit seinen Füßen stimmte in letzter Zeit etwas nicht; er wusste nicht, was es war, aber er konnte sie kaum spüren und hatte das

Gefühl, er würde umfallen, wenn er zu gehen versuchte -, aber bei Caleb angekommen, hatte er den Stuhl im Auto gelassen und war stattdessen sehr langsam zur Haustür gegangen, wobei er die Füße bei jedem Schritt unnatürlich weit anhob, um nicht zu stürzen.

In dem Moment, in dem er die Wohnung betrat, wusste er, dass er nicht hätte kommen sollen - er sah, dass Caleb sehr schlechter

Stimmung war, und spürte, wie sein Zorn die Luft förmlich aufheizte und stocken ließ. Caleb war endlich in ein Haus im Flower District gezogen, aber er hatte noch kaum etwas ausgepackt, und er war nervös und gereizt und spannte den Kiefer so stark an, dass seine Zähne knirschten. Doch Jude hatte Essen mitgebracht, und er ging langsam zum Küchentresen hinüber, um es abzustellen, und

plauderte dabei fröhlich vor sich hin, um Caleb von seiner Gehweise abzulenken, verzweifelt darum bemüht, die Dinge zum Besseren zu wenden.

»Warum läufst du so?«, unterbrach Caleb ihn.

Es widerstrebte ihm, Caleb gegenüber zugeben zu müssen, dass noch etwas anderes mit ihm nicht stimmte; er brachte es einfach nicht über sich.

»Laufe ich irgendwie komisch?«, fragte er.

»Ja - du siehst aus wie Frankensteins Monster.«

»Entschuldige«, sagte er. *Hau ab, sagte die Stimme in seinem Inneren. Hau sofort ab.* »Das war mir nicht bewusst.«

»Dann hör einfach damit auf. Es sieht lächerlich aus.«

»Ist gut«, sagte er leise und füllte für Caleb eine Schüssel mit Curry. »Bitte«, sagte er, doch als er sich auf Caleb zubewegte und dabei versuchte, möglichst

normal zu laufen, verfiel er sich mit seinem rechten Fuß an seinem linken, stolperte und ließ die Schlüssel fallen, und das grüne Curry spritzte über den Teppich.

Später wird er sich daran erinnern, dass Caleb nichts gesagt hatte, sondern nur herumgewirbelt war und ihn mit dem Handrücken geschlagen hatte, und dass er umgefallen und mit dem Hinterkopf auf dem Teppichboden

aufgeschlagen war.

»Verschwinde einfach, Jude«, hörte er Caleb sagen - er schrie nicht einmal -, bevor sein Sehvermögen zurückkehrte.

»Verschwinde, ich ertrage dich gerade nicht.« Also hatte er es getan, war aufgestanden und in seinem grotesken Monstergang aus der Wohnung gelaufen und hatte Caleb mit der Schweinerei zurückgelassen, die er angerichtet hatte.

Am Tag darauf begann sich sein Gesicht zu verfärben, der Bereich um sein rechtes Auge herum nahm überraschend liebliche Töne an: violette, bernsteinfarbene und flaschengrüne. Als er am Ende der Woche nach Uptown zu seinem Termin bei Andy fuhr, hatte seine Wange die Farbe von Moos angenommen, und sein Auge war beinahe vollständig zugeschwollen, das obere Lid ein

**aufgeblasenes,
empfindliches, glänzendes
Rot.**

**»Herrgott im Himmel,
Jude«, sagte Andy, als er
ihn sah. »Was zur Hölle ist
mit dir passiert?«**

**»Rollstuhltennis«, sagte
er und rang sich sogar ein
kleines Grinsen ab, ein
Grinsen, das er am
Vorabend mit vor
Schmerzen zuckender
Wange vor dem Spiegel
geübt hatte. Er hatte alles
recherchiert: wo und wann**

die Spiele stattfanden und wie viele Mitglieder der Verein hatte. Er hatte sich eine Geschichte überlegt, hatte sie sich selbst und seinen Kollegen im Büro erzählt, bis sie ganz natürlich, ja sogar amüsant klang: eine Vorhand des Gegenspielers, der schon auf dem College gespielt hatte, er, der sich nicht schnell genug wegdrehte, der Knall, mit dem der Ball auf seinem Gesicht aufgeschlagen war.

All das erzählte er Andy, der es sich kopfschüttelnd anhörte. »Hm«, sagte er, »ich bin ja froh, dass du was Neues ausprobierst. Aber herrje, Jude, ist das wirklich eine gute Idee?«

»Du sagst mir doch immer, ich soll nicht so viel laufen«, erinnerte er Andy.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Andy. »Aber du hast doch den Pool; reicht das nicht? Und überhaupt hättest du zu mir kommen sollen, als das passiert ist.«

»Es ist nur ein Bluterguss, Andy.«

»Es ist ein verdammt heftiger Bluterguss, Jude. Herrgott noch mal.«

»Na ja, wie dem auch sei«, sagte er und versuchte, unbekümmert, vielleicht sogar ein wenig aufsässig zu klingen. »Ich wollte mit dir über meine Füße sprechen.«

»Was ist los?«

»Sie fühlen sich so merkwürdig an; es ist, als wären sie in Betonsärgen

eingeschlossen. Ich kann sie nicht richtig orten, ich kann ihre Bewegungen nicht richtig steuern. Ich hebe ein Bein, und wenn ich wieder auftrete, spüre ich in meiner Wade, dass ich den Fuß abgestellt habe, aber ich spüre es nicht im Fuß selbst.«

»Ach, Jude«, sagte Andy. »Das sind Anzeichen für einen Nervenschaden.« Er seufzte. »Abgesehen davon, dass du so lange davon verschont geblieben bist, ist

**die andere gute Nachricht,
dass es vorbeigehen wird.
Die schlechte ist, dass ich
dir nicht sagen kann, wann
es aufhört oder wann es
vielleicht wiederkommt.
Und die andere schlechte
Nachricht ist, dass wir -
außer warten - nichts tun
können, als es mit
Schmerzmitteln zu
behandeln, die du sowieso
nicht nehmen wirst.« Er
verstummte kurz. »Jude, ich
weiß, dass es dir nicht
gefällt, wie du dich fühlst,**

nachdem du sie genommen hast«, sagte er dann, »aber es sind heute bessere Produkte auf dem Markt, als zu der Zeit, als du zwanzig oder sogar dreißig warst. Willst du es mal versuchen? Lass mich dir wenigstens was Harmloses für dein Gesicht aufschreiben, das muss doch schrecklich wehtun.«

»So schlimm ist es nicht«, log er. Aber zu guter Letzt ließ er sich von Andy ein Rezept ausstellen.

»Und versuch, wenig zu laufen und zu stehen«, sagte Andy, nachdem er sein Gesicht untersucht hatte. »Und bleib um Himmels willen vom Tennisplatz weg.« Und als er gehen wollte: »Und glaub bloß nicht, dass wir nicht auch noch über die Ritzerei sprechen werden!«, denn er schnitt sich wieder mehr, seit das mit Caleb angefangen hatte.

Zurück in der Greene Street, parkte er das Auto in

der kurzen Einfahrt vor der Garage und steckte gerade den Schlüssel ins Türschloss, als er jemanden seinen Namen rufen hörte und dann Caleb aus dem Wagen steigen sah. Er saß in seinem Rollstuhl und versuchte, so schnell wie möglich ins Haus zu kommen. Doch Caleb war schneller als er und hielt die zufallende Tür auf, und dann waren sie wieder allein in der Eingangshalle.

»Du solltest besser nicht

hier sein«, sagte er zu Caleb, ohne ihn ansehen zu können.

»Jude, hör mir zu«, sagte Caleb. »Es tut mir so leid. Wirklich. Ich war einfach ... Ich hatte eine schlimme Arbeitswoche, es geht gerade alles den Bach runter - ich wäre schon viel früher vorbeigekommen, aber es ist so heftig, dass ich nicht wegkonnte -, und ich habe es komplett an dir ausgelassen. Es tut mir wirklich leid.« Er ging

neben ihm in die Hocke.

»Jude. Schau mich an.« Er seufzte. »Es tut mir so leid.« Er nahm sein Gesicht in die Hände und drehte es zu ihm. »Dein armes Gesicht«, sagte er leise.

Er weiß noch immer nicht genau, warum er Caleb an jenem Abend erlaubt hat, mit hinaufzukommen. Wenn er ehrlich ist, muss er sich eingestehen, dass der Tatsache, dass Caleb ihn geschlagen hat, etwas Unvermeidliches anhaftete,

sogar eine gewisse Erleichterung damit verbunden war: Er hatte die ganze Zeit über auf eine Strafe für seine Hybris gewartet, dafür, dass er geglaubt hatte, er könne haben, was alle anderen haben, und nun war sie endlich gekommen. *Das hast du davon, sagte die Stimme in seinem Kopf. Das hast du davon, dass du dich für jemanden hältst, der du nicht bist, dass du glaubst, du wärst nicht schlechter als die*

anderen. Er erinnert sich daran, wie viel Angst JB vor Jackson gehabt hat und wie gut er ihn verstehen konnte, wie nachvollziehbar es für ihn gewesen war, dass man sich von einem anderen gefangen nehmen ließ, dass etwas scheinbar so Einfaches - sich von diesem Menschen zu befreien - sich so schwierig anfühlte. Caleb war für ihn, was einst Bruder Luke für ihn gewesen war: jemand, in dessen Hände er sich

**leichtsinnigerweise
begeben hatte, jemand, in
den er so große Hoffnungen
gesetzt hatte, jemand, von
dem er gehofft hatte, er
könne ihn retten. Doch
selbst als klar wurde, dass
sie es nicht konnten, selbst
als seine Hoffnungen schal
wurden, war er nicht
imstande, sich von ihnen zu
lösen, sie zu verlassen. Dem
Verhältnis zwischen Caleb
und ihm wohnt eine Art
schlüssiger Symmetrie inne:
Sie sind der Geschädigte**

**und der Schädiger, der
rutschende Müllberg und
der Schakal, der ihn
durchwühlt. Sie existieren
nur füreinander - er hat
niemanden in Calebs
Umfeld kennengelernt, und
er hat Caleb niemandem
aus seinem eigenen
vorgestellt. Sie wissen
beide, dass ihr Tun etwas
Schändliches hat. Sie sind
durch ihren wechselseitigen
Abscheu und ihr
Unbehagen aneinander
gefesselt: Caleb toleriert**

seinen Körper, und er toleriert Calebs Ekel.

Er hat immer gewusst, dass er sich auf einen Tauschhandel einlassen muss, wenn er mit jemandem zusammen sein will. Und er weiß, dass es ihm nicht gelingen wird, jemand Besseren als Caleb zu finden. Caleb ist zumindest nicht deformiert, ist kein Sadist. Nichts von dem, was ihm heute widerfährt, ist ihm nicht schon früher widerfahren -

das ruft er sich wieder und wieder in Erinnerung.

Ende September fährt er mit Caleb übers Wochenende zu dem Haus seines Freundes in Bridgehampton, in dem Caleb noch bis Anfang Oktober wohnt. Die Modenschau ist gut gelaufen, und Caleb ist seitdem entspannter, ja sogar liebevoll. Er hat ihn nur noch ein weiteres Mal geschlagen, ein Fauststoß gegen das Brustbein, der

ihn rückwärts über den Boden schlittern ließ, sich aber umgehend dafür entschuldigt. Doch davon abgesehen, hat es keine besonderen Vorkommnisse gegeben: Mittwochs und donnerstags schläft Caleb bei ihm in der Greene Street, freitags fährt er hinaus zum Strand. Jude geht früh ins Büro und kommt spät nach Hause. Nach seinem Erfolg mit Malpractice and Bastard hat er gehofft, zumindest eine

Zeit lang etwas kürzertreten zu können, doch daraus ist nichts geworden - sie haben einen neuen Mandanten gewonnen, eine Investmentfirma, gegen die wegen Aktienbetrugs ermittelt wird, und selbst jetzt hat er ein schlechtes Gewissen, weil er einen Samstag lang nicht im Büro ist.

Von seinen Schuldgefühlen abgesehen, ist es ein perfekter

**Samstag, und sie
verbringen den Großteil des
Tages im Freien, wo sie
beide arbeiten. Abends
grillt Caleb Steaks für sie.
Er singt dabei, und Jude
unterbricht seine Arbeit,
um ihm zuzuhören, und
weiß, dass sie beide
glücklich sind und dass die
gemischten Gefühle, die sie
füreinander empfinden,
einen Augenblick lang zu
Staub geworden sind,
vergänglich und
gewichtslos. An jenem**

Abend gehen sie früh zu Bett, und Caleb nötigt ihn nicht zum Sex, und er schläft besser, als er es seit Wochen getan hat.

Doch am Morgen darauf spürt er, noch bevor er ganz wach ist, dass die Schmerzen in seinen Füßen zurückgekehrt sind. Zwei Wochen zuvor sind sie so unvorhersehbar wie vollständig verschwunden, doch jetzt sind sie wieder da, und als er aufsteht, merkt er, dass sie auch

stärker geworden sind: Es ist, als endeten seine Beine an den Knöcheln, und seine Füße sind nicht nur unbeweglich, sondern auch äußerst schmerzempfindlich. Um gehen zu können, muss er auf sie hinabsehen; er braucht die visuelle Bestätigung, dass er einen Fuß nach dem anderen hebt und wieder auf den Boden setzt.

Er macht zehn Schritte, aber jeder fällt ihm

**schwerer als der vorherige -
die Bewegung ist so
schwierig auszuführen,
erfordert so viel geistige
Anstrengung, dass ihm übel
wird und er sich zurück auf
die Bettkante fallen lässt.**

*Pass bloß auf, dass Caleb dich
nicht so sieht, ermahnt er
sich, bevor ihm einfällt:*
**Caleb ist joggen gegangen,
wie er es jeden Morgen tut.
Er ist allein im Haus.**

**Das verschafft ihm etwas
Zeit. Er robbt auf den
Ellbogen ins Badezimmer**

und unter die Dusche. Ihm fällt der Zweitrollstuhl im Auto ein. Caleb wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn er ihn holt, insbesondere da er sich als prinzipiell Gesunden präsentieren kann, der lediglich einen kleinen Rückfall erlitten hat, eine kleine Unannehmlichkeit, die nach einem Tag vorbei sein wird. Er hatte geplant, früh am nächsten Morgen in die Stadt zurückzufahren, aber er

**könnte auch vorzeitig
aufbrechen, wenn es sein
müsste, wobei er das lieber
nicht täte - der gestrige Tag
ist so schön gewesen.
Vielleicht kann der heutige
ebenso schön werden.**

**Als Caleb zurückkehrt,
wartet er angekleidet auf
dem Sofa im Wohnzimmer
und tut so, als läse er ein
Mandat. Er kann seinem
Gesicht nicht ansehen, wie
seine Laune ist, aber nach
dem Joggen ist er meist
nachsichtig und milde**

gestimmt.

»Ich habe von dem Steak, das übrig war, ein paar Scheiben abgeschnitten. Soll ich dir Eier dazu machen?«

»Nein, lass mich das übernehmen«, sagt Caleb.

»Wie war's beim Joggen?«

»Gut. Sehr gut.«

»Caleb«, sagt er, um einen sorglosen Ton bemüht, »hör mal ... Ich habe Probleme mit meinen Füßen; es sind nur Begleiterscheinungen des Nervenschadens, die

kommen und gehen, aber das Laufen fällt mir schwer. Hättest du etwas dagegen, wenn ich mir den Rollstuhl aus dem Auto hole?«

Caleb sagt eine Minute lang gar nichts, leert nur seine Wasserflasche. »Aber du *kannst* noch laufen, oder?«

Er zwingt sich, Calebs Blick zu erwidern. »Na ja, im Prinzip schon, aber -«

»Jude«, sagt Caleb, »ich weiß, dass dein Arzt wahrscheinlich anderer

Meinung ist, aber ich muss sagen, dass ich es ein bisschen ... nun ja, schwach von dir finde, dich immer gleich auf die einfachste Lösung zu stürzen. Ich finde, manches muss man einfach ertragen, weißt du? Das war es, was ich meinte, als ich dir von meinen Eltern erzählt habe: Sie haben jedem bisschen Schmerz, jedem Zipperlein immer gleich nachgegeben. Also, ich finde, du solltest die Zähne zusammenbeißen

und es aushalten. Ich finde, wenn du laufen *kannst*, solltest du es auch tun. Du solltest es dir einfach nicht zur Gewohnheit machen, dich selbst zu verhätscheln, wenn du eigentlich zu mehr in der Lage bist.«

»Oh«, sagt er.

»Natürlich.« Er verspürt tiefe Scham, so als hätte er gerade um etwas Schmutziges, Verbotenes gebeten.

»Ich gehe duschen«, sagt Caleb nach einigen

Augenblicken des Schweigens und verlässt den Raum.

Den restlichen Tag über versucht er, sich so wenig wie möglich zu bewegen, und wie um zu vermeiden, dass er ihm einen Grund geben könnte, wütend auf ihn zu sein, verlangt Caleb auch nichts von ihm. Caleb bereitet das Mittagessen zu, das sie zu sich nehmen, während sie beide mit ihren Laptops auf dem Sofa sitzen und arbeiten. Die Küche

**und das Wohnzimmer sind
ein einziger
lichtdurchfluteter Raum,
vor dessen hohen Fenstern
der Rasen mit Blick auf den
Strand liegt, und als Caleb
in der Küche das
Abendessen kocht, nutzt er
die Gelegenheit, dass er
ihm den Rücken zuwendet,
und kriecht Zentimeter für
Zentimeter wie ein Wurm
zum Badezimmer im Flur.
Er will ins Schlafzimmer,
um sich noch mehr Aspirin
aus seiner Tasche zu holen,**

**aber der Weg ist zu weit,
und er wartet stattdessen
auf den Knien im
Türrahmen, bis Caleb sich
wieder zum Herd dreht, um
zum Sofa zurückzukrabbeln,
auf dem er den gesamten
Tag verbracht hat.**

**»Das Essen ist fertig«,
verkündet Caleb, und er
holt Luft, stellt sich auf die
Füße, die Betonsteine sind,
so schwer und klobig fühlen
sie sich an, und beginnt,
den Blick auf sie gerichtet,
auf den Tisch zuzugehen. Es**

fühlt sich an, als brauchte er Minuten, Stunden, um zu seinem Stuhl zu gelangen, und irgendwann hebt er den Kopf und sieht, wie Caleb ihn mit mahlendem Kiefer und etwas wie Hass im Gesicht betrachtet.

»Beeil dich«, sagt Caleb.

Sie essen schweigend. Er hält es kaum aus. Das Scharren des Messers auf dem Teller: unerträglich. Das Knacken, wenn Caleb unnötig fest auf eine grüne Bohne beißt: unerträglich.

Das Essen, wie es sich in seinem Mund zu einem fleischigen, namenlosen Biest vermischt: unerträglich.

»Caleb«, setzt er leise an, doch anstelle einer Antwort schiebt Caleb nur seinen Stuhl zurück, steht auf und tritt ans Waschbecken.

»Bring mir deinen Teller«, sagt Caleb und sieht ihn an. Langsam steht er auf und beginnt seinen Marsch zum Waschbecken, überwacht bei jedem Schritt

mit den Augen das Aufsetzen des Fußes, bevor er zum nächsten Schritt ansetzt.

Später wird er sich fragen, ob er den Moment bewusst herbeigeführt hat, ob er die zwanzig Schritte nicht tatsächlich hätte zurücklegen können, ohne zu fallen, wenn er sich nur besser konzentriert hätte. Doch in Wirklichkeit passiert etwas anderes. Er bewegt seinen rechten Fuß eine halbe Sekunde bevor

er den linken aufgesetzt hat, und er stürzt, und der Teller fällt vor ihm auf den Boden, und das Porzellan zerbricht. Und dann ist Caleb da, in einer so schnellen Bewegung, als hätte er nur darauf gelauert, und er zerrt ihn an den Haaren hoch und schlägt ihm mit der Faust ins Gesicht, so fest, dass er durch die Luft fliegt, und als er landet, prallt er gegen den Tisch, stößt mit der Schädelbasis an die

**Kante. Sein Sturz lässt die
Weinflasche von der
Tischplatte hüpfen, ihr
Inhalt ergießt sich
gluckernd über den Boden,
und Caleb brüllt, ergreift
die Flasche am Hals und
schlägt ihm damit in den
Nacken.**

**»Caleb«, keucht er, »bitte,
bitte.« Er war nie jemand
gewesen, der um Gnade
fleht, nicht einmal als Kind,
aber irgendwie ist er zu
diesem Jemand geworden.
Als Kind hat ihm sein Leben**

nicht viel bedeutet; jetzt wünscht er, es wäre noch immer so. »Bitte«, sagt er. »Caleb, bitte verzeih mir - es tut mir leid, es tut mir leid.«

Doch er weiß, dass Caleb nicht länger menschlich ist. Er ist ein Wolf, er ist ein Kojote. Er ist Muskeln und Raserei. Und er selbst ist für Caleb ein Nichts, er ist Beute, er ist Freiwild. Er wird zum Sofa geschleift, er weiß, was als Nächstes kommt. Aber er hört

**trotzdem nicht auf zu
flehen. »Bitte, Caleb«, sagt
er. »Tu es bitte nicht. Caleb,
bitte.«**

**Als er das Bewusstsein
wiedererlangt, liegt er
hinter dem Sofa auf dem
Boden, und im Haus ist es
still. »Hallo?«, ruft er und
hasst es, wie seine Stimme
dabei zittert, aber er hört
nichts. Er braucht gar keine
Bestätigung - auf
irgendeine Weise spürt er,
dass er allein ist.**

Er setzt sich auf. Er zieht

seine Unterhose und seine Hose hoch, ballt die Hände zu Fäusten und öffnet sie wieder, zieht die Knie an die Brust und streckt sie wieder, bewegt die Schultern vor und zurück, dreht den Kopf zu beiden Seiten. Etwas klebt in seinem Nacken, doch als er es untersucht, ist er erleichtert, dass es sich nicht um Blut, sondern um Wein handelt. Alles tut ihm weh, aber nichts ist gebrochen.

**Er kriecht zum
Schlafzimmer. Er säubert
sich rasch im Bad, sucht
seine Sachen zusammen
und stopft sie in seine
Tasche. Er kriecht zur Tür.
Einen Augenblick lang
fürchtet er, sein Auto
könnte verschwunden und
er gestrandet sein, aber da
ist es, steht neben Calebs
und wartet auf ihn. Er
schaut auf die Uhr: Es ist
Mitternacht.**

**Auf allen vieren
überquert er den Rasen,**

während seine Tasche, die er sich über die Schulter gehängt hat, schmerzhaft an ihm reißt und die sechzig Meter zwischen der Haustür und dem Auto sich in Kilometer verwandeln. Er will innehalten, er ist so müde, aber er weiß, dass er es nicht darf.

Im Auto sieht er sich nicht im Rückspiegel an; er lässt den Motor an und fährt los. Aber etwa eine halbe Stunde später, als er weiß, dass er sich in sicherer

Entfernung von dem Haus befindet, beginnt er zu zittern, so heftig, dass der Wagen unter ihm schlingert, und er fährt an den Straßenrand, um zu warten, die Stirn an das Lenkrad gelehnt.

Er wartet zehn Minuten, zwanzig Minuten lang. Und dann dreht er sich im Sitz um, obwohl jede Bewegung schmerzt, und sucht in der Tasche nach seinem Telefon. Er wählt Willems Nummer und wartet.

»Jude«, sagt Willem, der überrascht klingt. »Ich wollte dich gerade anrufen.«

»Hi, Willem«, sagt er und hofft, dass seine Stimme normal klingt. »Das war wohl

Gedankenübertragung.«

Sie unterhalten sich einige Minuten lang, und dann fragt Willem: »Ist alles in Ordnung?«

»Natürlich«, sagt er.

»Du klingst ein bisschen komisch.«

Willem, würde er am liebsten sagen. Willem, ich wünschte, du wärst hier.

Stattdessen sagt er:

»Entschuldige. Ich habe nur Kopfschmerzen.«

Sie unterhalten sich noch ein wenig weiter, und als sie gerade auflegen wollen, sagt Willem: »Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Ja«, sagt er. »Es geht mir gut.«

»Okay«, sagt Willem.

»Okay.« Und dann: »Noch

fünf Wochen.«

»Noch fünf.« Er sehnt sich so sehr nach Willem, dass es ihm die Luft raubt.

Nachdem sie das Gespräch beendet haben, wartet er noch weitere zehn Minuten, bis das Zittern endlich aufhört, und dann lässt er den Motor wieder an und fährt den restlichen Weg nach Hause.

Am Tag darauf zwingt er sich dazu, sich im Badezimmerspiegel anzusehen, und schreit vor

Scham und Schreck und Qual beinahe laut auf. Er ist so entstellt, so frappierend hässlich - selbst für seine Verhältnisse ist es außerordentlich. Er richtet sich her, so gut es geht; er zieht seinen liebsten Anzug an. Caleb hat ihm in die Seite getreten, und jede Bewegung, jeder Atemzug schmerzt. Bevor er aus dem Haus geht, vereinbart er einen Termin beim Zahnarzt, weil er das Gefühl hat, im Oberkiefer sei ein

Zahn locker, und einen bei Andy, noch am selben Abend.

Er geht zur Arbeit.

»Deinen neuen Look solltest du noch mal überdenken, St. Francis«, sagt einer der anderen Seniorpartner, den er sehr gern mag, in der morgendlichen Führungsrunde, und alle lachen.

Er nötigt sich ein Lächeln ab. »Ich fürchte, du hast recht«, sagt er. »Und ich bin sicher, ihr werdet alle

sehr enttäuscht sein, wenn ich euch mitteile, dass meine Karriere als potenzieller paralympischer Tennis-Champion leider beendet ist.«

»Also, *ich* bin nicht traurig darüber«, sagt Lucien, während alle anderen am Tisch in gespielter Enttäuschung aufstöhnen. »Du kannst deine ganzen Aggressionen vor Gericht rauslassen. Ich finde, das sollte von jetzt an dein einziger Wettkampfsport

sein.«

**Beim abendlichen Termin
staucht Andy ihn
zusammen. »Was habe ich
dir zu Tennis gesagt, Jude?«**

**»Ich weiß«, sagt er. »Es ist
vorbei, Andy, das
verspreche ich dir.«**

**»Was ist das?«, fragt Andy
und berührt mit den
Fingern einer Hand seinen
Nacken.**

**Er seufzt theatralisch.
»Beim Wenden gab es einen
Vorfall mit einer fiesen
Rückhand.« Er wartet**

darauf, dass Andy etwas sagt, doch er schmiert ihm stattdessen nur etwas antibiotische Salbe in den Nacken und legt dann einen Verband an.

Tags darauf ruft Andy ihn im Büro an. »Ich möchte dich unter vier Augen sprechen«, sagt er. »Es ist wichtig. Können wir uns irgendwo treffen?«

Er ist alarmiert. »Ist alles in Ordnung?«, fragt er. »Geht es dir gut, Andy?«

»Alles gut bei mir«, sagt

Andy. »Aber ich muss mit dir reden.«

Er macht eine frühe Mittagspause, und sie treffen sich in einer Bar in der Nähe seines Büros, die hauptsächlich von den japanischen Bankern frequentiert wird, die in dem Hochhaus neben Rosen Pritchard arbeiten. Andy ist schon dort, als er kommt, und er legt ihm sanft eine Handfläche auf die unversehrte Seite seines Gesichts.

»Ich habe dir ein Bier bestellt«, sagt Andy.

Sie trinken schweigend, und dann sagt Andy: »Jude, ich wollte dein Gesicht sehen, wenn ich dich das frage. Aber hast du ... Verletzt du dich selbst?«

»Was?«, fragt er überrascht.

»Diese Tennisunfälle«, sagt Andy, »steckt da in Wirklichkeit ... was anderes dahinter? Stürzt du dich Treppen hinunter oder schleuderst dich gegen

**Wände oder irgend so was?«
Er holt Luft. »Ich weiß, dass
du das als Kind schon mal
getan hast. Tust du es
wieder?«**

**»Nein, Andy«, sagt er.
»Nein. Ich mache das nicht
selbst. Ich schwöre es dir.
Ich schwöre es bei ... Harold
und Julia. Ich schwöre es
bei Willem.«**

**»Okay«, sagt Andy und
atmet aus. »Ich meine, das
ist eine Erleichterung. Ich
bin ernsthaft erleichtert,
dass du nur ein Holzkopf**

bist, der sich den Anweisungen seines Arztes widersetzt, was natürlich nichts Neues ist. Und dass du offenbar ein miserabler Tennisspieler bist.« Andy lächelt, und er zwingt sich, sein Lächeln zu erwidern.

Andy bestellt noch zwei Bier, und sie schweigen eine Zeit lang. »Weißt du eigentlich, Jude«, sagt Andy langsam, »dass ich mich im Lauf der Jahre immer wieder gefragt habe, was ich mit dir machen soll?

**Nein, sag nichts - lass mich
ausreden. Ich lag - ich liege
immer noch manchmal -
nachts wach und frage
mich, ob ich die richtigen
Entscheidungen treffe: Ich
war schon so oft kurz davor,
dich einweisen zu lassen,
Harold und Julia anzurufen
und ihnen zu sagen, dass
wir dich gemeinsam in ein
Krankenhaus überweisen
lassen müssen. Ich habe mit
alten Studienkollegen
gesprochen, die
mittlerweile Psychiater**

sind, und ihnen von dir erzählt, von diesem Patienten, der mir sehr nahesteht, und sie gefragt, was sie an meiner Stelle tun würden. Ich habe mir alle ihre Ratschläge angehört. Ich habe mir angehört, was *mein* Psychotherapeut dazu zu sagen hat. Aber niemand kann mir mit Sicherheit sagen, was die richtige Antwort ist.

Ich habe mich ewig damit herumgequält. Aber ich fand immer ... Du kommst

**in so vielen Bereichen so
gut zurecht, und du hast so
dieses merkwürdige, aber
unbestreitbare
Gleichgewicht erreicht, das
ich nicht stören wollte.
Verstehst du? Also habe ich
dich Jahr für Jahr
weiterritzen lassen, und
jedes Jahr, jedes Mal wenn
ich dich sehe, frage ich
mich, ob es richtig ist, dich
weitermachen zu lassen,
oder ob und wie ich stärker
darauf drängen sollte, dass
du dir helfen lässt, damit du**

aufhörst, dir das anzutun.«

»Es tut mir leid, Andy«, flüstert er.

**»Nein, Jude«, sagt Andy.
»Es ist nicht deine Schuld. Du bist der Patient. Ich bin der, der herausfinden sollte, was für dich am besten ist, und ich habe das Gefühl ... Ich weiß nicht, ob ich das geschafft habe. Und als du mit den Hämatomen ankamst, war das Erste, was ich dachte, dass ich doch die falsche Entscheidung getroffen hatte. Verstehst**

du?« Andy sieht ihn an, und wieder einmal ist er überrascht zu sehen, wie Andy sich rasch über die Augen wischt. »All die Jahre«, sagt Andy nach einer Pause, und dann schweigen sie wieder.

»Andy«, sagt er, und ihm ist selbst zum Weinen zumute. »Ich schwöre dir, dass ich mir sonst nichts antue. Nur das Schneiden.«

»Nur das Schneiden!«, wiederholt Andy und stößt ein seltsam krächzendes

Lachen aus. »Na ja, in Anbetracht der Umstände muss ich wohl dankbar dafür sein. ›Nur das Schneiden.« Du weißt schon, wie krank es ist, dass mich das so erleichtert, oder?«

»Ich weiß«, sagt er.

Dienstag wird zu Mittwoch und dann zu Donnerstag; sein Gesicht schmerzt stärker, dann weniger stark, dann wieder stärker. Er hatte gefürchtet, Caleb werde ihn anrufen oder, schlimmer noch, bei ihm zu

Hause auftauchen, aber die Tage vergehen, ohne dass er es tut: Vielleicht ist er in Bridgehampton geblieben. Vielleicht hat ihn ein Auto überfahren. Er stellt seltsamerweise fest, dass er nichts empfindet - keine Furcht, keinen Hass, gar nichts. Das Schlimmste ist geschehen, und jetzt ist er frei. Er hat eine Beziehung gehabt, und es war schrecklich, und jetzt wird er nie wieder eine haben müssen, denn er hat sich

als unfähig erwiesen, eine zu führen. Die Zeit mit Caleb hat ihm bestätigt, dass andere Menschen tatsächlich so über ihn, über seinen Körper denken, wie er es immer befürchtet hat, und seine nächste Aufgabe ist zu lernen, das zu akzeptieren, ohne es zu beklagen. Ihm ist bewusst, dass er sich wohl auch in der Zukunft noch einsam fühlen wird, aber jetzt hat er dieser Einsamkeit etwas entgegenzusetzen; jetzt

weiß er mit Bestimmtheit, dass Einsamkeit dem vorzuziehen ist, was auch immer er empfunden hat - Schrecken, Scham, Ekel, Entsetzen, Leichtsinn, Aufgeregtheit, Verlangen, Abscheu -, wenn er mit Caleb zusammen war.

Am Freitag trifft er Harold, der zu einer Konferenz an der Columbia University in die Stadt gekommen ist. Er hat Harold bereits geschrieben, um ihn auf seine

Verletzung vorzubereiten, doch das verhindert nicht, dass Harold überreagiert, dass er laut lamentiert und sich unnötig aufregt und ihn Dutzende Male fragt, ob es ihm auch wirklich gutgeht.

Sie haben sich in Harolds Lieblingsrestaurant verabredet, in dem das Fleisch von Kühen stammt, denen der Küchenchef persönlich Namen gegeben und die er eigenhändig auf einer Farm im New Yorker

Umland aufgezogen hat, während das Gemüse auf dem Dach des Gebäudes angebaut wird, und sie unterhalten sich und essen ihre Gerichte - er gibt sich Mühe, nur mit der rechten Seite seines Mundes zu kauen und zu vermeiden, dass das Essen mit seinem neuen Zahn in Berührung kommt -, als er spürt, dass jemand an ihrem Tisch steht, und als er den Kopf hebt, ist es Caleb, und obwohl es ihm gelungen ist,

sich selbst zu überzeugen, dass er nichts fühlt, wird er augenblicklich von Grauen überwältigt.

Während ihrer gemeinsamen Zeit hatte er Caleb nie betrunken gesehen, aber er merkt sofort, dass er es ist und dass er sich in einer gefährlichen Stimmung befindet. »Deine Sekretärin hat mir gesagt, wo du bist«, sagt Caleb zu ihm. »Sie müssen Harold sein«, sagt er und streckt Harold die

Hand entgegen, der sie mit einem verwirrten Ausdruck auf dem Gesicht ergreift.

»Jude?«, sagt Harold, aber er ist unfähig zu sprechen.

»Caleb Porter«, sagt Caleb und gleitet auf die Sitzbank ihrer halbrunden

Tischnische, wo er sich gegen seine Flanke drückt.

»Ihr Sohn und ich sind ein Paar.«

Harold sieht erst Caleb und dann ihn an und öffnet dann den Mund, zum ersten Mal sprachlos, seit er ihn

kennt.

**»Ich möchte Sie etwas fragen«, sagt Caleb zu Harold und beugt sich vor, als würde er ihm eine vertrauliche Nachricht überbringen, und er starrt in Calebs Gesicht, die hübschen, fuchsartigen Züge, die dunklen, funkelnden Augen. »Seien Sie ehrlich. Wünschen Sie sich nicht manchmal, Sie hätten einen normalen Sohn statt eines Krüppels?«
Einen Augenblick lang**

sagt niemand etwas, und er spürt etwas wie Strom in der Luft knistern. »Wer zur Hölle sind Sie?«, zischt Harold, und dann sieht Jude, wie Harolds Gesicht sich verändert, wie sich seine Miene so rasch und gewaltsam von Schock zu Ekel zu Wut verzerrt, dass er einen Moment lang unmenschlich aussieht, ein Ghul in Harolds Kleidern. Und dann ändert sich sein Ausdruck wieder, und er sieht, wie sich in seinem

Gesicht etwas verhärtet, so als verwandelte sich jeder einzelne Muskel vor seinen Augen zu Stein.

»Sie waren das«, sagt er sehr langsam zu Caleb. Und dann zu ihm, voller Bestürzung: »Es ist gar nicht beim Tennis passiert, oder, Jude? Dieser Mann hat dir das angetan.«

»Nicht, Harold«, bekommt er noch heraus, bevor Caleb ihn am Handgelenk packt und so fest zudrückt, dass er fürchtet, es könnte

brechen. »Du kleiner Lügner«, sagt er zu ihm. »Du bist ein Krüppel und ein Lügner und ein schlechter Fick. Und du hast recht - du bist wirklich widerlich. Ich konnte dich nicht mal richtig ansehen, nicht ein einziges Mal.«

»Scheren Sie sich zum Teufel«, sagt Harold, jedes einzelne Wort zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurchpressend. Sie flüstern alle drei, aber es kommt ihm so laut vor

und das Restaurant um sie herum so leise, dass er sich sicher ist, dass sie jeder hören kann.

»Nicht, Harold«, fleht er.

»Bitte, hör auf.«

Aber Harold hört nicht auf ihn. »Ich rufe die Polizei«, sagt er, und Caleb gleitet von der Bank und steht auf, und Harold steht ebenfalls auf. »Scheren Sie sich sofort hier weg«, sagt Harold, und nun schauen wirklich alle in ihre Richtung, und er schämt

sich so sehr, dass ihm schlecht wird.

»Harold«, fleht er.

An Calebs taumelnder Bewegung erkennt er, dass er tatsächlich stark betrunken sein muss, und als er Harolds Schulter einen Stoß versetzt, will Harold zurückschubsen, doch da findet er endlich seine Stimme wieder und ruft Harolds Namen, und Harold wendet sich zu ihm um und lässt den Arm sinken. Dann wirft Caleb

ihm sein kleines Lächeln zu, dreht sich um, schiebt sich zwischen den Kellnern hindurch, die ihn stumm zu umstellen begonnen hatten, und verschwindet.

Harold steht einen Augenblick lang da und starrt die Tür an, und dann beginnt er, Caleb zu folgen, und Jude ruft wieder verzweifelt Harolds Namen, und Harold kommt zu ihm zurück.

»Jude -«, setzt Harold an, aber er schüttelt nur den

**Kopf. Er ist so aufgebracht,
so außer sich vor Wut, dass
die Demütigung beinahe
von seinem Zorn überdeckt
wird. Er hört, wie die Leute
um sie herum ihre
Gespräche
wiederaufnehmen. Er winkt
ihren Kellner heran und
gibt ihm seine Kreditkarte,
die er in Sekundenschnelle
zurück erhält. Den Rollstuhl
hat er an diesem Abend
nicht dabei, wofür er eine
enorme, bittere
Dankbarkeit empfindet, und**

er hat das Gefühl, noch nie so behände gewesen zu sein, sich noch nie so schnell und so zielgerichtet bewegt zu haben wie in diesen Momenten, in denen er das Restaurant verlässt.

Draußen regnet es in Strömen. Sein Auto steht einen Block weit entfernt, und er schlurft den Bürgersteig entlang, den schweigenden Harold an seiner Seite. Er ist so unglaublich wütend, dass er wünscht, Harold gar nicht

**mitnehmen zu müssen,
doch sie sind im East
Village, nahe der Avenue A,
und in diesem Regen wird
Harold niemals ein Taxi
bekommen.**

**»Jude -«, sagt Harold, als
sie im Auto sitzen, aber er
fällt ihm ins Wort, ohne den
Blick von der Straße vor
ihm zu nehmen. »Ich habe
dich *angefleht*, nichts zu
sagen, Harold«, sagt er.
»Und du hast es trotzdem
getan. Warum, Harold?
Hältst du mein Leben für**

einen Witz? Denkst du, meine Probleme existieren nur, damit du dich in Szene setzen kannst?« Er weiß nicht einmal selbst, was er meint, weiß nicht, was er eigentlich sagen will.

»Nein, Jude, natürlich nicht«, sagt Harold mit sanfter Stimme. »Es tut mir leid - ich habe die Kontrolle verloren.«

Das lässt seinen Zorn aus irgendeinem Grund abklingen, und einige Häuserblocks weit

schweigen sie und lauschen dem spritzenden Hin und Her der Scheibenwischer.

»Warst du wirklich mit ihm zusammen?«, fragt Harold.

Er nickt knapp. »Jetzt aber nicht mehr?«, fragt Harold, und er schüttelt den Kopf. »Gut«, murmelt Harold. Und dann, ganz sanft: »Hat er dich geschlagen?«

Er muss abwarten, bis er die Beherrschung über sich zurückgewonnen hat, bevor

er antworten kann: »Nur ein paar Mal«, sagt er.

»Ach, Jude«, sagt Harold in einem Ton, wie er ihn noch nie zuvor von Harold gehört hat.

»Aber eines möchte ich dich fragen«, sagt Harold, während sie langsam die 15th Street hinunterfahren und die Sixth Avenue überqueren. »Jude, warum warst du mit jemandem zusammen, der dich so behandelt hat?«

Er schweigt einen

**weiteren Block lang,
überlegt, was er sagen
könnte, wie er seine Gründe
so darlegen könnte, dass
Harold sie versteht. »Ich
war einsam«, antwortet er
schließlich.**

**»Jude«, sagt Harold und
verstummt wieder. »Das
verstehe ich«, sagt er.
»Aber warum er?«**

**»Harold«, sagt er und
hört, wie fürchterlich, wie
erbärmlich seine Stimme
klingt, »wenn man so
aussieht wie ich, muss man**

nehmen, was man kriegt.«

Sie schweigen wieder, und dann sagt Harold: »Halt an.«

»Was?«, sagt er. »Das geht nicht. Hinter mir sind Autos.«

»Halt den verdammten Wagen an, Jude«, sagt Harold, und als er es nicht tut, greift Harold ins Lenkrad und reißt es scharf nach rechts, und sie fahren in eine Parklücke vor einem Hydranten hinein. Das Fahrzeug hinter ihnen fährt

vorbei, seine Hupe gibt ein langes, warnendes Blöken von sich.

»Gott, Harold!«, schreit er. »Was zur Hölle sollte das denn werden? Du hättest beinahe einen Unfall gebaut!«

»Hör mir zu, Jude«, sagt Harold langsam und streckt die Hände nach ihm aus, aber er weicht an die Fensterscheibe zurück, fort von Harold. »Du bist der schönste Mensch, den ich im Leben getroffen habe -

in meinem ganzen Leben.«

»Harold«, sagt er. »Hör auf, hör auf. Bitte hör auf.«

»Sieh mich an, Jude«, sagt Harold, aber er kann es nicht. »Es stimmt. Und es bricht mir das Herz, dass du es selbst nicht sehen kannst.«

»Harold«, sagt er geradezu wehklagend, »bitte, bitte. Wenn ich dir irgendetwas bedeute, dann hör jetzt auf.«

»Jude«, sagt Harold und streckt wieder eine Hand

aus, doch er zuckt zurück und schirmt sein Gesicht mit den Händen ab. Aus dem Augenwinkel sieht er, wie Harold langsam die Hand sinken lässt.

Schließlich legt er seine Hände wieder ans Lenkrad, aber sie zittern zu sehr, um die Zündung zu betätigen, und er schiebt sie unter seine Oberschenkel und wartet. »O Gott«, hört er sich selbst immer wieder sagen, »o Gott.«

»Jude«, sagt Harold

wieder.

»Lass mich zufrieden, Harold«, sagt er, und jetzt klappern auch seine Zähne, und das Sprechen fällt ihm schwer. »Bitte.«

Minutenlang sitzen sie schweigend da. Er konzentriert sich auf das Geräusch des Regens, die Ampel, die auf Rot und Grün und Gelb schaltet, und die Anzahl seiner Atemzüge. Endlich hört das Zittern auf, und er lässt den Wagen an und fährt nach

Westen und dann nach Norden zu Harolds Haus.

»Schlaf heute Nacht hier«, sagt Harold, zu ihm gewandt, aber er schüttelt den Kopf und starrt geradeaus. »Komm wenigstens mit rein und trink einen Tee, bis es dir etwas bessergeht«, aber er schüttelt wieder den Kopf. »Jude«, sagt Harold. »Es tut mir wirklich leid - es tut mir alles leid.« Er nickt, kann aber noch immer nichts erwidern. »Rufst du

**mich an, wenn du
irgendetwas brauchst?«,
beharrt Harold, und er
nickt wieder. Und dann hebt
Harold die Hand, langsam,
so als wäre er ein wildes
Tier, und streicht ihm
zweimal über den Kopf,
bevor er aussteigt und die
Tür sanft hinter sich
schließt.**

**Er fährt über den West
Side Highway nach Hause.
Er ist so wund, so erschöpft:
Doch jetzt ist das Maß der
Demütigungen erfüllt.**

Mehr Strafen braucht es nicht, denkt er, selbst für ihn nicht. Er wird nach Hause gehen und sich schneiden, und dann wird er beginnen zu vergessen: diese Nacht im Besonderen, aber auch die vergangenen vier Monate.

In der Greene Street angekommen, parkt er das Auto in der Garage und fährt mit dem Aufzug an den geräuschlosen Stockwerken vorbei, die Finger in das Gitter der

Käfigtür gehakt; er ist so müde, dass er sonst augenblicklich zu Boden fallen würde. Richard ist den Herbst über in einer Künstlerresidenz in Rom, und das Haus umgibt ihn wie ein stilles Grab.

Er betritt die dunkle Wohnung und tastet nach dem Lichtschalter, als etwas Hartes gegen die geschwollene Seite seines Gesichts schlägt, und selbst in der Dunkelheit kann er sehen, wie sein neuer Zahn

durch die Luft fliegt.

**Natürlich ist es Caleb,
und er kann seinen Atem
hören und riechen, noch
bevor Caleb den
Hauptschalter betätigt und
blendendes Licht die
Wohnung durchströmt,
heller als der hellste Tag,
und er hebt den Kopf und
sieht Caleb über sich stehen
und auf ihn herabblicken.
Selbst in betrunkenem
Zustand verliert er nicht die
Beherrschung, und jetzt hat
die Wut ihn halb**

ausgenüchtert, und sein Blick ist stet und fokussiert. Er fühlt, wie Caleb ihn an den Haaren packt, fühlt, wie er ihn auf die rechte Seite, die gute Seite seines Gesichts schlägt, fühlt, wie sein Kopf in den Nacken geworfen wird.

Caleb hat noch immer nicht gesprochen, und jetzt schleift er ihn zum Sofa, und es ist nichts zu hören außer Calebs gleichmäßige Atemzüge und sein eigenes hektisches Luftholen. Caleb

presst sein Gesicht in die Kissen, hält seinen Kopf mit einer Hand niedergedrückt, während er ihn mit der anderen ausziehen beginnt. Da gerät er in Panik und beginnt sich zu wehren, doch Caleb drückt ihm einen Arm in den Nacken, was ihn bewegungsunfähig macht; mit jedem Kleidungsstück, das fällt, spürt er mehr Luft an seinem Körper - seinem Rücken, seinen Armen, den Rückseiten seiner Beine -,

**und als er vollständig
ausgezogen ist, zerrt Caleb
ihn wieder auf die Füße und
stößt ihn von sich, aber er
fällt und landet auf dem
Rücken.**

»Steh auf«, sagt Caleb.

»Sofort.«

**Er tut es; aus seiner Nase
rinnt etwas, Blut oder
Nasenschleim, das ihm das
Atmen erschwert. Er steht
auf; in seinem ganzen
Leben hat er sich noch nie
nackter, entblößter gefühlt.
Wenn ihm in seiner**

Kindheit etwas widerfuhr, konnte er seinen Körper verlassen und sich an einen anderen Ort begeben. Er stellte sich dann vor, er sei ein Gegenstand - eine Gardinenstange, ein Deckenventilator -, ein gleichgültiger, gefühlloser Zeuge dessen, was sich unter ihm abspielte. Er betrachtete sich selbst und empfand nichts dabei: kein Mitleid, keine Wut, nichts. Doch jetzt stellt er fest, dass er nicht fortkommt, obwohl

er es versucht. Er ist in dieser Wohnung, seiner Wohnung, steht vor einem Mann, der ihn verabscheut, und er weiß, dies ist der Beginn und nicht das Ende einer langen Nacht, einer Nacht, die er nur durchstehen und erdulden kann. Er wird diese Nacht nicht unter Kontrolle bringen, wird ihr kein Ende setzen können.

»Mein Gott«, sagt Caleb, nachdem er ihn einige lange Augenblicke

betrachtet hat; er hat ihn nie zuvor völlig nackt gesehen. »Mein Gott, du bist wirklich entstellt. Das bist du wirklich.«

Aus irgendeinem Grund ist es dies, dieses Urteil, was sie beide zu sich zurückkehren lässt, und er merkt, dass er weint, zum ersten Mal seit Jahrzehnten. »Bitte«, sagt er. »Bitte, Caleb, es tut mir leid.« Doch Caleb hat ihn schon am Nacken gepackt und schiebt ihn halb, zerrt ihn halb zur

Wohnungstür. Sie steigen in den Aufzug und fahren nach unten, und dann wird er aus dem Aufzug gezerrt und den Flur hinunter zur Eingangshalle getrieben. Er ist inzwischen völlig aufgelöst; er fleht Caleb an, fragt ihn immer wieder, was er nur vorhat, was er mit ihm vorhat. An der Haustür hebt Caleb ihn hoch, und einen Moment lang befindet sich sein Gesicht genau vor dem schmutzigen kleinen Glasfenster, das auf die

Greene Street blickt, und dann öffnet Caleb die Tür, und er wird nackt auf die Straße hinausgestoßen.

»Nein!«, schreit er, halb drinnen, halb draußen.

»Caleb, bitte!« Er ist hin- und hergerissen zwischen der wirren Hoffnung und der verzweifelten Angst, dass jemand vorbeikommen wird. Aber es regnet zu stark; niemand wird vorbeikommen. Der Regen trommelt einen wilden Rhythmus auf seinem

Gesicht.

»Fleh mich an«, erhebt sich Calebs Stimme über den Regen, und er tut es, er bittet und bettelt. »Fleh mich an, dass ich bei dir bleibe«, fordert Caleb.

»Bitte mich um Verzeihung«, und er tut es, wieder und wieder, während sich sein Mund mit seinem eigenen Blut, seinen eigenen Tränen füllt.

Schließlich wird er hereingeholt und wieder zum Aufzug geschleift, wo

Caleb ihn beschimpft und er sich entschuldigt und entschuldigt und Calebs Worte wiederholt, wie er es von ihm verlangt: *Ich bin abstoßend. Ich bin widerlich. Ich bin wertlos. Es tut mir leid, es tut mir leid.*

Zurück in der Wohnung, lässt Caleb seinen Nacken los, und seine Beine geben unter ihm nach, und er stürzt, und Caleb tritt ihm so fest in den Bauch, dass er sich übergibt, und dann wieder in den Rücken, und

**er schlittert über Malcolms
schönen sauberen Boden
und in sein eigenes
Erbrochenes hinein. Seine
schöne Wohnung, denkt er,
in der er immer sicher
gewesen war. Dies
widerfährt ihm in seiner
schönen Wohnung, inmitten
seiner schönen Dinge,
Dinge, die ihm von seinen
Freunden geschenkt
wurden, die er von seinem
selbst verdienten Geld
gekauft hat. Seine schöne
Wohnung mit den**

**Schlössern an den Türen, in
der er vor defekten
Aufzügen hatte gefeiert sein
sollen und vor der
Erniedrigung, sich mit den
Armen die Treppe
hinaufziehen zu müssen, in
der er sich immer
menschlich und unversehrt
hatte fühlen sollen.**

**Dann wird er wieder
angehoben und bewegt,
aber es ist nicht leicht zu
sehen, wohin er gebracht
wird: Ein Auge ist bereits
zugeschwollen, und mit dem**

anderen sieht er nur verschwommen. Sein Blick flackert an und aus.

Doch dann begreift er, dass Caleb ihn zu der Tür bringt, die auf die Nottreppe hinausführt. Es ist das einzige Element der alten Wohnung, das Malcolm übernommen hat: weil es nicht anders ging, aber auch weil es ihm gefiel, wie unverhohlen zweckmäßig, wie unmissverständlich hässlich die Tür war. Jetzt öffnet

Caleb den Riegel, und er findet sich am oberen Ende der dunklen, steilen Treppe wieder. »Abstieg in die Hölle«, hört er Richard sagen. Die eine Hälfte seines Körpers ist mit Erbrochenem verklebt; er fühlt andere Flüssigkeiten - er will nicht darüber nachdenken, worum es sich handelt - an anderen Körperteilen hinabrinnen: an seinem Gesicht, seinem Nacken, seinen Schenkeln. Wimmernd vor Schmerz

und vor Angst klammert er sich am Türrahmen fest, doch dann hört er mehr, als dass er es sieht, wie Caleb erst rückwärts geht und dann auf ihn zurennt, und dann trifft ihn Calebs Fuß in den Rücken, und er fliegt in die Schwärze der Treppe hinein.

Während er noch in der Luft ist, muss er plötzlich an Dr. Kashen denken. Oder nicht direkt an Dr. Kashen, aber an die Frage, die dieser ihm gestellt hatte,

als Jude ihn als Tutor zu gewinnen versuchte: *Was ist Ihr Lieblingsaxiom?* (Einen Anmachspruch für Nerds hatte CM es einmal genannt.)

»Das Gleichheitsaxiom«, hatte er gesagt, und Kashen hatte beifällig genickt.

»Eine gute Wahl«, hatte er gesagt.

Das Gleichheitsaxiom postuliert, dass x immer x entspricht: Es geht davon aus, dass ein gedankliches Konstrukt mit Namen x mit

**sich selbst stets
gleichwertig sein muss,
dass es eine Eindeutigkeit
besitzt, eine
Unreduzierbarkeit, die uns
folgern lässt, dass es in
absoluter, unveränderlicher
Weise gleichwertig mit sich
selbst ist, seine
Elementarität unumstößlich
ist. Immer, absolut,
unveränderlich: Das sind
die Worte, die die Welt der
Mathematik ebenso sehr
ausmachen wie Zahlen.
Nicht jedem gefiel das**

Gleichheitsaxiom - Dr. Li hatte es einmal als kokett und geziert bezeichnet, als einen Fächertanz von einem Axiom -, aber er hatte es immer dafür geschätzt, dass es so schwer fassbar war, dass die Schönheit der Gleichung an sich von jedem Versuch, sie zu beweisen, nur geschmälert wurde. Es war ein Axiom, das einen verrückt machen, das einen verzehren, das mit Leichtigkeit zu einem ganzen Leben anwachsen

konnte.

Doch nun weiß er mit Bestimmtheit, wie wahr das Axiom ist, weil er es mit seinem eigenen Leben bewiesen hat. Der Mensch, der ich war, wird immer der Mensch sein, der ich bin, begreift er. Der Kontext mag ein anderer sein: Er mag in dieser Wohnung leben, und er mag einen Beruf ausüben, der ihm Freude bereitet und in dem er gut verdient, und er mag Eltern und Freunde haben,

**die er liebt. Er mag
respektiert sein; im
Gerichtssaal mag er sogar
gefürchtet sein. Doch im
Grunde ist er derselbe
Mensch, ein Mensch, der in
anderen Abscheu
hervorruft, ein Mensch, der
existiert, um gehasst zu
werden. Und in jener
Millisekunde, in der er wie
schwerelos in der Luft
schwebt, zwischen der
Ekstase des Höhenflugs und
der zu erwartenden
verheerenden Landung,**

**weiß er, dass x immer mit x
gleichzusetzen sein wird,
ganz gleich, was er tut oder
wie viele Jahre ihn von dem
Kloster, von Bruder Luke
trennen, ganz gleich, wie
viel Geld er verdient oder
wie sehr er um Vergessen
bemüht ist. Es ist sein
letzter Gedanke, als seine
Schulter auf den Beton
kracht und die Welt unter
ihm einen segensreichen
Augenblick lang
zurückweicht: $x = x$, denkt
er. $x = x$, $x = x$.**

Als Jacob noch ganz klein war, vielleicht sechs Monate alt, bekam Liesl eine Lungenentzündung. Wie die meisten gesunden Menschen gab sie eine fürchterliche Kranke ab: mürrisch, launisch und die meiste Zeit über fassungslos über diesen fremden Zustand, in dem sie sich jetzt wiederfand. »Ich werde nicht krank«,

**sagte sie immer wieder, so
als müsste ein Fehler
vorliegen, als wäre das, was
sie bekommen hatte,
eigentlich für jemand
anderen bestimmt.**

**Weil Jacob ein kränkliches
Baby war - nicht in
dramatischer Weise, aber er
hatte in seinem kurzen
Leben schon zwei
Erkältungen gehabt, und
noch bevor ich wusste, wie
sein Lächeln aussah, wusste
ich, wie sein Husten klang:
trocken und überraschend**

ausgereift -, beschlossen wir, dass Liesl die nächsten paar Tage bei Sally verbringen sollte, um sich dort auszuruhen und zu genesen, während ich bei Jacob zu Hause blieb.

Ich war der Meinung, ich würde gut alleine mit meinem Sohn zurechtkommen, aber während jenes Wochenendes muss ich meinen Vater zwanzig Mal angerufen haben, um ihn zu den unterschiedlichen

kleinen Mysterien zu befragen, die sich laufend offenbarten, oder mir etwas bestätigen zu lassen, von dem ich wusste, dass ich es wusste, jedoch in meiner Aufregung vergessen hatte: Er machte komische Geräusche, die wie Schluckauf klangen, aber zu unregelmäßig waren, um wirklich Schluckauf sein zu können - was hatte es damit auf sich? Sein Stuhl war etwas flüssig - hatte das etwas zu bedeuten? Er

**schlief gern auf dem Bauch,
aber Liesl sagte, er solle
besser auf dem Rücken
schlafen, wobei ich immer
gehört hatte, es sei
vollkommen in Ordnung,
Babys auf dem Bauch
schlafen zu lassen - stimmte
das? Natürlich hätte ich all
das selber herausfinden
können, aber ich wollte
endgültige Antworten, und
ich wollte sie von meinem
Vater hören, der nicht nur
über die richtigen
Antworten verfügte,**

sondern sie auch auf die richtige Art zu geben vermochte. Seine Stimme zu hören tröstete mich. »Keine Sorge«, sagte er am Ende jedes Gesprächs, »du machst das gut. Du kriegst das hin.« Und wenn ich auflegte, glaubte ich das tatsächlich.

Als Jacob krank geworden war, rief ich meinen Vater seltener an: Ich ertrug es nicht, mit ihm zu sprechen. Die Fragen, die ich jetzt an ihn hatte - wie sollte ich das

überstehen?; was sollte ich tun, wenn es vorbei war?; wie konnte ich meinem Kind beim Sterben zusehen? -, hätten ihn zum Weinen gebracht, wenn sie mir über die Lippen gekommen wären, aber ich brachte es kaum über mich, sie mir selbst zu stellen. Er war gerade vier geworden, als wir bemerkten, dass irgendetwas nicht stimmte. Liesl brachte ihn morgens in den Kindergarten, und ich holte ihn nachmittags

nach meinem letzten Seminar ab. Er hatte ein ernstes Gesicht, weshalb ihn alle für ein weniger fröhliches Kind hielten, als er es tatsächlich war: Zu Hause rannte er die Treppen auf und ab, und ich rannte hinter ihm her, und wenn ich auf dem Sofa lag und las, warf er sich plötzlich auf mich. Selbst Liesl wurde in seiner Gegenwart ganz verspielt, und manchmal rannten die beiden kreischend und

quiekend durchs Haus, und das war mein liebstes Geräusch, meine liebste Art von Getrampel.

Es war Oktober, als er müde zu werden begann. Eines Tages holte ich ihn ab, und alle anderen Kinder, alle seine Freunde waren auf einem Haufen, redeten durcheinander und sprangen herum, und als ich nach meinem Sohn Ausschau hielt, sah ich, dass er in einer Ecke des Raumes auf seiner Matte

lag und schlief. Eine der Erzieherinnen saß bei ihm, und als sie mich sah, winkte sie mich heran. »Ich glaube, er brütet etwas aus«, sagte sie. »Er war schon seit dem Morgen ein bisschen schlapp, und nach dem Mittagessen ist er so müde geworden, dass wir ihn einfach haben schlafen lassen.« Wir liebten diesen Kindergarten: In anderen versuchten sie, den Kindern das Lesen beizubringen, oder hielten irgendwelche

Unterrichtsstunden ab, aber dieser hier, der von den meisten der Universitätsprofessoren gewählt wurde, war so, wie ich mir einen Kindergarten für einen Vierjährigen vorstellte - die Kinder bekamen den ganzen Tag lang vorgelesen, bastelten und machten Ausflüge zum Zoo.

Ich musste ihn zum Auto tragen, aber als wir zu Hause ankamen, wachte er auf und schien sich

**wohlzufühlen; er aß den
Snack, den ich ihm machte,
und hörte sich eine
Geschichte an, die ich ihm
vorlas, bevor wir
gemeinsam die
Hauptattraktion des Tages
zusammenbauten. Sally
hatte ihm zum Geburtstag
einen Satz schöner
Holzbauklötze geschenkt,
die kleine Aussparungen
hatten und sich sehr hoch
stapeln und zu allen
möglichen interessanten
Formen zusammensetzen**

**ließen; wir errichteten
jeden Tag ein neues Gebilde
in der Mitte des Tisches,
und wenn Liesl nach Hause
kam, erklärte Jacob ihr, was
wir gebaut hatten - einen
Dinosaurier, einen
Raketenstartturm -, und
Liesl machte ein Foto
davon.**

**Abends erzählte ich Liesl,
was Jacobs Kindergärtnerin
gesagt hatte, und am Tag
darauf ging Liesl mit ihm
zum Arzt, der sagte, Jacob
wirke vollkommen**

**unauffällig, es sei nichts
Ungewöhnliches
festzustellen. Trotzdem
behielten wir ihn an den
folgenden Tagen gut im
Auge: Hatte seine
Lebhaftigkeit zugenommen
oder abgenommen? Schließ
er länger als gewöhnlich, aß
er weniger als gewöhnlich?
Wir wussten es nicht. Aber
wir hatten Angst: Es gibt
nichts Erschreckenderes als
ein teilnahmsloses Kind. Im
Nachhinein klingt das Wort
wie ein beschönigender**

**Ausdruck für ein
schreckliches Schicksal.**

**Und dann begannen sich
die Ereignisse plötzlich zu
beschleunigen. Wir waren
über Thanksgiving bei
meinen Eltern und aßen
gerade zu Abend, als Jacob
zu krampfen begann. Von
einer Sekunde auf die
andere wurde er steif wie
ein Brett und rutschte von
seinem Stuhl unter den
Tisch, wobei er die Augen
nach oben verdrehte und
merkwürdige, hohle**

Klickgeräusche aus seinem Hals drangen. Es dauerte vielleicht zehn Sekunden, nicht länger, aber es war furchtbar, so furchtbar, dass ich heute noch dieses entsetzliche Klickgeräusch höre, heute noch vor mir sehe, wie entsetzlich reglos sein Kopf dalag, während seine Beine durch die Luft ruderten.

Mein Vater rannte los und rief einen Freund an, der im NewYork-Presbyterian Hospital arbeitete, und wir

rasten dorthin, und Jacob wurde aufgenommen, und wir blieben zu viert in seinem Zimmer - mein Vater und Adele lagen auf ihren Mänteln auf dem Boden, und Liesl und ich saßen links und rechts von seinem Bett, unfähig, uns anzusehen.

Als sich sein Zustand stabilisiert hatte, fuhren wir nach Hause, wo Liesl Jacobs Kinderarzt anrief, der ebenfalls mit ihr zusammen studiert hatte,

um uns zu dem besten Neurologen, dem besten Genetiker, dem besten Immunologen überweisen zu lassen - wir wussten nicht, worum es sich handelte, aber was immer es war, sie wollte sichergehen, dass er den besten Arzt bekäme. Und dann begannen die Monate, in denen wir von einem Spezialisten zum anderen zogen, in denen sie Jacob Blut abnahmen, sein Gehirn scannten, seine Augen und

Ohren untersuchten. Der ganze Prozess war so zerrüttend, so frustrierend - bis ich diese Ärzte traf, hatte ich keine Ahnung, auf wie viele Arten man »Ich weiß es nicht« sagen kann -, und manchmal dachte ich darüber nach, wie schwierig, wie unmöglich es für Eltern sein musste, die nicht über unsere Verbindungen und über Liesls medizinisches Wissen verfügten. Doch dieses Wissen machte es

nicht leichter, Jacob weinen zu sehen, wenn er mit Nadeln gestochen wurde, so oft, dass eine seiner Venen, die im linken Arm, zu kollabieren begann, und all die Verbindungen konnten nichts daran ändern, dass er kränker und kränker wurde, dass er immer häufiger Krämpfe bekam, die ihn mit Schaum vor dem Mund zucken und ein Knurren ausstoßen ließen, ein beängstigendes Urgeräusch, viel zu tief für

**einen Vierjährigen,
während er den Kopf hin
und her warf und seine
Hände die Form knorriger
Äste annahmen.**

**Als wir endlich die
Diagnose hatten - eine
extrem seltene
neurodegenerative
Erkrankung namens
Nishihara-Syndrom, die so
selten vorkommt, dass sie
nicht einmal in genetischen
Testreihen berücksichtigt
wird -, war er fast
vollständig erblindet. Das**

war im Februar. Bis Juni, als er fünf wurde, hatte er nahezu aufgehört zu sprechen. Im August nahmen wir an, dass er nichts mehr hörte.

Die Krämpfe kamen in immer kürzeren Abständen. Wir probierten ein Medikament nach dem anderen aus; wir probierten sie in unterschiedlichen Kombinationen. Liesl hatte einen Freund, der Neurologe war und uns von einem neuen Medikament

**erzählte, das in den
Vereinigten Staaten noch
nicht freigegeben, aber in
Kanada bereits erhältlich
war; am Freitag darauf
fuhren Liesl und Sally
innerhalb von zwölf
Stunden nach Montreal und
zurück. Eine Zeit lang half
das Medikament, aber er
bekam einen schlimmen
Ausschlag davon, und wenn
wir seine Haut berührten,
riss er den Mund auf,
schrie, ohne dass ein Laut
zu hören war, und aus**

**seinen Augen liefen
Tränen. »Es tut mir leid,
mein Junge«, bat ich ihn um
Verzeihung, auch wenn ich
wusste, dass er mich nicht
hören konnte. »Es tut mir
leid, es tut mir leid.«**

**Ich konnte mich kaum auf
die Arbeit konzentrieren. In
diesem Jahr unterrichtete
ich nur in Teilzeit; es war
mein zweites Jahr an der
Universität, mein drittes
Semester. Wenn ich über
den Campus lief und die
Gespräche mitanhörte - die**

eine sprach davon, sich von ihrem Freund zu trennen, der andere über eine schlechte Note, die er bei einem Test bekommen hatte, ein Dritter über seinen verstauchten Knöchel -, wurde ich wütend. Ihr dummen, banalen, selbstbezogenen Menschen, wollte ich zu ihnen sagen. Ihr hassenswerten Menschen, ich hasse euch. Eure Probleme sind keine Probleme. Mein Sohn stirbt.

Manchmal war mein Hass so groß, dass es mich regelrecht krank machte. Laurence lehrte damals auch an der Universität, und er übernahm meine Seminare, wenn ich mit Jacob ins Krankenhaus musste. Es kam jemand zu uns, der ihn pflegte, aber wir brachten ihn selbst zu jedem Termin, um eine Vorstellung davon zu haben, wie schnell er uns verließ. Im September sah der Arzt uns an, nachdem er

ihn untersucht hatte. »Es ist bald vorbei«, sagte er, und er war sehr sanft, und das war das Schlimmste daran.

Laurence kam jeden Mittwoch- und Samstagabend vorbei; Gillian kam jeden Dienstag und Donnerstag; Sally kam jeden Montag und Sonntag, ein weiterer Freund von Liesl, Nathan, kam jeden Freitag. Wenn sie da waren, kochten oder putzten sie, und Liesl und ich setzten

uns zu Jacob und redeten mit ihm. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte er aufgehört zu wachsen, und seine Arme und Beine waren durch die mangelnde Nutzung weich geworden: Sie fühlten sich schlaff, geradezu knochenlos an, und wenn man ihn trug, musste man darauf achten, dass man seine Glieder festhielt, die sonst einfach an ihm herabbaumelten, wodurch er wie tot aussah. Seit Anfang September

**machte er die Augen gar
nicht mehr auf, wenngleich
auch manchmal noch
Flüssigkeit aus ihnen rann:
Tränen oder ein
zähflüssiges gelbes Sekret.
Einzig sein Gesicht blieb
füllig, was aber nur an der
riesigen Menge an
Steroiden lag, die er bekam.
Irgendeines der
Medikamente hatte
bonbonrote,
sandpapierartige Ekzeme
auf seinen Wangen
hinterlassen, die sich warm**

und rau anfühlten, wenn man sie berührte.

Mitte September zog mein Vater mit Adele bei uns ein, und ich konnte ihn nicht ansehen. Ich wusste, dass er wusste, was es bedeutete, Kinder sterben zu sehen; ich wusste, wie sehr es ihn schmerzte, dass es mein Kind war. Ich glaubte, versagt zu haben: Ich glaubte, dafür bestraft zu werden, dass ich ihn nicht leidenschaftlicher gewollt hatte, als wir ihn

bekommen hatten. Ich glaubte, es wäre nie passiert, wenn ich dem Kinderkriegen gegenüber nicht so ambivalent gewesen wäre; ich glaubte, es sei eine Erinnerung daran, welch ein Geschenk ich bekommen hatte, ein Geschenk, das sich so viele Menschen wünschten und das ich beinahe ausgeschlagen hätte. Ich schämte mich - ich würde nie der Vater sein, der mein Vater war, und ich fand es

unerträglich, dass er Zeuge meines Scheiterns wurde.

Vor Jacobs Geburt hatte ich meinen Vater eines Abends gefragt, ob er irgendeinen weisen Ratschlag für mich habe. Ich hatte es im Scherz gesagt, aber er nahm es ernst, so wie er alle Fragen ernst nahm, die ich ihm stellte. »Hmmm«, sagte er. »Nun, das Schwierigste am Elternsein ist, dass man sich immer wieder aufs Neue an die Situation

anpassen muss. Je besser man das hinbekommt, desto bessere Eltern gibt man ab.«

Damals hatte ich diesen Rat mehr oder weniger ignoriert, doch während Jacob immer kränker wurde, dachte ich immer häufiger daran, und ich begriff, wie recht er gehabt hatte. Alle sagen, wir wollen, dass unsere Kinder glücklich sind, einfach glücklich und gesund, doch das stimmt nicht. Wir

**wollen, dass sie wie wir sind
oder besser als wir. Wir
Menschen sind in dieser
Hinsicht sehr einfallslos.
Wir sind schlicht nicht
darauf vorbereitet, dass es
anders sein könnte. Aber
das wäre wohl auch zu viel
verlangt. Es muss ein
evolutionärer Notanker
sein - könnten wir uns
lebhaft und in allen
Einzelheiten ausmalen, was
alles auf schreckliche Weise
schiefgehen kann, würde
überhaupt niemand mehr**

Kinder kriegen.

Als uns zum ersten Mal bewusst wurde, dass Jacob krank war, dass mit ihm irgendetwas nicht stimmte, gaben wir uns beide große Mühe, uns der Situation anzupassen, und zwar möglichst schnell. Wir hatten nie darüber *gesprachen*, dass er aufs College gehen würde; wir waren einfach immer davon ausgegangen, dass er es täte und dass er einen Abschluss machen würde,

weil wir beide das getan hatten. Doch in jener ersten Nacht, die wir im Krankenhaus verbrachten, nachdem Jacob zum ersten Mal Krämpfe gehabt hatte, sagte Liesl, die immer sehr organisiert war, die die großartige Fähigkeit besaß, fünf Schritte, zehn Schritte vor auszuplanen: »Was auch immer das ist, er kann trotzdem noch ein langes, gesundes Leben haben, weißt du. Es gibt großartige Schulen, auf die wir ihn

**schicken können.
Einrichtungen, in denen er
lernt, ohne Hilfe
zurechtzukommen.« Ich
hatte sie wütend
angefahren: Ich hatte ihr
vorgeworfen, ihn zu schnell,
zu leichtfertig
abzuschreiben. Später tat es
mir leid. Später bewunderte
ich sie: Ich bewunderte sie
dafür, wie rasch, wie
reibungslos sie sich damit
arrangierte, dass das Kind,
das sie zu haben geglaubt
hatte, nicht das Kind war,**

**das sie hatte. Ich
bewunderte sie dafür, lange
vor mir begriffen zu haben,
dass es bei einem Kind
nicht darauf ankommt, was
es in deinem Namen alles
erreichen wird, sondern auf
die Freude, die es dir
macht, welche Form sie
auch immer annehmen mag
und selbst wenn es eine
Form ist, die nur schwerlich
als Freude zu erkennen ist -
und vor allem auf die
Freude, die du ihm wirst
bereiten dürfen. Für den**

**Rest von Jacobs Leben
hinkte ich immer einen
Schritt hinter Liesl her: Ich
träumte immer wieder, dass
es ihm bessergehen würde,
dass er wieder zu
demjenigen werden würde,
der er gewesen war; sie
dagegen dachte nur an das
Leben, das er unter den
gegebenen Umständen
würde führen können.
Vielleicht könnte er auf
eine spezielle Schule gehen.
Er konnte nicht zur Schule
gehen? Gut, dann vielleicht**

zu einer Spielgruppe. Er konnte nicht zu einer Spielgruppe gehen? Gut, aber vielleicht würde er trotzdem ein langes Leben haben. Er würde kein langes Leben haben? Gut, dann könnte er vielleicht ein kurzes, glückliches Leben haben. Er konnte kein kurzes, glückliches Leben haben? Gut, dann könnte er vielleicht ein kurzes Leben in Würde leben: Das konnten wir ihm geben, und weiter erhoffte

sie sich nichts mehr für ihn.

**Ich war zweiunddreißig,
als er zur Welt kam,
sechsenddreißig, als wir die
Diagnose bekamen,
siebenunddreißig, als er
starb. Es war der zehnte
November, nicht ganz ein
Jahr nach seinem ersten
Krampfanfall. Wir hielten
an der Universität eine
Trauerfeier ab, und selbst
in meinem abgestumpften
Zustand nahm ich all die
Menschen wahr - unsere
Eltern, unsere Freunde und**

**Kollegen, Jacobs Freunde,
die jetzt in der ersten
Klasse waren, und ihre
Eltern -, die gekommen
waren und geweint hatten.**

**Meine Eltern fuhren nach
New York zurück. Liesl und
ich begannen irgendwann
wieder zu arbeiten.
Monatelang redeten wir
kaum miteinander. Wir
konnten einander nicht
einmal berühren. Das war
teilweise der Erschöpfung
zuzuschreiben, aber wir
schämten uns auch: unseres**

**beiderseitigen Scheiterns,
des unfairen, aber nicht
abzuschüttelnden Gefühls,
dass wir beide hätten mehr
leisten können, dass der
jeweils andere der Situation
nicht gewachsen gewesen
war. Ein Jahr nach Jacobs
Tod sprachen wir zum
ersten Mal darüber, ob wir
ein zweites Kind bekommen
sollten, und obwohl es
höflich begann, endete es
fürchterlich, in
gegenseitigen
Beschuldigungen: dass ich**

Jacob ohnehin nie gewollt hätte, dass sie ihn nicht gewollt habe, dass ich gescheitert sei, dass sie es sei. Wir unterbrachen die Gespräche; wir entschuldigten uns. Wir versuchten es erneut. Aber jede Diskussion endete auf dieselbe Weise. Es waren Gespräche, die keine Gesundung zuließen, und schließlich trennten wir uns.

Es erstaunt mich, wie rigoros wir den Kontakt

**abgebrochen haben. Die
Scheidung war sehr sauber,
sehr einfach - vielleicht zu
sauber, zu einfach. Ich
fragte mich, was uns vor
Jacob überhaupt
zusammengebracht hatte -
hätten wir ihn nicht gehabt,
wie und wofür wären wir
dann zusammengeblieben?
Erst später fiel mir wieder
ein, wofür ich Liesl geliebt,
was ich in ihr gesehen und
an ihr bewundert hatte.
Doch zu jener Zeit waren
wir wie zwei Menschen, die**

eine einzige Mission gehabt hatten, die schwierig und kräftezehrend war, und nun war die Mission beendet, und für uns war die Zeit gekommen, auseinanderzugehen und beide in unser normales Leben zurückzukehren.

Viele Jahre lang hatten wir gar keinen Kontakt - nicht aus Bitterkeit, aus anderen Gründen. Sie zog nach Portland. Kurz nachdem ich Julia kennengelernt hatte, traf

ich Sally - sie war auch umgezogen, nach Los Angeles -, die ihre Eltern in der Stadt besuchte und mir erzählte, dass Liesl wieder geheiratet hatte. Ich sagte Sally, sie solle ihr meine Glückwünsche bestellen, und Sally sagte, das werde sie tun.

Manchmal suchte ich im Internet nach ihr: Sie unterrichtete am Fachbereich Medizin der University of Oregon. Einmal hatte ich einen

Studenten, der Jacob, wie wir ihn uns als jungen Erwachsenen vorgestellt hatten, so sehr ähnelte, dass ich sie beinahe angerufen hätte. Aber ich tat es nie.

Und dann rief sie mich eines Tages an. Es waren sechzehn Jahre vergangen. Sie war für eine Konferenz in der Stadt und fragte, ob ich Lust hätte, mich mittags mit ihr zum Essen zu treffen. Es war ein seltsames Gefühl, sowohl

**fremdartig als auch
augenblicklich vertraut,
ihre Stimme wieder zu
hören, die Stimme, mit der
ich Tausende von
Unterhaltungen über
wichtige Dinge und
Banalitäten geführt hatte,
die Stimme, die ich Jacob
hatte vorsingen hören, als
er zitternd in ihren Armen
gelegen hatte, die ich hatte
sagen hören: »Das ist das
beste bisher!«, als sie ein
Foto von unserem
Bauprojekt des Tages**

machte.

Wir trafen uns in einem Restaurant in der Nähe des Campus der medizinischen Fakultät, dessen Spezialität zu der Zeit, als sie dort als Ärztin praktizierte, etwas gewesen war, das »Edel-Hummus« genannt wurde, und in das wir zu besonderen Anlässen gegangen waren. Der neue Eigentümer hatte sich auf hausgemachte Fleischbällchen spezialisiert, aber

**interessanterweise noch es
noch immer nach Hummus.**

**Wir erkannten uns
gleichzeitig; sie sah genau
so aus, wie ich sie in
Erinnerung hatte. Wir
umarmten einander und
setzten uns. Eine Zeit lang
sprachen wir über die
Arbeit, über Sally und ihre
neue Freundin, über
Laurence und Gillian. Sie
erzählte mir von ihrem
Mann, einem
Epidemiologen, und ich
erzählte ihr von Julia. Sie**

hatte noch ein Kind bekommen, mit dreiundvierzig, ein Mädchen. Sie zeigte mir ein Foto. Das Mädchen war sehr hübsch und sah Liesl sehr ähnlich. Ich sagte es ihr, und sie lächelte. »Und du?«, fragte sie. »Hast du keins mehr bekommen?«

Doch, das hätte ich, sagte ich. Ich hätte gerade einen meiner ehemaligen Studenten adoptiert. Ich sah ihr an, dass sie überrascht war, aber sie

lächelte und gratulierte mir und wollte wissen, wer er sei und wie es dazu gekommen sei, und ich erzählte es ihr.

»Das ist schön, Harold«, sagte sie, als ich geendet hatte. Und dann: »Du liebst ihn sehr.«

»Ja, das tue ich«, sagte ich.

Ich würde Dir jetzt gern schreiben, dass wir damit in eine neue Phase unserer Freundschaft eintraten, dass wir in Kontakt blieben

und jedes Jahr wieder über Jacob sprachen und darüber, was aus ihm hätte werden können. Doch das taten wir nicht, was aber auch nicht schlimm war. Bei dem Treffen erzählte ich ihr von dem Studenten, der mich so aus der Fassung gebracht hatte, und sie sagte, sie wisse genau, wovon ich spräche, und auch sie habe Studenten gehabt - oder sei einfach auf der Straße an jungen Männern vorbeigegangen -,

die sie von irgendwoher zu kennen glaubte, nur um sich später darüber klarzuwerden, dass sie sich vorgestellt hatte, sie könnten unser Sohn sein, der nicht mehr bei uns war, nicht mehr zu uns gehörte, aber gesund und munter war und frei durch die Welt streifte, ohne zu wissen, dass wir all die Jahre nach ihm gesucht hatten.

Ich umarmte sie zum Abschied; ich wünschte ihr alles Gute. Ich sagte ihr, sie

bedeute mir noch immer viel. Sie sagte dieselben Dinge. Keiner von uns schlug vor, in Kontakt zu bleiben; ich erkläre es mir damit, dass wir einander zu sehr respektierten.

Doch im Laufe der Jahre hörte ich immer wieder in unregelmäßigen Abständen von ihr. Ich bekam eine E-Mail, in der nur »Erneute Sichtung« stand, und wusste, was damit gemeint war, denn ich schickte ihr ebenfalls solche E-Mails:

**»Harvard Square, ca. 25 J.,
1,90 m, schlank, nach
Marihuana riechend.« Als
ihre Tochter das College
abschloss, bekam ich eine
Karte und dann noch eine,
als ihre Tochter heiratete,
und eine dritte, als ihr
erstes Enkelkind geboren
wurde.**

**Ich liebe Julia. Sie war
auch Wissenschaftlerin,
aber sie war immer so
anders als Liesl -
ausgelassen, wo Liesl
beherrscht war, gefühlvoll,**

**wo Liesl zurückhaltend war,
voller Unschuld in ihrem
Entzücken und ihrem
Enthusiasmus. Doch so sehr
ich sie liebe, gab es einen
Teil von mir, der jahrelang
glaubte, dass mich mit Liesl
etwas Tieferes, Innigeres
verbunden hatte. Wir
hatten zusammen jemanden
gezeugt, und wir hatten ihn
zusammen sterben sehen.
Manchmal kam es mir vor,
als ob eine physische
Verbindung zwischen uns
existierte, ein langes Seil,**

das sich von Boston nach Portland spannte: Wenn sie an ihrem Ende zog, spürte ich es an meinem. Wohin sie auch ging, wohin ich auch ging, da war sie, diese blanke, gewundene Schnur, die sich spannte und an uns zerrte, aber nie riss, und jede unserer Bewegungen erinnerte uns an das, was wir nie mehr haben würden.

Als Julia und ich den Beschluss gefasst hatten,

ihn zu adoptieren, etwa sechs Monate bevor wir ihn tatsächlich fragten, erzählte ich Laurence davon. Ich wusste, dass Laurence ihn sehr mochte und respektierte und der Ansicht war, dass er mir guttue, und ich wusste auch, dass Laurence - der nun einmal Laurence war - skeptisch sein würde.

Das war er. Wir führten ein langes Gespräch. »Du weißt, wie sehr ich ihn mag«, sagte er, »aber

Harold, was weißt du denn wirklich über den Jungen?«

»Nicht viel«, sagte ich.

Aber ich wusste, dass er dem, was Laurence sich als Katastrophenszenario ausmalte, nicht gerecht werden würde: Ich wusste, dass er kein Dieb war, dass er Julia und mich nicht nachts in unseren Betten ermorden würde. Laurence wusste das auch.

Natürlich war mir ebenfalls bewusst, ohne dass ich es wirklich gewusst

hätte, ohne dass ich echte Beweise dafür in der Hand gehabt hätte, dass ihm irgendwann einmal etwas sehr Schlimmes widerfahren sein musste. Als Ihr alle zum ersten Mal in Truro wart, kam ich einmal spätabends in die Küche, und JB saß am Tisch und zeichnete. Ich fand immer, dass JB zu einem anderen Menschen wurde, wenn er allein war, wenn er keinen Grund sah, sich zu produzieren, und ich setzte

mich zu ihm und sah mir an, was er zeichnete - Bilder von Euch allen -, und fragte ihn, womit er sich an der Graduate School gerade beschäftigte, und er erzählte mir von Künstlern, deren Arbeit er bewunderte und von denen mir drei Viertel unbekannt waren.

Als ich gerade nach oben gehen wollte, rief JB meinen Namen, und ich kam zurück. »Hör mal«, sagte er. Er klang verlegen. »Ich will dir nicht zu

nahetreten oder so, aber du solltest ihm besser nicht so viele Fragen stellen.«

**Ich setzte mich wieder.
»Warum?«**

Es war ihm sichtlich unangenehm, aber es schien ihm wirklich wichtig zu sein. »Er hat keine Eltern«, sagte er. »Ich weiß nicht genau, was passiert ist, er redet nicht mal mit uns darüber. Zumindest nicht mit mir.« Er verstummte kurz. »Ich glaube, er hat als Kind

irgendwas Schreckliches erlebt.«

»Inwiefern schrecklich?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Wir wissen es nicht genau, aber wir glauben, dass er sehr schlimm körperlich misshandelt wurde. Ist dir nicht aufgefallen, dass er sich nie auszieht und sich von niemandem berühren lässt? Ich glaube, irgendjemand muss ihn geschlagen haben oder -«
JB unterbrach sich. Er

wurde geliebt und behütet; er besaß nicht den Mut, das heraufzubeschwören, was auf dieses *oder* hätte folgen können, und ich tat es auch nicht. Aber es war mir natürlich aufgefallen - ich hatte ihn nicht deshalb mit meinen Fragen konfrontiert, damit er sich unwohl fühlte, doch selbst als ich gemerkt hatte, *dass* er sich unwohl fühlte, hatte ich nicht damit aufhören können.

»Harold«, sagte Julia dann

manchmal, wenn er abends nach Hause gegangen war, »du verunsicherst ihn.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte ich dann. Ich wusste, dass sich hinter seinem Schweigen nichts Gutes verbarg, und so wenig ich die Geschichte dahinter einerseits hören wollte, so sehr wollte ich es andererseits eben doch.

Etwa einen Monat bevor die Adoption rechtskräftig wurde, tauchte er an einem Wochenende völlig

unerwartet bei uns auf: Ich kam vom Tennis, und er lag schlafend auf dem Sofa. Er war gekommen, um mit mir zu reden, er war gekommen, um mir irgendetwas zu beichten. Doch letztlich konnte er es nicht.

In derselben Nacht erhielt ich einen panischen Anruf von Andy, der ihn suchte, und als ich Andy fragte, warum er ihn überhaupt um Mitternacht hatte anrufen wollen, wick er aus. »Er macht gerade eine

**schwierige Zeit durch«,
sagte er.**

**»Wegen der Adoption?«,
fragte ich.**

**»Ich fürchte, darüber darf
ich nicht sprechen«, sagte
er steif - wie Du weißt, war
die ärztliche
Schweigepflicht etwas, dem
Andy nicht immer auf
ganzer Linie
nachgekommen ist, aber
wenn er darauf bestand,
dann mit großem Ernst.
Und dann hast Du
angerufen und Deine**

eigenen vagen Geschichten aus dem Ärmel geschüttelt.

Am nächsten Tag fragte ich Laurence, ob er herausfinden könne, ob es im Jugendstrafregister irgendwelche Einträge unter seinem Namen gebe. Ich wusste, dass es unwahrscheinlich war, dass er auf etwas stoßen würde, und selbst wenn, wären die Daten nicht offen zugänglich gewesen.

Was ich an jenem Wochenende zu ihm gesagt

hatte, das hatte ich auch so gemeint: Was auch immer er getan haben mochte, es war mir gleichgültig. Ich kannte ihn. Für mich zählte der Mensch, der er jetzt war. Ich sagte ihm, dass es für mich nicht von Bedeutung sei, wer er gewesen sei. Aber das war natürlich naiv: Ich hatte den adoptiert, der er war, aber der Mensch, der er zuvor gewesen war, ging damit einher, und diesen Menschen kannte ich nicht.

Später bereute ich, ihm nicht deutlicher klargemacht zu haben, dass mir dieser Mensch, wer immer er auch sein mochte, ebenso willkommen war. Später fragte ich mich unentwegt, wie es für ihn gewesen wäre, wenn ich zwanzig Jahre früher auf ihn als Baby gestoßen wäre. Oder wenn nicht zwanzig, dann zehn Jahre oder wenigstens fünf. Wer wäre er gewesen, und wer wäre ich gewesen?

Laurence' Suche verlief erfolglos, und ich war erleichtert und enttäuscht. Die Adoption wurde gefeiert; es war ein herrlicher Tag, einer der schönsten überhaupt. Ich habe es nie bereut. Aber es war für uns nie einfach, seine Eltern zu sein. Es gab alle möglichen Regeln, die er über Jahrzehnte hinweg für sich selbst aufgestellt hatte und die auf Lektionen beruhten, die ihm irgendjemand einmal erteilt

haben musste - was er nicht tun durfte, woran er sich nicht erfreuen durfte, was er sich nicht erhoffen oder wünschen durfte, was er nicht begehren durfte -, und wir brauchten Jahre, um herauszufinden, worin diese Regeln bestanden, und noch länger, um ihn von ihrer Falschheit zu überzeugen. Doch das war eine schwierige Aufgabe: Es waren Regeln, die ihm geholfen hatten, sein Leben zu überstehen, Regeln, die

**ihm die Welt begreifbar
machten. Er war in allen
Belangen unglaublich
diszipliniert, und Disziplin
ist, genauso wie
Wachsamkeit, eine
Eigenschaft, die man
jemandem nur schwer
austreiben kann.**

**Auf dieselben
Schwierigkeiten stießen
meine (und Deine)
Versuche, ihn dazu zu
bekommen, dass er gewisse
Vorstellungen aufgab, die
er von sich selbst hatte: von**

**seinem Aussehen, davon,
was ihm im Leben zustand,
was er wert war, wer er war.
Ich habe bis heute
niemanden getroffen, der so
säuberlich oder so tief
gespalten war wie er, der in
manchen Belangen so
durch und durch
zuversichtlich und
selbstsicher und in anderen
so durch und durch verzagt
war. Ich weiß noch, wie ich
ihn einmal vor Gericht sah
und zugleich beeindruckt
und erschrocken war. Er**

**verteidigte im
Bundesgericht einen dieser
Pharmakonzerne, es war
der Whistleblower-Prozess,
mit dem er sich seinen
Namen gemacht hat, ein
großer, ein bedeutender
Prozess - er steht heute in
Dutzenden Fallsammlungen
und Lehrbüchern -, aber er
war sehr, sehr ruhig; ich
habe selten einen so
gelassenen Anwalt gesehen.
Im Zeugenstand saß
diejenige, die die Klage
vorgebracht hatte, eine**

Frau mittleren Alters, und er befragte sie so unerbittlich, so hartnäckig, so spitzfindig, dass der gesamte Gerichtssaal ihm gebannt zusah. Er hob nie die Stimme, er wurde nie sarkastisch, aber ich konnte sehen, dass er es genoss, dass er sich daran ergötzte, die Widersprüche in den Aussagen der Zeugin - die geringfügig waren, sehr geringfügig, so geringfügig, dass ein anderer Anwalt sie vielleicht übersehen hätte -

**aufzudecken, dass er
Vergnügen daran fand. Er
war ein liebevoller Mensch
(wenn auch nicht sich selbst
gegenüber), der sanft
agierte und sanft sprach,
doch im Gerichtssaal
verrauchte diese
Liebenswürdigkeit und ließ
etwas Brutales und Kaltes
zurück. Das war etwa sieben
Monate nach dem Vorfall
mit Caleb, fünf Monate vor
dem Vorfall, der noch
kommen sollte, und
während ich ihm dabei**

zuhörte, wie er die Zeugin mit ihren eigenen Aussagen konfrontierte, ohne auch nur einen einzigen Blick in den Notizblock vor ihm zu werfen, sein Gesicht unbewegt und hübsch und selbstsicher, sah ich ihn vor mir, wie er sich in jener Schreckensnacht im Auto von mir weggedreht und die Hände schützend über den Kopf gehoben hatte, als ich sein Gesicht berühren wollte, so als wäre ich nur ein weiterer Mensch, der

versuchen würde, ihm wehzutun. Seine ganze Existenz war zwiegespalten: Da war der, der er bei der Arbeit war, und der, der er privat war; da war der, der er jetzt war, und der, der er gewesen war; da war der, der er vor Gericht war, und der, der er im Auto gewesen war, so einsam und allein mit sich, dass es mich mit Angst erfüllt hatte.

Ich war in jener Nacht in der Wohnung auf und ab gegangen und hatte

**darüber nachgedacht, was
ich über ihn
herausgefunden hatte, was
ich gesehen hatte, wie sehr
ich mich hatte
zusammenreißen müssen,
um nicht loszubrüllen, als
ich ihn diese Dinge sagen
hörte - schlimmer als Caleb,
schlimmer als das, was
Caleb gesagt hatte, war es
zu hören, dass er es selbst
glaubte, dass er ein so
falsches Bild von sich hatte.
Ich glaube, ich hatte schon
immer geahnt, dass er so**

**empfand, aber es ihn so
rundheraus sagen zu hören,
war noch schlimmer, als ich
es mir hätte vorstellen
können. Ich werde nie
vergessen, wie er sagte:
»Wenn man so aussieht wie
ich, muss man nehmen, was
man kriegt.« Ich werde nie
die Verzweiflung, die Wut
und die Hoffnungslosigkeit
vergessen, die mich
überkamen, als ich es ihn
sagen hörte. Ich werde nie
sein Gesicht vergessen, als
er Caleb sah, als Caleb sich**

neben ihn setzte und ich zu begriffsstutzig war, um zu verstehen, was vor sich ging. Wie kannst du dich einen Vater schimpfen, wenn dein Kind sich selbst so sieht? Das ist etwas, womit ich nie zurechtkam. Da ich selbst nie einem erwachsenen Kind mit väterlichem Rat zur Seite gestanden hatte, fehlte mir schlicht das Bewusstsein dafür, was das wirklich bedeutete. Es war mir nicht zu viel, ich wollte damit

umgehen: Ich kam mir nur so dumm und inkompetent vor, weil ich es nicht früher begriffen hatte. Schließlich war ich selbst ein erwachsenes Kind mit einem Vater, und ich hatte mich ständig an meinen Vater gewandt.

Ich rief Julia an, die in Santa Fe auf einer Konferenz über neuentdeckte Erkrankungen war, und erzählte ihr, was geschehen war, und sie stieß einen

langen, traurigen Seufzer aus. »Harold«, setzte sie an und verstummte wieder. Wir hatten schon so oft darüber gesprochen, wie sein Leben vor uns wohl ausgesehen haben mochte, und auch wenn wir beide danebenlagen, sollten sich ihre Vermutungen als die zutreffenderen erweisen, obschon ich sie damals für lächerlich, für absurd gehalten hatte.

»Ich weiß«, sagte ich.

»Du musst ihn anrufen.«

**Aber das hatte ich bereits.
Ich hatte angerufen und
angerufen, und das Telefon
hatte geklingelt und
geklingelt.**

**In dieser Nacht lag ich
wach und schwankte
zwischen Sorge und den
Fantasien, die Männer
haben: Pistolen,
Auftragskiller, Rache. Ich
hatte Wachträume, in
denen ich Gillians Cousin
anrief, der bei der New
Yorker Polizei war, und
Caleb Porter verhaften ließ.**

Ich hatte Träume, in denen ich Dich anrief und wir ihm gemeinsam mit Andy in seiner Wohnung auflauerten und ihn umbrachten.

Am nächsten Morgen machte ich mich früh, noch vor acht Uhr, auf den Weg, kaufte Bagels und Orangensaft und fuhr in die Greene Street. Es war ein grauer, feuchter Tag, und ich drückte drei Mal auf den Klingelknopf, jeweils mehrere Sekunden lang,

**bevor ich auf den
Bürgersteig zurücktrat und
zum fünften Stock
hinaufspähte.**

**Ich wollte gerade noch
einmal klingeln, als ich
über die
Gegensprechanlage seine
Stimme hörte: »Hallo?«**

**»Ich bin's«, sagte ich.
»Kann ich raufkommen?«
Es kam keine Antwort. »Ich
wollte mich entschuldigen«,
sagte ich. »Ich muss mit dir
reden. Ich habe Bagels
dabei.«**

Erneute Stille. »Hallo?«, sagte ich fragend.

»Harold«, sagte er, und ich bemerkte, dass seine Stimme seltsam klang. Gedämpft, so als wäre ihm ein zweiter Satz Zähne gewachsen, zwischen denen er seine Worte hindurchpressen musste. »Wenn ich dich nach oben kommen lasse, versprichst du dann, dass du nicht wütend wirst und herumschreist?«

Diesmal war ich es, der

stumm blieb. Ich wusste nicht, was das heißen sollte. »Ja«, sagte ich dann, und nach einer oder zwei Sekunden klickte die Tür auf.

Ich stieg aus dem Fahrstuhl und sah eine Minute lang nichts, nur diese schöne Wohnung mit ihren Wänden aus Licht. Und dann hörte ich meinen Namen und blickte nach unten und sah ihn.

Um ein Haar hätte ich die Bagels fallen lassen. Ich

spürte, wie meine Glieder zu Stein wurden. Er saß auf dem Boden, stützte sich aber auf die rechte Hand, um nicht umzufallen, und als ich mich neben ihn kniete, wandte er den Kopf ab und hielt die Linke vor das Gesicht, wie um seine Augen vor zu hellem Licht zu schützen.

»Er hatte die Zweitschlüssel mitgenommen«, sagte er, und sein Gesicht war so zugeschwollen, dass seine

Lippen kaum Spielraum hatten. »Als ich gestern Nacht heimkam, war er schon da.« Dann drehte er sich zu mir, und sein Gesicht war ein Tier, das man gehäutet hatte, um sein Inneres nach außen zu wenden und es schließlich in der Hitze liegen zu lassen, wo seine Organe miteinander zu einem Pudding aus Fleisch verschmolzen: Alles, was ich von seinen Augen sehen konnte, waren ihre langen

Wimpern, schwarze Kleckse, die sich vor seinen Wangen abzeichneten, die von einem grausigen Blau waren, dem Blau von Fäulnis, von Schimmel. Ich glaubte, er würde weinen, aber er weinte nicht. »Es tut mir leid, Harold, es tut mir so leid.«

Ich riss mich zusammen, um nicht zu schreien - ich wollte nicht ihn anschreien, wollte einfach nur losschreien, um etwas auszudrücken, das ich mit

normalen Worten nicht sagen konnte -, als ich sprach. »Das bekommen wir wieder hin«, sagte ich. »Wir rufen die Polizei, und dann -«

»Nein«, sagte er. »Nicht die Polizei.«

»Das müssen wir«, sagte ich. »Jude. Du musst.«

»Nein«, sagte er. »Ich werde keine Anzeige erstatten. Ich kann« - er holte tief Luft -, »ich kann die Schande nicht ertragen. Ich kann es nicht.«

»Gut«, sagte ich und nahm mir vor, später noch einmal mit ihm darüber zu reden. »Aber was ist, wenn er zurückkommt?«

Er schüttelte den Kopf, nur ganz leicht. »Das wird er nicht«, sagte er mit seiner neuen, nuschelnden Stimme.

Mir wurde allmählich schwindelig, schwindelig von der Anstrengung, die es mir abverlangte, nicht hinauszustürmen, Caleb auffindig zu machen und

ihn zu töten, die es mich kostete zu akzeptieren, dass ihm jemand dies angetan hatte, schwindelig davon, ihn, der ein so würdevoller Mensch war, der einen solchen Wert darauf legte, stets aufgeräumt und gepflegt zu wirken, so zerschlagen, so hilflos zu sehen. »Wo ist dein Rollstuhl?«, fragte ich ihn.

Er gab ein Geräusch wie ein Blöken von sich und sagte dann etwas, aber so leise, dass ich ihn bitten

musste, es zu wiederholen, obwohl ich sah, welche Schmerzen ihm das Sprechen bereitete. »Die Treppe runter«, sagte er schließlich, und dieses Mal war ich mir sicher, dass er weinte, auch wenn er die Augen nicht weit genug öffnen konnte, um Tränen zwischen den Lidern hindurchzulassen. Er begann zu zittern.

Ich zitterte inzwischen selbst. Ich ließ ihn auf dem Boden sitzen und ging los,

**um den Rollstuhl zu holen,
der mit einer solchen
Gewalt die Treppe
hinuntergeworfen worden
war, dass er von der
gegenüberliegenden Mauer
abgeprallt war und noch die
Hälfte der Strecke zum
dritten Stock zurückgelegt
hatte. Als ich zu ihm
zurückging, bemerkte ich,
dass der Boden klebte, und
sah auch eine große helle
Pfütze Erbrochenes, das in
der Nähe des Esstisches zu
Brei geronnen war.**

»Leg deinen Arm um meinen Hals«, sagte ich zu ihm, und er tat es, doch als ich ihn anhob, schrie er auf, und ich bat ihn um Entschuldigung und setzte ihn in seinem Stuhl ab. Dabei merkte ich, dass der Rücken seines Oberteils - er trug eines jener atmungsaktiven grauen Sweatshirts, die er gern zum Schlafen anzog - von frischem und älterem Blut getränkt war und dass auch die Rückseite seiner Hose

blutig war.

Ich entfernte mich einige Schritte von ihm und rief Andy an, sagte ihm, es sei ein Notfall. Ich hatte Glück: Andy war übers Wochenende in der Stadt geblieben, und wir konnten uns zwanzig Minuten später in seiner Praxis treffen.

Ich fuhr uns hin und half ihm aus dem Wagen - er schien den linken Arm nicht benutzen zu wollen, und als ich ihn aufgerichtet hatte, hielt er das rechte

Bein in der Schwebe, sodass es den Boden nicht berührte, und machte ein merkwürdiges Geräusch, ein Vogelgeräusch, als ich meine Arme um seine Brust legte, um ihn in den Rollstuhl hinunterzulassen -, und als Andy die Tür öffnete und ihn sah, glaubte ich einen Augenblick lang, er werde sich übergeben.

»Jude«, sagte Andy, als er wieder sprechen konnte, und ging neben ihm in die

Hocke, doch er antwortete nicht.

Als wir ihn in den Untersuchungsraum gebracht hatten, sprachen wir im Anmeldungsbereich miteinander. Ich erzählte ihm von Caleb. Ich sagte ihm, was meiner Einschätzung nach passiert sei. Ich sagte ihm, welche Verletzungen meiner Einschätzung nach vorlägen: dass ich glaubte, sein linker Arm sei gebrochen, dass mit seinem

**rechten Bein etwas nicht
stimme, dass und wo er
geblutet hatte, dass der
Boden blutig gewesen sei.
Ich sagte ihm, dass er es
nicht der Polizei melden
wolle.**

**»Okay«, sagte Andy. Ich
sah, dass er unter Schock
stand. Er schluckte immer
wieder. »Okay, okay.« Er
hielt inne und rieb sich die
Augen. »Kannst du kurz
hier warten?«**

**Vierzig Minuten später
kam er aus dem**

Untersuchungsraum. »Ich muss ihn zum Röntgen mit ins Krankenhaus nehmen«, sagte er. »Ich bin ziemlich sicher, dass das linke Handgelenk und ein paar Rippen gebrochen sind. Und wenn sein Bein es auch ist ...« Er verstummte. »Wenn sein Bein auch gebrochen ist, wird es echt schwierig«, sagte er. Er schien vergessen zu haben, dass ich im Zimmer war. Dann sammelte er sich wieder. »Du solltest nach

Hause gehen«, sagte er.

»Ich rufe dich an, wenn wir fertig sind.«

»Ich warte hier«, sagte ich.

»Nein, Harold«, sagte er und dann in milderem Ton:

»Du musst in der Kanzlei anrufen; er kann diese Woche auf keinen Fall arbeiten gehen.« Er schwieg kurz. »Er will ... Du sollst ihnen sagen, dass er einen Autounfall hatte.«

Als ich mich auf den Weg machte, sagte er noch leise:

»Mir hat er erzählt, er würde Tennis spielen.«

»Ich weiß«, sagte ich. Ich hatte Mitleid mit uns beiden, weil wir so dumm waren. »Das hat er mir auch erzählt.«

Ich fuhr wieder in die Greene Street und schloss mit seinem Schlüssel auf. Lange Zeit, mehrere Minuten lang, stand ich nur im Türrahmen und blickte in die Wohnung. Die Wolkendecke war nur stellenweise aufgerissen,

**doch selbst bei
geschlossenen Jalousien
brauchte es nicht viel
Sonne, um die Wohnung
hell erscheinen zu lassen.
Mit ihren hohen Decken,
ihrer Sauberkeit, ihrer
Offenheit und der
Transparenz, die sie
versprach, war sie mir
immer als ein
hoffnungsvoller Ort
erschieden.**

**Da es seine Wohnung war,
waren natürlich
Reinigungsmittel in großer**

Zahl vorhanden, und ich machte mich an die Arbeit. Ich wischte die Böden; die klebrigen Stellen waren getrocknetes Blut. Es war schwer zu sehen, weil die Böden so dunkel waren, aber ich konnte es riechen - ein stechender, wilder Geruch, den die Nase augenblicklich erkennt. Er hatte offensichtlich versucht, das Badezimmer sauberzumachen, aber auch dort waren verwischte Blutspuren auf dem

Marmor zu sehen, die zum rostigen Pink eines Sonnenuntergangs getrocknet waren; sie ließen sich nicht leicht entfernen, aber ich gab mein Bestes. Ich sah in die Mülleimer - ich nehme an, um nach Beweismitteln zu suchen, aber es war nichts zu finden: Sie waren alle geleert und gereinigt worden. Seine Kleider vom Vorabend lagen verstreut neben dem Wohnzimmersofa auf dem

Boden. Das Hemd war so zerrissen, nachgerade zerfetzt, dass ich es fortwarf; den Anzug gab ich in die Reinigung.

Abgesehen davon, war die Wohnung sehr ordentlich. Ich hatte das Schlafzimmer voller Furcht betreten, in der Erwartung, zersplitterte Lampen und herumliegende Kleidung vorzufinden, aber es war in so tadellosem Zustand, dass man es für unbewohnt hätte halten können, Teil eines

Vorführhauses, das ein beneidenswertes Leben anpries.

Wer hier lebte, der veranstaltete Partys, war sorgenfrei und selbstsicher, und nachts öffnete er die Jalousien, und er und seine Freunde tanzten, und die Leute, die die Greene Street oder die Mercer Street entlanggingen, schauten hinauf zu dem Kasten aus Licht, der im Himmel schwebte, und stellten sich seine Insassen als allem

**Unglück, allen Ängsten,
allen Sorgen enthobene
Menschen vor.**

**Ich schrieb Lucien, den
ich irgendwann einmal
kennengelernt hatte - er
war zufällig ein Bekannter
von Laurence -, eine E-Mail,
in der ich behauptete, es
habe einen schlimmen
Autounfall gegeben, und
Jude sei im Krankenhaus.
Ich ging in den
Lebensmittelladen und
kaufte Sachen, die er gut
würde essen können:**

**Suppen, Pudding, Säfte. Ich
suchte Caleb Porters
Adresse heraus und sagte
sie mir vor - West 29th
Street Nr. 50, Apartment
17J -, bis ich sie auswendig
wusste. Ich rief den
Schlosser an und sagte, es
sei ein Notfall, und alle
Schlösser müssten
ausgewechselt werden:
Haustür, Fahrstuhl,
Wohnungstür. Ich öffnete
die Fenster, um die feuchte
Luft den Geruch von Blut
und Desinfektionsmittel**

davontragen zu lassen. Ich hinterließ der Sekretärin des Fachbereichs eine Nachricht, dass es einen familiären Notfall gegeben habe und ich in dieser Woche nicht würde unterrichten können. Ich hinterließ einigen meiner Kollegen Nachrichten, in denen ich sie fragte, ob sie für mich einspringen könnten. Ich überlegte, einen alten Studienfreund anzurufen, der im Büro des Bezirksstaatsanwalts

arbeitete. Ich würde erklären, was passiert war; ich würde seinen Namen nicht nennen; ich würde fragen, wie wir Caleb Porter hinter Schloss und Riegel bekommen könnten.

»Aber du sagst, das Opfer will keine Anzeige erstatten?«, würde Avi sagen.

»Nun ja, das stimmt«, würde ich zugeben müssen.

»Kann man ihn überreden?«

»Ich glaube nicht«, würde

ich zugeben müssen.

»Tja, Harold«, würde Aviratlos und verwundert sagen. »Dann weiß ich auch nicht, was ich dir sagen soll. Du weißt doch genauso gut wie ich, dass mir die Hände gebunden sind, solange das Opfer schweigt.« Ich erinnere mich daran, wie ich gedacht hatte - was ich sehr selten tat -, was für ein schwächliches Konstrukt das Gesetz doch sei, so vom Zufall abhängig, so wenig trostreich, so nutzlos für

die, die seinen Schutz am dringendsten benötigten.

Und dann ging ich in sein Badezimmer und tastete die Unterseite des Waschbeckens ab und fand seinen Beutel voller Rasierklingen und Watte pads und warf ihn in den Müll. Ich hasste diesen Beutel. Ich hasste es, dass ich gewusst hatte, ich würde ihn finden.

Sieben Jahre zuvor war er Anfang Mai nach Truro gekommen. Es war ein

**spontaner Besuch gewesen:
Ich war dort und versuchte
zu schreiben, es gab
günstige Fahrkarten, ich
sagte, er solle kommen, und
zu meiner Überraschung -
schon damals war er nicht
aus seinem Büro bei Rosen
Pritchard
herauszubekommen - tat er
es. Ich ließ ihn in der
Küche einen Rotkohl
kleinhacken und ging mit
dem Klempner, der in
unserem Bad eine neue
Toilette installierte, nach**

oben und fragte ihn, als er gerade gehen wollte, ob er sich nicht auch einmal den tropfenden Wasserhahn im unteren Badezimmer, das zu Judes Zimmer gehörte, ansehen könne.

Er tat es, zog irgendetwas fest, tauschte irgendetwas anderes aus und streckte mir dann, als er wieder unter dem Waschbeckenschrank hervorkam, etwas entgegen. »Das war unter dem Becken festgeklebt«, sagte er.

»Was ist das?«, sagte ich und nahm ihm das Päckchen ab.

Er zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Aber es war ziemlich gut festgemacht, mit Isolierband.« Er packte seine Sachen wieder zusammen, während ich dastand und den Beutel dümmlich anstarrte, winkte mir zu und ging; ich hörte, wie er pfeifend das Haus verließ und sich beim Hinausgehen noch von Jude

verabschiedete.

**Ich sah mir den Beutel an.
Es war ein gewöhnlicher
durchsichtiger
Plastikbeutel von der Größe
eines Bierkrugs, und darin
lagen zehn
aufeinandergestapelte
Rasierklingen, einzeln
verpackte
Desinfektionstücher, zu
federnden Rechtecken
gefaltete Mullbinden und
Verbandsmaterial. Ich stand
da, den Beutel in der Hand,
und wusste, wozu er diente,**

auch wenn ich nie Spuren davon und auch noch nie etwas wie den Beutel selbst gesehen hatte. Aber ich wusste es.

Ich ging in die Küche, und da stand er und wusch eine Schüssel voll La-Ratte-Kartoffeln, noch immer glücklich und zufrieden. Er sumnte sogar ganz leise eine Melodie vor sich hin, was er nur tat, wenn er sich wirklich wohlfühlte, so wie eine Katze zu schnurren beginnt, die allein in der

Sonne liegt. »Du hättest mir doch sagen können, dass du beim Anschließen der Toilette Hilfe brauchst«, sagte er, ohne aufzuschauen. »Ich hätte es für dich erledigen können; das wäre eine Rechnung weniger gewesen.« Er konnte das alles: klempnern, Elektroinstallation, Teppiche verlegen, Gartenarbeit. Einmal waren wir extra zu Laurence gegangen, damit er ihm

erklären konnte, wie genau er den jungen Holzapfelbaum von einer Ecke seines Gartens in eine andere umpflanzen konnte, wo er mehr Sonne abbekäme.

Eine Weile stand ich nur da und sah ihn an. Ich empfand so viele Dinge gleichzeitig, dass sie zusammengenommen nichts ergaben, eine Taubheit, eine Abwesenheit von Gefühl, erzeugt durch zu viel Gefühl. Schließlich

**sagte ich seinen Namen,
und er hob den Kopf. »Was
ist das?«, fragte ich ihn und
hielt ihm den Beutel hin.**

**Er erstarrte, eine Hand
über der Schüssel, und ich
weiß noch, dass ich sah, wie
sich kleine Wassertropfen
bildeten und von seinen
Fingerspitzen
herabtropften, als hätte er
sich geschnitten und würde
Wasser bluten. Er öffnete
den Mund und schloss ihn
wieder.**

»Es tut mir leid, Harold«,

sagte er leise. Er ließ die Hand sinken und trocknete sie langsam am Geschirrtuch ab.

Das machte mich wütend. »Ich verlange keine Entschuldigung von dir, Jude«, sagte ich zu ihm. »Ich frage dich, was das hier ist. Und sag nicht: ›Es ist ein Beutel voller Rasierklingen.‹ Was ist das? Warum hast du es unter dein Waschbecken geklebt?«

Er starrte mich lange an,

**mit diesem gewissen Blick -
du weißt, welchen ich
meine -, bei dem man
merkt, dass er innerlich vor
einem zurückweicht, obwohl
er einen ansieht, bei dem
man sieht, wie sich die Tore
in seinem Inneren
schließen und verriegeln,
wie die Brücken über den
Schlossgraben hochgezogen
werden.**

**»Du weißt doch, wofür es
ist«, sagte er schließlich,
noch immer ganz leise.**

»Ich will es von dir

hören«, sagte ich zu ihm.

»Ich brauche es einfach«, sagte er.

»Sag mir, was du mit denen hier machst«, sagte ich und sah ihn an.

Er blickte auf die Schüssel mit den Kartoffeln hinab.

»Manchmal muss ich mich damit schneiden«, sagte er schließlich. »Es tut mir leid, Harold.«

Und plötzlich wurde ich panisch, und die Panik ließ mich irrational werden.

»Was zur Hölle soll das

heißen?«, fragte ich ihn - vielleicht schrie ich ihn sogar an.

Er wich jetzt zum Waschbecken zurück, als wollte er Abstand zwischen uns bringen, weil er glaubte, ich könnte mich auf ihn stürzen. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Es tut mir leid, Harold.«

»Wie oft ist manchmal?«, fragte ich.

Ich sah, dass auch ihn Panik befiel. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Es ist

ganz unterschiedlich.«

»Dann schätze. Gib mir eine Hausnummer.«

»Ich weiß es nicht«, sagte er verzweifelt. »Ich weiß es nicht. Vielleicht ein paar Mal die Woche.«

»Ein paar Mal die Woche!«, sagte ich, und dann verstummte ich. Ich musste plötzlich dort weg. Ich nahm meinen Mantel vom Stuhl und rammte den Beutel in die Innentasche. »Wehe, du bist nicht hier, wenn ich zurückkomme«,

**sagte ich zu ihm und ging.
(Er neigte zu
Fluchtverhalten: Wann
immer er die Vermutung
hatte, dass Julia oder ich
mit ihm unzufrieden sein
könnten, versuchte er, so
schnell wie möglich zu
verschwinden, als wäre er
ein störendes Objekt, das
beseitigt werden müsste.)**

**Ich ging die Treppe
hinunter zum Strand und
lief durch die Dünen und
empfund dabei den Zorn,
der mit der Erkenntnis der**

**eigenen Unzulänglichkeit
einhergeht, dem Wissen, im
Unrecht zu sein. Es war das
erste Mal, dass ich begriff:
Ebenso wie er uns
gegenüber zwei Gesichter
hatte, hatten wir ihm
gegenüber zwei Gesichter:
Wir sahen nur das in ihm,
was wir sehen wollten, und
ließen nicht zu, dass wir
irgendetwas anderes sahen.
Wir waren so schlecht
gerüstet. Die meisten
Menschen sind einfach zu
nehmen: Ihr Unglück ist**

unser Unglück, ihre Sorgen sind nachvollziehbar, ihre Anflüge von Selbsthass sind flüchtig und überwindbar. Doch seine waren es nicht. Wir wussten nicht, wie wir ihm helfen sollten, weil uns die Vorstellungskraft fehlte, die es brauchte, um die Probleme zu diagnostizieren. Aber ich mache Ausflüchte.

Als ich nach Hause zurückkehrte, war es schon beinahe dunkel, und durchs Fenster sah ich seinen

Umriss, der sich durch die Küche bewegte. Ich setzte mich auf die Veranda und wünschte, Julia wäre hier und nicht bei ihrem Vater in England.

Die Hintertür öffnete sich. »Abendessen«, sagte er leise, und ich stand auf und ging hinein.

Er hatte eines meiner Lieblingsgerichte gekocht, hatte den Zackenbarsch gedünstet, den ich am Tag zuvor gekauft hatte, dazu Kartoffeln angebraten, wie

ich sie am liebsten hatte, mit viel Thymian und reichlich Karotten, und einen Rotkohlsalat zubereitet, der bestimmt mit dem Senfdressing angemacht war, das ich so gern mochte. Aber ich hatte auf nichts davon Appetit. Er füllte erst meinen und dann seinen Teller und setzte sich.

»Es sieht köstlich aus«, sagte ich zu ihm. »Danke dafür.« Er nickte. Wir blickten beide auf unsere

Teller hinab, auf dieses herrliche Mahl, das keiner von uns essen würde.

»Jude«, sagte ich, »ich muss mich entschuldigen. Es tut mir wirklich leid - ich hätte dich nicht einfach so stehen lassen dürfen.«

»Ist schon gut«, sagte er. »Ich kann es verstehen.«

»Nein«, sagte ich zu ihm. »Es war falsch von mir. Aber ich war so aufgebracht.«

Er senkte wieder den Blick.

»Weißt du, warum ich so aufgebracht war?«, fragte ich ihn.

»Weil«, setzte er an, »weil ich das in dein Haus gebracht habe.«

»Nein«, sagte ich. »Nicht deswegen. Jude, dieses Haus ist nicht nur mein Haus oder Julias Haus: Es ist auch deins. Du sollst alles hierherbringen können, was du auch zu Hause haben möchtest. Ich bin aufgebracht, weil du dir so etwas Schreckliches

antust.« Er blickte nicht auf. »Wissen deine Freunde, dass du das tust? Weiß Andy es?«

Er nickte leicht. »Willem weiß es«, sagte er mit gesenkter Stimme. »Und Andy.«

»Und was sagt Andy dazu?«, fragte ich und dachte dabei: Menschenskinder noch mal, Andy.

»Er sagt ... er sagt, ich soll zu einem Therapeuten gehen.«

**»Und hast du das getan?«
Er schüttelte den Kopf, und
ich fühlte wieder Wut in
mir aufsteigen. »Warum
nicht?«, fragte ich ihn, aber
er antwortete nicht. »Ist in
Cambridge auch so ein
Beutel versteckt?«, sagte
ich, und nach einem
Augenblick des Schweigens
blickte er zu mir auf und
nickte noch einmal.**

**»Jude«, sagte ich, »warum
tust du dir das an?«**

**Er schwieg lange, und ich
tat es auch. Ich hörte das**

Meer rauschen. Schließlich sagte er: »Es hat mehrere Gründe.«

»Zum Beispiel?«

»Manchmal, wenn es mir wirklich schlecht geht oder ich mich für etwas sehr schäme, muss ich das Gefühl in etwas Körperliches verwandeln«, begann er und sah mich kurz an, bevor er den Blick wieder senkte. »Und manchmal fühle ich so viele Dinge auf einmal und will einfach gar nichts fühlen -

**dann löscht es alles aus.
Und manchmal bin ich
glücklich und muss mir in
Erinnerung rufen, dass ich
es nicht sein sollte.«**

**»Warum?«, fragte ich ihn,
als ich wieder sprechen
konnte, aber er schüttelte
nur den Kopf, und ich
verstummte auch.**

**Er holte Luft. »Hör zu«,
sagte er mit plötzlicher
Entschiedenheit und sah
mich unverwandt an, »wenn
du die Adoption aufheben
möchtest, verstehe ich das.«**

Ich war so perplex, dass es mich wütend machte - der Gedanke wäre mir nie gekommen. Ich wollte ihn gerade anherrschen, als ich ihn anschaute und sah, wie tapfer er zu sein versuchte, wie verängstigt er war: Er glaubte wirklich, dass ich das tun könnte. Er würde es wirklich verstehen, wenn ich sagte, dass ich es wollte. Er rechnete damit. Später wurde mir klar, dass er sich in den Jahren nach der Adoption unentwegt fragte,

wie dauerhaft das Ganze war, sich ständig fragte, womit er mich letzten Endes dazu bringen würde, mich von ihm loszusagen.

»Das würde ich niemals tun«, sagte ich mit der ganzen Entschlossenheit, die ich aufbringen konnte.

An diesem Abend versuchte ich, mit ihm zu sprechen. Er schämte sich für das, was er tat, das konnte ich sehen, aber er konnte wirklich nicht begreifen, warum es mich

**so sehr kümmerte, warum
es Dir und mir und Andy so
zu schaffen machte. »Man
stirbt ja nicht daran«,
wiederholte er laufend, als
wäre das unsere
Hauptsorge. »Ich habe es
unter Kontrolle.« Er wollte
keine Therapie machen,
aber er sagte mir nicht,
warum. Ich merkte, dass er
es hasste, aber er konnte
sich ein Leben ohne es
nicht mehr vorstellen. »Ich
brauche es«, sagte er immer
wieder. »Ich brauche es. Es**

**bringt alles wieder in
Ordnung.« Aber es musste
in seinem Leben doch
Zeiten gegeben haben, in
denen er es nicht getan
hatte, sagte ich zu ihm,
aber er schüttelte den Kopf.
»Ich brauche es«,
wiederholte er. »Es hilft
mir, Harold, du musst mir
das einfach so glauben.«**

**»*Warum* brauchst du es?«,
fragte ich.**

**Er schüttelte den Kopf.
»Es hilft mir, mein Leben
unter Kontrolle zu**

behalten«, sagte er schließlich.

Irgendwann gab es nichts mehr, was ich sagen konnte. »Das behalte ich«, sagte ich und hielt den Beutel in die Höhe, und er zuckte kurz zusammen, nickte aber.

»Jude«, sagte ich, und er sah mich an. »Wenn ich den hier wegschmeiße, machst du dann einen neuen?«

Da wurde er sehr still und sah auf seinen Teller hinunter. »Ja«, sagte er.

Ich warf ihn natürlich

trotzdem fort, stopfte ihn tief in einen Müllsack hinein, den ich zu dem Container am Ende der Straße trug. Wir machten schweigend die Küche sauber - wir waren beide erschöpft, und keiner von uns hatte etwas gegessen -, und dann ging er schlafen, und ich tat es auch. Ich respektierte den Abstand, den er immer brauchte, sonst hätte ich ihn gepackt und in die Arme genommen, aber ich tat es nicht.

Doch als ich wach im Bett lag, dachte ich an ihn, an seine langen Finger, die sich danach sehnten, die dünne Rasierklinge zu halten, und ging hinunter in die Küche. Ich holte die große Salatschüssel aus der Schublade unter dem Ofen und begann, sie mit allen spitzen Gegenständen zu füllen, die ich fand: Messer, Scheren, Korkenzieher, Hummergebellen. Und dann nahm ich sie mit ins Wohnzimmer, wo ich mich

in meinen Sessel setzte, den Blick aufs Meer gerichtet, und die Schüssel umklammert hielt.

Ich wurde von einem knarrenden Geräusch geweckt. Die Holzdielen in der Küche waren sehr laut, und ich richtete mich im Dunkel auf, ermahnte mich, leise zu sein, und lauschte seinem Gang, dem unverkennbaren leichten Stampfen seines linken Fußes, gefolgt von dem Wischen seines rechten,

**und dann wurde eine
Schublade geöffnet und
einige Sekunden darauf
wieder geschlossen. Dann
eine weitere Schublade,
dann noch eine, bis er jede
Schublade, jede Schranktür
geöffnet hatte. Er hatte das
Licht nicht eingeschaltet -
das Licht des Mondes war
hell genug -, und ich
konnte mir vorstellen, wie
er inmitten der plötzlich
stumpf gewordenen Welt
der Küche stand und
begriff, dass ich ihm alles**

genommen hatte: Selbst die Gabeln hatte ich mitgenommen. Mit angehaltenem Atem saß ich da und lauschte der Stille, die aus der Küche drang. Einen Augenblick lang war es beinahe, als führten wir ein Gespräch, ein Gespräch ohne Worte oder Blicke. Und dann hörte ich endlich, wie er sich umdrehte und seine Schritte sich in Richtung seines Zimmers entfernten.

Als ich am nächsten

Abend nach Cambridge zurückkam, ging ich in sein Badezimmer, wo ich einen weiteren Beutel fand, einen Doppelgänger des Beutels aus Truro, den ich ebenfalls fortwarf. Weder in Cambridge noch in Truro fand ich danach jemals wieder einen dieser Beutel. Er muss sie irgendwo anders versteckt haben, irgendwo, wo ich sie nicht finden konnte, denn er konnte mit all den Klingen nicht im Flugzeug hin und

her fliegen. Aber immer wenn ich bei ihm in der Greene Street war, fand ich irgendeine Gelegenheit, um mich in sein Badezimmer zu stehlen. Dort war der Beutel jedes Mal an derselben Stelle versteckt, und jedes Mal nahm ich ihn und steckte ihn ein, um ihn draußen wegzuwerfen. Er muss natürlich gemerkt haben, dass ich das tat, aber wir sprachen nie darüber. Der Beutel wurde jedes Mal durch einen neuen ersetzt.

Bis ihm klar wurde, dass er ihn auch vor Dir verstecken musste, kam es nicht ein einziges Mal vor, dass ich nachsah und ihn nicht fand. Auch später sah ich immer nach: Jedes Mal wenn ich in seiner Wohnung oder später in dem Haus in Upstate New York oder in dem Londoner Apartment war, ging ich ins Bad und suchte nach den Beuteln. Ich fand nie wieder einen. Malcolms Badezimmer waren so schlicht, so schnörkellos

konzipiert, und doch hatte er darin Verstecke gefunden, auf die ich niemals stoßen würde.

Im Laufe der Jahre versuchte ich immer wieder, mit ihm darüber zu sprechen. Am Tag nachdem ich den ersten Beutel gefunden hatte, rief ich Andy an, schrie durchs Telefon auf ihn ein, und Andy ließ es ganz untypischerweise zu. »Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß.« Und dann: »Harold, ich

meine das nicht sarkastisch oder rhetorisch, ich frage dich ganz ernsthaft: Was soll ich machen?« Und natürlich hatte ich keine Antwort darauf.

Du bist bei ihm noch am weitesten von uns gekommen. Aber ich weiß, dass Du Dich schuldig gefühlt hast. So wie ich mich schuldig gefühlt habe. Schuldig, weil ich etwas getan habe, das schlimmer gewesen ist, als es zu akzeptieren: Ich habe es

**toleriert. Ich habe mich
dafür entschieden zu
vergessen, dass er es tat,
weil es zu schwierig war,
eine Lösung zu finden, und
weil ich mich an dem
Menschen erfreuen wollte,
als der er von uns gesehen
werden wollte, obwohl ich
es besser wusste. Ich redete
mir ein, dass ich ihm seine
Würde ließe, und
verdrängte dabei, dass er
sie in Tausenden von
Nächten selbst geopfert
hatte. Ich pfiff ihn an und**

versuchte, vernünftig mit ihm zu reden, auch wenn ich wusste, dass beides nichts bringen würde, und obwohl ich es wusste, versuchte ich nie, irgendetwas anderes zu unternehmen: etwas Radikaleres, etwas, das ihn mir womöglich entfremdet hätte. Ich wusste, dass ich ein Feigling war, denn ich erzählte Julia nie von dem Beutel, erzählte ihr nie, was ich an jenem Abend in Truro über ihn erfahren

hatte. Irgendwann fand sie es selbst heraus, und ich habe sie selten so wütend gesehen. »Wie konntest du das zulassen?«, fragte sie mich. »Wie konntest du nur so lange wegschauen?« Sie sagte nie, dass sie mich direkt verantwortlich mache, aber ich wusste, dass sie es tat, und wie hätte sie es auch nicht tun sollen? Ich tat es ja selbst.

Und nun war ich hier in seiner Wohnung, wo er wenige Stunden zuvor,

**während ich wach im Bett
gelegen hatte, geschlagen
worden war. Mein Telefon
in der Hand, setzte ich mich
aufs Sofa, um darauf zu
warten, dass Andy anrief
und mir sagte, er könne zu
mir zurückkehren, könne
meiner Obhut übergeben
werden. Ich öffnete die
Jalousie gegenüber von mir,
setzte mich wieder und
starrte in den stählernen
Himmel, bis die Wolken
ineinander verschwammen,
bis ich endlich gar nichts**

mehr sehen konnte, nur noch einen grauen Schleier, während der Tag langsam zur Nacht wurde.

Andy rief um achtzehn Uhr an, neun Stunden nachdem ich Jude hingebracht hatte, und kam mir an der Tür entgegen. »Er schläft im Untersuchungsraum«, sagte er, und dann: »Gebrochenes linkes Handgelenk, vier gebrochene Rippen, gottlob keine gebrochenen

Knochen im Bein. Zum Glück keine Gehirnerschütterung. Gebrochenes Steißbein. Ausgelenkte Schulter, habe ich schon eingelenkt. Rücken und Oberkörper voller Hämatome; er wurde eindeutig getreten. Aber keine inneren Blutungen. Sein Gesicht sieht schlimmer aus, als es ist: Augen und Nase sind in Ordnung, nichts gebrochen, und die Schwellung habe ich mit Eis gekühlt, was du

**auch machen musst -
regelmäßig.**

**Platzwunden an den
Beinen. Die machen mir
Sorgen. Ich gebe dir ein
Rezept für ein Antibiotikum
mit; wir fangen als
vorbeugende Maßnahme
mit einer niedrigen Dosis
an, aber wenn er sagt, dass
ihm heiß oder auch kalt ist,
musst du mir sofort
Bescheid geben - das
Letzte, was er braucht, ist
eine Infektion da unten.
Sein Rücken sieht übel**

aus -«

»Was meinst du damit?«, fragte ich ihn.

Er sah mich ungeduldig an. »Die Haut ist überall aufgeplatzt«, sagte er. »Er ist ausgepeitscht worden, ich nehme an, mit einem Gürtel, aber er sagt es mir nicht. Ich habe ihn verbunden, aber ich gebe dir diese antibiotische Salbe mit, und du musst die Wunden sauber halten und von morgen an die Verbände wechseln. Er wird

nicht wollen, dass du es tust, aber das ist sein Problem. Ich habe dir alle Anweisungen aufgeschrieben.«

Er drückte mir eine Plastiktüte in die Hand. Ich schaute hinein: Fläschchen mit Pillen, aufgerollte Bandagen, Tuben mit Salbe. »Das hier«, sagte Andy und zog etwas heraus, »sind Schmerztabletten. Die hasst er. Aber er wird sie brauchen; gib ihm alle zwölf Stunden eine Pille: morgens

eine, abends eine. Er wird sich benommen fühlen, also lass ihn nicht allein aus dem Haus gehen. Ihm wird auch übel werden, aber du musst dafür sorgen, dass er isst: irgendwas Einfaches wie Reis und Brühe. Am besten soll er in seinem Rollstuhl bleiben; er wird sich ohnehin nicht viel bewegen wollen.

Ich habe seinen Zahnarzt angerufen und für Montagmorgen um neun einen Termin gemacht; er

hat ein paar Zähne verloren. Das Wichtigste ist, dass er so viel schläft wie möglich. Ich komme morgen Nachmittag und für den Rest der Woche jeden Abend vorbei. Lass ihn auf keinen Fall zur Arbeit gehen ... wobei ich nicht glaube, dass er das überhaupt will.«

Er brach ebenso unvermittelt ab, wie er begonnen hatte, und wir standen schweigend da. »Scheiße, ich kann's

**einfach nicht glauben«,
sagte Andy schließlich.**

**»Dieses verschissene
Arschloch. Ich will diesen
Wichser finden und ihn
umbringen.«**

**»Ich weiß«, sagte ich. »Ich
auch.«**

**Er schüttelte den Kopf.
»Er wollte es mich nicht
melden lassen«, sagte er.
»Ich habe ihn angefleht.«**

**»Ich weiß«, sagte ich.
»Mich auch nicht.«**

**Es war ein neuerlicher
Schock, ihn zu sehen, und**

er schüttelte den Kopf, als ich versuchte, ihm in den Stuhl zu helfen, also standen wir da und sahen zu, wie er sich in den Sitz herabließ, noch immer in denselben Kleidern, das Blut inzwischen zu rostfarbenen Kontinenten getrocknet. »Danke, Andy«, sagte er sehr leise. »Es tut mir leid«, und Andy legte ihm eine Hand auf den Hinterkopf und sagte nichts.

Als wir in die Greene

Street zurückkehrten, war es dunkel. Sein Rollstuhl war, wie Du weißt, einer dieser ganz leichten, eleganten, die die Unabhängigkeit ihrer Nutzer so herauszustellen versuchen, dass sie nicht einmal Griffe haben, weil jemand, der in einem solchen Rollstuhl sitzt, sich niemals erniedrigen würde, indem er sich von jemand anderem schieben lässt. Man musste den Stuhl oben an der Rückenlehne halten,

die sehr niedrig war, und ihn auf diese Weise steuern. Ich machte im Türrahmen halt, um das Licht einzuschalten, und wir blinzelten beide.

»Du hast geputzt«, sagte er.

»Na ja, schon«, sagte ich. »Nicht ganz so gut, wie du es getan hättest, fürchte ich.«

»Danke«, sagte er.

»Ist doch selbstverständlich«, sagte ich. Wir schwiegen. »Wie

wäre es, wenn ich dir beim Umziehen helfe, und dann kannst du etwas essen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, danke. Ich habe keinen Hunger. Und ich bekomme es alleine hin.« Er klang jetzt zurückgenommen, kontrolliert: Der, den ich zuvor gesehen hatte, war verschwunden, wieder in seinem Labyrinth gefangen, in irgendeinem Keller, der nur selten geöffnet wurde. Er war ohnehin ein

höflicher Mensch, aber wenn er versuchte, sich zu schützen oder Tüchtigkeit auszustrahlen, war er es noch mehr: höflich und leicht distanziert, so als wäre er ein Forscher, der sich unter die Einwohner eines gefährlichen Stammes begeben hatte und aufpasste, dass er nicht zu sehr in ihr Treiben involviert wurde.

Ich seufzte innerlich und schob ihn in sein Zimmer; ich sagte ihm, ich sei da,

wenn er mich brauche, und er nickte. Ich setzte mich vor der geschlossenen Tür auf den Boden und wartete: Ich hörte, wie die Wasserhähne auf- und zuge dreht wurden, und dann seine Schritte, und dann lange Zeit nichts und dann das Seufzen des Bettes, als er sich darauf niederließ.

Als ich hineinging, lag er unter der Bettdecke, und ich setzte mich neben ihm auf die Bettkante. »Bist du

sicher, dass du nichts essen willst?«, fragte ich.

»Ja«, sagte er, und nach einem Moment des Schweigens sah er mich an. Er konnte jetzt die Augen öffnen, und auf der weißen Bettwäsche hatte er die lehmigen, herbstlichen Farben von Tarnkleidung angenommen: das Dschungelgrün seiner Augen, seine Haare, in denen sich Gold und Braun abwechselten, und sein Gesicht, das jetzt weniger

**blau war als am Morgen
und eher in einem dunklen
Bronzeton schimmerte.**

**»Harold, es tut mir so leid«,
sagte er. »Es tut mir leid,
dass ich dich gestern Abend
angeschrien habe, und es
tut mir leid, dass ich dir so
viele Probleme bereite. Es
tut mir leid, dass -«**

**»Jude«, unterbrach ich
ihn. »Es braucht dir nicht
leidzutun. *Mir* tut es leid.
Ich wünschte, ich könnte
dir irgendwie helfen.«**

Er schloss die Augen,

öffnete sie wieder und wandte den Blick von mir ab. »Ich schäme mich so sehr«, sagte er leise.

Ich strich ihm über das Haar, und er ließ es zu. »Dafür gibt es keinen Grund«, sagte ich. »Du hast nichts falsch gemacht.« Mir war zum Weinen zumute, aber ich glaubte, vielleicht würde er dann selbst weinen, und wenn ihm danach war, würde ich versuchen, es nicht zu tun. »Das weißt du doch, oder?«,

fragte ich ihn. »Du weißt, dass du nichts dafür kannst, du weißt, dass du das nicht verdient hast?« Er sagte nichts, also fragte ich weiter und weiter, bis er schließlich kaum merklich nickte. »Du weißt, dass dieser Typ ein verdammtes Arschloch ist, oder?«, fragte ich ihn, und er wandte das Gesicht ab. »Du weißt, dass dich keine Schuld trifft, oder?«, fragte ich ihn. »Du weißt, dass das nichts darüber aussagt, wer du

bist und was du wert bist?«

»Harold«, sagte er.

»Bitte.« Und ich hörte auf, obwohl ich eigentlich hätte weitermachen sollen.

Wir schwiegen eine Zeit lang. »Kann ich dich etwas fragen?«, sagte ich dann, und nach einer oder zwei Sekunden nickte er wieder. Ich wusste nicht einmal, was ich sagen wollte, bis ich es sagte, und während ich es sagte, wusste ich nicht, woher es kam, aber es war wohl etwas, das ich immer

**gewusst hatte und niemals
hatte fragen wollen, weil
ich die Antwort fürchtete:
Ich wusste, wie sie lauten
würde, und ich wollte sie
nicht hören. »Wurdest du
als Kind sexuell
missbraucht?«**

**Ich spürte eher, als dass
ich es sah, wie er erstarrte,
und unter meiner Hand
fühlte ich ihn zittern. Er
hatte mich noch immer
nicht angesehen, und jetzt
drehte er sich auf die linke
Seite und legte seinen**

bandagierten Arm auf das Kissen neben ihm. »Gott, Harold«, sagte er schließlich.

Ich zog die Hand zurück. »Wie alt warst du, als es passiert ist?«, fragte ich.

Er schwieg einen Augenblick lang, und dann drückte er sein Gesicht in das Kissen. »Harold«, sagte er, »ich bin sehr müde. Ich muss jetzt schlafen.«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, die zurückzuckte, aber ich ließ

nicht los. Unter meiner Handfläche spürte ich, wie sich seine Muskeln anspannten, wie ihn ein Schauer durchlief. »Es ist schon gut«, sagte ich zu ihm. »Du brauchst dich für nichts zu schämen«, sagte ich. »Es ist nicht dein Fehler, Jude, hörst du?« Aber er tat so, als würde er schlafen, obwohl ich noch immer spürte, wie er vibrierte, wie sein ganzer Körper wachsam und alarmiert war.

Ich blieb noch eine Weile sitzen und betrachtete seine reglose Gestalt. Schließlich ging ich hinaus und zog die Tür hinter mir zu.

Ich blieb die ganze Woche über. Du riefst noch in derselben Nacht an, und ich ging an sein Telefon und log Dir etwas vor, erzählte irgendetwas von einem Unfall, hörte die Besorgnis in Deiner Stimme und hätte Dir so gern die Wahrheit gesagt. Am nächsten Tag riefst Du wieder an, und ich

**lauschte an seiner Tür und
hörte, wie auch er Dich
anlog: »Ein Autounfall.
Nein. Nein, nichts Ernstes.
Was? Ich war übers
Wochenende bei Richard
draußen. Ich bin eingenickt
und gegen einen Baum
gefahren. Ich weiß es nicht;
ich war müde - ich habe in
letzter Zeit viel gearbeitet.
Nein, ein Leihwagen, weil
meiner gerade in der
Werkstatt ist. Es ist nichts
Wildes. Nein, es geht mir
gut. Nein, du weißt doch,**

wie Harold ist - er hat einfach überreagiert. Ich verspreche es. Ich schwöre es. Nein, der ist bis Ende des Monats in Rom. Willem: Ich verspreche es. Es ist alles gut! Okay. Ich weiß. Okay. Das mache ich, versprochen. Ja, du auch. Mach's gut.«

Die meiste Zeit über war er widerstandslos, fügsam. Er aß morgens seine Suppe, er nahm seine Pillen. Sie machten ihn völlig fertig. Er arbeitete jeden Morgen

**in seinem Arbeitszimmer,
aber spätestens um elf lag
er auf dem Sofa und schlief.
Er schlief den gesamten
Mittag und Nachmittag
durch, und ich weckte ihn
nur zum Abendessen. Du
riefst ihn jede Nacht an.
Julia rief ihn auch an: Ich
versuchte immer zu
lauschen, bekam aber nicht
viel von ihren Gesprächen
mit, nur dass er nicht viel
sagte, was heißt, dass Julia
eine ganze Menge gesagt
haben muss. Malcolm war**

mehrmals da, und auch die Henry Youngs und Elijah und Rhodes kamen vorbei. JB schickte eine Zeichnung von einer Schwertlilie; ich hatte gar nicht gewusst, dass er auch Blumen zeichnete. Wie Andy es prophezeit hatte, weigerte er sich strikt gegen das Wechseln der Verbände an seinen Beinen und seinem Rücken, die er mich nicht sehen ließ, wie sehr ich ihn auch anflehte und anschrie. Das durfte nur Andy, und

ich hörte, wie Andy zu ihm sagte: »Dann musst du jeden zweiten Tag den ganzen Weg in die Praxis kommen und sie mich wechseln lassen. Das ist mein Ernst.«

»Kein Problem«, blaffte er zurück.

Lucien kam, um ihn zu besuchen, aber er schlief im Arbeitszimmer. »Weck ihn nicht auf«, sagte er und dann, als er durch die Tür einen Blick auf ihn geworfen hatte: »O mein

Gott.« Wir unterhielten uns ein wenig, und er erzählte mir, wie angesehen er in der Kanzlei war, etwas, das man immer gern über sein Kind hört, egal ob es ein vier Jahre alter Vorschüler ist, der hervorragend mit Ton umgehen kann, oder ein Vierzigjähriger in einer führenden Kanzlei, der hervorragend kriminelle Unternehmer verteidigen kann. »Ich würde ja sagen, dass Sie stolz auf ihn sein können, aber ich fürchte,

dafür kenne ich Ihre politische Gesinnung zu gut.« Er grinste. Ich merkte, dass er Jude ziemlich mochte, und ich spürte einen Anflug von Eifersucht und kam mir gleich schäbig vor.

»Doch«, sagte ich, »ich *bin* stolz auf ihn.« Ich hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn jahrelang wegen Rosen Pritchard getriezt hatte, dem einen Ort, an dem er sich wirklich sicher fühlte,

an dem alle Schwere von ihm genommen war, an dem sich seine Ängste und Unsicherheiten selbst austrieben.

Am Montag darauf, dem Tag bevor ich abreiste, sah er besser aus: Seine Wangen hatten die Farbe von Senf angenommen, aber die Schwellung war zurückgegangen, und man konnte seine Gesichtsknochen wieder erkennen. Das Atmen schien ihm etwas weniger

**Schmerzen zu bereiten,
ebenso das Sprechen, und
seine Stimme klang weniger
belegt, mehr nach ihm.**

**Andy hatte ihn die
morgendliche Dosis
Schmerztabletten halbieren
lassen, und er war wacher,
wenn auch nicht unbedingt
munterer. Wir spielten eine
Partie Schach, die er
gewann.**

**»Ich komme
Donnerstagabend wieder«,
sagte ich beim Essen zu
ihm. In diesem Semester**

**hatte ich nur dienstags,
mittwochs und donnerstags
Seminare.**

**»Nein«, sagte er, »das
brauchst du nicht. Danke,
Harold, aber im Ernst - ich
komme schon klar.«**

**»Ich habe das Ticket
schon gekauft«, sagte ich.
»Und außerdem, Jude - du
musst nicht immer Nein
sagen, weißt du. Du
erinnerst dich? Dinge
akzeptieren?« Darauf sagte
er nichts mehr.**

Was bleibt noch zu sagen?

Am Mittwoch ging er wieder zur Arbeit, trotz Andys Rat, den Rest der Woche noch zu Hause zu verbringen. Und seiner Drohung zum Trotz kam Andy jeden Abend zu ihm, um seine Verbände zu wechseln und sich seine Beine anzusehen. Julia kam wieder, und jedes Wochenende im Oktober fuhr entweder sie oder ich nach New York und blieb bei ihm in der Greene Street. Die Woche über blieb Malcolm dort. Ich

**merkte, dass es ihm nicht
gefiel, aber wir
entschieden, dass es uns
nicht interessierte, was ihm
gefiel oder nicht gefiel,
nicht in diesem Fall.**

**Er erholte sich. Seine
Beine entzündeten sich
nicht. Sein Rücken auch
nicht. Er habe Glück
gehabt, sagte Andy immer
wieder. Er nahm wieder zu,
was er an Gewicht verloren
hatte. Anfang November, als
Du nach Hause kamst, war
er beinahe**

wiederhergestellt.
Rechtzeitig zu
Thanksgiving, das wir in
diesem Jahr in der New
Yorker Wohnung feierten,
damit er nicht reisen
musste, war ihm der Gips
abgenommen worden, und
er konnte wieder laufen.
Während des Essens
beobachtete ich ihn genau,
sah ihm zu, wie er sich mit
Laurence unterhielt und
mit einer von Laurence'
Töchtern lachte, aber ich
musste dabei immer wieder

an diesen Abend denken, an sein Gesicht, als Caleb ihn am Handgelenk gepackt hatte, die Mischung aus Schmerz, Scham und Angst, die darin lag. Ich dachte an den Tag, an dem ich ihn zum ersten Mal überhaupt im Rollstuhl gesehen hatte: Kurz nachdem ich in Truro den Beutel gefunden hatte, war ich für eine Tagung in der Stadt gewesen, und er war mit seinem Stuhl ins Restaurant gekommen, was mich schockiert hatte.

»Warum hast du mir das nie erzählt?«, hatte ich gefragt, und er hatte überrascht getan, so als wäre er der Meinung, das habe er.

»Nein«, hatte ich gesagt, »das hast du nicht«, und schließlich hatte er mir gesagt, er habe nicht gewollt, dass ich ihn so betrachtete, als jemand Schwachen und Hilflosen.

»So würde ich dich niemals sehen«, hatte ich ihm gesagt, und auch wenn ich das wirklich glaubte,

**veränderte es meine
Wahrnehmung tatsächlich;
es erinnerte mich daran,
dass das, was ich von ihm
wusste, nur ein kleiner Teil
dessen war, was ihn
ausmachte.**

**Manchmal kam es mir so
vor, als wäre jene Woche ein
Spuk gewesen, einer,
dessen Zeugen nur Andy
und ich geworden waren. In
den darauffolgenden
Monaten wurden
gelegentlich Witze gemacht:
über seine nicht**

vorhandenen Fahrkünste, über seine Wimbledon-Ambitionen, und er nahm das Lachen auf und machte irgendeine selbstironische Bemerkung. Er sah mich in diesen Momenten nie an; ich war ein Mahnmal dessen, was wirklich geschehen war, ein Mahnmal dessen, was er als seine Schande begriff.

Doch später erkannte ich, dass ihm durch den Vorfall etwas Wesentliches genommen worden war,

**dass er sich dadurch
verwandelt hatte: in jemand
anderen oder vielleicht
auch in jemanden, der er
einmal gewesen war. Ich
betrachtete die Monate vor
Caleb als einen Abschnitt,
in dem er gesünder
gewesen war als je zuvor: Er
hatte sich von mir umarmen
lassen, wenn wir uns sahen,
und wenn ich ihn berührte -
wenn ich beispielsweise in
der Küche im Vorbeigehen
einen Arm um ihn legte -,
ließ er es zu; seine Hand**

**schnitt die Möhren vor ihm
weiter in demselben
gleichmäßigen Rhythmus
klein. Bis zu diesem Punkt
hatte es zwanzig Jahre
gedauert. Doch nach der
Sache mit Caleb begann er
sich zurückzuentwickeln.
An Thanksgiving war ich
auf ihn zugegangen, um ihn
zu umarmen, aber er war
schnell nach links
ausgewichen - nur ein
Stückchen, gerade so viel,
dass meine Arme ins Leere
griffen -, und wir hatten**

**uns eine Sekunde lang
angesehen, und ich wusste,
dass ich nicht mehr tun
durfte, was ich noch wenige
Monate zuvor hatte tun
dürfen: Ich wusste, ich
würde wieder von vorn
anfangen müssen. Ich
wusste, er hatte
beschlossen, dass Caleb
recht hatte, dass er ekelhaft
war, dass er in irgendeiner
Weise verdient hatte, was
ihm widerfahren war. Und
das war das Schlimmste, das
Verwerflichste. Er hatte**

beschlossen, Caleb zu glauben, ihm mehr Glauben zu schenken als uns, weil Caleb bestätigt hatte, was er immer geglaubt hatte und was man ihm immer gesagt hatte, und es ist immer leichter zu glauben, was man ohnehin annimmt, als seine Einstellung zu ändern.

Später, als es richtig schlimm wurde, fragte ich mich manchmal, was ich hätte sagen oder tun können. Manchmal dachte

ich, es gebe nichts, was ich hätte sagen können - es gab zwar etwas, das geholfen hätte, aber niemandem von uns, die es hätten sagen können, wäre es gelungen, ihn davon zu überzeugen. Ich hatte immer noch diese Fantasien: die Pistole, der Trupp, West 29th Street Nr. 50, Apartment 17J. Aber diesmal würden wir nicht schießen. Wir würden Caleb Porter an beiden Armen packen, ihn hinunter zum Auto führen, mit ihm in die

Greene Street fahren und ihn nach oben zerren. Wir würden ihm sagen, was er zu sagen hatte, und ihn warnen, dass wir direkt vor der Tür im Aufzug warten würden, die Pistole entsichert und auf seinen Rücken gerichtet. Und dann würden wir vor der Tür stehen und lauschen, wenn er sagte: *Ich habe es nicht so gemeint. Ich lag völlig daneben. Was ich getan und vor allem was ich gesagt habe, war nicht an dich gerichtet.*

*Glaub mir, denn du hast mir
vorher auch geglaubt: Du bist
schön und perfekt, und ich
habe nicht gemeint, was ich
gesagt habe. Ich habe mich
geirrt. Ich lag daneben,
niemand lag jemals weiter
daneben als ich.*

Jeden Nachmittag um sechzehn Uhr, nach der letzten Unterrichtsstunde und vor der Hausarbeit, hatte er eine Stunde Freizeit, aber mittwochs bekam er zwei Stunden frei. Früher hatte er diese Nachmittage damit zugebracht, zu lesen oder das Gelände zu erkunden, doch in letzter Zeit, seit Bruder Luke es ihm

gestattete, verbrachte er sie alle im Gewächshaus. Wenn Luke da war, half er dem Bruder, die Pflanzen zu gießen, wobei er sich ihre Namen einprägte - *Miltonia spectabilis*, *Alocasia amazonica*, *Asystasia gangetica* -, um sie im Gespräch mit dem Bruder zu erwähnen und dafür Anerkennung zu ernten. »Ich glaube, die *Heloconia vellerigera* ist gewachsen«, sagte er dann und fuhr mit der Hand über ihre pelzigen Deckblätter,

**und Bruder Luke sah ihn an
und schüttelte den Kopf.
»Unglaublich«, sagte er.
»Meine Güte, was hast du
für ein Gedächtnis«, und
Jude lächelte still in sich
hinein, stolz darauf, den
Bruder beeindruckt zu
haben.**

**War Bruder Luke nicht
da, vertrieb er sich die Zeit
stattdessen, indem er mit
seinen Sachen spielte. Der
Bruder hatte ihm gezeigt,
dass man einen Stapel
Übertöpfe aus Plastik auf**

**der gegenüberliegenden
Seite des Raumes
beiseiteschieben konnte,
um ein kleines Gitter
freizulegen, und unter dem
Gitter befand sich ein Loch,
das gerade groß genug war,
um einen Müllsack mit
seinen Habseligkeiten zu
beherbergen. Also hatte er
seine Zweige und Steine
unter dem Baum
hervorgeholt und seine
Beute in das Gewächshaus
gebracht, wo es warm und
feucht war und er seine**

Gegenstände untersuchen konnte, ohne dass seine Finger taub wurden. Im Laufe der Monate hatte Luke zu seiner Sammlung beigetragen: Er hatte ihm ein Stück Glas gegeben, das vom Meer rundgeschliffen worden war und von dem er sagte, es habe die Farbe seiner Augen, eine Pfeife aus Metall mit einer runden kleinen Kugel darin, die wie ein Glöckchen klingelte, wenn man sie schüttelte, und eine kleine

Stoffpuppe - ein Mann, der eine burgunderrote Wolljacke und einen mit winzigen türkisen Perlen verzierten Gürtel trug -, die, wie der Bruder sagte, von einem Navajo-Indianer angefertigt worden sei und ihm seit seiner Kindheit gehört habe. Zwei Monate zuvor hatte er beim Öffnen seiner Tasche gesehen, dass Luke ihm darin eine rot-weiße Zuckerstange hinterlassen hatte, wie man sie zu Nikolaus oder zu

Weihnachten bekam, und auch wenn bereits Februar war, hatte er sich über alle Maßen darüber gefreut: Er hatte schon immer einmal eine Zuckerstange probieren wollen, und er brach sie in kleine Stücke, die er lutschte, bis sie einer Speerspitze glichen, bevor er daraufbiss und der Zucker zwischen seinen Backenzähnen knirschte.

Der Bruder hatte ihm gesagt, er müsse am nächsten Tag gleich nach

Unterrichtsende zu ihm kommen, denn er habe eine Überraschung für ihn. Er war den ganzen Tag über zappelig und unaufmerksam gewesen, und obwohl zwei der Brüder ihn geschlagen hatten - Michael ins Gesicht, Peter aufs Gesäß -, hatte er kaum Notiz davon genommen. Erst auf Bruder Davids Warnung hin, wenn er sich nicht endlich konzentriere, werde er anstelle seiner freien Stunden zusätzliche

Aufgaben erledigen müssen, riss er sich zusammen und schaffte es irgendwie, den Tag zu überstehen.

Sobald er draußen war, außer Sichtweite des Klosters, begann er zu rennen. Es war Frühling, und er konnte nicht anders, als sich glücklich zu fühlen: Er liebte die Kirschbäume mit ihrem Schaum aus rosa Blüten, die polierten, unwirklichen Farben der Tulpen und das frische

Gras, das sanft und zart unter ihm lag. Manchmal, wenn er allein war, nahm er die Navajo-Puppe und einen Zweig, den er gefunden hatte und der wie ein Mensch geformt war, mit nach draußen, setzte sich ins Gras und spielte mit ihnen. Er verlieh ihnen Stimmen, flüsterte aber, weil Bruder Michael zu ihm gesagt hatte, dass Jungen nicht mit Puppen spielten und er zum Spielen ohnehin allmählich zu alt sei.

Er fragte sich, ob Bruder Luke ihm beim Rennen zusah. Eines Mittwochs hatte Bruder Luke gesagt: »Ich habe gesehen, wie du hierhergerannt bist«, und als er gerade den Mund öffnen wollte, um sich zu entschuldigen, hatte der Bruder fortgefahren: »Junge, wie du rennen kannst! So schnell!«, und es hatte ihm buchstäblich die Sprache verschlagen, bis der Bruder lachend gesagt hatte, er solle den Mund

zumachen.

Als er das Gewächshaus betrat, war niemand darin. »Hallo?«, rief er. »Bruder Luke?«

»Hier drinnen«, hörte er, und er wandte sich dem kleinen Raum zu, der sich an das Gewächshaus anschloss und neben den Vorräten an Dünger und basischem Wasser ein Hängeregal mit Rosen-, Hecken- und Gartenscheren und Säcke mit Mulch enthielt, die auf dem Boden

**aufeinandergestapelt
waren. Er mochte diesen
Raum mit seinem holzigen,
moosigen Duft, und er ging
freudig darauf zu und
klopfte.**

**Als er den Raum betrat,
war er zunächst
orientierungslos. Es war
still und dunkel, bis auf
eine kleine Flamme, über
die Bruder Luke sich auf
dem Boden kauern und beugte.
»Komm näher«, sagte der
Bruder, und er tat es.**

»Näher«, sagte der Bruder

und lachte. »Keine Angst, Jude.«

Also trat er näher, und der Bruder hielt etwas in die Luft und rief:

»Überraschung!«, und er sah, dass es ein Muffin war, ein Muffin, in dessen Mitte ein brennendes Streichholz steckte.

»Was ist das?«, fragte er.

»Es ist doch dein Geburtstag, oder?«, sagte der Bruder. »Und das ist dein Geburtstagskuchen. Los, wünsch dir was, blas

die Kerze aus.«

»Der ist für mich?«, fragte er, während die Flamme flackerte.

Er hatte noch nie einen Geburtstagskuchen gehabt, aber er hatte davon gelesen und wusste, was zu tun war. Er schloss die Augen und wünschte sich etwas, und dann öffnete er sie und pustete das Streichholz aus, und der Raum versank im Dunkel.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Luke

und schaltete das Licht ein. Er gab ihm den Muffin, und als er dem Bruder etwas davon abgeben wollte, schüttelte Luke den Kopf: »Der gehört dir.« Er aß den Muffin, in dem sich kleine Blaubeeren befanden und der das Beste war, was er jemals gekostet hatte, so süß und flaumig, und der Bruder betrachtete ihn und lächelte.

»Ich habe noch etwas für dich«, sagte Luke und griff hinter sich und gab ihm ein

Paket, eine große flache Schachtel, in Zeitungspapier eingepackt und mit einer Schnur verzurrt. »Nur zu, mach es auf«, sagte Luke, und er tat es, entfernte das Zeitungspapier vorsichtig, damit man es wiederverwenden konnte. Die Schachtel war aus blanker, verblichener Kartonpappe, und als er sie öffnete, fand er eine Reihe glatter kurzer Holzstäbe darin. Jedes der Rundhölzer

war an beiden Seiten eingekerbt, und Bruder Luke zeigte ihm, wie sie sich miteinander zu einem Kasten verbinden ließen, und dann, wie er Zweige darauflegen konnte, um eine Art Dach zu bilden. Viele Jahre später, als er auf dem College war, sah er eine Schachtel mit diesen Holzklötzen im Schaufenster eines Spielzeuggeschäfts liegen und erkannte, dass bei seinem Geschenk Teile

gefehlt hatten: eine Dreiecksform mit einer roten Spitze, um ein Dach zu bauen, und die flachen grünen Planken, die quer darüberlagen. Doch in jenem Augenblick war er vor Freude verstummt, bis er sich auf seine Manieren besann und dem Bruder wieder und wieder dankte.

»Gern geschehen«, sagte Luke. »Man wird schließlich nicht jeden Tag acht Jahre alt, oder?«

»Nein«, gab er zu und

**lächelte das Geschenk
ausgelassen an, und
während seiner restlichen
freien Zeit baute er Häuser
und Kästen, während
Bruder Luke ihm zusah und
hin und wieder die Hand
ausstreckte, um ihm das
Haar hinter die Ohren zu
streichen.**

**Er verbrachte jede freie
Minute bei dem Bruder im
Gewächshaus. In Lukes
Gegenwart war er ein
anderer Mensch. Für die
übrigen Brüder war er eine**

Bürde, eine Ansammlung von Problemen und Unzulänglichkeiten, und jeder Tag brachte neue Fehler ans Tageslicht: Er war zu verträumt, zu emotional, zu lebhaft, zu versponnen, zu neugierig, zu dünn, zu verspielt. Er sollte dankbarer sein, höflicher, beherrschter, respektvoller, geduldiger, geschickter, diszipliniertes, ehrfurchtsvoller. Doch in Bruder Lukes Augen war er klug, war er aufgeweckt,

gewitzt, munter. Bruder Luke sagte ihm nie, dass er zu viele Fragen stelle oder dass es Fragen gebe, auf deren Antworten er warten müsse, bis er erwachsen sei. Als Bruder Luke ihn zum ersten Mal gekitzelt hatte, hatte er nach Luft geschnappt und dann unkontrollierbar gelacht, und Bruder Luke hatte mit ihm gelacht, während sie sich unter den Orchideen auf dem Boden herumwälzten. »Du hast so

ein schönes Lachen«, sagte Bruder Luke, und: »Was für ein hübsches Lächeln du hast, Jude«, und: »Was für ein fröhlicher Mensch du bist«, und immer so weiter, als wäre das Gewächshaus ein verwunschener Ort, an dem er zu dem Jungen wurde, den Bruder Luke sah, zu einem, der lustig und heiter war, einem, dessen Nähe die Menschen suchten, einem besseren und anderen, als er es tatsächlich war.

Wenn er mit den anderen Brüdern Schwierigkeiten hatte, dann stellte er sich vor, wie er im Gewächshaus saß und mit seinen Sachen spielte oder sich mit Bruder Luke unterhielt, und wiederholte im Geiste, was Bruder Luke zu ihm sagte. Manchmal war es so schlimm, dass er nicht zum Abendessen gehen konnte, aber am Tag darauf fand er immer etwas in seinem Zimmer, das Bruder Luke für ihn dagelassen hatte:

**eine Blume, ein rotes Blatt
oder eine besonders
knollige Eichel, die er zu
sammeln begonnen hatte
und unter dem Gitter
aufbewahrte.**

**Die übrigen Brüder
hatten bemerkt, dass er
seine gesamte Zeit bei
Bruder Luke verbrachte,
und er spürte, dass sie es
nicht guthießen. »Nimm
dich vor Luke in acht«,
warnte ihn ausgerechnet
Bruder Pavel, der ihn
regelmäßig schlug und**

anschrie. »Er ist nicht der, für den du ihn hältst.« Aber er ignorierte ihn. Keiner von ihnen war der, als der er sich ausgab.

Eines Tages ging er noch spät zum Gewächshaus. Er hatte eine sehr harte Woche gehabt: Er war schlimm geschlagen worden, beim Laufen hatte er Schmerzen. Am Abend zuvor waren Pater Gabriel und Bruder Matthew bei ihm gewesen, und jeder Muskel in seinem Körper schmerzte. Es war

Freitag; Bruder Michael hatte ihm unerwartet früher freigegeben, und er dachte, er könne vielleicht mit seinen Holzklötzen spielen. Wie immer nach dem Unterricht wollte er allein sein - er wollte mit seinen Spielsachen in der Wärme des Gewächshauses sitzen und so tun, als wäre er weit weg.

Es war niemand dort, als er ankam, und er hob das Gitter und nahm seine Indianerpuppe und die

Schachtel mit den Klötzen heraus, doch noch während er damit spielte, wurde ihm bewusst, dass er weinte. Er versuchte, weniger zu weinen - es ging ihm danach immer schlechter, und die Brüder hassten es und bestraften ihn dafür -, aber er kam nicht dagegen an. Immerhin hatte er gelernt, lautlos zu weinen, doch das Problem am lautlosen Weinen war, dass es wehtat und volle Konzentration verlangte,

und schließlich musste er seine Spielsachen aus der Hand legen. Er blieb bis zum Läuten der ersten Glocke, und dann verstaute er seine Sachen wieder und rannte den Hügel hinunter zur Küche, wo er für das Abendmahl Möhren und Kartoffeln schälen und Sellerie kleinschneiden würde.

Und dann wurde mit einem Mal, aus Gründen, die er nie erfuhr, selbst als Erwachsener nicht, alles

sehr schlimm. Die Schläge wurden schlimmer, die Unterrichtsstunden wurden schlimmer, die Strafpredigten wurden schlimmer. Er wusste nicht, was er getan hatte; er konnte keine Veränderung an sich feststellen. Doch es war, als wäre die kollektive Geduld der Brüder an ihr Ende gekommen. Selbst Bruder David und Bruder Peter, die ihm immer Bücher liehen, so viele, wie er wollte, schienen nicht

**mit ihm sprechen zu wollen.
»Geh weg, Jude«, sagte
Bruder David, als er zu ihm
ging, um mit ihm über eine
Sammlung griechischer
Sagen zu sprechen, die der
Bruder ihm geliehen hatte.
»Ich kann dein Gesicht
gerade nicht sehen.«**

**Er war zunehmend davon
überzeugt, dass sie ihn
loswerden wollten, und es
entsetzte ihn, denn das
Kloster war das einzige
Zuhause, das er je gehabt
hatte. Wie sollte er dort**

draußen überleben, was sollte er dort tun, in dieser Außenwelt, die, wie die Brüder ihm gesagt hatten, voller Gefahren und Versuchungen war? Er konnte arbeiten, das wusste er; er konnte Gartenarbeit machen und kochen und putzen: Vielleicht könnte er mit einer dieser Tätigkeiten sein Geld verdienen. Vielleicht würde er woanders aufgenommen werden. Sollte das geschehen, so schwor er

sich, würde er sich besser benehmen. Er würde keinen der Fehler begehen, die er bei den Brüdern begangen hatte.

»Weißt du, was uns dein Unterhalt kostet?«, hatte Bruder Michael ihn eines Tages einmal gefragt. »Ich glaube, es hat niemand damit gerechnet, dass du so lange hierbleibst.« Er hatte nicht gewusst, was er darauf antworten sollte, also hatte er nur dagesessen und stumm auf

seinen Schreibtisch gestarrt. »Du solltest dich entschuldigen«, sagte Bruder Michael zu ihm.

»Es tut mir leid«, flüsterte er.

Er war jetzt ständig so müde, dass er nicht einmal die Kraft hatte, zum Gewächshaus zu gehen. Nach dem Unterricht ging er stattdessen in eine Ecke des Kellers, von dem Bruder Pavel sagte, dass es dort Ratten gebe, wohingegen Bruder Matthew sagte, es

**gebe dort keine, erklimm
eines der Drahtgestelle, auf
denen Kartons mit Speiseöl,
Nudeln und Mehl standen,
und ruhte sich aus,
während er darauf wartete,
dass die Glocke läutete und
er wieder nach oben
musste. Bei den Abendessen
wich er Bruder Luke aus,
und wenn der Bruder ihn
anlächelte, wandte er sich
ab. Er wusste jetzt mit
Gewissheit, dass er nicht
der Junge war, für den
Bruder Luke ihn hielt -**

fröhlich?, lustig? -, und er schämte sich dafür, Luke irgendwie getäuscht zu haben.

Er war Luke seit etwas mehr als einer Woche ausgewichen, als er eines Tages in sein Versteck hinunterging und sah, dass der Bruder dort auf ihn wartete. Er suchte nach einem Ausweg, aber es gab keinen, und er fing stattdessen an zu weinen, wobei er das Gesicht zur Wand drehte und sich

entschuldigte.

»Es ist in Ordnung, Jude«, sagte Bruder Luke, stellte sich neben ihn und tätschelte ihm den Rücken.

»Ist schon gut, ist schon gut.« Der Bruder setzte sich auf die Kellertreppe.

»Komm her, setz dich neben mich«, sagte er, aber er schüttelte den Kopf, zu beschämt, um es zu tun.

»Dann setz dich wenigstens irgendwohin«, sagte Luke, und er tat es, den Rücken an die Wand gelehnt. Dann

stand Luke auf und begann, die Kartons auf einem der hohen Regale nach etwas zu durchsuchen, bis er etwas aus einem von ihnen herauszog und ihm entgegenstreckte: Es war eine Glasflasche mit Apfelsaft.

»Das darf ich nicht«, sagte er sofort. Er hätte nicht einmal in dem Keller sein dürfen: Er stieg durch ein kleines Seitenfenster ein und kletterte dann an den Drahtregalen hinunter.

Bruder Pavel war für die Vorräte verantwortlich und zählte jede Woche nach; wenn etwas fehlte, würden sie ihm die Schuld geben. Das taten sie immer.

»Mach dir keine Gedanken, Jude«, sagte der Bruder. »Ich ersetze sie. Na los, nimm sie«, und nach ein wenig weiterem Zureden tat er es schließlich. Der Saft war süß wie Sirup, und er wusste nicht, ob er ihn sich einteilen und ihn langsam

schlürfen oder ihn besser hinunterstürzen sollte, für den Fall, dass der Bruder plötzlich seine Meinung änderte und ihm den Saft wieder wegnahm.

Als er ausgetrunken hatte, saßen sie eine Zeit lang schweigend da, und dann sagte der Bruder mit gesenkter Stimme: »Jude, das, was sie mit dir machen: Es ist nicht recht. Sie sollten dir das nicht antun; sie sollten dir nicht wehtun«, und er fing

beinahe wieder zu weinen an. »Ich würde dir niemals wehtun, Jude, das weißt du doch, oder?«, und es gelang ihm, Luke anzusehen, in sein langes, freundliches, besorgtes Gesicht mit dem kurz gestutzten grauen Bart und der Brille, die seine Augen noch größer erscheinen ließ, zu sehen und zu nicken.

»Ich weiß, Bruder Luke«, sagte er.

Bruder Luke schwieg lange, ehe er weitersprach.

»Wusstest du, Jude, dass ich, bevor ich hier ins Kloster kam, einen Sohn hatte? Du Erinnerst mich sehr an ihn. Ich habe ihn sehr geliebt. Aber er ist gestorben, und dann bin ich hierhergekommen.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte, aber er musste offenbar auch gar nichts sagen, denn Bruder Luke sprach weiter.

»Manchmal sehe ich dich an und denke: Du hast es nicht verdient, dass dir

diese Dinge geschehen. Du hättest es verdient, mit jemandem zusammen zu sein, mit jemandem -« Und dann verstummte Bruder Luke wieder, weil er wieder zu weinen begonnen hatte. »Jude«, sagte er überrascht.

»Bitte«, schluchzte er, »bitte, Bruder Luke ... Lass nicht zu, dass sie mich fortschicken; ich werde mich bessern, ich verspreche es, ich verspreche es. Lass nicht zu, dass sie mich

fortschicken.«

»Jude«, sagte der Bruder, setzte sich neben ihn und zog ihn an sich heran.

»Niemand schickt dich fort. Ich verspreche es; niemand schickt dich fort.«

Schließlich gelang es ihm, sich zu beruhigen, und sie saßen lange schweigend nebeneinander. »Ich wollte nur sagen, dass du es verdient hättest, mit jemandem zusammen zu sein, der dich liebt.

Jemandem wie mir. Wärst

du bei mir, würde ich dir nie wehtun. Wir hätten so eine wunderbare Zeit zusammen.«

»Was würden wir denn machen?«, fragte er schließlich.

»Nun«, sagte Luke, »wir könnten zelten. Hast du schon mal gezeltet?«

Das hatte er natürlich nicht, und Luke erzählte ihm davon: von dem Zelt, dem Feuer, dem Duft und dem Knacken brennender Kiefernzweige, den auf

**Stöcke gespießten
Marshmallows, den Rufen
der Eulen.**

**Am Tag darauf kehrte er
zum Gewächshaus zurück,
und während der folgenden
Wochen und Monate
erzählte Luke ihm von all
den Dingen, die sie
gemeinsam unternehmen
würden: Sie würden zum
Strand fahren, in die Stadt
und auf einen Jahrmarkt. Er
würde Pizza essen und
Hamburger und Maiskolben
und Eiscreme. Er würde**

Baseball spielen und angeln lernen, und sie würden in einer kleinen Hütte leben, nur sie beide allein, wie Vater und Sohn, und den ganzen Morgen über lesen und den ganzen Nachmittag über spielen. Sie würden einen Garten haben, in dem sie ihr Gemüse anpflanzten und Blumen dazu und ja, eines Tages würden sie vielleicht auch ein Gewächshaus haben. Sie würden alles gemeinsam unternehmen, überall

**gemeinsam hingehen, und
sie würden wie beste
Freunde sein, nur noch
besser.**

**Er war von Lukes
Geschichten berauscht, und
wenn alles andere
schrecklich war, dachte er
an sie: Er dachte an den
Garten, in dem sie
gemeinsam Kürbisse
anbauen würden, den Bach,
der hinter dem Haus
fließen und in dem sie
Barsche angeln würden, die
Hütte - eine größere**

Version derer, die er mit seinen Holzklötzen baute -, in der er, wie Luke ihm versprochen hatte, ein richtiges Bett haben würde und in der sie es immer warm hätten und jede Woche Muffins backen könnten.

Eines Nachmittags - es war Anfang Januar und so kalt, dass sie die Pflanzen im Gewächshaus trotz der Heizkörper mit Sackleinen umhüllen mussten - hatten sie schweigend gearbeitet.

**Er spürte immer, wann
Luke über ihr Haus reden
wollte und wann nicht, und
er wusste, dass dies einer
seiner stilleren Tage war,
an denen der Bruder mit
den Gedanken woanders zu
sein schien. Bruder Luke
war nie unfreundlich, wenn
er sich in dieser Stimmung
befand, nur still, aber es
war die Art von Stille, der er
lieber aus dem Weg ging.
Doch er sehnte sich nach
einer von Lukes
Geschichten; er brauchte**

sie. Es war ein so schlimmer Tag gewesen, einer jener Tage, an denen er sich wünschte, tot zu sein, und er wollte, dass Luke ihm von ihrer Hütte erzählte und von all den Dingen, die sie tun würden, wenn sie dort allein waren. In ihrer Hütte würde es keinen Bruder Matthew, keinen Pater Gabriel und keinen Bruder Peter geben. Niemand würde ihn anschreien oder ihm wehtun. Es wäre so, als würden sie für immer im

**Gewächshaus leben, ein
niemals endender Zauber.**

**Er ermahnte sich gerade,
still zu sein, als Bruder
Luke ihn ansprach. »Jude«,
sagte er, »ich bin heute
sehr traurig.«**

**»Warum denn, Bruder
Luke?«**

**»Nun«, sagte Bruder Luke
und verstummte kurz. »Du
weißt doch, wie sehr ich
dich mag, oder? Aber in
letzter Zeit habe ich das
Gefühl, dass du mich nicht
richtig magst.«**

Es war furchtbar, das zu hören, und einen Augenblick lang konnte er nicht sprechen. »Das stimmt nicht!«, sagte er zu dem Bruder.

Doch Bruder Luke schüttelte den Kopf. »Ich erzähle dir die ganze Zeit von unserem Häuschen im Wald«, sagte er, »aber ich habe nicht das Gefühl, dass du wirklich dorthin willst. Für dich sind das bloß Geschichten, bloß Märchen.«

**Er schüttelte den Kopf.
»Nein, Bruder Luke. Ich
glaube auch daran.« Er
wünschte, er könnte Bruder
Luke sagen, wie sehr er
daran glaubte, wie sehr er
es brauchte, daran zu
glauben, wie sehr es ihm
geholfen hatte. Bruder
Luke wirkte so aufgebracht,
aber schließlich konnte er
ihn davon überzeugen, dass
auch er sich dieses Leben
wünschte, dass er mit
Bruder Luke und niemand
anderem zusammenleben**

wollte, dass er dafür tun würde, was auch immer er tun müsste. Und endlich, endlich hatte der Bruder gelächelt und war neben ihm in die Hocke gegangen und hatte ihn umarmt und ihm dabei über den Rücken gestrichen. »Danke, Jude, danke«, sagte er, und er, der so glücklich war, dass er Bruder Luke so glücklich gemacht hatte, gab den Dank zurück.

Und dann sah Bruder Luke ihn plötzlich sehr

ernst an. Er habe viel darüber nachgedacht, sagte er, und er glaube, es sei an der Zeit, dass sie ihre Hütte bauten; es sei an der Zeit, dass sie zusammen fortgingen. Doch allein werde er, Luke, es nicht tun: Würde Jude mit ihm kommen? Würde er ihm sein Wort geben? Wollte er mit Bruder Luke zusammen sein, so wie Bruder Luke mit ihm zusammen sein wollte, nur sie beide in ihrer perfekten kleinen

Welt? Und natürlich tat er das - natürlich wollte er das.

Also fassten sie einen Plan. Sie würden in zwei Monaten fortgehen, noch vor Ostern; seinen neunten Geburtstag würde er in der Hütte feiern. Bruder Luke würde sich um alles kümmern - alles, was er zu tun hatte, war, sich zu benehmen, sich beim Lernen anzustrengen und keine Probleme zu bereiten. Und vor allen Dingen

niemandem etwas zu erzählen. Wenn herauskäme, was sie vorhatten, sagte Bruder Luke, würde man ihn allein fortschicken, ihn aus dem Kloster verbannen, und dann wäre er auf sich allein gestellt, und Bruder Luke könnte ihm nicht mehr helfen. Er versprach es.

Die folgenden zwei Monate waren schrecklich und wunderbar zugleich. Schrecklich, weil sie so langsam vorbeigingen.

Wunderbar, weil er ein Geheimnis hatte, eines, das sein Leben schöner machte, denn es bedeutete, dass sein Leben im Kloster ein Ende haben würde. Er freute sich jeden Morgen beim Aufwachen, weil er der gemeinsamen Zeit mit Bruder Luke wieder um einen Tag nähergekommen war. Immer wenn einer der Brüder bei ihm war, erinnerte er sich daran, dass er bald weit fort von ihnen sein würde, und dann

**war es etwas weniger
schlimm. Jedes Mal wenn er
geschlagen oder
angeschrien wurde, dachte
er an sein Leben in der
Hütte, und das gab ihm die
Standhaftigkeit - ein Wort,
das er von Bruder Luke
gelernt hatte -, es
durchzustehen.**

**Er hatte Bruder Luke
angefleht, ihn bei den
Vorbereitungen mithelfen
zu lassen, und Bruder Luke
hatte ihm aufgetragen, ein
Stück von jeder Blumen-**

und Pflanzenart, die es auf dem Klostergelände gab, zu sammeln. Also ging er nachmittags mit seiner Bibel über das Grundstück und presste Blätter und Blütenblätter zwischen ihren Seiten. Er verbrachte weniger Zeit im Gewächshaus, aber wenn er Bruder Luke sah, zwinkerte der Bruder ihm verstohlen zu, und er lächelte still in sich hinein und freute sich über ihr warmes, köstliches Geheimnis.

**Endlich kam der Abend,
und er war nervös. Nach
dem Abendessen war
Bruder Matthew bei ihm,
aber irgendwann ging er,
und er war allein. Und dann
war Bruder Luke da, einen
Finger an die Lippen gelegt,
und er nickte. Er half Luke
dabei, seine Bücher und
seine Unterwäsche in die
Papiertüte zu laden, die er
aufhielt, und dann
schlichen sie den Gang
entlang und die Treppe
hinunter und dann durch**

das dunkle Gemäuer hindurch und in die Nacht hinaus.

»Es ist nur ein kleines Stück bis zum Auto«, flüsterte Luke, und dann, als er stehen blieb: »Jude, was ist los?«

»Mein Beutel«, sagte er. »Mein Beutel aus dem Gewächshaus.«

Da lächelte Luke sein freundliches Lächeln und legte ihm die Hand auf den Kopf. »Den habe ich schon ins Auto gepackt«, sagte er,

**und er lächelte zurück,
voller Dankbarkeit, dass
Luke daran gedacht hatte.**

**Die Luft war kalt, aber er
bemerkte es kaum. Sie
liefen immer weiter, die
lange geschotterte Einfahrt
zum Kloster hinunter,
durch die hölzernen Tore
hindurch, den Hügel
hinauf, der zur Hauptstraße
führte, und dann die
Hauptstraße selbst entlang
durch die Nacht, die so still
war, dass sie summte.
Unterwegs deutete Bruder**

Luke auf verschiedene Sternbilder, und er konnte sie alle richtig benennen, und Luke murmelte beifällig und strich ihm über den Hinterkopf. »Du bist so klug«, sagte er. »Ich bin so froh, dass ich dich ausgesucht habe, Jude.«

Sie befanden sich jetzt auf der Straße, auf der er in seinem Leben nur wenige Male gewesen war - wenn er zum Arzt oder Zahnarzt gemusst hatte -, doch jetzt war sie unbefahren, und

kleine Tiere, Bisamratten und Opossums, sprangen vor ihnen umher. Dann waren sie beim Auto, einem langen weinroten, mit Rostflecken übersäten Kombi, dessen Rückbank mit Kisten, schwarzen Müllsäcken und einigen von Lukes liebsten Pflanzen - der *Cattleya schilleriana* mit ihren hässlichen gesprenkelten Blättern, dem *Hylocereus undatus* mit seinem schläfrig herabhängenden

Blütenkopf - in ihren Netzen aus dunkelgrünem Plastik gefüllt war.

Es war seltsam, Bruder Luke in einem Auto zu sehen, seltsamer noch, als selbst darin zu sitzen. Aber am seltsamsten war das Gefühl, das er hatte, das Gefühl, dass sich alles gelohnt hatte, dass all sein Leid enden würde, dass er ein Leben führen würde, das ebenso gut war wie alles, worüber er in Büchern gelesen hatte, ja

vielleicht sogar besser.

»Kann es losgehen?«, flüsterte Bruder Luke ihm zu und grinste.

»Es kann losgehen«, flüsterte er zurück. Und Bruder Luke drehte den Schlüssel im Zündschloss.

Es gab zwei Arten des Vergessens. Jahrelang hatte er sich (wenig einfallsreich) einen Tresorraum vorgestellt, und am Ende eines jeden Tages hatte er

**die Bilder und Ereignisse
und Worte
zusammengesucht, an die
er nicht mehr denken
wollte, und die schwere
Stahltür gerade so weit
geöffnet, dass er sie rasch
hineinschieben konnte, um
die Tür gleich wieder fest
zu verschließen. Doch diese
Methode war nicht sehr
effektiv: Die Erinnerungen
sickerten trotzdem heraus.
Das Entscheidende war, wie
er begriff, dass man sie
nicht bloß ablegte, sondern**

auslöschte.

**Also hatte er ein paar
Lösungen entwickelt. Kleine
Erinnerungen - leichte
Kränkungen,
Beleidigungen - durchlebte
man wieder und wieder, bis
sie neutralisiert wurden, bis
sie durch die Wiederholung
nahezu jede Bedeutung
verloren oder bis man
glauben konnte, dass es
sich dabei um etwas
handelte, das jemand
anderem passiert war und
wovon man selbst nur**

gehört hatte. Bei umfangreicheren Erinnerungen hielt man die Szene in Gedanken wie einen Filmstreifen an und begann sie Bild für Bild zu löschen. Beides war nicht einfach: Man durfte zum Beispiel beim Löschen nicht innehalten und sich das Bild ansehen; man konnte nicht einfach einzelne Stellen an seinem inneren Auge vorbeiziehen lassen und glauben, man werde sich nicht in den Details des

**Geschehens verfangen,
denn natürlich tat man das.
Man musste jede Nacht
daran weiterarbeiten, bis
die Erinnerungen
vollständig verschwunden
waren.**

**Nur dass sie natürlich nie
ganz verschwanden. Aber
sie rückten zumindest
weiter in den Hintergrund -
sie verfolgten einen nicht
wie Geister, die
aufmerksamkeitsheischend
an einem zerrten und einem
in den Weg sprangen, wenn**

man sie ignorierte, die einem so viel Zeit und Anstrengung abverlangten, dass es unmöglich wurde, an etwas anderes zu denken. In unproduktiven Phasen - den Augenblicken kurz bevor man einschlief; den letzten Minuten eines Nachtflugs kurz vor der Landung, wenn man nicht wach genug war, um zu arbeiten, und nicht müde genug, um zu schlafen - verschafften sie sich wieder Geltung, und dann war es

**am besten, sich eine leere
weiße Leinwand
vorzustellen, riesengroß,
hell beleuchtet und
unbewegt, und sie
schützend vor seine
Gedanken zu halten wie
einen Schild.**

**In den Wochen nach dem
Prügeln arbeitete er daran,
Caleb zu vergessen. Vor
dem Schlafengehen ging er
zur Wohnungstür und
versuchte, auch wenn er
sich dabei dumm vorkam,
seine alten Schlüssel in die**

Schlüssellöcher zu stecken, um sich davon zu überzeugen, dass sie nicht passten, dass er hier wirklich wieder sicher war. Er justierte immer wieder die Alarmanlage nach, die er installiert hatte und die so hochempfindlich war, dass selbst ein vorbeiziehender Schatten sie aufgeregt lospiepen ließ. Und dann lag er wach, die Augen in dem dunklen Zimmer geöffnet, aufs Vergessen konzentriert.

**Doch es war so schwierig -
aus jenen Monaten waren so
viele Erinnerungen
zurückgeblieben, die ihn
quälten, dass es ihn
überwältigte. Er hörte
Calebs Stimme, die auf ihn
einredete, sah den
Ausdruck auf Calebs
Gesicht, als er auf seinen
unbekleideten Körper
gestarrt hatte, fühlte die
grauenvolle, leere
Luftlosigkeit seines
Treppensturzes, und er zog
seinen Körper zu einem**

**Knäuel zusammen,
bedeckte die Ohren mit den
Händen und schloss die
Augen. Irgendwann stand er
schließlich auf und ging in
sein Büro am anderen Ende
der Wohnung, um zu
arbeiten. Er hatte einen
großen Fall vor sich, und er
war froh darüber; tagsüber
war er so beschäftigt, dass
er kaum dazu kam, an
irgendetwas anderes zu
denken. Eine Zeit lang war
er kaum zu Hause, immer
nur zwei Stunden zum**

Schlafen und eine Stunde, um zu duschen und sich anzuziehen, bis er eines Abends zum ersten Mal im Büro eine Attacke erlitt, eine heftige. Der Nachtportier hatte ihn auf dem Boden gefunden und den Sicherheitsdienst des Gebäudes verständigt, der den Vorsitzenden der Firma, einen Mann namens Peterson Tremain benachrichtigt hatte, der Lucien angerufen hatte, dem er als Einzigem gesagt

hatte, was zu tun war, falls etwas Derartiges passieren sollte: Lucien hatte Andy angerufen, und dann waren der Vorsitzende und er beide ins Büro gekommen, um mit ihm gemeinsam auf Andy zu warten. Er hatte sie gesehen, hatte ihre Füße gesehen, und noch als er keuchend und sich krümmend auf dem Boden lag, hatte er versucht, die Kraft aufzubringen, ihnen zu sagen, dass sie bitte gehen sollten, ihnen zu

versichern, es gehe ihm gut, er müsse nur allein sein. Aber sie waren nicht gegangen, und Lucien hatte ihm behutsam das Erbrochene vom Mund abgewischt und sich dann neben seinem Kopf auf den Boden gesetzt und seine Hand gehalten, und er hatte sich so sehr geschämt, dass er beinahe geweint hätte. Hinterher hatte er ihnen immer wieder gesagt, es sei nicht der Rede wert, das passiere ständig, aber sie

hatten ihm verordnet, sich den Rest der Woche freizunehmen, und am Montag darauf hatte Lucien ihm gesagt, sie würden ihn ab sofort zu vernünftigen Zeiten nach Hause schicken: an Wochentagen um Mitternacht, an den Wochenenden um neun Uhr abends.

»Lucien«, hatte er frustriert gesagt, »das ist doch lächerlich. Ich bin doch kein Kind mehr.«

»Glaub mir, Jude«, hatte

Lucien gesagt, »ich habe den anderen im Führungsausschuss gesagt, meiner Meinung nach sollten wir dich reiten wie einen Araberhengst beim Preakness-Rennen, aber komischerweise sind sie um deine Gesundheit besorgt. Außerdem ist da noch der Fall. Aus irgendeinem Grund denken sie, wenn du krank wirst, unterliegen wir.« Er hatte mit Lucien diskutiert und diskutiert, aber es hatte nichts

geändert: Um Mitternacht ging das Licht in seinem Büro plötzlich aus, und schließlich hatte er sich gefügt und war zur vorgeschriebenen Zeit nach Hause gegangen.

Seit dem Vorfall mit Caleb konnte er kaum mit Harold sprechen; allein ihn zu sehen war wie Folter. Das ließ Julias und Harolds Besuche - die immer häufiger stattfanden - zu einer Herausforderung werden. Er schämte sich zu

**Tode, weil Harold ihn so
gesehen hatte: Dachte er
daran zurück, an Harold,
der seine blutige Hose sah,
der Fragen zu seiner
Kindheit stellte (wie
offensichtlich war es?
Merkten Menschen
tatsächlich allein dadurch,
dass sie sich mit ihm
unterhielten, was ihm vor
so vielen Jahren
widerfahren war? Und falls
ja, wie konnte er es dann
besser verheimlichen?),
überkam ihn eine so heftige**

Übelkeit, dass er innehalten und den Moment vorbeigehen lassen musste. Er spürte, dass Harold versuchte, ihn so zu behandeln wie zuvor, aber etwas hatte sich verändert. Harold lag ihm nicht länger mit Rosen Pritchard in den Ohren; er fragte ihn nicht mehr, wie es sich anfühlte, Unternehmenskriminalität Vorschub zu leisten. Und er erwähnte auch ganz gewiss nicht mehr die Möglichkeit einer festen Beziehung.

Seine Fragen kreisten jetzt um sein Wohlbefinden: Wie ging es ihm? Wie fühlte er sich? Wie ging es seinen Beinen? Hatte er sich überanstrengt? Hatte er den Rollstuhl häufig benutzt? Brauchte er bei irgendetwas Hilfe? Seine Antworten waren immer dieselben: gut, gut, gut; nein, nein, nein.

Und dann war da noch Andy, der seine nächtlichen Anrufe unvermittelt wiederaufgenommen hatte.

Jetzt rief er jede Nacht um ein Uhr an, und während ihrer Termine - deren Turnus Andy auf zweiwöchentlich erhöht hatte - war er sehr unandyhaft, schweigsam und höflich, was ihn nervös machte. Er untersuchte seine Beine, zählte seine Schnitte, fragte, was er immer fragte, überprüfte seine Reflexe. Und jedes Mal wenn er nach Hause kam und das Kleingeld aus seinen Hosentaschen leerte,

stellte er fest, dass Andy die Visitenkarte eines Arztes hineingesteckt hatte, eines Psychologen namens Sam Loehmann, auf die er geschrieben hatte: DIE ERSTE SITZUNG GEHT AUF MICH. Er fand jedes Mal eine dieser Karten, immer mit einer anderen Botschaft: TU'S FÜR MICH, JUDE, oder: EIN MAL. NUR EIN EINZIGES MAL. Sie waren wie lästige Glückskekse, und er warf sie alle weg. Die Geste

rührte ihn, aber in ihrer Sinnlosigkeit ermüdete sie ihn auch; es war dasselbe Gefühl, das er jedes Mal hatte, wenn er nach Harolds Besuchen den Beutel unter dem Waschbecken erneuern musste. Er ging zu seinem Schrank, in dessen Ecke er eine Schachtel aufbewahrte, die mit Hunderten Desinfektionstüchern, unzähligen Mullbindenstapeln und Dutzenden Packungen voller Rasierklingen gefüllt

war, und stellte einen neuen Beutel zusammen, den er wieder an die dafür vorgesehene Stelle klebte.

Es hatten stets andere darüber entschieden, wie sein Körper gebraucht werden sollte, und obgleich er wusste, dass Harold und Andy ihm zu helfen versuchten, wehrte sich der kindische, starrsinnige Teil von ihm dagegen: *Er* würde entscheiden. Er hatte ohnehin so wenig Kontrolle über seinen Körper - wie

**konnten sie ihm dieses
bisschen auch noch
missgönnen?**

**Er sagte sich, dass es ihm
gutgehe, dass er über den
Berg sei, dass er sein
Gleichgewicht
wiedererlangt habe, doch in
Wahrheit wusste er, dass
etwas nicht stimmte, dass
sich etwas in ihm verändert
hatte, dass er abrutschte.
Willem war zu Hause, und
obwohl er nicht da gewesen
war, als es passiert war,
obwohl er nichts von Caleb,**

**nichts von seiner
Erniedrigung wusste - das
hatte er sichergestellt,
indem er Harold und Julia
sagte, er werde nie wieder
mit ihnen sprechen, wenn
sie irgendjemandem davon
erzählten -, schämte er
sich, ihm unter die Augen
zu treten. »Jude, es tut mir
so leid«, hatte Willem
gesagt, als er
zurückgekommen war und
seinen Gips gesehen hatte.
»Ist wirklich alles in
Ordnung?« Aber der Gips**

**war gar nichts, der Gips war
der am wenigsten
beschämende Teil, und eine
Minute lang war er versucht
gewesen, Willem die
Wahrheit zu sagen, an
seiner Schulter zu weinen,
wie er es noch nie getan
hatte, Willem alles zu
gestehen und ihn zu bitten,
etwas zu tun, damit es ihm
besserginge, ihm zu sagen,
dass er ihn trotz allem noch
immer liebte. Aber
natürlich tat er das nicht.
Er hatte Willem schon eine**

E-Mail voller raffinierter Lügen über seinen Autounfall geschickt, und am ersten Abend, den sie wieder zusammen verbrachten, waren sie so lange aufgeblieben und hatten über alles außer diese E-Mail geredet, dass sie schließlich beide auf dem Wohnzimmersofa eingeschlafen waren.

Aber er sorgte dafür, dass sein Leben weiterlief. Er stand auf, er ging zur Arbeit. Er sehnte sich

**einerseits nach
Gesellschaft, um Caleb zu
vergessen, und fürchtete
sich andererseits davor,
weil Caleb ihm in
Erinnerung gerufen hatte,
wie unmenschlich er war,
wie unzulänglich, wie
ekelerregend, und er
schämte sich zu sehr, um
mit anderen Menschen,
normalen Menschen
zusammen zu sein. Er
betrachtete seine Tage so
wie die Stufen, die er sich
vorstellte, wenn seine Füße**

schmerzten und taub wurden: Er würde einen bewältigen und dann den nächsten und dann wieder einen, und irgendwann würde es besser werden. Irgendwann würde er lernen, diese Monate in sein Leben zu integrieren und sie anzunehmen und weiterzumachen. Das hatte er immer getan.

Die Gerichtsverhandlung kam, und er gewann. Es war ein großer Sieg, sagte Lucien ihm immer wieder,

und er wusste, dass es stimmte, aber er verspürte hauptsächlich Panik: Was sollte er jetzt machen? Er hatte einen neuen Mandanten, eine Bank, aber die Arbeit an diesem Fall war eine langwierige, ermüdende Faktensammlung und nicht jene Art fieberhafter Arbeit, die einen vierundzwanzig Stunden am Tag beanspruchte. Er würde allein zu Hause sitzen und an nichts anderes denken

als an den Vorfall mit Caleb. Tremain gratulierte ihm, und er wusste, dass er hätte glücklich sein sollen, aber als er den Vorsitzenden nach weiteren Aufträgen gefragt hatte, hatte Tremain gelacht. »Nein, St. Francis«, hatte er gesagt. »Sie machen jetzt Urlaub. Das ist ein Befehl.«

Er machte keinen Urlaub. Er versprach zuerst Lucien und dann Tremain, dass er es tun werde; momentan sei es nur nicht möglich. Aber

es war so, wie er befürchtet hatte: Er machte sich zu Hause gerade etwas zum Abendessen oder saß mit Willem im Kino, und plötzlich erschien eine Szene aus den Monaten mit Caleb vor seinem inneren Auge. Und darauf folgte eine Szene aus der Zeit im Heim und eine Szene aus den Jahren mit Bruder Luke und dann eine Szene aus den Monaten mit Dr. Traylor und dann eine Szene von der Verletzung,

**das weiße Gleißer der
Scheinwerfer, sein Kopf,
der zur Seite zuckte. Und
dann füllte sich sein
Verstand mit Bildern,
Sirenen, die seine
Aufmerksamkeit
einforderten, die ihn mit
ihren langen, nadelspitzen
Fingern packten und an
ihm zerrten. Caleb hatte
etwas in ihm entfesselt, und
er schaffte es nicht, die
Scheusale wieder in ihr
Verlies zu locken - ihm
wurde vor Augen geführt,**

wie viel Zeit er tatsächlich dafür aufwandte, seine Erinnerungen zu kontrollieren, wie viel Konzentration es ihm abverlangte, wie schwach seine Herrschaft über sie von jeher gewesen war.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Willem ihn eines Abends. Sie hatten sich ein Theaterstück angesehen, von dem er kaum etwas mitbekommen hatte, und dann noch zusammen etwas gegessen, wobei er Willem

mit einem Ohr zugehört und gehofft hatte, die richtigen Kommentare abzugeben, während er sein Essen auf dem Teller hin und her schob und versuchte, normal zu wirken.

»Ja«, sagte er.

Sein Zustand verschlechterte sich; er wusste es und wusste nicht, was er dagegen tun konnte. Der Vorfall lag acht Monate zurück, und er dachte mit jedem Tag mehr statt

weniger daran. Manchmal erschienen ihm die Monate mit Caleb wie ein Rudel Hyänen, die jeden Tag Jagd auf ihn machten, und jeden Tag wandte er seine gesamte Energie auf, um vor ihnen zu flüchten und ihren schnappenden, geifernden Fängen zu entgehen. Was in der Vergangenheit geholfen hatte - sich zu sammeln, sich zu schneiden -, half jetzt nicht mehr. Er schnitt sich immer häufiger, doch

**die Erinnerungen
verschwanden nicht. Er
schwamm jeden Morgen
und jeden Abend, legte
Kilometer um Kilometer
zurück, bis er gerade noch
die Kraft hatte zu duschen
und ins Bett zu steigen.
Beim Schwimmen
konjugierte er lateinische
Verben, rezitierte Beweise,
ging im Geiste Urteile
durch, die im Jurastudium
behandelt worden waren.
Sein Verstand gehörte ihm,
sagte er sich. Die Kontrolle**

darüber würde er sich nicht nehmen lassen.

»Ich habe eine Idee«, sagte Willem gegen Ende eines weiteren Essens, bei dem er kaum ein Wort gesprochen hatte. Er hatte mit ein oder zwei Sekunden Verzögerung auf alles reagiert, was Willem gesagt hatte, und nach einer Weile hatten sie beide geschwiegen. »Lass uns zusammen in Urlaub fahren. Lass uns diese Marokkoreise machen, die

wir schon vor zwei Jahren geplant hatten. Sobald ich wieder da bin, können wir los. Was meinst du, Jude? Bis dahin ist Herbst - das wird herrlich.« Es war Ende Juni: neun Monate nach dem Vorfall. Anfang August würde Willem wieder zu einem Dreh nach Sri Lanka fliegen und erst Anfang Oktober zurückkommen.

Während Willem sprach, dachte er daran, wie Caleb ihn als »entstellt« bezeichnet hatte, und erst

Willems Schweigen machte ihn darauf aufmerksam, dass er etwas antworten musste. »Gern, Willem«, sagte er. »Das klingt großartig.«

Das Restaurant war im Flatiron District, und nachdem sie bezahlt hatten, gingen sie schweigend noch ein Stück zu Fuß, als er plötzlich Caleb auf sie zukommen sah, und in seiner Panik packte er Willem und zog ihn in einen Hauseingang, wobei seine

Stärke und Schnelligkeit sie beide gleichermaßen überraschten.

»Jude«, sagte Willem alarmiert, »was machst du denn?«

»Sei leise«, flüsterte er Willem zu. »Bleib einfach hier stehen und dreh dich nicht um«, und Willem tat es und wandte ebenso wie er sein Gesicht der Tür zu.

Er zählte die Sekunden, bis er sich sicher war, dass Caleb vorbeigegangen sein musste, spähte dann

vorsichtig zum Bürgersteig hinüber und sah, dass es gar nicht Caleb gewesen war, sondern ein anderer großer, dunkelhaariger Mann, und er atmete aus, fühlte sich bezwungen und dumm und erleichtert zugleich. Dann bemerkte er, dass er noch immer Willems Hemd in seiner Hand zusammenknüllte, und er ließ es los. »Tut mir leid«, sagte er. »Tut mir leid, Willem.«

»Jude, was war los?«,

fragte Willem und versuchte, ihm in die Augen zu sehen. »Was sollte das bedeuten?«

»Nichts«, sagte er. »Ich dachte nur, ich hätte jemanden gesehen, den ich nicht treffen wollte.«

»Wen denn?«

»Niemanden. Nur so einen Anwalt, mit dem ich gerade bei einem Fall zu tun habe. Er ist ein Arschloch; ich hasse es, mich mit ihm auseinandersetzen zu müssen.

Willem sah ihn an.

»Nein«, sagte er schließlich. »Das war nicht irgend so ein Anwalt. Es war jemand anderes, jemand, vor dem du Angst hast.« Sie schwiegen. Willem blickte die Straße hinunter und dann wieder zu ihm. »Du hast Angst«, sagte er mit Erstaunen in der Stimme. »Wer war es, Jude?«

Er schüttelte den Kopf und versuchte, sich auf eine Lüge zu besinnen, die er Willem erzählen konnte. Er

**log Willem ständig an:
große Lügen, kleine Lügen.
Ihre gesamte Beziehung
basierte auf einer Lüge -
Willem hielt ihn für einen
Menschen, der er in
Wirklichkeit nicht war. Nur
Caleb kannte die Wahrheit.
Nur Caleb wusste, was er
war.**

**»Ich habe es dir gesagt«,
sagte er schließlich. »Ein
Anwalt.«**

»Nein, das stimmt nicht.«

**»Doch.« Zwei Frauen
gingen an ihnen vorbei, und**

er hörte, wie die eine der anderen aufgeregt zuflüsterte: »Das war Willem Ragnarsson!« Er schloss die Augen.

»Jude«, sagte Willem, »was ist los mit dir?«

»Nichts«, sagte er. »Ich bin müde. Ich muss nach Hause.«

»Ist gut«, sagte Willem. Er hielt ein Taxi an, half ihm hinein und stieg dann selbst ein. »Ecke Greene Street und Broome Street«, sagte er zu dem Fahrer.

Im Taxi begannen seine Hände zu zittern. In letzter Zeit geschah das immer öfter, und er wusste nicht, wie er es verhindern konnte. Es hatte angefangen, als er ein Kind gewesen war, aber damals war es nur unter extremen Bedingungen passiert - wenn er versuchte, nicht zu weinen, oder wenn er besonders heftige Schmerzen hatte, aber wusste, dass er kein Geräusch von sich geben

durfte. Doch jetzt geschah es in den merkwürdigsten Momenten: Sich zu schneiden war das Einzige, was dagegen half, aber manchmal war das Zittern so stark, dass er Schwierigkeiten hatte, die Rasierklinge ruhig zu halten. Er verschränkte die Arme und hoffte, dass Willem nichts bemerkte.

An der Haustür versuchte er, Willem abzuschütteln, aber Willem wollte nicht gehen. »Ich möchte allein

sein«, sagte er zu ihm.

»Ich weiß«, sagte Willem.

»Wir können zusammen allein sein.« Sie standen da und sahen einander an, bis er sich schließlich zur Tür drehte, aber er bekam den Schlüssel nicht ins Schloss hinein, weil er so stark zitterte, und Willem nahm ihm die Schlüssel aus der Hand und öffnete die Tür.

»Was zur Hölle ist nur los mit dir?«, fragte Willem, sobald sie in der Wohnung waren.

**»Nichts«, sagte er,
»nichts«, und jetzt schlugen
seine Zähne aufeinander,
was sie nie getan hatten,
wenn ihn als Kind das
Zittern überkommen hatte,
was aber jetzt beinahe jedes
Mal passierte.**

**Willem trat nahe an ihn
heran, aber er wandte das
Gesicht ab. »Irgendwas ist
passiert, als ich weg war«,
sagte Willem prüfend. »Ich
weiß nicht, was, aber
irgendwas ist passiert.
Irgendwas stimmt nicht.**

**Seit ich zurück bin,
verhältst du dich
merkwürdig, und ich weiß
nicht, wieso.« Er
verstummte und legte ihm
die Hände auf die
Schultern. »Sag's mir,
Jude«, sagte er. »Sag mir,
was es ist. Sag's mir, und
wir bringen es wieder in
Ordnung.«**

**»Nein«, flüsterte er. »Ich
kann nicht, Willem, ich
kann nicht.« Sie schwiegen
lange. »Ich will ins Bett«,
sagte er, und Willem ließ**

ihn los, und er ging ins Badezimmer.

Als er herauskam, trug Willem eines seiner T-Shirts und breitete die Tagesdecke des Gästezimmerbetts über das Sofa in seinem Schlafzimmer, das Sofa unter dem Gemälde von Willem im Stuhl der Visagistin. »Was machst du da?«, fragte er.

»Ich bleibe heute Nacht hier«, sagte Willem.

Er seufzte, aber Willem begann zu sprechen, bevor

er es konnte. »Du hast genau drei Möglichkeiten, Jude«, sagte er. »Erstens: Ich rufe Andy an und sage ihm, ich hätte das Gefühl, dass mit dir irgendetwas ganz und gar nicht stimmt, und fahre dich in seine Praxis, damit er dich untersucht. Zweitens: Ich rufe Harold an, der ausflippt und Andy anruft. Oder drittens: Du lässt mich hierbleiben und dich im Auge behalten, weil du nicht mit mir sprichst, mir

**von dir aus ums Verrecken
nichts erzählst und dir
überhaupt nicht klar zu
sein scheint, dass du es
deinen Freunden
wenigstens schuldig bist,
ihnen die *Möglichkeit* zu
geben, dir zu helfen -
wenigstens das bist du mir
schuldig.« Seine Stimme
brach. »Also, wie
entscheidest du dich?«**

**Ach, Willem, dachte er.
Du weiß ja nicht, wie gern
ich es dir sagen würde. »Es
tut mir leid, Willem«, sagte**

er stattdessen.

»Schön, es tut dir leid«, sagte Willem. »Geh schlafen. Hast du noch Ersatzzahnbürsten? Da, wo sie immer sind?«

»Ja«, sagte er.

Abends kam er spät von der Arbeit zurück und sah, dass Willem auf dem Sofa lag und las. »Wie war dein Tag?«, fragte er, ohne das Buch wegzulegen.

»Gut«, sagte er. Er wartete ab, ob Willem sich erklären würde, aber er tat

es nicht, und schließlich ging er ins Bad. Im Wandschrank stieß er auf Willems Reisetasche, die offen stand und so viel Kleidung enthielt, dass klar war, dass er länger bleiben wollte.

Er schämte sich, es sich einzugestehen, aber Willems Anwesenheit - nicht nur in seiner Wohnung, sondern in seinem Zimmer - half. Sie sprachen nicht viel miteinander, aber seine

Gegenwart festigte ihn und half ihm, sich neu zu sammeln. Er dachte weniger über Caleb nach; er dachte über alles weniger nach. Es war, als machte die Notwendigkeit, Willem von seiner Normalität zu überzeugen, ihn tatsächlich normaler. Allein mit jemandem zusammen zu sein, von dem er wusste, dass er ihn niemals verletzen würde, nie im Leben, war beruhigend, und er konnte seinen Verstand

zum Schweigen bringen und schlafen. Doch so froh er darüber war, so angewidert war er auch von sich selbst, davon, wie unselbstständig, wie schwach er war. Kannte seine Bedürftigkeit denn gar kein Ende? Wie viele Menschen hatten ihm im Laufe der Jahre geholfen, und warum hatten sie es getan? Warum hatte er es zugelassen? Ein besserer Freund hätte zu Willem gesagt, er solle nach Hause gehen, er komme schon

allein zurecht. Aber das tat er nicht. Er ließ Willem die restlichen Wochen, die er noch in New York war, bei ihm verbringen, wo er auf dem Sofa schlief wie ein Hund.

Immerhin musste er keine Angst haben, Robin zu verärgern, da Willem und Robin kurz vor Ende der Dreharbeiten zu *Odyssee* ihre Beziehung beendet hatten, nachdem Robin herausgefunden hatte, dass Willem sie mit einer der

Assistentinnen aus der Kostümabteilung betrogen hatte. »Ich mochte sie noch nicht mal besonders«, hatte Willem ihm während eines ihrer Telefonate erzählt.

»Ich habe es aus dem miesesten Grund von allen getan - aus Langeweile.«

Er hatte darüber nachgedacht. »Nein«, sagte er, »der mieseste Grund von allen wäre gewesen, dass du Robin verletzen wolltest. Dein Grund war nur der dümmste von allen.«

In der Leitung war es kurz still gewesen, und dann hatte Willem losgelacht. »Danke, Jude«, sagte er. »Jetzt geht es mir besser und gleichzeitig schlechter.«

Willem blieb bei ihm bis zu dem Tag, an dem sein Flug nach Colombo ging. Er spielte den ältesten Sohn einer verarmten holländischen Kaufmannsfamilie in Sri Lanka Anfang der Vierzigerjahre des

zwanzigsten Jahrhunderts und hatte sich dafür einen dicken Schnäuzer wachsen lassen, dessen Spitzen nach oben wiesen; als Willem ihn umarmte, spürte er ihn an seinem Ohr. Einen Augenblick lang wollte er zusammenbrechen und Willem anflehen zu bleiben. *Geh nicht, wollte er zu ihm sagen. Bleib hier bei mir. Ich habe Angst davor, allein zu sein.* Er wusste, wenn er das sagte, würde Willem es tun - oder es zumindest

versuchen. Aber er würde es nie sagen. Er wusste, dass Willem die Dreharbeiten nicht verschieben konnte, und er wusste, dass Willem sich schuldig fühlen würde, weil er es nicht konnte. Also schloss er stattdessen die Arme fester um Willem, etwas, das er selten tat - er drückte seine Zuneigung zu Willem selten körperlich aus -, und er spürte, dass Willem überrascht war, aber dann drückte auch er

ihn fester an sich, und so standen sie lange da und hielten einander umschlungen. Er wusste noch, wie er gedacht hatte, er trage nicht genügend Kleiderschichten, um sich von Willem so eng umarmen zu lassen, und Willem werde die Narben auf seinem Rücken durch sein Hemd hindurch spüren können, doch in diesem Augenblick war es wichtiger, ihm einfach nah zu sein; er hatte mit einem

Mal das Gefühl, dies sei das letzte Mal, dass das geschah, das letzte Mal, dass er Willem sah. Diese Angst beschlich ihn jedes Mal, wenn Willem fortging, doch diesmal war sie heftiger, weniger theoretisch; es fühlte sich stärker nach einem wirklichen Auseinandergehen an.

Als Willem fort war, ging einige Tage lang alles gut. Aber dann ging es wieder schlechter. Die Hyänen

kehrten zurück, waren zahlreicher und hungriger als zuvor, jagten ihn noch rastloser. Und dann kam auch alles andere wieder: Jahre über Jahre über Jahre an Erinnerungen, von denen er geglaubt hatte, sie unter Kontrolle gebracht und entschärft zu haben, bedrängten ihn plötzlich wieder, jaulten auf und sprangen ihm in den Weg, nicht zu ignorieren in ihrem Lärm, unermüdlich in ihrem Geheul, mit dem

sie seine Aufmerksamkeit erheischten. Er wachte auf und schnappte nach Luft: Er wachte auf und hatte die Namen von Menschen auf der Zunge, von denen er geschworen hatte, er werde nie wieder an sie denken. In Gedanken spielte er die Nacht mit Caleb obsessiv wieder und wieder durch, verlangsamte seine Erinnerung, bis die Sekunden, in denen er nackt im Regen auf der Greene Street stand, sich zu

**Stunden dehnten, sein
Sturz die Treppe hinunter
Tage währte, die
Vergewaltigungen durch
Caleb unter der Dusche, im
Fahrstuhl Wochen
dauerten. Er hatte Visionen
von einem Eispick, den er
sich ins Ohr, ins Hirn
rammte, um den
Erinnerungen Einhalt zu
gebieten. Er träumte davon,
seinen Kopf gegen die
Wand zu schlagen, bis er
splitterte und die graue
Masse mit einem nassen,**

**blutigen Platschen zu
Boden fiel. Er fantasierte
davon, einen
Benzinkanister über sich
auszuleeren und dann ein
Streichholz anzureißen,
seinen Verstand von den
Flammen verzehren zu
lassen. Er kaufte einen Satz
Klingen für
Präzisionsmesser, nahm
drei davon in eine Hand,
schloss sie zur Faust und
sah zu, wie das Blut in die
Spüle tropfte, während er in
die leere Wohnung**

hineinschrie.

Er bat Lucien um mehr Aufträge, und er bekam sie, aber es war trotzdem nicht genug. Er versuchte, mehr Stunden in der gemeinnützigen Künstlerberatung zu übernehmen, aber es gab keine Schichten mehr, die man ihm hätte geben können. Er bewarb sich bei einer Organisation, die sich für die Rechte von Immigranten einsetzte und für die Rhodes einmal

ehrenamtlich gearbeitet hatte, aber sie sagten, sie suchten momentan nach Mitarbeitern mit Mandarin- oder Arabischkenntnissen und wollten ihm nicht seine Zeit stehlen. Er schnitt sich mehr und mehr; er begann, um die Narben herumzuschneiden, sodass er ganze Keile aus Fleisch entfernen konnte, die mit silbrig schimmerndem Narbengewebe gekrönt waren, aber es half nicht, es reichte nicht. Nachts betete

er zu einem Gott, an den er nicht glaubte, seit Jahren nicht geglaubt hatte: *Hilf mir, hilf mir, hilf mir*, flehte er. Er verlor sich selbst; das musste aufhören. Er konnte nicht ewig davonrennen.

Es war August; die Stadt war leer. Malcolm machte mit Sophie in Schweden Urlaub, Richard war auf Capri, Rhodes in Maine, Andy auf Shelter Island. (»Denk dran«, hatte Andy vor der Abfahrt zu ihm gesagt, wie er es vor jeder

längeren Reise tat, »ich bin nur zwei Stunden entfernt; wenn du mich brauchst, komme ich mit der nächsten Fähre zurück.«) Er ertrug es nicht, Harold um sich zu haben, der ihn immer wieder an seine Erniedrigung erinnerte; er rief ihn an und sagte ihm, er sei zu beschäftigt, um nach Truro zu kommen. Stattdessen kaufte er sich ein Ticket nach Paris, wo er das lange, einsame Labor-Day-Wochenende damit

verbrachte, allein durch die Straßen zu laufen. Er meldete sich bei niemandem, den er dort kannte, weder bei Citizen, der bei einer französischen Bank arbeitete, noch bei Isidore, der in der Hereford Street über ihm gewohnt hatte und in Paris unterrichtete, noch bei Phaedra, die die Leitung der dortigen Filiale einer New Yorker Galerie übernommen hatte, denn sie waren vermutlich

ohnehin nicht in der Stadt.

Er war müde, er war so müde. Es verlangte ihm so viel Energie ab, die Scheusale auf Abstand zu halten. Manchmal stellte er sich vor, wie er sich ihnen ergab und sie ihn mit ihren Klauen und Schnäbeln und Krallen zudeckten und hackten und zwickten und rupften, bis er verschwunden war, stellte sich vor, dass er es zuließ.

Nach seiner Rückkehr aus Paris hatte er einen Traum,

**in dem er über eine rissige
rötliche Fläche lief. Hinter
ihm war eine dunkle Wolke,
und auch wenn er schnell
war, war die Wolke
schneller. Während sie sich
ihm näherte, hörte er ein
Summen und stellte fest,
dass es sich um einen
Schwarm fürchterlicher,
öliger, lärmender Insekten
handelte, unter deren
Augen scherenartige
Auswüchse hervorragten. Er
wusste, wenn er stehen
blieb, würde er sterben, und**

doch wusste er selbst im Traum, dass er nicht viel länger würde weiterlaufen können; irgendwann hörte er auf zu rennen und begann zu humpeln - noch in seinen Träumen verschaffte sich die Realität Geltung. Und dann hörte er, wie eine Stimme, eine unbekannte, aber ruhige und gebieterische Stimme, zu ihm sprach. *Halt, sagte sie. Du kannst dem ein Ende setzen. Du musst das nicht mitmachen.* Es war eine

solche Erleichterung, diese Worte zu hören, und er blieb abrupt stehen und drehte sich zu der Wolke um, die nur Sekunden, nur Meter von ihm entfernt war, und wartete erschöpft darauf, dass es endete.

Er wachte von Angst erfüllt auf, denn er wusste, was die Worte bedeuteten, und sie waren so erschreckend wie tröstend. Während er sich jetzt durch seine Tage bewegte, hörte er diese Stimme in seinem

Kopf, und er wurde daran erinnert, dass er tatsächlich aufhören könnte. Er musste nicht weitermachen.

Natürlich hatte er schon früher daran gedacht, sich umzubringen; als er im Heim gewesen war und in Philadelphia und nachdem Ana gestorben war. Aber irgendetwas hatte ihn immer zurückgehalten, wenngleich er sich heute nicht mehr daran erinnern konnte, was es gewesen war. Während er jetzt vor den

Hyänen flüchtete, diskutierte er mit sich selbst: Warum tat er das? Er war so müde; er wollte so gern aufhören. Zu wissen, dass er nicht weitermachen musste, war in gewisser Weise tröstlich; es erinnerte ihn daran, dass es Alternativen gab, es erinnerte ihn daran, dass er noch immer die Kontrolle hatte, auch wenn sein Unterbewusstsein sich seinem Bewusstsein widersetzte.

Als eine Art Experiment begann er darüber nachzudenken, was es bedeuten würde, wenn er ginge: Im Januar, nach seinem lukrativsten Jahr in der Kanzlei, hatte er sein Testament aktualisiert, in dieser Hinsicht war also alles in Ordnung. Er würde einen Brief an Willem schreiben müssen, einen an Harold, einen an Julia; auch Lucien würde er etwas schreiben wollen, Richard, Malcolm. Andy. JB, dass er

ihm verzieh. Dann könnte er gehen. Er dachte jeden Tag daran, und das machte alles einfacher. Daran zu denken verlieh ihm Standhaftigkeit.

Und dann war es irgendwann kein Experiment mehr. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie er den Entschluss gefasst hatte, aber danach fühlte er sich leichter, freier, weniger gemartert. Die Hyänen jagten ihm noch immer

hinterher, aber jetzt konnte er in weiter Ferne ein Haus mit einer offenen Tür sehen, und er wusste, wenn er dieses Haus erreichte, wäre er in Sicherheit, und alles, was ihn verfolgte, würde von ihm abfallen. Natürlich gefiel ihnen das nicht - auch sie konnten die Tür sehen, sie wussten, dass er ihnen zu entgehen drohte -, und mit jedem Tag wurde die Jagd unerbittlicher, wurde die Armee der Dinge, die ihn

jagten, stärker, lauter und beharrlicher. Sein Gehirn erbrach Erinnerungen, sie überfluteten alles andere - er dachte an Menschen, Empfindungen und Ereignisse, an die er seit Jahren nicht gedacht hatte. Geschmäcker erschienen auf seiner Zunge wie durch Alchemie; er roch Dinge, die er seit Jahren nicht gerochen hatte. Sein System war gestört; er würde in seinen Erinnerungen ertrinken; er musste etwas

**unternehmen. Er hatte es
versucht - sein Leben lang
hatte er es versucht. Er
hatte versucht, ein besserer
Mensch zu sein, er hatte
versucht, sich
reinzuwaschen. Doch es
hatte nicht funktioniert.
Nach seiner Entscheidung
bemerkte er fasziniert, wie
hoffnungsvoll er war und
dass er sich selbst Jahre des
Elends hätte ersparen
können, indem er es
einfach beendet hätte - er
hätte zu seinem eigenen**

Retter werden können. Kein Gesetz besagte, dass er am Leben bleiben musste; sein Leben gehörte noch immer ihm, und er konnte damit verfahren, wie er wollte. Wie hatte er das all die Jahre übersehen können? Die Entscheidung schien ihm jetzt auf der Hand zu liegen - die einzige Frage war, weshalb er so lange dafür gebraucht hatte.

Er sprach mit Harold; an der Erleichterung in Harolds Stimme merkte er,

dass er schon normaler klingen musste. Er sprach mit Willem. »Du hörst dich besser an«, sagte Willem, und auch Willems Stimme war die Erleichterung anzuhören.

»Ich fühle mich auch besser«, sagte er. Nachdem er mit ihnen beiden gesprochen hatte, verspürte er einen Anflug von Reue, aber sein Entschluss stand fest. Er war ohnehin nicht gut für sie; er war nur eine überbordende Ansammlung

von Problemen, nichts weiter. Wenn er sich selbst keinen Einhalt gebot, würde er sie mit seinen Bedürfnissen verzehren. Er würde von ihnen nehmen und nehmen und nehmen, bis er das letzte Stück Fleisch von ihnen abgenagt hätte; selbst wenn sie für jede Schwierigkeit, vor die er sie stellte, eine Lösung fanden - er würde immer neue Wege finden, sie zu zerstören. Eine Zeit lang würden sie um ihn trauern,

weil sie gute Menschen waren, die besten, und das tat ihm leid - aber früher oder später würden sie begreifen, dass ihr Leben ohne ihn besser war. Sie würden begreifen, wie viel Zeit er ihnen gestohlen hatte; sie würden einsehen, welch ein Dieb er gewesen war, dass er all ihre Energie und Aufmerksamkeit aufgesaugt, dass er sie ausgeblutet hatte. Er hoffte, sie würden ihm verzeihen; er hoffte, sie würden

erkennen, dass dies seine Art war, sich bei ihnen zu entschuldigen. Er ließ sie frei - er liebte sie von allen am meisten, und das tat man für Menschen, die man liebte: Man schenkte ihnen die Freiheit.

Der Tag kam: ein Montag Ende September. In der Nacht zuvor hatte er festgestellt, dass die Prügel fast auf den Tag genau ein Jahr zurücklagen, ohne dass er es so geplant hätte. Am Abend ging er früher von

der Arbeit nach Hause. Er hatte das Wochenende damit verbracht, seine laufenden Projekte zu organisieren; er hatte den jeweiligen Stand für Lucien niedergeschrieben. Zu Hause legte er seine Briefe und einen Durchschlag seines Testaments nebeneinander auf den Wohnzimmertisch. Er hatte bei Richards Atelierassistenten eine Nachricht hinterlassen, dass die Toilettenspülung in

seinem Badezimmer undicht sei, und Richard gefragt, ob er den Klempner am nächsten Tag um neun Uhr in die Wohnung lassen könnte - sowohl Richard als auch Willem hatten Schlüssel für seine Wohnung -, da er geschäftlich verreisen müsse.

Er zog Anzugjackett, Krawatte, Schuhe und Uhr aus und ging ins Badezimmer. Er setzte sich mit hochgekrempelten

Ärmeln in die Duschwanne. Er hatte ein Glas Scotch, von dem er nippte, um seine Hände zu beruhigen, und ein Teppichmesser, das einfacher zu halten war als eine Rasierklinge. Er wusste, was er zu tun hatte: drei gerade vertikale Linien an den Venen beider Arme entlang, so tief und so lang wie möglich. Und dann würde er sich zurücklehnen und warten.

Er wartete eine Zeit lang ab, weinte ein wenig, weil

er müde und ängstlich und bereit war, bereit zu gehen. Schließlich rieb er sich die Augen und fing an. Er begann mit dem linken Arm. Er setzte den ersten Schnitt, der mehr schmerzte, als er erwartet hatte, und er schrie auf. Dann setzte er den zweiten. Er nahm noch einen Schluck von dem Scotch. Das Blut war zähflüssig, eher gelatineartig als flüssig, und von einem glänzenden, schimmernden,

öligen Schwarz. Schon war seine Hose davon durchnässt, schon lockerte sich sein Griff. Er setzte den dritten.

Als er mit beiden Armen fertig war, ließ er sich gegen die Wand der Duschkabine sinken. Er verspürte den absurden Wunsch nach einem Kissen. Ihm war warm von dem Scotch und seinem eigenen Blut, das in kleinen Wellen gegen ihn schlug, während es sich um seine Beine

herum sammelte - sein Inneres traf sein Äußeres, das Innen wusch das Außen. Er schloss die Augen. Hinter ihm heulten die Hyänen vor Wut. Vor ihm stand das Haus mit der offenen Tür. Er war ihm noch nicht nah, aber näher, als er es je gewesen war: nah genug, um zu sehen, dass drinnen ein Bett stand, in dem er sich ausruhen konnte, in dem er nach seinem langen Lauf liegen und schlafen konnte, in

dem er zum ersten Mal in seinem Leben sicher und geborgen sein würde.

Hinter der Grenze zu Nebraska hielt Bruder Luke am Rand eines Weizenfeldes an und ließ ihn aussteigen. Es war noch immer dunkel, aber er hörte, wie die Vögel sich regten, hörte, wie sie einer Sonne antworteten, die sie noch nicht sehen konnten. Er nahm die Hand des

Bruders, und sie stahlen sich vom Auto davon und zu einem großen Baum hinüber, wo Luke ihm erklärte, die anderen Brüder würden nach ihnen suchen, und sie müssten ihr Äußeres verändern. Er zog die verhasste Kutte aus und schlüpfte in die Kleider, die Bruder Luke ihm hinhielt: ein Sweatshirt mit Kapuze und ein Paar Jeans. Doch zuvor hielt er still, während Luke ihm mit einem Elektrorasierer die Haare

schnitt. Die Brüder hatten ihm selten die Haare geschnitten, und sie waren lang, reichten bis über die Ohren, und Bruder Luke seufzte traurig, während er sie abschnitt. »Deine schönen Haare«, sagte er, und dann wickelte er sie in seine Kutte und stopfte alles zusammen in einen Müllsack. »Jetzt siehst du aus wie jeder andere Junge auch, Jude. Aber später, wenn wir in Sicherheit sind, kannst du sie wieder

**wachsen lassen, in
Ordnung?«, und er nickte,
obwohl ihm der Gedanke,
wie jeder andere Junge
auszusehen, in Wahrheit
ganz gut gefiel. Und dann
zog Bruder Luke sich selbst
um, und er wandte sich ab.
»Du brauchst nicht
wegzuschauen, Jude«, sagte
Luke lachend, aber er
schüttelte den Kopf. Als er
sich wieder umdrehte,
wirkte der Bruder in
kariertem Hemd und Jeans
wie ein anderer Mensch,**

und er lächelte ihn an, als er sich den Bart abrasierte und die silbrigen Borsten von ihm herabrieselten wie Späne von einem Stück Metall. Es waren Baseballkappen für sie beide da, aber in die von Bruder Luke war eine gelbliche Perücke eingenäht, die seinen kahl werdenden Kopf vollständig bedeckte. Es gab auch Brillen für sie beide: Seine war schwarz und rund und hatte nur einfaches Glas in

der Fassung, aber die von Bruder Luke war eckig und groß und braun und hatte die gleichen dicken Linsen wie seine normale Brille, die er in die Tasche steckte. Er könne seine abnehmen, sobald sie in Sicherheit wären, sagte Bruder Luke zu ihm.

Sie waren auf dem Weg nach Texas. Dort würden sie ihre Hütte bauen. Er hatte sich Texas immer als Flachland vorgestellt, nur Staub und Himmel und

Straße, was, wie Bruder Luke sagte, auch größtenteils stimme, aber Teile des Landes - wie zum Beispiel der Osten, aus dem er stamme - seien mit Fichten und Zedern bewachsen.

Sie brauchten neunzehn Stunden, um Texas zu erreichen. Es hätte schneller gehen können, aber irgendwann hatte Bruder Luke am Rand des Highways angehalten und gesagt, er müsse sich etwas

ausruhen, und sie hatten beide mehrere Stunden lang geschlafen. Bruder Luke hatte ihnen auch etwas zu essen eingepackt - Sandwiches mit Erdnussbutter -, und in Oklahoma hielten sie noch einmal auf dem Parkplatz einer Raststätte, um sie zu essen.

Das Texas seiner Vorstellung hatte sich durch Bruder Lukes wenige Beschreibungen von einer aus Weiden und

**Steppenläufern
bestehenden Landschaft in
eine verwandelt, die über
und über von Kiefern
bestanden war, so hoch und
duftend, dass sie alle
anderen Geräusche, alles
übrige Leben erstickten,
sodass er, als Bruder Luke
erklärte, sie seien nun
offiziell in Texas, aus dem
Fenster schaute und
enttäuscht war.**

**»Wo sind die Wälder?«,
fragte er.**

Bruder Luke lachte. »Nur

Geduld, Jude.«

Sie würden ein paar Tage lang in einem Motel bleiben müssen, erklärte Bruder Luke, sowohl um sicherzugehen, dass die anderen Brüder ihnen nicht auf der Spur waren, als auch, damit er beginnen könne, nach dem besten Platz für ihre Hütte Ausschau zu halten. Das Motel hieß The Golden Hand, und das Zimmer hatte zwei Betten - richtige Betten -, und Bruder Luke

ließ ihn wählen. Er entschied sich für dasjenige, das näher am Badezimmer stand, und Bruder Luke nahm das, das am Fenster stand, von wo aus er das Auto sehen konnte. »Wie wäre es, wenn du duschen gehst, und ich kaufe ein paar Vorräte ein?«, sagte der Bruder, und er bekam plötzlich Angst. »Was ist, Jude?«

»Kommst du wieder?«, fragte er und hasste es, wie ängstlich er dabei klang.

»Natürlich komme ich wieder, Jude«, sagte der Bruder und umarmte ihn.

»Natürlich.«

Als er zurückkam, hatte er einen in Scheiben geschnittenen Laib Brot, ein Glas Erdnussbutter, fünf Bananen, einen Liter Milch, eine Tüte Mandeln, ein paar Zwiebeln und Paprikas und zwei Stücke Hühnerbrust dabei. Abends stellte Bruder Luke den kleinen Holzkohlegrill, den er mitgenommen hatte, auf

dem Parkplatz auf, und sie grillten die Zwiebeln und Paprikas und das Hühnerfleisch, und Bruder Luke gab ihm ein Glas Milch.

Sie folgten einem von Bruder Luke festgelegten Tagesablauf. Morgens standen sie auf, bevor die Sonne aufging, Bruder Luke kochte ihnen mit der Kaffeemaschine, die er mitgenommen hatte, eine Kanne Kaffee, und dann fuhren sie in die Stadt, zur

Laufbahn der Highschool, wo Bruder Luke ihn eine Stunde lang laufen ließ, während er auf der Zuschauertribüne saß, seinen Kaffee trank und ihm zusah. Dann kehrten sie in ihr Motelzimmer zurück, wo der Bruder ihn unterrichtete. Bruder Luke war Mathematikprofessor gewesen, bevor er ins Kloster gegangen war, aber weil er lieber mit Kindern arbeiten wollte, hatte er später eine sechste Klasse

unterrichtet. Aber auch über andere Dinge wusste er viel: über Geschichte, Bücher, Musik, Sprache. Er wusste so viel mehr als die anderen Brüder, und er fragte sich, warum Luke ihn nie unterrichtet hatte, als sie noch im Kloster gewesen waren. Sie aßen zu Mittag - wieder Erdnussbuttersandwiches -, und dann folgten weitere Unterrichtsstunden, bis er um fünfzehn Uhr wieder hinausdurfte, um Runden

um den Parkplatz herum zu laufen oder mit dem Bruder den Highway entlangzuspazieren. Das Motel lag an der Interstate, und die vorbeibrausenden Autos erzeugten einen konstanten Klangteppich. »Als würde man am Meer wohnen«, sagte Bruder Luke immer.

Hinterher kochte Bruder Luke eine dritte Kanne Kaffee und fuhr dann los, um nach geeigneten Orten für ihre Hütte Ausschau zu

**halten, und er blieb im
Motelzimmer zurück. Zu
seiner Sicherheit schloss
der Bruder ihn immer ein.
»Mach niemandem auf,
hörst du?«, sagte der
Bruder. »Niemandem. Ich
komme mit meinem
Schlüssel herein. Und lass
die Vorhänge geschlossen;
es soll niemand sehen, dass
du allein hier drinnen bist.
Es gibt gefährliche
Menschen auf der Welt; ich
will nicht, dass dir jemand
wehtut.« Aus demselben**

Grund durfte er den Computer von Bruder Luke nicht benutzen, den dieser ohnehin jedes Mal mitnahm, wenn er den Raum verließ. »Du weißt nicht, wer da draußen ist«, sagte Bruder Luke immer. »Ich möchte, dass du auf der Hut bist, Jude. Versprich mir das.« Er versprach es.

Meist lag er auf dem Bett und las. Der Fernseher war verboten: Wenn er zurückkam, legte Luke die

**Hand darauf, um zu prüfen,
ob er warm war, und er
wollte ihn nicht verärgern,
wollte keine
Schwierigkeiten bekommen.
Bruder Luke hatte ein
Keyboard im Auto
mitgenommen, und er übte
darauf; der Bruder
schimpfte nie mit ihm, aber
es war ihm wichtig, dass er
etwas lernte. Aber wenn der
Himmel sich verdunkelte,
saß er auf der Kante von
Bruder Lukes Bett, zog die
Vorhänge ein Stück zur**

**Seite und suchte den
Parkplatz nach Bruder
Lukes Auto ab, besorgt, dass
er doch nicht
zurückkommen würde, dass
er ihn leid war, dass er ihn
allein ließ. Es gab so vieles,
was er von der Welt nicht
wusste, und die Welt war
ein furchteinflößender Ort.
Er versuchte sich in
Erinnerung zu rufen, dass
er einiges konnte, dass er
arbeiten konnte, dass er
vielleicht im Hotel putzen
könnte, aber er war jedes**

Mal unruhig, bis er den Kombi auf sich zufahren sah, und dann war er erleichtert und schwor sich, am nächsten Tag braver zu sein, Bruder Luke niemals einen Grund zu geben, nicht zu ihm zurückzukehren.

Eines Abends kam der Bruder müde ins Motel zurück. Einige Tage zuvor war er aufgeregt zurückgekehrt: Er habe das perfekte Landstück gefunden, sagte er. Er

beschrieb eine von Zedern und Kiefern umstandene Lichtung, in der Nähe ein Flösschen, das von Fischen nur so wimmelte, die Luft so frisch und still, dass man jeden Kiefernzapfen hören konnte, der auf den weichen Boden fiel. Er hatte ihm sogar ein Bild gezeigt, das ganz aus dunklem Grün und Schatten bestand, und hatte ihm erklärt, wo die Hütte stehen würde und wie er ihm beim Bau helfen könnte und wo sie einen

**Schlafboden, ein
Geheimversteck nur für ihn
einrichten würden.**

**»Was ist denn, Bruder
Luke?«, fragte er ihn, als
der Bruder so lange
geschwiegen hatte, dass er
es nicht mehr aushielt.**

**»Ach, Jude«, sagte der
Bruder, »ich habe versagt.«
Er erzählte ihm, er habe
versucht und versucht, das
Land zu kaufen, aber er
habe einfach nicht genug
Geld. »Es tut mir leid, Jude,
es tut mir leid«, sagte er,**

**und dann sah er erstaunt,
wie der Bruder zu weinen
begann.**

**Er hatte nie zuvor einen
Erwachsenen weinen sehen.
»Vielleicht könntest du ja
wieder unterrichten,
Bruder Luke«, versuchte er
ihn zu trösten. »Ich mag
dich. Wenn ich ein Kind
wäre, würde ich gern von
dir unterrichtet werden«,
und der Bruder lächelte ein
wenig, strich ihm übers
Haar und sagte, so einfach
sei das nicht, er müsse**

**zunächst eine staatliche
Lizenz erwerben, und das
sei ein langer und
aufwendiger Prozess.**

**Er überlegte und
überlegte. Und dann fiel es
ihm ein: »Bruder Luke«,
sagte er, »*ich* könnte doch
helfen - ich könnte etwas
arbeiten. Ich könnte beim
Geldverdienen mithelfen.«**

**»Nein, Jude«, sagte der
Bruder. »Das kann ich nicht
zulassen.«**

**»Aber ich möchte es doch
gern«, sagte er. Ihm fiel**

ein, wie Bruder Michael ihm erklärt hatte, wie viel Geld er das Kloster gekostet hatte, und er bekam zugleich Angst und ein schlechtes Gewissen.

Bruder Luke hatte so viel für ihn getan, und er hatte seinerseits nichts für ihn getan. Er *wollte* nicht nur Geld dazuverdienen, er *musste* es.

Schließlich gelang es ihm, den Bruder zu überzeugen, der ihn umarmte. »Du bist wirklich einmalig, weißt du

das?«, fragte Luke ihn. »Du bist etwas ganz Besonderes.« Und er lächelte in den Pullover des Bruders hinein.

Am nächsten Tag ging der Bruder nach dem Unterricht wieder los, diesmal, wie er sagte, um eine passende Arbeit für ihn zu finden: etwas, womit er Geld verdienen könne, sodass sie das Land kaufen und die Hütte bauen könnten. Und diesmal kehrte Luke lächelnd

**zurück, geradezu aufgeregt,
und als er das sah, war auch
er aufgeregt.**

**»Jude«, sagte der Bruder,
»ich habe jemanden
getroffen, der dir Arbeit
geben will; er wartet
draußen, und du kannst
gleich anfangen.«**

**Er erwiderte das Lächeln
des Bruders. »Was werde
ich denn tun?«, fragte er.
Im Kloster hatte er gelernt
zu fegen, abzustauben und
zu wischen. Er konnte einen
Boden so gut bohnen, dass**

**selbst Bruder Matthew
beeindruckt gewesen war.
Er konnte Silber, Messing
und Holz polieren. Er
konnte zwischen Fliesen
putzen und eine Toilette
reinigen. Er konnte Blätter
aus Regenrinnen entfernen
und eine Mausefalle leeren
und neu aufstellen. Er
konnte Fenster putzen und
Wäsche mit der Hand
waschen. Er konnte bügeln,
konnte Knöpfe annähen,
konnte so kleine Stiche
machen, dass sie aussahen**

**wie von einer Maschine
gesetzt.**

**Er konnte kochen. Er
beherrschte nur etwa ein
Dutzend Gerichte von
Anfang bis Ende, aber er
wusste, wie man Kartoffeln,
Möhren und Steckrüben
wusch und schälte. Er
konnte Berge von Zwiebeln
schneiden, ohne eine Träne
zu vergießen. Er konnte
einen Fisch filetieren und
wusste, wie man ein Huhn
rupfte und ausnahm. Er
konnte Teig zubereiten, er**

konnte Brot backen. Er konnte Eiweiß schlagen, bis es sich von etwas Flüssigem in etwas Festes verwandelte, das besser als fest war: etwas, das aussah, als hätte man Luft eine Gestalt gegeben.

Und er konnte gärtnern. Er wusste, welche Pflanzen die Sonne brauchten und welche vor ihr zurückschreckten. Er wusste, wie man feststellte, ob eine Pflanze ausgetrocknet war oder in

zu viel Wasser ertrank. Er wusste, wann ein Baum oder Busch umgetopft werden musste und wann er widerstandsfähig genug war, um in den Erdboden eingepflanzt zu werden. Er wusste, welche Pflanzen vor Kälte geschützt werden mussten und wie man sie davor schützte. Er wusste, wie man einen Ableger machte und wie man den Ableger zum Wachsen brachte. Er wusste, wie man Dünger anmischte, wusste,

dass man Eierschalen in die Erde gab, um sie mit Protein anzureichern, wie man eine Blattlaus zerquetschte, ohne das Blatt zu beschädigen, auf dem sie saß. Er konnte all das, aber er hoffte, in einem Garten arbeiten zu dürfen, weil er gern im Freien arbeiten wollte, und bei seinen morgendlichen Läufen spürte er, dass der Sommer kam, und auf ihren Fahrten zur Laufbahn hatte er Felder mit blühenden

Wildblumen gesehen, und er wollte inmitten von ihnen sein.

Bruder Luke kniete sich neben ihn. »Du wirst tun, was du mit Pater Gabriel und den Brüdern getan hast«, sagte er, und dann verstand er langsam, was Bruder Luke sagte, und er wick zum Bett zurück, während alles in ihm von Angst gepackt wurde. »Jude, diesmal wird es anders sein«, sagte Luke, bevor er irgendetwas sagen konnte.

»Es wird ganz schnell vorbei sein, das verspreche ich dir. Und du bist so gut darin. Und ich warte im Bad und passe auf, dass nichts schiefgeht, ja?« Er strich ihm über das Haar. »Komm her«, sagte er und nahm ihn in den Arm. »Du bist ein wunderbarer Junge«, sagte er. »Nur dir und dem, was du tust, ist es zu verdanken, dass wir unsere Hütte haben werden, ja?« Bruder Luke hatte geredet und geredet, und schließlich

hatte er genickt.

Der Mann war hereingekommen (viele Jahre später würde dies eines der wenigen Gesichter sein, an die er sich noch erinnerte, und hin und wieder würde er Männer auf der Straße sehen, die ihm bekannt vorkamen, und er würde denken: Woher kenne ich ihn? Haben wir uns im Gericht getroffen? Hat er in dieser Verhandlung letztes Jahr die Gegenseite verteidigt?

**Und dann würde es ihm
einfallen: Er sieht aus wie
der erste von ihnen, der
erste Kunde), und Luke war
ins Badezimmer gegangen,
das sich unmittelbar hinter
seinem Bett befand, und er
und der Mann hatten Sex
gehabt, und dann war der
Mann gegangen.**

**An jenem Abend war er
sehr still, und Luke
behandelte ihn sehr sanft
und liebenswürdig. Er hatte
ihm sogar einen Keks
mitgebracht - einen**

Ingwerkeks -, und er hatte versucht, Luke anzulächeln, hatte versucht, den Keks zu essen, aber er konnte es nicht, und als Luke nicht hinsah, wickelte er ihn in ein Stück Papier und warf ihn fort. Am Tag darauf hatte er morgens nicht zur Laufbahn fahren wollen, aber Luke hatte gesagt, nach etwas sportlicher Betätigung werde er sich besser fühlen, und er hatte versucht zu laufen, aber es war zu schmerzhaft

gewesen, und schließlich hatte er sich hingesezt und gewartet, bis Luke sagte, sie könnten gehen.

Ihr Tagesablauf war jetzt ein anderer: Morgens und nachmittags fand noch immer Unterricht statt, aber an den Abenden brachte Bruder Luke jetzt manchmal Männer mit, seine Kunden. Mal war es nur einer, mal waren es mehrere. Die Männer brachten ihre eigenen Handtücher und ihre

eigenen Laken mit, die sie über das Bett spannten, bevor sie anfangen, und wieder abzogen und mitnahmen, wenn sie gingen.

Er gab sich die größte Mühe, nachts nicht zu weinen, aber wenn er es tat, setzte Bruder Luke sich neben ihn und strich ihm über den Rücken und tröstete ihn.

»Wie viele sind es noch, bis wir die Hütte bekommen?«, fragte er,

**aber Luke schüttelte nur
traurig den Kopf. »Das
werde ich erst in einiger
Zeit wissen«, sagte er.**

**»Aber du machst das so gut,
Jude. Du bist so gut darin.
Es ist nichts Schändliches
daran.« Aber er wusste,
dass doch etwas
Schändliches daran war.
Niemand hatte es ihm je
gesagt, aber er wusste es
dennoch. Er wusste, dass
das, was er tat, falsch war.**

**Und dann, nach einigen
Monaten - und vielen**

Motels: Sie zogen etwa alle zehn Tage um, durchquerten den gesamten Osten von Texas, und bei jedem Umzug nahm Luke ihn mit in den Wald, der wirklich sehr schön war, und zu der Lichtung, auf der ihre Hütte stehen würde -, veränderte sich wieder alles. Eines Abends lag er im Bett (es war ein Abend in einer Woche, in der er keine Kunden gehabt hatte. »Ein kleiner Urlaub«, hatte Luke lächelnd gesagt.

»Jeder braucht einmal Urlaub, besonders, wenn man so hart arbeitet wie du«), als Luke ihn fragte: »Jude, liebst du mich?«

Er zögerte. Vier Monate zuvor hätte er augenblicklich Ja gesagt, stolz und ohne nachzudenken. Doch jetzt - liebte er Bruder Luke wirklich? Er stellte sich diese Frage häufig. Er wollte es. Der Bruder hatte ihn nie geschlagen oder ein böses Wort zu ihm gesagt.

Er sorgte für ihn. Er wartete immer gleich auf der anderen Seite der Wand, um aufzupassen, dass ihm nichts passierte. In der vergangenen Woche hatte ihn ein Kunde zu etwas zwingen wollen, von dem Bruder Luke gesagt hatte, er müsse es nie tun, wenn er nicht wolle, und er hatte sich gewehrt und zu schreien versucht, aber ein Kissen hatte auf seinem Gesicht gelegen, und er wusste, dass es seine

Schreie dämpfte. Er wurde panisch und fing beinahe an zu schluchzen, als plötzlich das Kissen von seinem Gesicht und das Gewicht des Mannes von seinem Körper verschwand und Bruder Luke zu dem Mann sagte, er solle hinausgehen, in einem Tonfall, den er nie zuvor von dem Bruder gehört, der ihn jedoch geängstigt und zugleich beeindruckt hatte.

Und dennoch sagte ihm irgendetwas, dass er Bruder

Luke nicht lieben sollte, dass der Bruder etwas mit ihm getan hatte, das falsch war. Dabei hatte er das gar nicht. Schließlich tat er es freiwillig, er tat es für die Hütte im Wald, in der er seinen eigenen Schlafboden haben würde. Also sagte er dem Bruder, dass er ihn liebe.

Er war einen Augenblick lang glücklich, als er das Lächeln im Gesicht des Bruders sah, so als hätte er ihm die Hütte zu Füßen

gelegt. »Ach, Jude«, sagte er, »das ist das schönste Geschenk, das ich mir wünschen könnte. Weißt du, wie sehr ich dich liebe? Ich liebe dich mehr als mich selbst. Du bist wie ein Sohn für mich«, und er hatte das Lächeln erwidert, denn manchmal stellte er sich vor, Luke sei sein Vater und er Lukes Sohn. »Dein Vater hat gesagt, du wärst neun, aber du siehst älter aus«, hatte einer der Kunden argwöhnisch zu ihm gesagt,

bevor sie angefangen hatten, und er hatte geantwortet, was Luke ihm aufgetragen hatte - »Ich bin groß für mein Alter« -, und war sowohl erfreut als auch auf eine sonderbare Weise nicht erfreut gewesen, dass der Kunde Luke für seinen Vater gehalten hatte.

Dann erklärte Bruder Luke ihm, wenn zwei Menschen sich so sehr liebten, wie sie beide es taten, schliefen sie im selben Bett und zeigten sich

einander nackt. Er wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, aber bevor er sich auf etwas besinnen konnte, stieg Bruder Luke zu ihm ins Bett, zog sich aus und küsste ihn. Er hatte nie zuvor jemanden geküsst - Bruder Luke gestattete es den Kunden nicht -, und er mochte es nicht, mochte die Nässe und die Gewaltsamkeit nicht. »Entspann dich«, sagte der Bruder zu ihm. »Entspann dich einfach, Jude«, und er

versuchte es, so gut er konnte.

Als der Bruder zum ersten Mal Sex mit ihm hatte, sagte er ihm, es werde anders sein als mit den Kunden. »Weil wir uns lieben«, hatte er gesagt, und er hatte ihm geglaubt, und als es sich dann trotzdem genauso angefühlt hatte - genauso schmerzhaft, genauso schwierig, genauso unangenehm, genauso schändlich -, nahm er an, er

make irgendetwas falsch, insbesondere weil der Bruder hinterher so glücklich war. »War das nicht schön?«, fragte ihn der Bruder, »hat sich das nicht anders angefühlt?«, und er hatte zugestimmt, zu beschämt, um zuzugeben, dass es kein bisschen anders gewesen war, dass es genauso schrecklich gewesen war wie mit dem Kunden am Tag zuvor.

Normalerweise hatte Bruder Luke keinen Sex mit

**ihm, wenn er früher am
Abend Kunden gehabt
hatte, aber sie schliefen
immer im selben Bett, und
sie küssten sich immer. Ein
Bett war jetzt für die
Kunden da, und das andere
war ihres. Er begann den
Geschmack von Lukes Mund
zu hassen, das strenge
Aroma von altem Kaffee, die
Zunge ein schlüpfriges und
gehäutetes Ding, das sich in
ihn hineinzuwühlen
versuchte. Mitten in der
Nacht, wenn der Bruder**

**schlafend neben ihm lag
und ihn mit seinem Gewicht
an die Wand drückte,
weinte er manchmal leise,
betete darum, fortgebracht
zu werden, irgendwohin, an
irgendeinen anderen Ort.
An die Hütte dachte er
nicht mehr: Er träumte jetzt
von dem Kloster und
dachte, wie dumm es von
ihm gewesen war,
fortzugehen. Letztlich war
es dort besser gewesen.
Wenn sie morgens draußen
waren und auf der Straße**

an jemandem vorbeigingen, sagte Bruder Luke, er solle nach unten schauen, weil seine Augen auffällig seien, und sollten die Brüder nach ihnen suchen, würden sie sie verraten. Aber manchmal wollte er aufblicken, so als könnten seine Augen allein durch ihre Farbe und Form den Brüdern über Meilen und Staaten hinweg eine Nachricht zukommen lassen: *Hier bin ich. Helft mir. Bitte holt mich zurück.* **Nichts**

gehörte mehr ihm: nicht seine Augen, nicht sein Mund, nicht einmal sein Name, bei dem Bruder Luke ihn nur noch rief, wenn sie allein waren. Vor allen anderen war er Joey. »Und das ist Joey«, sagte Bruder Luke immer, und dann erhob er sich vom Bett und wartete mit gesenktem Kopf, während der Kunde ihn in Augenschein nahm.

Er freute sich auf seine Unterrichtsstunden, denn es waren die einzigen

Momente, in denen Bruder Luke ihn nicht anfasste. Während dieser Stunden war der Bruder derjenige, an den er sich erinnerte, der Mensch, dem er vertraute und dem er gefolgt war. Doch dann war der Unterricht vorbei, und der Abend ging so zu Ende wie der vorherige.

Er wurde stiller und stiller. »Wo ist mein fröhlicher Junge?«, fragte ihn der Bruder, und er versuchte, sein Lächeln zu

**erwidern. »Es ist nichts
Schlimmes, Spaß daran zu
haben«, sagte der Bruder
manchmal, und er nickte,
und der Bruder lächelte ihn
an und streichelte ihm den
Rücken. »Es gefällt dir,
oder?«, fragte er und
zwinkerte ihm zu, und er
nickte stumm. »Ich merke
das«, sagte Luke dann, noch
immer lächelnd, voller
Stolz. »Du bist dafür
geschaffen, Jude.« Auch
manche der Kunden sagten
das zu ihm - *Du bist dafür***

geboren -, und sosehr er es hasste, so wusste er doch auch, dass sie recht hatten. Er war dafür geboren. Er war geboren, ausgesetzt und gefunden worden und dann benutzt worden, wie es seine Bestimmung war, benutzt zu werden.

In späteren Jahren würde er sich an den genauen Zeitpunkt zu erinnern versuchen, zu dem er begriffen hatte, dass die Hütte nie gebaut werden würde, dass er das Leben,

**das er sich erträumt hatte,
niemals führen würde.
Anfangs hatte er seine
Kunden noch gezählt und
gedacht, wenn eine
bestimmte Anzahl erreicht
sei - vierzig?, fünfzig? -,
werde es gewiss vorbei sein,
werde er sicherlich
aufhören dürfen. Doch dann
wurde die Zahl größer und
größer, bis er sie eines
Tages angesehen und
begriffen hatte, wie groß sie
war, und angefangen hatte
zu weinen, so verängstigt**

und so angewidert von dem, was er getan hatte, dass er nicht mehr weiterzählte.

War es der Moment gewesen, als er diese Zahl erreicht hatte? Oder war es gewesen, als sie Texas ganz hinter sich gelassen hatten und Luke ihm versprochen hatte, die Wälder in Washington State seien ohnehin besser, während sie nach Westen fuhren, durch New Mexico und Arizona, und dann nach Norden, um unterwegs

**wochenlang in kleinen
Städtchen Rast zu machen,
wo sie in kleinen Motels
wohnten, die dem ersten
Motel, in dem sie gewohnt
hatten, glichen wie ein Ei
dem anderen, und ganz
egal, wo sie hielten, überall
waren Männer, und an den
Abenden, an denen keine
Männer da waren, war
Bruder Luke da, der ihn zu
begehren schien, wie er
selbst nie irgendetwas
begehrt hatte? War es
gewesen, als er festgestellt**

hatte, dass er seine freien Wochen noch mehr hasste als die normalen Wochen, weil die Rückkehr in sein alltägliches Leben so viel schlimmer war, als es gewesen wäre, überhaupt keinen Urlaub zu haben? War es gewesen, als ihm die Ungereimtheiten in Bruder Lukes Geschichten aufgefallen waren: dass es manchmal nicht sein Sohn, sondern sein Neffe gewesen war, der nicht gestorben, sondern nur fortgezogen

**war, woraufhin Bruder Luke
ihn nie wiedergesehen
habe; oder dass er mal
aufgehört hatte zu
unterrichten, weil er den
Wunsch verspürte, ins
Kloster zu gehen, und mal,
weil er es leid war, sich
ständig mit dem
Schuldirektor
auseinandersetzen zu
müssen, der Kinder
offenkundig weniger
schätzte, als Bruder Luke es
tat; oder dass er in
manchen seiner**

Geschichten im Osten von Texas aufgewachsen war, in anderen seine Kindheit jedoch in Carmel, Laramie oder Eugene verbracht hatte?

Oder war es an dem Tag gewesen, an dem sie auf dem Weg nach Washington durch Utah hindurch nach Idaho gefahren waren? Sie wagten sich selten wirklich in Städte hinein - ihr Amerika war frei von Bäumen und Blumen, bestand nur aus langen

Straßenabschnitten, in denen das einzige Grün Bruder Lukes einsam überlebende Cattleya war, die weiterhin wuchs und Blätter trieb, aber nicht knospte. Doch diesmal hatten sie ausnahmsweise eine Stadt aufgesucht, weil Bruder Luke dort einen Bekannten hatte, der Arzt war, und er wollte, dass er Jude untersuchte, da er sich offensichtlich trotz der Vorkehrungen, auf deren Einhaltung Bruder Luke

achtete, bei einem der Kunden mit irgendwas angesteckt hatte. Er wusste nicht, wie die Stadt hieß, aber er war verblüfft über die Anzeichen von Normalität, von Leben, das ihn umgab, und er starrte schweigend aus dem Fenster und betrachtete Szenen, wie er sie sich immer ausgemalt, aber selten zu Gesicht bekommen hatte: Frauen, die mit Kinderwagen auf der Straße standen und sich

lachend unterhielten; ein Jogger, der schwer atmend vorbeilief; Familien mit Hunden; eine Welt, die nicht allein aus Männern, sondern auch aus Kindern und Frauen bestand. Normalerweise schloss er auf diesen Fahrten die Augen - er schlief jetzt ständig, wartete darauf, dass die Tage vorbeigingen -, doch an jenem Tag fühlte er sich ungewöhnlich wach, so als versuchte die Welt, ihm

etwas zu sagen, und er müsse nur zuhören, um die Nachricht zu empfangen.

Bruder Luke versuchte, gleichzeitig die Karte zu lesen und zu fahren, und schließlich hielt er am Straßenrand an, studierte die Karte und murmelte vor sich hin. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite war ein Baseballfeld, und er sah zu, wie es sich wie auf Kommando mit Menschen zu füllen begann:

**hauptsächlich mit Frauen
und dann mit rennenden
und schreienden Jungen.
Die Jungen trugen
Uniformen, weiße mit roten
Streifen, aber davon
abgesehen, sahen sie alle
unterschiedlich aus -
unterschiedliche Haare,
unterschiedliche Augen,
unterschiedliche Haut.
Manche waren dünn wie er,
manche waren dick. Er
hatte nie so viele Jungen in
seinem Alter auf einmal
gesehen, und er konnte den**

Blick nicht von ihnen abwenden. Und dann bemerkte er, dass sie allen Unterschieden zum Trotz eigentlich alle gleich waren: Sie lächelten alle, sie lachten, sie freuten sich, draußen zu sein, an der trockenen, heißen Luft, wo die helle Sonne sie beschien und ihre Mütter Dosen mit Limonade und Flaschen mit Wasser und Saft aus Plastiktragekörben auspackten.

»Aha! Wir sind wieder auf

dem richtigen Weg!«, hörte er Luke sagen, und dann hörte er, wie er die Karte zusammenfaltete. Doch bevor der Motor ansprang, spürte er, wie Luke seinem Blick folgte, und einen Augenblick lang saßen sie da und starrten die Jungen schweigend an, bis Luke ihm schließlich über das Haar strich. »Ich liebe dich, Jude«, sagte er, und nach einem Moment antwortete er, wie er es immer tat - »Ich liebe dich auch,

**Bruder Luke« -, und sie
fuhren davon.**

**Er war genau wie diese
Jungen, aber in Wahrheit
war er es nicht: Er war
anders. Er würde niemals
einer von ihnen sein. Er
würde niemals über
Spielfelder laufen, während
seine Mutter ihm
hinterherrief, er solle noch
eine Kleinigkeit essen,
damit er beim Spielen nicht
müde werde. Er würde
niemals sein Bett in der
Hütte haben. Er würde**

**niemals wieder sauber sein.
Die Jungen spielten auf dem
Spielfeld, und er fuhr mit
Bruder Luke zum Arzt, zu
einem Arzt, der, das wusste
er von seinen Terminen bei
anderen Ärzten, irgendwie
falsch sein würde,
irgendwie kein guter
Mensch. Er war ebenso weit
von ihnen entfernt wie vom
Kloster. Er hatte sich so
weit von sich selbst
entfernt, von dem, der er zu
sein gehofft hatte, dass es
war, als wäre er gar kein**

Junge mehr, sondern etwas völlig anderes. Dies war jetzt sein Leben, und es gab nichts, was er dagegen tun konnte.

Vor der Arztpraxis beugte Luke sich zu ihm herüber und umarmte ihn. »Heute Abend werden wir Spaß haben, nur du und ich«, sagte er, und Jude nickte, weil ihm weiter nichts übrigblieb. »Gehen wir«, sagte Luke und ließ ihn los, und er stieg aus dem Auto und ging hinter Bruder

**Luke her über den
Parkplatz zu der braunen
Tür, die sich bereits
öffnete, um sie eintreten zu
lassen.**

**Die erste Erinnerung: ein
Krankenhauszimmer. Er
wusste, dass es ein
Krankenhauszimmer war,
bevor er die Augen
aufschlug, weil er es
riechen konnte, weil ihm
diese bestimmte Art der
Stille - eine Stille, die nicht**

wirklich still war - vertraut war. Neben ihm: Willem, der auf einem Stuhl schlief. Das verwirrte ihn - was machte Willem hier? Er sollte doch fort sein, irgendwo anders. Es fiel ihm ein: Sri Lanka. Aber er war es nicht. Wie merkwürdig, dachte er. Ich frage mich, warum er hier ist. Das war die erste Erinnerung.

Die zweite Erinnerung: dasselbe Krankenhauszimmer. Er

drehte sich zur Seite und sah Andy auf der Bettkante sitzen, Andy, der unrasiert war und schlecht aussah und ihn auf eine sonderbare, nicht überzeugende Weise anlächelte. Er merkte, wie Andy seine Hand drückte - ihm war nicht bewusst gewesen, dass er eine Hand hatte, bis Andy sie drückte -, und hatte den Druck erwidern wollen, es aber nicht gekonnt. Andy hatte zu jemandem

hinaufgeblickt.

»Nervenschaden?«, hörte er Andy fragen. »Möglich«, sagte die andere Person, die Person, die er nicht sehen konnte, »aber wenn wir Glück haben, ist es wohl eher -« Und er hatte die Augen geschlossen und war wieder eingeschlafen. Das war die zweite Erinnerung.

Die dritte, vierte, fünfte und sechste Erinnerung waren eigentlich gar keine Erinnerungen: Sie waren die Gesichter, die Hände,

**die Stimmen von Menschen,
die sich über sein Gesicht
beugten, seine Hand
hielten, mit ihm sprachen -
sie waren Harold und Julia
und Richard und Lucien.
Ebenso die siebte und
achte: Malcolm, JB.**

**Die neunte Erinnerung
war abermals Willem, der
neben ihm saß und ihm
sagte, es tue ihm so leid,
aber er müsse weg. Nur für
eine Weile, dann komme er
zurück. Er weinte, und er
wusste nicht genau, warum,**

aber es erschien ihm nicht besonders außergewöhnlich - sie weinten alle, sie weinten und entschuldigten sich bei ihm, was er seltsam fand, denn niemand von ihnen hatte etwas falsch gemacht: So viel wusste er zumindest. Er wollte Willem sagen, er solle nicht weinen, es gehe ihm gut, aber seine Zunge fühlte sich so dick an, eine große nutzlose Steinplatte, und er konnte sie nicht zum Sprechen bewegen. Willem

hielt schon eine seiner Hände, aber er hatte nicht die Energie, um die andere zu heben, sie auf Willems Arm zu legen und ihn zu beruhigen, und schließlich gab er auf.

In der zehnten Erinnerung war er nach wie vor im Krankenhaus, aber in einem anderen Zimmer, und er war noch immer so müde. Seine Arme taten weh. Er hatte zwei Schaumstoffbälle, in jeder Hand einen, und er sollte

sie fünf Sekunden lang drücken und dann fünf Sekunden lang loslassen. Er wusste nicht mehr, wer ihm das gesagt oder wer ihm die Bälle gegeben hatte, aber er tat es trotzdem, auch wenn seine Arme mit jedem Mal mehr schmerzten, ein brennender, grober Schmerz, und er nicht mehr als drei oder vier Wiederholungen schaffte, bevor er erschöpft war und aufhören musste.

Und dann war er eines

Nachts aufgewacht, war durch Schichten von Träumen, an die er sich nicht erinnern konnte, hinaufgeschwommen und hatte begriffen, wo er war und warum. Dann war er wieder eingeschlafen, doch am nächsten Tag drehte er den Kopf und sah einen Mann in einem Stuhl neben seinem Bett sitzen: Er wusste nicht, wer dieser Mann war, aber er hatte ihn schon einmal gesehen. Er kam, setzte sich und starrte

ihn an, und manchmal sprach er mit ihm, aber er konnte sich nie darauf konzentrieren, was der Mann sagte, und irgendwann machte er immer die Augen zu.

»Ich bin in einer psychiatrischen Anstalt«, sagte er jetzt zu dem Mann, und seine Stimme klang falsch in seinen Ohren, näselnd und heiser.

Der Mann lächelte. »Sie sind in der psychiatrischen Abteilung eines

Krankenhauses, ja«, sagte er. »Erinnern Sie sich an mich?«

»Nein«, sagte er, »aber ich erkenne sie.«

»Ich bin Dr. Solomon. Ich bin Psychiater hier in der Klinik.« Stille entstand.

»Wissen Sie, warum Sie hier sind?«

Er schloss die Augen und nickte. »Wo ist Willem?«, fragte er. »Wo ist Harold?«

»Willem musste nach Sri Lanka zurück, um die Dreharbeiten zu beenden«,

sagte der Arzt. »Er kommt am« - er hörte das Geräusch von Seiten, die umgeblättert wurden - »neunten Oktober wieder. Das ist in zehn Tagen. Harold kommt heute Mittag; er kommt immer um diese Zeit, erinnern Sie sich?« Er schüttelte den Kopf. »Jude«, sagte der Arzt, »können Sie mir sagen, warum Sie hier sind?«

»Wegen«, begann er und schluckte. »Wegen dem, was

ich in der Dusche getan habe.«

Es folgte eine neuerliche Stille. »Das ist richtig«, sagte der Arzt sanft. »Jude, können Sie mir sagen, warum -« Aber das war alles, was er hörte, denn er war wieder eingeschlafen.

Als er das nächste Mal erwachte, war der Mann verschwunden, aber stattdessen war Harold da. »Harold«, sagte er mit seiner merkwürdigen neuen Stimme, und Harold, der

dagesessen hatte, die Ellbogen auf die Schenkel gestützt, das Gesicht in den Händen vergraben, sah so plötzlich auf, als hätte er geschrien.

»Jude«, sagte er und setzte sich neben ihn aufs Bett. Er nahm ihm den Ball aus der rechten Hand und legte seine eigene Hand hinein.

Er fand, dass Harold fürchterlich aussah. »Es tut mir leid, Harold«, sagte er, und Harold begann zu

weinen. »Nicht weinen«, sagte er zu ihm, »bitte nicht weinen«, und Harold stand auf und ging ins Bad, und er konnte hören, wie er sich die Nase putzte.

Als er abends allein war, weinte er selbst: nicht wegen dem, was er getan hatte, sondern weil er nicht erfolgreich gewesen war, weil er trotzdem noch am Leben war.

Sein Verstand wurde mit jedem Tag etwas klarer. Jeden Tag war er ein wenig

**länger wach. Die meiste
Zeit über fühlte er nichts.
Menschen besuchten ihn
und weinten, und er sah sie
an und konnte nur
feststellen, wie merkwürdig
ihre Gesichter aussahen,
dass alle Menschen gleich
aussahen, wenn sie weinten,
die Nasen wie
Schweineschnauzen, selten
genutzte Muskeln, die den
Mund in unnatürliche
Richtungen, zu
unnatürlichen Formen
verzogen.**

**Er dachte an gar nichts,
sein Geist war eine leere
Seite. Stück für Stück fand
er heraus, was geschehen
war: Richards
Atelierassistent hatte
gedacht, der Klempner
werde nicht am nächsten
Morgen um neun Uhr
kommen, sondern noch am
selben Abend (selbst in
seinem benebelten Zustand
fragte er sich, wie jemand
annehmen konnte, ein
Klempner komme um neun
Uhr abends); Richard hatte**

ihn gefunden und einen Krankenwagen gerufen und war mit ihm zusammen ins Krankenhaus gefahren; Richard hatte Andy, Harold und Willem angerufen; Willem war von Colombo hergeflogen, um bei ihm zu sein. Es tat ihm leid, dass Richard ihn hatte finden müssen - das war immer der Teil des Plans gewesen, der ihm Kopfzerbrechen bereitet hatte, wobei er sich erinnerte, gedacht zu haben, dass Richard eine

hohe Toleranzschwelle für Blut habe, denn schließlich hatte er einmal Skulpturen daraus geformt und war somit derjenige seiner Freunde, der es am ehesten ohne ein Trauma überstehen würde -, und er hatte sich bei Richard entschuldigt, der ihm über den Handrücken gestrichen und ihm gesagt hatte, es sei nicht schlimm, es sei schon in Ordnung.

Dr. Solomon kam jeden Tag und versuchte, mit ihm

zu reden, aber er hatte nicht viel zu sagen. Die meiste Zeit über sprach niemand mit ihm. Die Menschen kamen, setzten sich hin und arbeiteten irgendetwas oder redeten, ohne zu erwarten, dass er antwortete, wofür er dankbar war. Lucien kam oft vorbei, meist mit einem Geschenk, einmal mit einer großen Karte, die alle im Büro unterschrieben hatten - »Ich bin sicher, die wird dich schlagartig

gesunden lassen«, sagte er trocken, »aber gut, hier ist sie« -, und Malcolm machte eines seiner imaginären Häuser für ihn, mit Fenstern aus straff gespanntem Pergament, das er auf seinen Nachttisch stellte. Willem rief jeden Morgen und jeden Abend an. Harold las ihm *Der Hobbit* vor, das er nie gelesen hatte, und wenn Harold nicht kommen konnte, kam Julia und las weiter, wo Harold aufgehört

hatte: Diese Besuche waren ihm die liebsten. Andy kam jeden Abend, wenn die Besuchszeiten vorbei waren, und brachte Abendessen mit; er war besorgt, dass er nicht genügend zu sich nahm, und brachte ihm von allem, was er selbst aß, eine Portion mit. Er brachte ihm Rindergraupensuppe, aber Judes Hände waren noch zu schwach, um den Löffel zu halten, und Andy musste ihn füttern, langsam, einen

**Löffel nach dem anderen.
Früher wäre ihm das
peinlich gewesen, aber jetzt
war es ihm schlicht egal: Er
öffnete den Mund, nahm die
Nahrung auf, die nach
nichts schmeckte, kaute
und schluckte.**

**»Ich will nach Hause«,
sagte er eines Abends zu
Andy, während er ihm dabei
zusah, wie er ein Club-
Sandwich mit
Truthahnbrust aß.**

**Andy schluckte einen
Bissen hinunter und sah**

ihn an. »Ach, wirklich?«

»Ja«, sagte er. Ihm fiel nichts anderes ein. »Ich will hier raus.« Er glaubte, Andy werde etwas Sarkastisches sagen, doch er nickte nur langsam. »Okay«, sagte er. »Okay. Ich rede mit Solomon.« Er verzog das Gesicht. »Iss dein Sandwich.«

Am Tag darauf sagte Dr. Solomon zu ihm: »Wie ich höre, möchten Sie nach Hause.«

»Es kommt mir vor, als

wäre ich schon sehr lange hier.«

**Dr. Solomon schwieg.
Dann sagte er: »Sie *sind*
schon eine ganze Weile
hier. Aber in Anbetracht
ihrer Vergangenheit mit
Selbstverletzung und der
Ernsthaftigkeit ihres
Suizidversuchs hielten Ihr
Arzt - Andy - und Ihre
Eltern es für das Beste.«**

**Er dachte darüber nach.
»Das heißt, wenn mein
Suizidversuch weniger
ernsthaft gewesen wäre,**

hätte ich eher nach Hause gehen können?« Es wirkte zu logisch für eine tatsächlich geltende Regel.

Der Arzt lächelte.

»Wahrscheinlich«, sagte er.

»Aber ich habe eigentlich nichts dagegen einzuwenden, dass Sie gehen, Jude; ich denke allerdings, dass wir einige schützende Maßnahmen treffen müssen.« Er verstummte. »Was mir Sorgen bereitet, ist nur, dass Sie nicht darüber

sprechen möchten, wie es überhaupt dazu gekommen ist. Dr. Contractor - Entschuldigung, Andy - hat mir erzählt, dass Sie sich immer gegen eine Therapie gesperrt haben; darf ich fragen, warum?« Er schwieg, und der Arzt tat es auch. »Ihr Vater hat mir gesagt, dass es letztes Jahr eine Missbrauchsbeziehung gab, die langfristige Auswirkungen hatte«, sagte der Arzt, und er merkte, wie Kälte in ihm aufstieg. Aber

er zwang sich, nicht zu antworten, und schloss die Augen, und endlich hörte er, wie Dr. Solomon sich erhob, um zu gehen. »Ich komme morgen wieder, Jude«, sagte er beim Hinausgehen.

Als deutlich geworden war, dass er mit niemandem reden würde und nicht in der Lage war, sich selbst etwas anzutun, ließ man ihn schließlich gehen, mit einigen Auflagen: Er wurde in Julias und Harolds Obhut

übergeben. Es wurde stark empfohlen, dass er weiterhin eine leicht verringerte Dosis der Medikamente nahm, die er im Krankenhaus bekommen hatte. Es wurde sehr stark empfohlen, dass er zweimal in der Woche zu einem Psychotherapeuten ging. Zu Andy sollte er einmal in der Woche. Von der Arbeit sollte er eine Auszeit nehmen, was bereits veranlasst worden war. Er stimmte allem zu. Er setzte

**seinen Namen - der
Kugelschreiber wackelte in
seiner Hand hin und her -
unter die
Entlassungspapiere, unter
die Namen von Andy,
Dr. Solomon und Harold.**

**Harold und Julia nahmen
ihn mit nach Truro, wo
Willem ihn bereits
erwartete. Nachts schlief er
ausgiebig, und tagsüber
spazierten Willem und er
langsam den Hügel
hinunter zum Meer. Es war
Anfang Oktober und zu kalt,**

**um ins Wasser zu gehen,
aber sie setzten sich in den
Sand und schauten zum
Horizont hinaus, und mal
sagte Willem etwas zu ihm
und mal nicht. Er träumte,
das Meer habe sich in einen
massiven Eisblock
verwandelt, die Wellen
mitten im Brechen
eingefroren, und Willem
stehe am anderen Ufer und
rufe zu ihm herüber, und er
gehe langsam über die
weite Fläche auf ihn zu,
Hände und Gesicht vom**

Wind betäubt.

Sie aßen früh zu Abend, weil er so früh schlafen ging. Es gab nur einfache, leicht verdauliche Gerichte, und wenn es Fleisch gab, schnitt einer der drei es für ihn, damit er nicht mit einem Messer hantieren musste. Harold goss ihm zu jedem Essen ein Glas Milch ein, so als wäre er ein Kind, und er trank es aus. Er durfte erst aufstehen, wenn er seinen Teller mindestens zur Hälfte leergegessen

hatte, und man überließ ihm auch nicht, sich seine Portion selbst zu nehmen. Er war zu müde, um sich dagegen zu wehren; er gab sich Mühe, sie zufriedenzustellen.

Ihm war immer kalt, und manchmal wachte er mitten in der Nacht auf, zitternd trotz der auf ihn getürmten Decken, und dann lag er da, sah Willem, mit dem er sich ein Zimmer teilte, auf dem Sofa gegenüber beim Atmen zu und betrachtete die

Wolken, die vor dem Stück Mond vorüberzogen, das er zwischen dem Rand des Fensterrahmens und dem Rollladen sehen konnte, bis er wieder schlafen konnte.

Manchmal dachte er an das, was er getan hatte, und verspürte dieselbe Art von Bedauern, die er im Krankenhaus verspürt hatte: Bedauern darüber, dass er gescheitert war, dass er noch lebte. Und manchmal dachte er daran und bekam Angst: Von nun

an würde man ihn wirklich anders behandeln. Er war jetzt wirklich ein Sonderling, noch mehr als je zuvor. Er würde jetzt von Neuem beginnen müssen, die Menschen davon zu überzeugen, dass er normal war. Er dachte an die Kanzlei, den einen Ort, an dem es keine Rolle gespielt hatte, wer er gewesen war. Aber jetzt würde es immer eine andere, konkurrierende Fama geben. Von nun an würde er

**nicht mehr nur der jüngste
Teilhaber in der Geschichte
der Kanzlei sein (wie
Tremain ihn manchmal
vorstellte); er würde der
Teilhaber sein, der versucht
hatte, sich umzubringen.
Sie mussten
fuchsteufelswild auf ihn
sein, dachte er. Er dachte
an seine Arbeit dort und
fragte sich, wer sie wohl
weiterführte. Vermutlich
waren sie gar nicht darauf
angewiesen, dass er
zurückkäme. Wer würde**

**noch mit ihm arbeiten
wollen? Wer würde ihm
vertrauen?**

**Und nicht allein bei Rosen
Pritchard würde man ihn
mit anderen Augen sehen -
alle würden es tun. Die
gesamte Unabhängigkeit,
die er über Jahre hinweg
erreicht hatte, während er
versuchte, allen zu
beweisen, dass er sie
verdiente: Nun war sie
dahin. Nun konnte er nicht
einmal mehr sein eigenes
Essen schneiden. Am Tag**

**zuvor hatte Willem ihm
beim Binden seiner
Schnürsenkel helfen
müssen. »Es wird wieder,
Judy«, sagte er zu ihm, »es
wird wieder. Der Arzt sagt,
es kann nur ein Weilchen
dauern.« Morgens musste
Harold oder Willem ihn
rasieren, weil seine Hände
dafür noch zu zittrig waren;
während sie die Klinge
seine Wangen hinab bis
unter sein Kinn zogen,
betrachtete er sein
unbekanntes Gesicht im**

Spiegel. Er hatte sich das Rasieren selbst beigebracht, als er bei den Douglasses in Philadelphia gelebt hatte, aber Willem hatte es ihm im ersten Jahr ihres Studiums noch einmal gezeigt, weil er, wie er ihm später erzählte, seine zögerlichen, hackenden Bewegungen besorgniserregend fand, die wirkten, als wollte er Gestrüpp mit einer Sense beseitigen. »Gut in Analysis, schlecht im

Rasieren«, hatte er damals gesagt und ihn dabei angelächelt, um ihn nicht noch mehr zu verunsichern.

Dann sagte er sich: *Du kannst es jederzeit wieder probieren*, und der Gedanke allein ließ ihn sich stärker fühlen, wobei der Wunsch, es noch einmal zu versuchen, widersinnigerweise nachließ. Er war zu erschöpft. Es noch einmal zu versuchen bedeutete Vorbereitung. Es bedeutete,

etwas Scharfes finden zu müssen, Momente finden zu müssen, in denen er allein war, und er war nie allein. Natürlich war ihm bewusst, dass es andere Methoden gab, aber er blieb stur auf die eine fixiert, die er gewählt hatte, auch wenn sie versagt hatte.

Zumeist jedoch fühlte er gar nichts. Harold, Julia und Willem fragten ihn, was er sich zum Frühstück wünschte, aber die Auswahlmöglichkeiten

waren überwältigend, und es war unmöglich, sich zwischen ihnen zu entscheiden - Pfannkuchen? Waffeln? Müsli? Eier? Welche Art von Eiern? Weich gekocht? Hart gekocht? Rührei? Setzei? Spiegelei? Gewendetes Spiegelei? Verlorenes Ei? -, und er schüttelte nur den Kopf, und irgendwann hörten sie auf zu fragen. Sie hörten generell auf, ihn nach seiner Meinung zu fragen, was er erholsam

fand. Nach dem Mittagessen (ebenfalls absurd früh) ruhte er auf dem Wohnzimmersofa vor dem Kaminfeuer, schlief zu dem Geräusch ihres Murmels und dem Plätschern von Wasser, das das Spülen des Geschirrs begleitete, ein. An den Nachmittagen las Harold ihm vor; manchmal blieben auch Willem und Julia, um zuzuhören.

Nach etwa zehn Tagen begleitete Willem ihn nach Hause in die Greene Street.

Er hatte sich vor seiner Rückkehr gefürchtet, doch als er das Badezimmer betrat, war der Marmor sauber und unbefleckt. »Malcolm«, kam Willem seiner Frage zuvor. »Er ist letzte Woche fertig geworden. Es ist alles neu.« Willem half ihm in sein Bett und gab ihm einen Manila-Umschlag mit seinem Namen darauf, den er öffnete, als Willem gegangen war. Darin waren die Briefe, die er an alle

geschrieben hatte, noch versiegelt, der versiegelte Durchschlag seines Testaments und eine Notiz von Richard: »Ich dachte, die würdest du zurückwollen. Liebe Grüße, R.« Mit zitternden Händen schob er sie in den Umschlag zurück; am nächsten Tag legte er sie in seinen Safe.

Am Morgen darauf wurde er sehr früh wach, schlich sich an Willem vorbei, der auf dem Sofa am anderen

**Ende des Zimmers schlief,
und durchstreifte die
Wohnung. Jemand hatte in
alle Zimmer Blumen,
Ahornzweige oder Schalen
mit kleinen Speisekürbissen
gestellt. Es roch köstlich
nach Äpfeln und Zedern. Er
ging ins Arbeitszimmer, wo
ihm jemand seine Post auf
den Schreibtisch gelegt
hatte und wo Malcolms
kleines papierenes Haus auf
einem Bücherstapel stand.
Er sah ungeöffnete
Briefumschläge von JB, von**

dem asiatischen Henry Young, von India, von Ali, und wusste, dass sie ihm etwas gezeichnet hatten. Er ging am Esszimmertisch vorbei, ließ die Finger über die Rücken der in den Regalen aufgereihten Bücher gleiten; er spazierte in die Küche, öffnete den Kühlschrank und sah, dass er mit Dingen gefüllt war, die er mochte. Richard hatte begonnen, mehr mit Keramik zu arbeiten, und in der Mitte des Esstischs

stand eine große, amorphe Skulptur, deren von weißen, fadenartigen Venen durchzogene Glasur sich unter seinen Händen rau und angenehm anfühlte. Daneben stand die Statue des heiligen Judas Thaddäus, die Willem und ihm gehörte; Willem hatte sie mitgenommen, als er in die Perry Street gezogen war, aber jetzt hatte sie ihren Weg zu ihm zurückgefunden.

Die Tage gingen vorbei,

**und er ließ sie ziehen.
Morgens schwamm er und
frühstückte mit Willem
zusammen. Die
Physiotherapeutin kam und
ließ ihn Gummibälle, kurze
Seile, Zahnstocher und
Kugelschreiber drücken.
Manchmal musste er
mehrere Gegenstände mit
einer Hand aufnehmen und
festhalten, was schwierig
war. Seine Hände zitterten
mehr denn je, und er
spürte, wie nadelspitze
Stiche seine Finger**

durchliefen, aber sie sagte, das sei kein Grund zur Sorge, es bedeute nur, dass sich seine Muskeln selbst reparierten, seine Nerven sich neu kalibrierten. Er aß zu Mittag, er döste. Während er döste, kam Richard, um auf ihn aufzupassen, und Willem machte Besorgungen, ging hinunter in den Fitnessraum und machte, so hoffte Jude, irgendetwas Interessantes und Schönes, das nichts mit ihm und

seinen Problemen zu tun hatte. Nachmittags kamen Leute zu Besuch: dieselben Leute, aber auch neue. Sie blieben eine Stunde lang, und dann sorgte Willem dafür, dass sie gingen. Malcolm brachte JB mit, und zu viert führten sie ein unbeholfenes, höfliches Gespräch über Dinge, die sie auf dem College getan hatten, aber er freute sich, JB zu sehen, und dachte, es wäre vielleicht schön, ihn wiederzusehen, wenn er

etwas klarer im Kopf war, um sich bei ihm zu entschuldigen und ihm zu sagen, dass er ihm verzieh. Bevor er ging, sagte JB leise zu ihm: »Es wird wieder, Judy. Glaub mir, ich weiß, wovon ich rede«, und fügte dann hinzu: »Wenigstens hast du damit niemandem wehgetan«, und er fühlte sich schuldig, denn er wusste, dass er das hatte. Gegen Abend kam Andy und untersuchte ihn; er nahm ihm die Verbände ab und

**säuberte das Gewebe um die
Nähte herum. Jude hatte
sich die Stiche noch immer
nicht angesehen - er
brachte es nicht über sich -,
und wenn Andy sie
säuberte, sah er
woandershin oder schloss
die Augen. Als Andy
gegangen war, aßen sie zu
Abend, und nach dem
Essen, wenn die Boutiquen
und die wenigen
verbliebenen Galerien
geschlossen hatten und das
Viertel verlassen war, liefen**

sie, beschrieben ein gleichmäßiges Viereck um SoHo herum - nach Osten zur Lafayette, nach Norden zur Houston Street, nach Westen zur Sixth Avenue, nach Süden zur Grand Street -, bevor sie wieder nach Hause gingen. Es war ein kurzer Spaziergang, aber danach war er erschöpft, und einmal stürzte er auf dem Weg ins Schlafzimmer, weil seine Beine einfach unter ihm wegrutschten. Donnerstags

kamen Julia und Harold mit der Bahn in die Stadt, um den ganzen Freitag und Samstag und auch noch einen Teil des Sonntags mit ihm zu verbringen.

Jeden Morgen fragte Willem: »Willst du heute mit Dr. Loehmann sprechen?« Und jeden Morgen antwortete er: »Noch nicht, Willem. Bald, ich verspreche es.«

Als der Oktober zu Ende ging, fühlte er sich stärker, weniger zittrig. Er schaffte

es, länger am Stück wach zu bleiben. Er konnte auf dem Rücken liegen und ein Buch halten, ohne so stark zu zittern, dass er sich umdrehen musste, um es auf ein Kissen zu stützen. Er konnte sich selbst ein Brot schmieren, und er konnte wieder Hemden tragen, weil es ihm wieder gelang, die Knöpfe durch die Löcher zu stecken.

»Was liest du?«, fragte er Willem eines Nachmittags, als er neben ihm auf dem

Wohnzimmersofa saß.

»Ein Stück, in dem ich vielleicht mitspielen will«, sagte Willem und ließ die Seiten sinken.

Er fixierte einen Punkt hinter Willems Kopf. »Gehst du wieder weg?« Es war grässlich selbstsüchtig, das zu fragen, aber er konnte nicht anders.

»Nein«, sagte Willem nach kurzem Schweigen. »Ich dachte mir, ich beschränke mich eine Zeit lang auf New York, wenn es dir nichts

ausmacht.«

Er lächelte die Sofakissen an. »Ich habe nichts dagegen«, sagte er und hob den Blick, um in Willems lächelndes Gesicht zu sehen. »Schön, dich wieder lächeln zu sehen«, sagte er und las weiter.

Im November wurde ihm bewusst, dass er nichts für Willems dreiundvierzigsten Geburtstag Ende August organisiert hatte, und er sprach ihn darauf an. »Na ja, theoretisch würdest du

damit davonkommen, weil ich nicht da war«, sagte Willem. »Aber klar, du darfst mich gern dafür entschädigen. Lass mich mal überlegen.« Er dachte nach. »Bist du bereit, dich in die Außenwelt zu begeben? Sollen wir was essen gehen? Ein frühes Abendessen?«

»Gern«, sagte er, und in der Woche darauf gingen sie in ein kleines japanisches Restaurant im East Village, das gepresstes

Sushi servierte und das sie seit Jahren besuchten. Er bestellte sein Essen selbst, obwohl er nervös gewesen war, gefürchtet hatte, er könnte sich in irgendeiner Hinsicht falsch entscheiden, aber Willem wartete geduldig, während er überlegte, und nachdem er bestellt hatte, nickte er ihm zu. »Gute Wahl«, sagte er. Während des Essens sprachen sie über ihre Freunde, über das Stück, für das Willem sich

entschieden hatte, über den Roman, den er gerade las: über alles bis auf ihn.

»Ich finde, wir sollten nach Marokko fliegen«, sagte er, als sie langsam nach Hause gingen, und Willem sah ihn an.

»Ich informiere mich mal«, sagte Willem und fasste ihn am Arm, um ihn aus der Bahn eines Radfahrers zu ziehen, der die Straße entlangraste.

»Ich möchte dir etwas zum Geburtstag schenken«,

**sagte er einige
Häuserblocks weiter.
Eigentlich wollte er Willem
ein Geschenk machen, um
sich bei ihm zu bedanken
und um auszudrücken, was
er mit Worten nicht sagen
konnte: ein Geschenk, das
für Jahre voller Dankbarkeit
und Liebe stehen konnte.
Nach ihrem ersten
Gespräch über das
Theaterstück war ihm
eingefallen, dass Willem
sich im vergangenen Jahr
tatsächlich für ein**

**Filmprojekt verpflichtet
hatte, dessen Dreharbeiten
Anfang Januar in Russland
stattfinden würden. Doch
Willem hatte bloß mit den
Schultern gezuckt, als er es
ihm gegenüber erwähnt
hatte. »Ach, das?«, hatte er
gesagt. »Das ist nicht
zustande gekommen. Macht
aber auch nichts. Ich hatte
sowieso keine große Lust
darauf.« Doch er hatte
Verdacht geschöpft, und als
er im Internet nachgesehen
hatte, war er auf Berichte**

gestoßen, denen zufolge Willem sich aus privaten Gründen aus dem Projekt zurückgezogen habe; ein anderer Schauspieler hatte die Rolle bekommen. Er hatte den Bildschirm angestarrt, bis der Text vor ihm verschwamm, aber als er Willem darauf angesprochen hatte, hatte der nur abermals mit den Schultern gezuckt. »Das sagt man eben, wenn man feststellt, dass man mit dem Regisseur nicht auf einer

Wellenlänge ist und niemand sich eine Blöße geben will«, sagte er. Aber er wusste, dass Willem ihm nicht die Wahrheit sagte.

»Du musst mir gar nichts schenken«, sagte Willem, wie zu erwarten gewesen war, und er sagte (wie er es immer tat): »Ich weiß, dass ich es nicht muss, aber ich will.« Und dann fügte er (wie er es ebenfalls immer tat) hinzu: »Ein besserer Freund wüsste, was du dir wünschst, und müsste dich

**nicht um Vorschläge
bitten.«**

**»Ein besserer Freund
wüsste es«, stimmte Willem
zu, wie *er* es immer tat, und
er lächelte, weil es sich wie
einer ihrer normalen
Wortwechsel anfühlte.**

**Weitere Tage vergingen.
Willem zog wieder in seinen
Bereich am anderen Ende
des Apartments ein. Lucien
rief ihn einige Male an, um
ihn dieses oder jenes zu
fragen, und entschuldigte
sich jedes Mal dafür, aber**

Jude war froh über die Anrufe und froh, dass Lucien ihre Gespräche jetzt damit einleitete, dass er sich über einen Mandanten oder einen Kollegen beklagte, statt sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Abgesehen von Tremain, Lucien und einem oder zwei anderen kannte in der Kanzlei niemand den wahren Grund für seine Abwesenheit: Wie seinen Klienten hatte man ihnen gesagt, er erhole sich von

einer Notoperation am Rückenmark. Er wusste, wenn er zu Rosen Pritchard zurückkehrte, würde Lucien ihm sofort wieder sein übliches Arbeitspensum zuteilen; es würde kein Gerede über einen sanften Einstieg geben, keine Spekulationen über seine Fähigkeit, dem Stress standzuhalten, und er war dankbar dafür. Er hörte auf, seine Tabletten zu nehmen, die ihn benommen machten, und als sie seinen

Organismus verlassen hatten, war er erstaunt, wie klar er sich fühlte - er sah sogar schärfer, so als wäre ein fettiges, verschmiertes Glasfenster gereinigt worden und er könnte endlich den satten grünen Rasen dahinter bewundern, die Pfirsichbäume mit ihren gelben Früchten.

Aber ihm wurde auch bewusst, dass die Tabletten ihn geschützt hatten, und ohne sie kehrten die Hyänen zurück: Sie waren

weniger zahlreich und schwerfälliger als zuvor, folgten ihm aber noch immer, weniger gierig, aber sie waren noch immer da, seine unerwünschten, aber beharrlichen Begleiter. Erinnerungen kehrten wieder, die üblichen, aber auch neue, und ihm wurde noch viel deutlicher bewusst gemacht, wie sehr er allen zur Last gefallen war, wie viel er allen abverlangt hatte, dass er genommen hatte, was er

niemals würde zurückgeben können. Und dann war da noch diese Stimme, die ihm in unregelmäßigen Abständen einflüsterte: *Du kannst es wieder versuchen, du kannst es wieder versuchen,* und er versuchte, sie zu ignorieren, weil er irgendwann - auf dieselbe, undefinierbare Weise, auf die er ursprünglich beschlossen hatte, sich umzubringen - beschlossen hatte, auf seine Genesung hinzuarbeiten, und er

wollte nicht daran erinnert werden, dass er es nochmals versuchen könne, dass am Leben zu sein, so entwürdigend und absurd es häufig war, nicht seine einzige Option darstellte.

Thanksgiving kam, und sie feierten wiederum in Harolds und Julias Wohnung in der West End Avenue und wiederum im kleinen Kreis: Laurence und Gillian (ihre Töchter verbrachten den Feiertag bei den Familien ihrer

Männer), er, Willem, Richard und India, Malcolm und Sophie. Während des Essens spürte er, wie alle versuchten, ihm nicht zu viel Aufmerksamkeit zu widmen, und als Willem die Reise erwähnte, die sie mitten im Dezember nach Marokko unternehmen würden, war Harold so locker, so uninteressiert, dass er ganz offensichtlich schon im Voraus eingehend mit Willem (und wahrscheinlich auch Andy)

darüber diskutiert und sein Einverständnis gegeben haben musste.

»Wann fängst du denn wieder bei Rosen Pritchard an?«, fragte Laurence, so als wäre er nur im Urlaub gewesen.

»Am dritten Januar«, sagte er.

»So bald schon!«, sagte Gillian.

Er lächelte sie an. »Nicht bald genug«, sagte er. Und er meinte es auch so, er war bereit, wieder normal zu

sein, bereit für einen neuen Versuch, am Leben zu sein.

Willem und er verließen die Feier früh, und an jenem Abend schnitt er sich zum zweiten Mal, seit er aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Das war noch etwas, das die Tabletten gedämpft hatten: sein Bedürfnis, sich zu schneiden, diesen grellen, plötzlich zuschlagenden Schmerz zu fühlen. Beim ersten Mal war er erstaunt gewesen, wie weh es tat,

und hatte sich tatsächlich gefragt, warum er sich das so lange Zeit angetan hatte - was hatte er sich nur dabei gedacht? Aber dann fühlte er, wie sich in seinem Inneren alles verlangsamte, fühlte, wie er sich entspannte, fühlte, wie seine Erinnerungen verblassten, und ihm fiel wieder ein, wie sehr es ihm half, warum er überhaupt damit begonnen hatte. Von seinem Selbstmordversuch waren an beiden Armen je

**drei Narben
zurückgeblieben, vertikale
Linien von der Handwurzel
bis zur Armbeuge, und sie
waren nicht gut verheilt; es
sah aus, als hätte er sich
Bleistifte unter die Haut
geschoben. Sie waren von
einem seltsamen,
perlmutterartigen Schimmer
überzogen, beinahe so als
wäre die Haut verbrannt
worden, und jetzt ballte er
eine Hand zur Faust und
sah zu, wie sie sich
strafften.**

In jener Nacht wachte er schreiend auf, was gelegentlich passierte, während er sich wieder an das Leben anpasste, an eine Existenz mit Träumen; mit den Tabletten hatte es keine richtigen Träume gegeben, oder wenn doch, dann waren sie so merkwürdig, so sinnlos mäandernd gewesen, dass er sie sogleich wieder vergessen hatte. Doch in diesem Traum war er in einem der Motelzimmer,

und es war auch eine Gruppe von Männern dort, und sie griffen nach ihm, und er versuchte sich verzweifelt gegen sie zu wehren. Aber es wurden immer mehr, und er wusste, er würde verlieren, er wusste, er würde vernichtet werden.

Einer der Männer sagte immer wieder seinen Namen und legte ihm dann die Hand an die Wange, und aus irgendeinem Grund ängstigte ihn das nur noch

mehr, und er schob die Hand fort, und dann goss der Mann Wasser über ihn, und er wachte nach Luft schnappend auf und sah Willem neben sich, blass im Gesicht, ein Glas in der Hand. »Tut mir leid, tut mir leid«, sagte Willem, »ich hab dich einfach nicht da rausgekriegt, Jude, tut mir leid. Ich hol dir ein Handtuch«, und er kam mit einem Handtuch und dem mit frischem Wasser gefüllten Glas zurück, aber

er zitterte zu stark, um es zu halten. Er entschuldigte sich wieder und wieder bei Willem, der den Kopf schüttelte und sagte, er solle sich keine Gedanken machen, es sei alles gut, es sei nur ein Traum gewesen. Willem holte ihm ein frisches T-Shirt, drehte sich um, während er es anzog, und nahm dann das nasse mit ins Badezimmer.

»Wer ist Bruder Luke?«, fragte Willem, während sie still zusammen dasaßen und

darauf warteten, dass sich sein Atem verlangsamte. Und dann, als er nicht antwortete: »Du hast immer wieder geschrien: ›Hilf mir, Bruder Luke, hilf mir.« Er schwieg. »Wer ist er, Jude? Jemand aus dem Kloster?«

»Ich kann nicht, Willem«, sagte er und sehnte sich nach Ana. *Frag mich nur noch ein einziges Mal, Ana, sagte er zu ihr, und ich erzähle es dir. Zeig mir, wie es geht. Diesmal werde ich zuhören. Diesmal werde ich reden.*

**An diesem Wochenende
fuhren sie zu Richards Haus
außerhalb der Stadt und
machten einen langen
Spaziergang durch die an
das Grundstück
angrenzenden Wälder.
Später gelang es ihm, das
erste Essen seit seiner
Entlassung aus der Klinik
zuzubereiten. Er kochte
Willems Lieblingsgericht,
Lammkoteletts, und auch
wenn Willem ihm beim
Schneiden des Fleisches
helfen musste - um es**

selbst zu machen, waren seine Finger noch nicht beweglich genug -, schaffte er alles Übrige allein. In der Nacht wachte er wieder schreiend auf, und wieder war Willem da (wenn auch diesmal ohne Wasserglas), und wieder fragte er nach Bruder Luke und danach, warum er ihn um Hilfe anflehte, und wieder konnte er nicht darauf antworten.

Am Tag darauf war er müde, und seine Arme schmerzten, und sein

Körper schmerzte auch, und während ihres Spaziergangs sprach er wenig, und auch Willem sagte nicht viel.

Nachmittags besprachen sie nochmals ihre Pläne für die Marokkoreise: Sie würden in Fès beginnen und von dort aus die Wüste durchqueren, um in der Nähe von Ouarzazate zu übernachten und dann nach Marrakesch weiterzufahren. Auf dem Rückweg würden sie in Paris haltmachen, um einige Tage mit Citizen und

einem Freund von Willem zu verbringen; kurz vor Silvester wären sie dann wieder zu Hause.

Als sie beim Abendessen saßen, sagte Willem: »Weißt du, mir ist was eingefallen, das du mir zum Geburtstag schenken könntest.«

»Aha?«, sagte er, erleichtert, sich auf etwas konzentrieren zu können, das er Willem schenken konnte, statt ihn immer nur um Hilfe zu bitten; er hatte ihm schon so viel Zeit

gestohlen. »Schieß los.«

»Na ja«, sagte Willem, »es ist keine Kleinigkeit.«

»Alles, was du willst«, sagte er. »Das ist mein Ernst.« Willem schenkte ihm einen Blick, den er nicht recht deuten konnte. »Wirklich«, versicherte er ihm. »Alles.«

Willem legte sein Lamm-Sandwich aus der Hand und holte Luft. »Na schön«, sagte er. »Was ich mir wirklich zum Geburtstag wünschen würde, ist, dass

du mir erzählst, wer Bruder Luke ist. Und nicht nur, wer er ist, sondern was für eine Beziehung du zu ihm hattest und warum du mitten in der Nacht seinen Namen schreist.« Er sah ihn an. »Ich möchte, dass du ehrlich bist, dass du mir die ganze Geschichte erzählst, ohne irgendetwas zu verschweigen. Das wünsche ich mir.«

Es entstand eine lange Stille. Er bemerkte, dass er den Mund noch voller Essen

**hatte, schaffte es irgendwie,
es hinunterzuschlucken,
und legte sein Sandwich,
das er noch in der Hand
hielt, ebenfalls ab.**

**»Willem«, sagte er
schließlich, weil er wusste,
dass es Willem ernst damit
war und dass es ihm nicht
gelingen würde, ihn davon
abzubringen, ihn davon zu
überzeugen, sich etwas
anderes zu wünschen, »ein
Teil von mir *will* es dir
sagen. Aber ich habe
Angst -« Er brach ab. »Aber**

ich habe Angst, dass du dich vor mir ekelst, wenn ich es tue. Warte«, sagte er, als Willem zum Sprechen ansetzte. Er sah Willem ins Gesicht. »Ich verspreche dir, dass ich es tun werde. Ich verspreche es dir. Aber du musst mir etwas Zeit geben. Ich habe noch nie mit jemandem darüber gesprochen, und ich muss darüber nachdenken, wie ich es sage.«

»Okay«, sagte Willem schließlich. »Also gut.« Er

schwieg kurz. »Wie wäre es, wenn wir uns langsam herantasten? Ich frage dich etwas Einfacheres, du beantwortest es und merkst, dass es halb so schlimm ist, darüber zu reden. Und wenn es dir doch schwerfällt, dann können wir auch darüber sprechen.«

Er atmete ein; atmete aus. *Es ist Willem, rief er sich in Erinnerung. Er würde dir nie wehtun, niemals. Es ist Zeit. Es ist Zeit.* »Okay«, sagte er

schließlich. »Okay. Frag mich.«

Er sah, wie Willem sich in seinem Stuhl zurücklehnte und ihn unverwandt ansah, während er überlegte, für welche der Hunderten von Fragen, die ein Freund einem anderen stellen können sollte und die ihm doch nie gestattet gewesen waren, er sich entscheiden sollte. In diesem Moment traten ihm Tränen in die Augen, weil ihm klar wurde, wie einseitig er ihre

Freundschaft hatte werden lassen und wie lange Willem an seiner Seite geblieben war, Jahr für Jahr für Jahr, selbst wenn er vor ihm davongerannt war, selbst wenn er ihn um Hilfe gebeten hatte, ohne die Ursachen seiner Probleme offenzulegen. Er schwor sich, in seinem neuen Leben weniger von seinen Freunden zu fordern. Was sie auch wollten, er würde es ihnen geben. Wenn Willem Informationen

**wollte, konnte er sie haben,
und es lag bei ihm,
herauszufinden, wie er sie
ihm geben konnte. Er würde
wieder und wieder verletzt
werden - das wurde jeder -,
aber wenn er es ernsthaft
versuchen wollte, wenn er
wirklich lebendig sein
wollte, musste er zäher
werden, musste er sich
rüsten, musste er
akzeptieren, dass dies Teil
des Handels war, auf dem
das Leben selbst beruhte.**

»Okay, ich habe eine«,

sagte Willem, und er richtete sich auf, wappnete sich. »Woher hast du die Narbe auf deinem Handrücken?«

Er blinzelte überrascht. Er hatte nicht gewusst, mit welcher Art von Frage er rechnen sollte, doch nun da sie ausgesprochen war, war er erleichtert. Er nahm die Narbe kaum mehr wahr, und als er sie jetzt ansah, ihren taftartigen Glanz betrachtete und mit den Fingerspitzen darüberfuhr,

dachte er daran, dass diese Narbe zu so vielen weiteren Problemen geführt hatte und dann zu Bruder Luke und dann zu dem Heim und Philadelphia und allem Übrigen.

Aber was hing im Leben denn nicht mit irgendeiner größeren, traurigeren Geschichte zusammen? Willem hatte nur nach dieser einen Geschichte gefragt; er musste nicht das ganze unüberschaubare, hässliche Gewirr

hervorzerren, das sich daran knüpfte.

Er überlegte, wie er anfangen sollte, und legte sich im Kopf zurecht, was er sagen wollte, bevor er den Mund öffnete. Schließlich war er bereit. »Ich war immer ein gieriges Kind«, begann er und sah, wie Willem sich ihm gegenüber vorbeugte und die Ellbogen auf den Tisch stützte, denn zum ersten Mal in ihrer Freundschaft war er der Zuhörer, wurde ihm eine

Geschichte erzählt.

**Er war zehn, er war elf.
Seine Haare wurden wieder
lang, länger noch, als sie es
im Kloster gewesen waren.
Er wuchs, und Bruder Luke
ging mit ihm in einen
Secondhandladen, wo man
Kleidung sackweise kaufte
und nach Gewicht zahlte.
»Hör auf damit!«, scherzte
Bruder Luke und drückte
von oben auf seinen Kopf,
als wollte er ihn wieder zu**

**einer geringeren Größe
stauchen. »Du wächst mir
zu schnell!«**

**Er schlief jetzt ständig.
Während des Unterrichts
war er wach, aber wenn der
Tag in den späten
Nachmittag übergang,
spürte er, wie sich etwas auf
ihn senkte, und er begann
zu gähnen, unfähig, die
Augen offen zu halten.
Anfangs scherzte Bruder
Luke auch darüber noch -
»Meine Schlafmütze«, sagte
er, »mein Träumer« -, aber**

eines Abends setzte er sich zu ihm, nachdem der Kunde gegangen war. Monatelang, jahrelang hatte er den Kunden Widerstand geleistet, eher reflexartig als aus der Hoffnung heraus, sie zum Aufhören bringen zu können, doch in letzter Zeit war er dazu übergegangen, nur reglos dazuliegen und darauf zu warten, dass das, was auch immer passieren würde, vorbeiginge. »Ich weiß, dass du müde bist«, hatte Bruder

Luke gesagt. »Das ist normal; du wächst. Wachsen ist harte Arbeit. Aber Jude, wenn du Kunden hast, musst du ein wenig Leben an den Tag legen; sie bezahlen, um Zeit mit dir zu verbringen, weißt du - du musst ihnen zeigen, dass es dir gefällt.« Als er nichts erwiderte, setzte der Bruder hinzu: »Ich weiß natürlich, dass es nicht *schön* für dich ist, nicht so, wie wenn wir beide zusammen sind, aber du musst ein wenig Elan

zeigen, ja?« Er beugte sich vor, strich ihm die Haare hinter das Ohr. »Ja?« Er nickte.

Ungefähr in dieser Zeit fing er auch damit an, sich gegen Wände zu werfen. Das Motel, in dem sie wohnten - sie waren gerade in Washington -, hatte ein zweites Stockwerk, und einmal war er hinaufgegangen, um frisches Eis zu holen. Es war ein regennasser Tag gewesen, und auf dem Weg

nach unten war er gestolpert und die ganze Treppe hinuntergefallen. Bruder Luke hatte den Lärm gehört, den sein Sturz verursachte, und war hastig aus dem Zimmer gekommen. Es war nichts gebrochen gewesen, aber er hatte sich ein paar Schürfwunden zugezogen und blutete, und Bruder Luke hatte dem Kunden, der später kommen sollte, abgesagt. Abends war der Bruder sehr fürsorglich mit

ihm umgegangen und hatte ihm Tee gemacht, aber er hatte sich so lebendig gefühlt wie seit Wochen nicht. Irgendetwas an dem Sturz, an der Frische des Schmerzes, war erholend gewesen. Es war ein ehrlicher Schmerz, ein Schmerz ohne Scham und Schmutz, und es war ein Gefühl, wie er es seit Jahren nicht gehabt hatte. In der Woche darauf ging er wieder Eis holen, doch diesmal machte er auf dem

Rückweg in dem kleinen dreieckigen Winkel unter der Treppe halt, und ehe er begriff, was er tat, warf er sich gegen die Ziegelmauer und stellte sich dabei vor, wie er jedes Stückchen Dreck, jede Spur von Flüssigkeit, jede Erinnerung an die letzten paar Jahre aus sich herausschlug. Er kalibrierte sich neu, versetzte sich wieder in einen Zustand der Reinheit; er bestrafte sich für das, was er getan hatte.

Danach fühlte er sich besser, energiegeladener, so als wäre er ein langes Rennen gelaufen und hätte sich danach übergeben, und er konnte zurück in ihr Zimmer gehen.

Irgendwann jedoch hatte Bruder Luke herausgefunden, was er tat, und eine weitere Unterredung war gefolgt. »Ich weiß, dass du manchmal frustriert bist«, sagte Bruder Luke, »aber Jude, was du da tust, ist

nicht gut für dich. Ich mache mir Sorgen um dich. Und die Kunden mögen es nicht, wenn du voller blauer Flecke bist.« Sie schwiegen. Einen Monat zuvor, nach einer besonders schlimmen Nacht - eine Gruppe von Männern war da gewesen, und nachdem sie gegangen waren, hatte er geschluchzt, hatte laut aufgeheult, war einem Wutausbruch so nah gewesen wie seit Jahren nicht, während Luke neben ihm saß und seinen wunden

Bauch rieb und ihm ein Kissen auf den Mund legte, um seine Schreie zu dämpfen -, hatte er Luke angefleht, ihn aufhören zu lassen. Und der Bruder hatte geweint und gesagt, das würde er gern, er wünsche sich nichts so sehr, wie nur mit ihm allein zu sein, aber er habe schon vor langer Zeit all sein Geld ausgegeben, um ihn versorgen zu können. »Ich bereue es keine Sekunde, Luke«, sagte der Bruder,

»aber jetzt haben wir kein Geld mehr. Du bist alles, was ich habe. Es tut mir so leid. Aber ich habe angefangen zu sparen; irgendwann kannst du aufhören, ich verspreche es dir.«

»Wann denn?«, hatte er geschluchzt.

»Bald«, sagte Luke, »bald. In einem Jahr. Ich verspreche es«, und er hatte genickt, obwohl er schon seit Langem wusste, dass die Versprechen des

Bruders nichts galten.

Doch dann hatte der Bruder gesagt, er werde ihm ein Geheimnis verraten, etwas, das ihm helfen werde, seine Frustration zu mindern, und am Tag darauf hatte er ihm gezeigt, wie er sich ritzen konnte, und hatte ihm einen Beutel gegeben, der bereits mit Rasierklingen, Desinfektionstüchern, Wattepad's und Mullbinden gefüllt war. »Du musst ein

wenig herumprobieren, bis du merkst, was sich am besten anfühlt«, hatte der Bruder gesagt und ihm gezeigt, wie er die Schnitte säubern und verbinden konnte, wenn er fertig war. »Das gehört jetzt dir«, hatte er gesagt, als er ihm den Beutel gab. »Sag mir Bescheid, wenn du mehr Material brauchst, und ich besorge es dir.« Anfänglich hatte er die Theatralik, die Gewalt und das Gewicht des Aufpralls vermisst, doch

**bald schon fand er an der
Heimlichkeit und
Kontrolliertheit der
Schnitte Gefallen. Bruder
Luke hatte recht: Das
Ritzen war besser. Es war,
als ließe er das Gift, den
Schmutz, die Wut aus sich
herausrinnen. Es war, als
wäre sein alter Traum von
den Blutegeln wahr
geworden und hätte
dieselbe Wirkung entfaltet,
die Wirkung, die er sich
immer davon erhofft hatte.
Er wünschte, er wäre aus**

Metall, aus Plastik: aus etwas, das man mit einem Schlauch abspritzen und sauberschrubben könnte. Er sah vor sich, wie er voll Wasser, Reinigungsmittel und Bleiche gepumpt und dann trockengeblasen wurde und sein Inneres wieder hygienisch rein war. Wenn der letzte Kunde des Abends fort war, nahm er jetzt Bruder Lukes Platz im Bad ein, und bis der Bruder sagte, es sei Schlafenszeit, gehörte sein Körper ihm

allein, und er konnte damit tun, was er wollte.

Er war so abhängig von Luke: Er brauchte ihn für sein Essen, seinen Schutz und nun auch noch für die Rasierklingen. Wenn er zum Arzt musste, weil er krank war - so sehr Luke sich auch anstrengte, es zu verhindern, infizierte er sich doch immer wieder bei den Kunden, und manchmal reinigte er seine Schnitte nicht sorgfältig genug, und sie entzündeten sich -, fuhr

Bruder Luke mit ihm hin und besorgte ihm die Antibiotika, die er brauchte. Er gewöhnte sich an Bruder Lukes Körper, seinen Mund, seine Hände: Er mochte sie nicht, aber es schüttelte ihn nicht mehr, wenn Luke ihn zu küssen begann, und wenn der Bruder die Arme um ihn legte, erwiderte er die Umarmung fügsam. Er wusste, dass ihn nie wieder jemand so gut behandeln würde wie Luke: Selbst wenn er etwas falsch

machte, schrie Luke ihn nicht an, und in all den Jahren hatte er ihn nie geschlagen. Früher hatte er geglaubt, eines Tages werde vielleicht ein Kunde kommen, der ihn noch besser behandeln, ihn vielleicht mitnehmen werde, aber inzwischen wusste er, dass das nie geschehen würde. Einmal hatte er angefangen, sich auszuziehen, bevor der Kunde so weit gewesen war, und der Mann hatte ihm ins

Gesicht geschlagen und ihn angeblafft. »Gott noch mal«, hatte er gesagt, »mach langsam, du kleine Schlampe. Das ist doch wohl nicht dein erstes Mal?« Und wie er es jedes Mal tat, wenn Kunden ihn schlugen, war Luke aus dem Bad gekommen, um den Mann anzuschreien, und der Mann hatte versprechen müssen, sich besser zu benehmen, wenn er bleiben wollte. Die Kunden beschimpften ihn: Er war

**eine Schlampe, eine Nutte,
dreckig, widerlich,
nymphoman (das hatte er
nachschiagen müssen), ein
Sklave, Müll, Abfall,
schmutzig, wertlos, ein
Nichts. Aber Luke sagte nie
solche Dinge zu ihm. Er sei
perfekt, sagte Luke, er sei
schlau, er sei gut in dem,
was er tue, und es sei nichts
Schlimmes daran.**

**Der Bruder sprach noch
immer von ihrem
Zusammensein, doch jetzt
war von einem Haus am**

Meer die Rede, irgendwo in der Mitte Kaliforniens, und er beschrieb die Steinstrände, die lärmenden Vögel, das vom Sturm gebeizte Wasser. Sie wären zusammen, nur sie beide, wie ein Ehepaar. Sie waren nicht länger Vater und Sohn; sie waren jetzt ebenbürtig. Wenn er sechzehn wurde, würden sie heiraten. In den Flitterwochen würden sie nach Frankreich und Deutschland reisen, wo er

seine Sprachkenntnisse endlich einmal an echten Franzosen und Deutschen würde erproben können, und nach Italien und Spanien, wo Bruder Luke zwei Jahre lang gelebt hatte: einmal als Student und einmal in dem Jahr nach seinem College-Abschluss. Sie würden ein Klavier für ihn kaufen, damit er darauf spielen und dazu singen konnte.

»Andere würden dich nicht mehr wollen, wenn sie

wüssten, wie viele Kunden du gehabt hast«, sagte der Bruder. »Und das wäre sehr dumm von ihnen. Ich dagegen werde dich immer wollen, und wenn du schon zehntausend Kunden gehabt hättest.« Mit sechzehn könne er aufhören, sagte Bruder Luke, und da weinte er still, denn er hatte begonnen, die Tage bis zu seinem zwölften Geburtstag zu zählen, als Bruder Luke ihm versprochen hatte, dann

könne er aufhören.

Manchmal entschuldigte Luke sich bei ihm für das, was er tun musste: Wenn der Kunde brutal gewesen war, wenn er Schmerzen hatte, wenn er blutete oder Blutergüsse hatte. Und manchmal wirkte es, als hätte Luke Freude daran. »Das war ein guter«, sagte Luke einmal, nachdem der Kunde gegangen war. »Ich habe gemerkt, dass du ihn mochtest, stimmt's? Ich konnte hören, dass es dir

gefällt. Aber das ist gut. Es ist gut, wenn man Freude an seiner Arbeit hat.«

Er wurde zwölf. Sie waren inzwischen in Oregon und arbeiteten sich nach Kalifornien vor, wie Luke sagte. Er war wieder gewachsen; Bruder Luke prophezeite, er werde einen Meter fünfundachtzig, einen Meter neunzig groß werden - noch immer kleiner als Bruder Luke, aber nicht viel. Seine Stimme veränderte sich. Er

war jetzt kein Kind mehr, und das erschwerte die Suche nach Kunden. Es waren jetzt weniger einzelne Kunden und mehr Gruppen. Er hasste die Gruppen, aber Luke sagte, etwas Besseres bekomme er nicht mehr. Er wirkte zu alt für sein Alter: Die Kunden hielten ihn für dreizehn oder vierzehn, und in diesem Alter, sagte Luke, zähle jedes Jahr.

Es war Herbst; der zwanzigste September. Sie

**waren in Montana, weil
Luke dachte, er wolle
vielleicht den Nachthimmel
dort sehen, mit den
Sternen, die hell wie
elektrisches Licht
leuchteten. Es war ein Tag
wie jeder andere. Zwei Tage
zuvor war eine große
Gruppe bei ihm gewesen,
und es war so furchtbar
gewesen, dass Luke nicht
nur seinen Kunden für den
darauffolgenden Tag
abgesagt hatte, sondern ihn
auch zwei Nächte lang**

**allein im Bett hatte
schlafen lassen. Am Abend
jedoch hatte alles wieder
seinen gewohnten Gang
genommen. Luke war zu
ihm ins Bett gekommen und
hatte angefangen, ihn zu
küssen. Und dann, als sie
Sex gehabt hatten, hatte es
an die Tür gehämmert, so
laut und eindringlich und
unvermittelt, dass er
beinahe in Bruder Lukes
Zunge gebissen hätte.
»Polizei«, hörte er.
»Aufmachen. Sofort**

aufmachen.«

Bruder Luke hatte ihm die Hand auf den Mund gepresst. »Kein Wort«, zischte er.

»Polizei«, rief die Stimme wieder. »Edgar Wilmot, es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor. Öffnen Sie sofort die Tür.«

Er war verwirrt: Wer war Edgar Wilmot? War er ein Kunde? Er wollte gerade zu Bruder Luke sagen, sie müssten sich geirrt haben, als er aufblickte und sein

**Gesicht sah und begriff,
dass sie nach Bruder Luke
suchten.**

**Bruder Luke zog sich aus
ihm zurück und bedeutete
ihm, im Bett zu bleiben.**

**»Beweg dich nicht«,
flüsterte er. »Ich bin gleich
wieder da.« Und dann
rannte er ins Badezimmer;
er hörte das Türschloss
klicken.**

**»Nein«, hatte er laut
geflüstert, als Luke ihn
zurückließ. »Geh nicht,
Bruder Luke, lass mich**

nicht allein.« Aber der Bruder war trotzdem gegangen.

Und dann schien alles sehr langsam und zugleich sehr schnell zu gehen. Er bewegte sich nicht, war starr vor Angst, aber dann war das Splintern von Holz zu hören, und plötzlich war der Raum voller Männer, die Taschenlampen auf der Höhe ihrer Köpfe hielten, sodass er ihre Gesichter nicht sehen konnte. Einer von ihnen kam zu ihm und

sagte etwas zu ihm - er verstand es nicht, um ihn herum war es zu laut, er war zu panisch -, zog ihm die Unterhose hoch und half ihm auf die Beine. »Du bist jetzt in Sicherheit«, sagte jemand zu ihm.

Er hörte, wie einer der Männer fluchte und aus dem Badezimmer rief: »Einen Krankenwagen, sofort«, und er riss sich von dem Mann los, der ihn festhielt, und tauchte unter dem Arm eines anderen

hindurch und machte drei rasche Sätze zum Badezimmer, wo er Bruder Luke mit einem Verlängerungskabel um den Hals sah, der von dem Haken in der Mitte der Decke herabhing, das Gesicht so grau wie sein Bart. Da schrie er, er schrie und schrie, und dann wurde er aus dem Zimmer geschleift, während er wieder und wieder Bruder Lukes Namen schrie.

An das, was danach kam,

**erinnert er sich nur
bruchstückhaft. Er wurde
wieder und wieder befragt;
er wurde in ein
Krankenhaus gebracht, wo
ein Arzt ihn untersuchte
und ihn fragte, wie oft er
vergewaltigt worden sei,
aber er konnte die Frage
nicht beantworten: *War* er
vergewaltigt worden? Er
hatte dem zugestimmt,
hatte alldem zugestimmt; es
war seine Entscheidung
gewesen, und er hatte sie
getroffen. »Wie oft hast du**

Verkehr gehabt?«, fragte der Arzt stattdessen, und er sagte: »Mit Bruder Luke oder mit den anderen?«, und der Arzt fragte: »Mit welchen anderen?« Und als er es ihm erzählt hatte, drehte sich der Arzt von ihm weg und legte sein Gesicht in die Hände und sah ihn dann wieder an und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es kam nichts heraus. Und da wusste er, dass das, was er getan hatte, falsch gewesen

war, und er schämte sich so sehr und fühlte sich so schmutzig, dass er sterben wollte.

Sie brachten ihn ins Heim. Sie brachten ihm seine Sachen; seine Bücher, die Navajo-Puppe, die Steine und Zweige und Eicheln und die Bibel mit den getrockneten Blättern darin, die er aus dem Kloster mitgenommen hatte, seine Kleider, über die die anderen Jungen sich lustig machten. Im Heim

wussten sie, was er war, sie wussten, was er getan hatte, sie wussten, dass er schon zerstört war, und so überraschte es ihn nicht, als einige der Betreuer mit ihm zu tun begannen, was man seit Jahren mit ihm getan hatte. Aus irgendeinem Grund wussten auch die anderen Jungen, was er war. Sie beschimpften ihn, gebrauchten dieselben Wörter wie die Kunden; sie mieden ihn. Wenn er sich

einer Gruppe von ihnen näherte, standen sie auf und gingen.

Seinen Beutel mit den Rasierklingen hatte man ihm nicht gebracht, also lernte er zu improvisieren: Er stahl den Aluminiumdeckel einer Konservendose aus dem Müll, sterilisierte ihn über der Gasflamme, als er eines Nachmittags Küchendienst hatte, und behalf sich damit. Er versteckte ihn unter seiner Matratze, und

von da an stahl er jede Woche einen neuen.

Er dachte jeden Tag an Bruder Luke. In der Schule übersprang er vier Klassen; er durfte am Community College Kurse in Mathematik, Klavier, Englischer Literatur, Französisch und Deutsch belegen. Seine Lehrer fragten ihn, wer ihm beigebracht habe, was er wusste, und er sagte, es sei sein Vater gewesen. »Das hat er sehr gut gemacht«,

**sagte seine
Englischlehrerin zu ihm.
»Er muss ein
hervorragender Lehrer
gewesen sein«, und er hatte
nicht antworten können,
und schließlich hatte sie
sich dem nächsten Schüler
zugewandt. Abends, wenn er
mit den Betreuern
zusammen war, stellte er
sich vor, Bruder Luke stehe
gleich auf der anderen
Seite der Wand, bereit,
hervorzuspringen, falls es
zu schlimm werden sollte,**

was bedeutete, dass nichts von dem, was ihm geschah, so schlimm war, dass Bruder Luke der Meinung war, er könne es nicht aushalten.

Als Ana sein Vertrauen gewonnen hatte, erzählte er ihr einige Dinge über Bruder Luke. Aber er wollte ihr nicht alles sagen. Alles sagte er niemandem. Es war dumm von ihm gewesen, Luke zu folgen, das wusste er. Luke hatte ihn belogen, er hatte ihm fürchterliche

Dinge angetan. Aber er wollte daran glauben, dass Luke ihn trotz allem wirklich geliebt hatte, ihn die ganze Zeit über geliebt hatte, dass dieser Teil die Wahrheit gewesen war: keine Verdrehung der Tatsachen, kein Vorwand, sondern die Wahrheit. Er glaubte, er hätte es nicht ertragen, wenn Ana gesagt hätte, wie sie es über andere tat: »Er war ein Monster, Jude. Sie sagen dir, dass sie dich lieben,

aber sie sagen es, um dich zu manipulieren, verstehst du? So machen Pädophile das; so locken sie die Kinder in ihre Falle.« Selbst als Erwachsener wusste er noch nicht, was er über Luke denken sollte. Ja, er war schlecht gewesen. Aber war er schlechter gewesen als die anderen Brüder? War es *wirklich* die falsche Entscheidung gewesen? Hätte er *wirklich* besser im Kloster bleiben sollen? Wäre er danach stärker

**oder weniger stark
beschädigt gewesen, als er
es jetzt war? Lukes
Vermächtnis war in allem
spürbar, was er tat, in
allem, was er war: Seine
Liebe zum Lesen, zur
Musik, zur Mathematik, zur
Gärtnerei, zu den
Sprachen - das war Luke.
Das Schneiden, der Hass,
die Scham, die Ängste, die
Krankheiten, sein
Unvermögen, ein normales
Geschlechtsleben zu
führen, ein normaler**

Mensch zu sein - auch das war Luke. Luke hatte ihn gelehrt, wie man am Leben Freude fand, und er hatte seinem Leben zugleich alle Freude genommen.

Er achtete darauf, seinen Namen nie auszusprechen, doch manchmal dachte er ihn, und so alt er auch wurde, so viele Jahre auch vergingen, er konnte sich noch immer von einer Sekunde auf die andere Lukes lächelndes Gesicht vor Augen rufen. Er dachte

**an Luke, als sie sich
verliebt hatten, als er
verführt worden war und
noch zu sehr Kind, zu naiv,
zu einsam gewesen war,
sich zu sehr nach
Zuneigung gesehnt hatte,
um es zu merken. Er rannte
auf das Gewächshaus zu, er
öffnete die Tür, die Wärme
und der Geruch der Blumen
umhüllten ihn wie ein
Umhang. Es war das letzte
Mal, dass er so glücklich
war, das letzte Mal, dass er
so simple Freude**

**empfunden hatte. »Da ist ja
mein wundervoller Junge!«,
rief Luke aus. »Ach, Jude -
ich bin ja so froh, dich zu
sehen.«**

V

DIE GLÜCKLICHEN JAHRE

Etwa einen Monat nach seinem achtunddreißigsten Geburtstag war Willem eines Tages klargeworden, dass er berühmt war. Zunächst hatte ihn das weniger aus der Fassung gebracht, als er gedacht hätte, auch weil er sich schon immer für ein bisschen berühmt gehalten hatte - sich und JB, genauer gesagt. Manchmal war er

**mit Jude oder irgendjemand
anderem in Downtown
unterwegs gewesen und
jemand kam auf sie zu, um
Jude Hallo zu sagen, und
Jude stellte ihn vor: »Aaron,
kennst du eigentlich
Willem?« Und dann sagte
Aaron: »Natürlich. Willem
Ragnarsson. Jeder kennt
Willem«, aber das lag nicht
an seinem Beruf, sondern
daran, dass er in Yale mit
der Schwester von Aarons
ehemaligem Mitbewohner
zusammen gewesen war**

**oder dass er zwei Jahre
zuvor einmal eine Lesung
für einen Freund des
Bruders von einem Freund
von Aaron gemacht hatte,
der Stücke schrieb, oder
dass Aaron, der Künstler
war, einmal eine
Gruppenausstellung mit JB
und dem asiatischen Henry
Young gehabt und Willem
auf der anschließenden
Party kennengelernt hatte.
Den größten Teil seines
Erwachsenenlebens
hindurch war New York**

**nichts weiter als eine
Verlängerung des Colleges
gewesen, wo alle JB und ihn
gekannt hatten, und
manchmal erschien es ihm,
als wäre dessen gesamte
Infrastruktur aus Boston
herausgelöst und in einem
Radius von wenigen
Kilometern über dem
unteren Teil Manhattans
und dem äußeren Rand
Brooklyns abgeworfen
worden. Die vier sprachen
mit denselben - nun, wenn
nicht mit denselben Leuten,**

**dann doch mit derselben *Art*
von Leuten, wie sie es auf
dem College getan hatten.
Dieses Reich der Künstler,
Schauspieler und Musiker
war keine sehr große Welt;
in ihr kannte jeder jeden.**

**Von ihnen vier hatten nur
Jude und zu einem gewissen
Grad Malcolm das Leben in
einer anderen Welt
kennengelernt, der echten
Welt, jener Welt, die von
Menschen bevölkert war,
die sich um die
notwendigen Dinge des**

**Lebens kümmerten: Gesetze
entwerfen, kranken
Menschen helfen, Probleme
lösen, Geld verwalten,
Dinge kaufen und
verkaufen (die größere
Überraschung war für ihn
ohnehin nicht, dass *er* Leute
wie Aaron kannte, sondern
dass Jude es tat). Kurz vor
seinem
siebenunddreißigsten
Geburtstag hatte er eine
Rolle in einem stillen Film
namens *Sycamore Court*
angenommen, in dem er**

einen Anwalt in einer Kleinstadt im Süden der USA spielte, der sich nach langem Zögern für sein Coming-out entschieden hatte. Er hatte zugesagt, um mit einem Schauspieler zusammenarbeiten zu können, den er bewunderte und der im Film seinen Vater spielte, einen wortkargen, nur in abschätzigen Bemerkungen kommunizierenden Mann, der seinen Sohn ablehnte, verhärtet durch die eigenen

Enttäuschungen des Lebens.

Um sich auf seine Rolle vorzubereiten, hatte Willem sich von Jude erklären lassen, was genau er den ganzen Tag über eigentlich machte, und während er ihm zuhörte, verspürte er eine leise Traurigkeit darüber, dass Jude, den er für absolut brilliant hielt, mit einer Brillanz gesegnet, die er nie durchdringen würde, sein Leben mit einer Arbeit verbrachte, die sich

**so niederschmetternd
langweilig anhörte, dem
intellektuellen Gegenstück
zu Hausarbeit:
saubermachen, sortieren,
waschen, aufräumen und
dann weiter zum nächsten
Haus und wieder von vorn
anfangen. Natürlich sagte
er das nicht laut, und eines
Samstags traf er sich mit
Jude bei Rosen Pritchard,
wo er in seinen Ordnern
und Papieren blätterte und
durch das Büro streifte,
während Jude**

Schreibarbeiten erledigte.

**»Und, was sagst du?«,
hatte Jude gefragt, sich in
seinem Stuhl zurückgelehnt
und ihn angegrinst, und er
hatte zurückgelächelt und
gesagt: »Ziemlich
beeindruckend«, denn das
war es auf seine Art. Jude
hatte gelacht. »Ich weiß
genau, was du denkst,
Willem«, hatte er gesagt.
»Ist schon in Ordnung.
Harold denkt genauso. ›Was
für eine Vergeudung‹«,
hatte er in Harolds Tonfall**

**gesagt. »»Was für eine
Vergeudung, Jude.««**

**»Das denke ich überhaupt
nicht«, hatte Willem
protestiert, obwohl er es
tatsächlich gedacht hatte:
Jude beklagte sich immer
über sein fehlendes
Vorstellungsvermögen,
seinen unbeirrbaren
Pragmatismus, aber so
hatte Willem ihn nie
betrachtet. In seinen Augen
war es wirklich ein Jammer:
nicht dass er in einer
Wirtschaftskanzlei**

arbeitete, sondern dass er überhaupt Jurist geworden war - ein Verstand wie Judes sollte sich seiner Meinung nach mit anderen Dingen beschäftigen. Womit, wusste er nicht, aber jedenfalls nicht *damit*. Er wusste, dass es lächerlich war, aber er hatte nie ernsthaft geglaubt, dass Judes Jurastudium tatsächlich in einer Tätigkeit als Anwalt münden würde: Er war immer davon ausgegangen,

**er werde die Juristerei
irgendwann aufgeben und
sich eine andere
Beschäftigung suchen, als
Mathematikprofessor,
Gesangslehrer oder (auch
wenn ihm die Ironie schon
damals bewusst gewesen
war) Psychologe, weil er so
gut darin war, zuzuhören
und seinen Freunden Trost
zu spenden. Er wusste
nicht, weshalb er an dieser
Sichtweise auf Jude
festhielt, obwohl doch
offensichtlich war, dass**

dieser seinen Beruf liebte und hervorragend darin war.

Sycamore Court war ein Überraschungserfolg, der Willem die besten Kritiken, die er je bekommen hatte, und Nominierungen für mehrere Preise einbrachte, und das Zusammenfallen des Kinostarts mit dem eines größeren, publikumswirksameren Films, der schon zwei Jahre zuvor gedreht worden war, aber in der Postproduktion

**festgehangen hatte,
mündete in einem
Augenblick, von dem selbst
ihm klar war, dass er seine
Karriere verändern würde.
Er hatte seine Rollen immer
mit Bedacht gewählt - wenn
er ein besonderes Talent
hatte, dann war es wohl
dieses: sein Händchen für
Rollen -, doch bis zu diesem
Jahr hatte er noch nie das
Gefühl gehabt, wirklich auf
der sicheren Seite zu sein,
laut darüber nachdenken zu
können, welche Filme er**

**drehen wollte, wenn er über
fünfzig, über sechzig wäre.
Jude hatte ihm immer
gesagt, er mache sich viel
zu viele Gedanken über
seine Karriere, er stehe viel
besser da, als er glaube,
aber so hatte es sich nie
angefühlt; er wusste, dass
er von seinen
Schauspielkollegen und den
Kritikern respektiert wurde,
aber ein Teil von ihm
fürchtete ständig, es könnte
plötzlich und ohne
Vorwarnung vorbei sein. Er**

**war ein praktisch
veranlagter Mensch, der
den denkbar
unpraktischsten
Karriereweg eingeschlagen
hatte, und nach jedem Dreh
sagte er seinen Freunden,
dies sei der letzte gewesen,
teils um die Ängste
abzuwehren - wenn er
einräumte, dass die
Möglichkeit bestand, war es
weniger wahrscheinlich,
dass es wirklich dazu kam -
und teils um sie offen
auszusprechen, denn sie**

waren real.

Doch nur wenn er mit Jude allein war, erlaubte er sich, wirklich offen über seine Sorgen zu sprechen. »Was, wenn ich nie wieder eine Rolle bekomme?«, fragte er Jude.

»Das wird nicht passieren«, sagte Jude dann.

»Aber was, wenn doch?«

»Na ja«, sagte Jude ernst, »in dem unwahrscheinlichen Fall, dass du nie wieder

schauspielerst, machst du eben etwas anderes. Und solange du darüber nachdenkst, was das sein könnte, wohnst du bei mir.«

Natürlich wusste er, dass er wieder arbeiten würde: Er *musste* daran glauben. Jeder Schauspieler glaubte daran. Die Schauspielerei war eine Form der Täuschung, und sobald man aufhörte zu glauben, dass man es konnte, taten es auch alle anderen. Aber Judes Bestätigung tat ihm

trotzdem gut; es tat ihm gut zu wissen, dass es eine Zuflucht für ihn gab, wenn mit einem Mal wirklich alles vorbei sein sollte. Manchmal, wenn ihn besonders großes, gar nicht zu ihm passendes Selbstmitleid überkam, dachte er darüber nach, was er dann tun würde: Er glaubte, er könnte mit behinderten Kindern arbeiten. Er wäre gut darin, und es würde ihm Spaß machen. Er sah sich von

einer Grundschule nach Hause gehen, die vielleicht auf der Lower East Side war, westlich von SoHo, unweit der Greene Street. Seine eigene Wohnung hätte er natürlich nicht mehr, sie wäre verkauft worden, um den Master in Erziehungswissenschaften zu finanzieren (in seinem Traum waren die Millionen, die er verdient hatte, die Millionen, die er nie ausgegeben hatte, auf irgendeine Weise

verschwunden), und er würde bei Jude wohnen, so als wären die vergangenen zwei Jahrzehnte nie gewesen.

Doch nach *Sycamore Court* hatten sich diese trübseligen Fantasien weniger häufig eingestellt, und in der zweiten Hälfte seines siebenunddreißigsten Lebensjahrs war er der Zuversicht näher als je zuvor. Etwas hatte sich verändert, gefestigt;

irgendwo war sein Name in Stein gemeißelt worden. Er würde immer Arbeit haben; er konnte sich ruhig ein wenig ausruhen, wenn er wollte.

Es war September, und er kam von einem Dreh zurück, um gleich wieder zu einer Werbetour durch Europa aufzubrechen; ihm blieb nur ein Tag in der Stadt, und Jude sagte, er wolle ihn in ein Restaurant seiner Wahl einladen. Sie würden sich sehen und zu

Mittag essen, und dann würde er wieder ins Auto steigen und direkt zum Flughafen fahren, um nach London zu fliegen. Es war so lange her, dass er zuletzt in New York gewesen war, und er wollte eigentlich gern in irgendein günstiges, gemütliches Lokal in Downtown gehen, etwas wie das kleine vietnamesische Nudelrestaurant, in dem sie in ihren Zwanzigern immer gewesen waren, aber stattdessen entschied er

sich für ein französisches Restaurant, das für seine Meeresfrüchte bekannt war und näher an Judes Wohnung lag.

Das Restaurant war voller Geschäftsleute desselben Typus, die ihren Wohlstand und ihre Macht über den Schnitt ihrer Anzüge und die Subtilität ihrer Armbanduhren kommunizierten: Man musste selbst reich und mächtig sein, um den Inhalt der Botschaft zu verstehen.

Für alle anderen waren sie nur ununterscheidbare Männer in grauen Anzügen. Die Tischdame führte ihn zu Jude, der schon auf ihn wartete, und als Jude aufstand, streckte Willem die Arme aus und drückte ihn fest an sich; er wusste, dass Jude das nicht mochte, hatte aber kürzlich beschlossen, es in Zukunft trotzdem zu tun. Sie standen da und hielten einander umfasst, auf beiden Seiten von Männern

**in grauen Anzügen
umgeben, bis er Jude
losließ und sie sich setzten.**

**»Habe ich dich genug
blamiert?«, fragte er, und
Jude lächelte und schüttelte
den Kopf.**

**Es galt, so vieles in so
kurzer Zeit zu besprechen,
dass Jude tatsächlich eine
Themenliste auf die
Rückseite eines
Kassenzettels geschrieben
hatte, über die Willem
lachte, als er sie sah, an die
sie sich letztlich aber recht**

eng hielten. Zwischen Punkt V (Malcolms Hochzeit: Was sollten sie bei ihren Ansprachen sagen?) und Punkt VI (der Fortschritt der Arbeiten in Judes Wohnung in der Greene Street, die entkernt wurde) stand er auf, um zur Toilette zu gehen, und als er zum Tisch zurückging, hatte er das beunruhigende Gefühl, beobachtet zu werden. Er war es natürlich gewohnt, in Augenschein genommen und inspiziert

zu werden, doch diese Aufmerksamkeit hatte etwas Außergewöhnliches an sich, eine besondere Intensität und Stille, und zum ersten Mal seit Langem war er befangen, war sich der Tatsache bewusst, dass er Jeans trug und keinen Anzug und sich eindeutig nicht in das Gesamtbild einfügte, ja dass jeder hier einen Anzug trug und er es als Einziger nicht tat.

»Ich glaube, ich bin nicht richtig angezogen«, sagte er

beim Hinsetzen leise zu Jude. »Alle starren mich an.«

»Sie starren dich nicht an, weil du die falschen Klamotten trägst«, sagte Jude. »Sie starren dich an, weil du berühmt bist.«

Er schüttelte den Kopf. »Vielleicht für dich und buchstäblich ein paar Dutzend andere Leute.«

»Nein, Willem«, hatte Jude gesagt. »Du bist es wirklich.« Er lächelte ihn an. »Was glaubst du denn,

warum sie beim Empfang nicht darauf bestanden haben, dass du ein Jackett trägst? Die lassen hier nicht jeden rein, der nicht im Business-Ornat steckt. Und was glaubst du, warum die uns einen Gruß aus der Küche nach dem anderen bringen? Ganz bestimmt nicht meinetwegen.« Jetzt lachte er. »Warum hast du diesen Laden überhaupt ausgesucht? Ich hätte gedacht, dass du dich für irgendetwas in Downtown

entscheidest.«

Er seufzte. »Ich habe gehört, das Crudo soll gut sein. Und wovon sprichst du überhaupt: Gibt es hier einen Dresscode?«

Jude lächelte wieder und setzte gerade zu einer Antwort an, als einer der diskreten Anzugträger zu ihnen herüberkam und sich spürbar verlegen für die Störung entschuldigte. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich *Sycamore Court* großartig fand«, sagte er.

**»Ich bin ein großer Fan.«
Willem bedankte sich, und
der Mann, der bereits etwas
älter war, in seinen
Fünfzigern, wollte gerade
noch etwas sagen, als er
Jude sah und kurz blinzelte,
ihn offensichtlich erkannte
und einige Sekunden lang
anstarrte, sichtlich damit
beschäftigt, sein Bild von
Jude zu revidieren, das
Wissen, das er über ihn
hatte, innerlich neu zu
sortieren. Er öffnete den
Mund, schloss ihn wieder**

und entschuldigte sich dann nochmals, als er ging, während Jude ihn die ganze Zeit über gelassen anlächelte.

»Sieh an, sieh an«, sagte Jude, nachdem der Mann davongeeilt war. »Das war der Leiter der Zivilprozessabteilung einer der größten Kanzleien der Stadt. Und ganz offensichtlich ein Bewunderer.« Er grinste Willem an. »Glaubst du mir jetzt, dass du berühmt bist?«

»Wenn der Lackmустest für Ruhm darin besteht, von Designabsolventinnen in den Zwanzigern und alternden verkappten Schwulen erkannt zu werden, dann ja«, sagte er, und sie begannen kindisch vor sich hin zu kichern, bis sie sich wieder im Griff hatten.

Jude sah ihn an. »Das kann wirklich nur dir passieren: auf Zeitschriften abgebildet sein und trotzdem nicht glauben,

dass man berühmt ist«, sagte er. Aber Willem war nicht in der normalen Welt gewesen, als diese Zeitschriften erschienen waren; er war am Filmset gewesen. Am Set benahmen sich alle so, als wären sie berühmt.

»Das ist was anderes«, sagte er zu Jude. »Ich kann es nicht erklären.« Doch später im Auto, auf dem Weg zum Flugplatz, wurde ihm klar, was der Unterschied war. Ja, er war

es gewohnt, angeschaut zu werden. Aber er war es nur gewohnt, von bestimmten Menschen in einer bestimmten Umgebung angeschaut zu werden - Menschen, die mit ihm schlafen wollten oder mit ihm sprechen, weil es ihrer eigenen Karriere dienlich sein könnte, oder Menschen, bei denen die Tatsache, dass er bekannt war, ausreichte, um etwas Hungriges und Hektisches in ihnen zu entfesseln, um

zu bewirken, dass sie in seiner Nähe sein wollten. Aber er war es nicht gewohnt, von Menschen angesehen zu werden, die andere Dinge zu tun hatten, die sich mit größeren und wichtigeren Dingen als einem New Yorker Schauspieler beschäftigten. New Yorker Schauspieler: Sie waren überall. Die einzigen Gelegenheiten, zu denen mächtige Männer ihn wahrnahmen, waren die Filmpremieren, auf denen

**er den Studiobossen
vorgestellt wurde und sie
ihm die Hand schüttelten
und Smalltalk betrieben,
während er sah, wie sie ihn
taxierten, durchrechneten,
wie gut er bei Umfragen
abschnitt, wie viel sie für
ihn bezahlt hatten und wie
viel der Film einspielen
müsste, damit es sich
lohnte, ihm mehr
Aufmerksamkeit zu
schenken.**

**Doch widersinnigerweise
wurde ihm, als es häufiger**

und häufiger geschah - er betrat einen Raum, ein Restaurant, ein Gebäude und spürte ein winziges, nur eine Sekunde währendes allgemeines Innehalten -, auch bewusst, dass er seine eigene Sichtbarkeit ein- und ausschalten konnte. Betrat er ein Restaurant in der Erwartung, erkannt zu werden, dann wurde er erkannt. Und betrat er es in der Erwartung, nicht erkannt zu werden, dann

wurde er es meist auch nicht. Er konnte nie genau bestimmen, was genau, abgesehen von seinem schieren Willen, den Unterschied machte. Aber es funktionierte; es war der Grund dafür, dass er sechs Jahre nach diesem Essen, nach seinem Einzug bei Jude, mehr oder weniger unverhohlen durch SoHo spazieren konnte.

Er hatte in der Greene Street gewohnt, seit Jude nach seinem

Selbstmordversuch wieder nach Hause gekommen war, und im Laufe der Monate merkte er, dass er immer mehr von seinen Sachen - zuerst seine Kleider, dann seinen Laptop, dann seine Bücherkisten und seine liebste Wolldecke, in die er sich gern einwickelte, um darin umherzuschlurfen, wenn er sich seinen Morgenkaffee machte: Er führte ein solches Nomadendasein, dass er nicht viel mehr brauchte

**oder besaß - in sein altes
Schlafzimmer brachte. Ein
Jahr später wohnte er noch
immer dort. Er war eines
Morgens spät aufgewacht,
hatte sich Kaffee gekocht
(auch seine Kaffeemaschine
hatte er mitbringen
müssen, weil Jude keine
hatte) und war verschlafen
durch die Wohnung
geschlendert, wobei ihm
auffiel, so als sähe er es
zum ersten Mal, dass seine
Bücher jetzt in Judes
Regalen standen und die**

Kunstwerke, die er mitgebracht hatte, an Judes Wänden hingen. Seit wann war das so? Er konnte sich nicht genau erinnern, aber es fühlte sich richtig an; es fühlte sich richtig an, wieder hier zu sein.

Selbst Mr Irvine begrüßte es. Willem hatte ihn im vergangenen Frühling auf Malcolms Geburtstagsfeier gesehen, und Mr Irvine hatte gesagt: »Ich habe gehört, du bist wieder bei Jude eingezogen«, und er

**hatte bejaht und sich für
einen Vortrag über ihre
endlose Adoleszenz
gewappnet: Er wurde
schließlich bald
vierundvierzig. Aber
Mr Irvine hatte gesagt: »Du
bist ein guter Freund,
Willem. Schön, dass ihr
Jungs euch umeinander
kümmert.« Jude
Suizidversuch hatte ihn
sehr mitgenommen, jeden
einzelnen von ihnen, aber
Mr Irvine hatte Jude immer
ihnen allen vorgezogen, das**

war ihnen bewusst.

»Danke, Mr Irvine«, hatte er überrascht gesagt. »Ich finde es auch schön.«

In den ersten, harten Wochen nachdem Jude aus dem Krankenhaus entlassen worden war, war Willem in unregelmäßigen Abständen in sein Zimmer gegangen, um sich zu vergewissern, dass er dort war und dass er lebte. Jude hatte damals unentwegt geschlafen, und manchmal hatte Willem sich ans Fußende seines

Bettes gesetzt, ihn angestarrt und eine Art schreckliche Verwunderung darüber verspürt, dass er überhaupt noch unter ihnen war. Hätte Richard ihn nur zwanzig Minuten später gefunden, dachte er, dann wäre Jude tot gewesen. Etwa einen Monat nach Judes Entlassung hatte Willem in einer Drogerie ein Teppichmesser an einem Regal hängen sehen - was für ein mittelalterliches, krudes

**Instrument, hatte er
gedacht - und war beinahe
in Tränen ausgebrochen:
Andy hatte ihm erzählt, der
Chirurg in der
Notaufnahme habe gesagt,
er habe in seiner gesamten
Laufbahn noch nie gesehen,
dass sich jemand so tiefe, so
entschiedene Schnitte
selbst beigebracht habe. Er
hatte immer gewusst, dass
es Jude nicht gut ging, aber
er war geradezu erstarrt
darüber, wie wenig er ihn
kannte, wie bitter**

entschlossen er gewesen war, sich etwas anzutun.

Er glaubte, im vergangenen Jahr in gewisser Weise mehr über Jude gelernt zu haben als in all den Jahren zuvor, und jedes neue Detail, das er herausfand, war schrecklich: Judes Geschichte waren Geschichten, auf die er nichts zu erwidern wusste, weil es auf so viele von ihnen nichts zu erwidern gab. Die Geschichte der

**Narbe auf seinem
Handrücken, mit der alles
begonnen hatte, war so
schrecklich gewesen, dass
Willem in der Nacht
wachgelegen hatte, unfähig
zu schlafen, und ernsthaft
darüber nachgedacht hatte,
Harold anzurufen, nur um
jemanden zu haben, mit
dem er die Geschichte
teilen konnte, der mit ihm
zusammen sprachlos war.**

**Tags darauf musste er
unentwegt auf Judes Hand
starren, bis dieser seinen**

Ärmel darüberzog. »Du verunsicherst mich«, sagte er.

»Tut mir leid«, hatte er gesagt.

Jude hatte geseufzt.

»Willem, ich kann dir diese Geschichten nicht erzählen, wenn du so reagierst«, sagte er schließlich. »Es ist in Ordnung, wirklich. Es ist lange her. Ich denke nie daran.« Er schwieg kurz.

»Ich will nicht, dass du mich mit anderen Augen siehst, wenn ich dir solche

Dinge erzähle.«

Willem hatte tief Atem geholt. »Nein«, sagte er. »Du hast recht. Du hast recht.

Wenn er sich Judes Geschichten anhörte, achtete er jetzt also darauf, nichts zu sagen, nur kleine wertfreie Töne von sich zu geben, so als wären alle seine Freunde bis zur Bewusstlosigkeit mit einem in Essig getauchten Gürtel geschlagen oder gezwungen worden, ihr eigenes

Erbrochenes vom Boden zu essen, als handelte es sich um gewöhnliche Rituale, die zum Aufwachsen dazugehörten. Doch trotz all der Geschichten wusste er noch immer nichts: Er wusste noch immer nicht, wer Bruder Luke war. Er kannte noch immer nur einzelne Geschichten über das Kloster oder das Heim. Er wusste weder, wie Jude nach Philadelphia gekommen war, noch was ihm dort widerfahren war.

Und er kannte noch immer nicht die Geschichte hinter seiner Verletzung. Doch wenn Jude mit den weniger schlimmen Geschichten begann, hatte er bereits genug gehört, um zu wissen, dass diese Geschichten, sollte er sie jemals zu hören bekommen, grauenhaft sein würden. Er wollte sie beinahe nicht hören.

Die Geschichten waren Teil eines Kompromisses gewesen, als Jude

klargestellt hatte, dass er nicht zu Dr. Loehmann gehen werde. Andy war an den meisten Freitagabenden vorbeigekommen, und er kam auch an einem Abend kurz nach Judes Wiedereinstieg bei Rosen Pritchard zu ihnen. Während Andy Jude in dessen Schlafzimmer untersuchte, machte Willem für sie alle Drinks, die sie auf dem Sofa tranken, die Lichter gedimmt, der

Himmel draußen körnig vor Schnee.

»Sam Loehmann hat gesagt, du hättest ihn noch nicht angerufen«, sagte Andy. »Jude - das ist Mist. Du musst ihn anrufen. Das war Teil der Abmachung.«

»Andy, ich habe es dir doch gesagt«, sagte Jude. »Ich gehe nicht hin.«

Willem war erfreut gewesen, dass Judes alte Starrköpfigkeit zurückgekehrt war, auch wenn er seine Entscheidung

**nicht guthieß. Zwei Monate
zuvor, als sie in Marokko
gewesen waren, hatte er
beim Abendessen von
seinem Teller aufgeblickt
und gesehen, dass Jude die
vor ihm stehenden Teller
mit Mezze anstarrte,
unfähig, sich davon zu
bedienen. »Jude?«, hatte er
gesagt, und Jude hatte ihn
mit Angst im Gesicht
angesehen. »Ich weiß nicht,
womit ich anfangen soll«,
hatte er leise gesagt, und
Willem hatte sich über den**

**Tisch gebeugt, ein wenig
von jedem Gericht auf Judes
Teller geladen und ihm
gesagt, er solle mit dem
Löffel geschmorter
Aubergine ganz oben
beginnen und sich dann im
Uhrzeigersinn durch die
anderen Speisen
hindurchessen.**

**»Von irgendjemandem
musst du dir helfen lassen«,
hatte Andy gesagt. Er
merkte, dass Andy ruhig zu
bleiben versuchte, es ihm
jedoch nicht gelang, und**

**auch das fand er
ermutigend: ein Anzeichen
dafür, dass sie allmählich
zur Normalität
zurückkehrten. »Willem
sieht das auch so, stimmt's,
Willem? Du kannst nicht
ewig so weitermachen! Du
hast ein massives Trauma
erlitten! Du musst
anfangen, mit
irgendjemandem darüber zu
reden!«**

**»Okay«, sagte Jude, der
müde aussah. »Ich erzähle
es Willem.«**

»Willem ist keine medizinische Fachkraft!«, sagte Andy. »Er ist Schauspieler!« Jude hatte Willem angesehen, und sie hatten beide angefangen zu lachen, so heftig, dass sie ihre Drinks abstellen mussten, und irgendwann war Andy aufgestanden, hatte gesagt, sie seien beide so unreif, er wisse gar nicht, warum er sich überhaupt die Mühe mache, und war gegangen, während Jude ihm hinterherrief:

»Andy! Es tut uns leid! Geh nicht!«, dabei aber so sehr lachen musste, dass seine Worte unverständlich waren. Es war das erste Mal seit Monaten - tatsächlich sogar das erste Mal seit dem Selbstmordversuch -, dass er Jude lachen gehört hatte.

Später, als sie sich wieder gefangen hatten, hatte Jude gesagt: »Weißt du, Willem, ich glaube, ich könnte das wirklich - dir ein paar Dinge erzählen. Aber wärst

du denn damit einverstanden? Oder wäre es eine Belastung für dich?» Und er hatte gesagt, natürlich sei es in Ordnung, er wolle es gern hören. Er hatte es schon immer wissen wollen, aber das sagte er nicht; er wusste, dass es wie ein Vorwurf geklungen hätte.

Doch so gut es ihm auch gelang, sich einzureden, dass Jude wieder der Alte sei, nahm er doch auch zur Kenntnis, dass er sich

verändert hatte. Manche dieser Veränderungen fand er gut: das Reden, zum Beispiel. Und manche machten ihn traurig: Obwohl er schon wieder viel mehr Kraft in den Händen hatte und obwohl es viel seltener vorkam, zitterten sie noch immer gelegentlich, und er wusste, dass es Jude unangenehm war. Und er schreckte mehr vor Berührungen zurück als je zuvor, insbesondere, so hatte Willem bemerkt, was

**Harold betraf; einen Monat
zuvor, als Harold zu Besuch
gekommen war, war Jude
richtiggehend zur Seite
getänzelt, um Harolds
Umarmung zu entgehen.
Harold hatte ihm leidgetan,
als er den Ausdruck auf
seinem Gesicht sah, und so
war er zu ihm
hinübergegangen und hatte
ihn seinerseits umarmt.
»Du weißt, dass er es nicht
mit Absicht macht«, hatte
er leise zu Harold gesagt,
und Harold hatte ihn auf**

die Wange geküsst. »Du hast ein Herz aus Gold, Willem«, hatte er gesagt.

Jetzt war es Oktober, dreizehn Monate nach dem Selbstmordversuch. Abends war er im Theater; zwei Monate nachdem sein Stück im Dezember auslief, würde er den ersten Film seit seiner Rückkehr aus Sri Lanka drehen, eine Adaption von *Onkel Wanja*, auf die er sich sehr freute und die im Hudson Valley gedreht wurde: Er würde

jeden Abend nach Hause kommen können.

Wobei sich der Drehort nicht rein zufällig so ergeben hatte. »Lasst mich in New York bleiben«, hatte er seinen Manager und seinen Agenten instruiert, nachdem er im vergangenen Herbst aus dem Projekt in Russland ausgestiegen war.

»Für wie lange?«, fragte Kit, sein Agent.

»Ich weiß es nicht«, hatte er gesagt. »Mindestens das

nächste Jahr über.«

»Willem«, hatte Kit nach einem Moment des Schweigens gesagt. »Ich weiß, Jude und du, ihr steht euch sehr nah. Aber meinst du nicht, du solltest den Aufwind nutzen, den du gerade hast? Du kannst dir deine Projekte gerade aussuchen.« Er spielte auf *Ilias* und *Odyssee* an, die beide enorm erfolgreich gewesen waren, was, wie Kit gern betonte, bewies, dass er jetzt spielen könne, was

er wolle. »Wie ich Jude kenne, würde er dasselbe sagen.« Und dann, als er stumm blieb: »Wir sprechen hier ja nicht von deiner Frau oder deinem Kind oder so. Wir sprechen von einem Freund.«

»Nur von einem Freund«, meinst du«, sagte er gereizt. Kit war Kit; er schätzte die Dinge wie ein Agent ein, und er vertraute Kits Einschätzung - er hatte ihn von Anfang an als Agent begleitet, und er wollte sich

nicht mit ihm streiten. Kit hatte ihn immer gut vertreten. »Kein Füllmaterial dabei«, sagte er immer stolzerfüllt über Willems Karriere, wenn er seine Rollen Revue passieren ließ. Sie wussten beide, dass Kit, was seine Karriere anging, weit größere Ambitionen hatte als er selbst - das war immer schon so gewesen. Aber Kit war es auch, der ihm nach Richards Anruf den nächstmöglichen

Rückflug aus Sri Lanka gebucht hatte; der die Produzenten veranlasst hatte, die Dreharbeiten sieben Tage lang zu unterbrechen, damit er nach New York und zurück fliegen konnte.

»Ich will dir nicht zu nahe treten, Willem«, sagte Kit vorsichtig. »Ich weiß, dass du ihn liebst. Aber jetzt hör mal. Wenn er die Liebe deines Lebens wäre, würde ich es verstehen. Aber so kommt es mir ein bisschen

extrem vor, deine Karriere so zu beschneiden.«

Dabei fragte er sich manchmal tatsächlich, ob er jemals irgendjemanden so lieben würde wie Jude. Das lag natürlich an Jude selbst, an seiner Persönlichkeit, aber auch daran, wie angenehm das Leben mit ihm war, wie schön es war, jemanden zu haben, der ihn schon so lange kannte und bei dem er immer so sein konnte, wie er sich an dem jeweiligen Tag gerade

**fühlte. Seine Arbeit, sein
ganzes Leben bestand aus
Masken und Scharaden. Er
selbst und sein gesamtes
Umfeld veränderten sich
laufend: seine Haare, sein
Körper, der Ort, an dem er
nachts schlafen würde. Er
hatte häufig das Gefühl, aus
etwas Flüssigem zu
bestehen, etwas, das ständig
von einer bunten Flasche in
die andere geschüttet
wurde, wobei jedes Mal ein
wenig verloren ging. Aber
seine Freundschaft mit Jude**

gab ihm das Gefühl, dass sein Wesen einen realen und unveränderlichen Kern hatte, dass er seinem Leben hinter Masken zum Trotz etwas Elementares in sich trug, etwas, das Jude sah, obwohl es ihm selbst verborgen blieb, so als wäre es allein Judes Zeugenschaft, die ihn zu seinem wirklichen Selbst verhalf.

An der Graduate School hatte ihm einmal einer seiner Professoren gesagt,

**die besten Schauspieler
seien die langweiligsten
Menschen. Eine stark
ausgeprägte
Selbstwahrnehmung sei von
Nachteil, da ein
Schauspieler das Selbst
verschwinden lassen müsse;
er müsse in einer Figur
aufgehen. »Wenn Sie eine
Persönlichkeit sein wollen,
müssen Sie Popstar
werden«, hatte sein
Professor gesagt.**

**Er hatte die Weisheit
darin erkannt, und es**

leuchtete ihm noch immer ein, aber im Grunde war das eigene Selbst das, wonach sie alle hungerten, denn je mehr man spielte, desto weiter entfernte man sich von demjenigen, für den man sich gehalten hatte, und desto schwieriger war es, den Weg zurück zu finden. War es denn ein Wunder, dass so viele seiner Kollegen totale Wracks waren? Ihr Reichtum, ihr Leben, ihre Identität entsprangen der

Nachahmung anderer - war es da überraschend, dass sie ein Set, eine Bühne nach der anderen brauchten, um ihrem Leben Form zu geben? Wer und was wären sie sonst gewesen? Und so wandten sie sich Religionen, Frauen und guten Zwecken zu, um etwas zu haben, das ihnen gehörte: Sie schliefen nie, sie rasteten nie, sie hatten schreckliche Angst davor, allein zu sein, sich fragen zu müssen, wer sie wirklich

waren. (»Wenn ein Schauspieler spricht, und es ist niemand da, der ihn hört, ist er dann noch ein Schauspieler?«, hatte sein Freund Roman einmal gefragt. Manchmal fragte er sich das auch.)

Doch für Jude war er kein Schauspieler: Er war sein Freund, und diese Identität verdrängte alle Übrigen. Es war eine Rolle, in der er bereits so lange lebte, dass sie unwiderruflich zu dem geworden war, was er war.

**Jude sah ihn ebenso wenig
in erster Linie als
Schauspieler, wie er Jude in
erster Linie als Anwalt sah -
es wäre wahrscheinlich mit
das Letzte gewesen, was
ihnen eingefallen wäre, um
den anderen zu
beschreiben. Es war Jude,
der sich daran erinnern
konnte, wer er gewesen war,
bevor er seinen
Lebensunterhalt damit
verdient hatte, sich als
andere Menschen
auszugeben: jemand, der**

einen Bruder hatte, jemand,
der Eltern hatte, jemand,
der von allem und von
jedem beeindruckt und
verzaubert war. Er kannte
andere Schauspieler, die
nicht wollten, dass sich
jemand an sie erinnerte,
wie sie gewesen waren, so
fest entschlossen, zu
jemand anderem zu werden,
aber er war da anders. Er
wollte daran erinnert
werden, wer er war; er
wollte jemanden um sich
haben, für den seine

Karriere nie das Interessanteste an ihm sein würde.

Und wenn er ganz ehrlich war, liebte er auch, was untrennbar zu Jude gehörte: Harold und Julia. Judes Adoption war das Erste gewesen, worum er ihn beneidete. Er bewunderte Jude für vieles - seine Intelligenz, seine Besonnenheit, seinen Einfallsreichtum -, aber er war nie neidisch auf ihn gewesen. Doch wenn er

Harold und Julia mit ihm zusammen sah, wenn er sah, wie sie ihn ansahen, selbst wenn er in eine andere Richtung schaute, dann verspürte er eine Art Leere: Er war elternlos, und auch wenn er nicht oft daran dachte, hatte er doch das Gefühl, dass seine Eltern, so distanziert sie auch gewesen waren, ihn zumindest in seinem Leben verankert hatten. So, ganz ohne Familie, war er ein Stück Papier, das durch die

Luft schwebte, von jeder neuen Bö erfasst und in die Höhe gewirbelt wurde. Darin waren Jude und er vereint gewesen.

Natürlich wusste er, dass dieser Neid lächerlich und mehr als niederträchtig war: Er war mit Eltern aufgewachsen, Jude nicht. Und er wusste, dass Harold und Julia auch für ihn Zuneigung empfanden, so wie er für sie ebenfalls Zuneigung empfand.

Sie hatten jeden seiner

**Filme gesehen und ihm
beide jedes Mal
ausführliche Kritiken
geschickt, in denen sie stets
seine Leistung hervorhoben
und intelligente
Bemerkungen zu den
anderen Schauspielern und
der Kameraführung
machten. (Der einzige, den
sie nie gesehen - oder
zumindest nie
kommentiert - hatten, war
Der Zimtprinz gewesen, der
Film, den er gedreht hatte,
als Jude versucht hatte, sich**

umzubringen. Er hatte ihn selbst nie gesehen.) Sie lasen jeden Zeitungsbericht über ihn - wie seine Rezensionen las er auch diese Artikel normalerweise nicht - und kauften jede Zeitschrift, in der er erwähnt wurde. Zum Geburtstag riefen sie an und erkundigten sich, wie er feiern werde, und Harold erinnerte ihn daran, wie alt er inzwischen war. Zu Weihnachten schickten sie immer etwas - ein Buch und

**dazu irgendeine lustige
Kleinigkeit, oder ein
cleveres Spielzeug, das er in
der Hosentasche bei sich
trug, um damit
herumzuspielen, wenn er
telefonierte oder in der
Maske saß. An
Thanksgiving saßen Harold
und er immer gemeinsam
im Wohnzimmer und sahen
sich das traditionelle
Footballspiel an, während
Julia Jude in der Küche
Gesellschaft leistete.**

»Die Chips sind fast alle«,

sagte Harold dann.

»Ich weiß«, sagte er.

»Warum holst du dann nicht noch welche?«, sagte Harold.

»*Du* bist doch der Gastgeber«, erinnerte er Harold.

»Und *du* bist der Gast.«

»Ja, eben.«

»Ruf Jude und sag ihm, er soll uns noch welche bringen.«

»Ruf du ihn doch!«

»Nein, *du* rufst ihn.«

»Also gut«, sagte er.

»Jude! Harold will noch Chips!«

»Du bist so ein Quatschkopf, Willem«, sagte Harold, wenn Jude hereinkam, um die Schüssel aufzufüllen. »Jude, das ist komplett auf Willems Mist gewachsen.«

Aber vor allem wusste er, dass Harold und Julia ihn liebten, weil er Jude liebte; er wusste, dass sie wussten, dass er sich gut um Jude kümmerte - als diesen Menschen sahen sie ihn,

**und er hatte nichts
dagegen. Er war stolz
darauf.**

**In letzter Zeit jedoch
hatten sich seine Gefühle
gegenüber Jude verändert,
und er wusste nicht recht,
was er davon halten sollte.
Eines späten Freitagabends
hatten sie auf dem Sofa
gesessen - er war gerade
aus dem Theater
gekommen, Jude aus dem
Büro - und geredet und
geredet, über nichts
Besonderes, als er sich**

**beinahe zu ihm
hinübergebeugt und ihn
geküsst hätte. Doch er hatte
sich gezügelt, und der
Moment war
vorbeigegangen. Seitdem
aber hatte der Impuls ihn
immer wieder überkommen:
zwei Mal, drei Mal, vier
Mal.**

**Es begann ihn zu
beunruhigen. Nicht weil
Jude ein Mann war: Er hatte
schon vorher Sex mit
Männern gehabt, jeder, den
er kannte, hatte das, und**

auf dem College hatten JB und er eines betrunkenen Abends aus Langeweile und Neugier miteinander herumgemacht (eine Erfahrung, die zu ihrer beiderseitigen Erleichterung gänzlich unbefriedigend verlaufen war: »Echt interessant, dass jemand, der so gut aussieht, einen so wenig anturnen kann«, waren JB's exakte Worte gewesen). Genau wie es bei mehr oder weniger allen seinen Freunden der

Fall war, war für ihn von Jude schon immer eine Art Grundgeräusch physischer Anziehung ausgegangen. Nein, seine Beunruhigung lag daran, dass er wusste, wenn er irgendetwas versuchen wollte, müsste er sich absolut sicher sein, denn er hatte das starke Gefühl, dass Jude, der in keinerlei Hinsicht locker war, auch mit dem Thema Sex ganz gewiss nicht locker umgehen würde.

Judes Sexleben, seine

Sexualität, übte auf alle, die ihn kannten, und ganz besonders auf Willems Freundinnen eine nicht endende Faszination aus. Hin und wieder hatten sie sich auch zu dritt - Malcolm, JB und er - darüber unterhalten, wenn Jude nicht dabei war: *Hatte er Sex? Hatte er überhaupt schon einmal Sex gehabt? Und wenn ja, mit wem? Sie hatten alle schon mitbekommen, dass Leute ihn auf Partys anschauten*

oder mit ihm flirteten, nur an Jude selbst war das jedes einzelne Mal vorbeigegangen.

»Das Mädchen hat nur Augen für dich gehabt«, sagte er dann zu Jude, wenn sie von einer dieser Partys nach Hause liefen.

»Welches?«, fragte Jude.

Sie redeten untereinander darüber, weil Jude deutlich gemacht hatte, dass er mit keinem von ihnen darüber reden werde: Kam das Thema zur Sprache,

bedachte er sie nur mit seinem typischen Blick und lenkte das Gespräch mit einer Entschiedenheit in andere Bahnen, die keinen Raum für Zweifel ließ.

»Hat er denn jemals eine Nacht woanders verbracht?«, fragte JB (das war, als Jude und er noch in der Lispenard Street wohnten).

»Jungs«, sagte er dann (das Gespräch war ihm unangenehm), »ich glaube, wir sollten das Thema

besser vermeiden.«

»Willem!«, sagte JB. »Jetzt stell dich mal nicht so an! Das ist doch kein Hochverrat. Sag's uns einfach: Hat er oder hat er nicht?«

Er seufzte. »Nein«, sagte er.

Stille breitete sich aus. »Vielleicht ist er asexuell«, sagte Malcolm nach einer Weile.

»Nein, das bist du, Mal.«

»Leck mich, JB.«

»Meinst du, er ist noch

Jungfrau?«, fragte JB.

»Nein«, sagte Willem.

Auch wenn er nicht wusste, weshalb, war er sich dessen ziemlich sicher.

»Was für ein Jammer«, sagte JB, und Malcolm und er sahen sich an und wussten genau, was als Nächstes kommen würde.

»Sein Aussehen ist an ihn verschwendet. *Ich* müsste so gut aussehen. Ich würde wenigstens was draus machen.«

Irgendwann nahmen sie

**es als Teil von Judes
Persönlichkeit hin; sie
setzten es auf die Liste der
Dinge, die sie besser nicht
ansprachen. Ein Jahr nach
dem anderen ging vorbei,
und er war mit niemandem
zusammen, wurde nie mit
jemandem gesehen.**

**»Vielleicht führt er ja ein
scharfes Doppelleben«,
schlug Richard einmal vor,
und Willem hatte mit den
Schultern gezuckt.**

**»Vielleicht«, sagte er. Doch
auch wenn er keine Beweise**

dafür hatte, wusste er in Wahrheit, dass es nicht so war. Und auf dieselbe unbelegbare Weise vermutete er, dass Jude wahrscheinlich schwul war (vielleicht aber auch nicht) und wahrscheinlich nie eine Beziehung gehabt hatte (wobei er sehr hoffte, sich in diesem Punkt zu irren). Und auch wenn Jude steif und fest das Gegenteil behauptete, war er doch nie ganz überzeugt davon, dass er nicht einsam war, dass

**sich nicht ein kleiner
verborgener Teil von ihm
wünschte, mit jemandem
zusammen zu sein. Er
dachte an die
Hochzeitsfeier von Lionel
und Sinclair zurück, zu der
Malcolm mit Sophie
gekommen war und er mit
Robin und JB - zu dem sie
damals allerdings keinen
Kontakt gehabt hatten - mit
Oliver und Jude mit
niemandem. Und obwohl
Jude sich nicht daran zu
stören schien, hatte er ihn**

**über den Tisch hinweg
angesehen und Mitleid mit
ihm empfunden. Er wollte
nicht, dass Jude allein alt
wurde; er sollte jemanden
haben, der sich um ihn
kümmerte und sich zu ihm
hingezogen fühlte. JB hatte
recht: Es *war* ein Jammer.**

**War es also das, was ihn
selbst zu Jude hinzog?
Waren es seine Angst und
sein Mitgefühl, die eine
leichter verdauliche Form
angenommen hatten?
Redete er sich ein, sich zu**

**Jude hingezogen zu fühlen,
weil er es nicht ertragen
konnte, ihn einsam zu
sehen? Er *glaubte* es nicht.
Aber ganz sicher war er sich
nicht.**

**Früher hätte er mit JB
darüber geredet, aber das
ging jetzt nicht mehr,
obwohl sie wieder
befreundet waren oder sich
zumindest wieder eine
Freundschaft zwischen
ihnen anbahnte. Nach ihrer
Rückkehr aus Marokko
hatte Jude JB angerufen**

und die beiden waren zusammen etwas essen gegangen, und einen Monat darauf hatten Willem und JB sich ihrerseits getroffen. Doch merkwürdigerweise war es für ihn viel schwieriger, JB zu verzeihen, als es für Jude gewesen war, und ihr erstes Treffen war eine Katastrophe gewesen - JB war demonstrativ und übertrieben fröhlich; er selbst schäumte vor Wut -, und irgendwann hatten sie

**das Restaurant verlassen
und sich draußen
angeschrien. Sie hatten auf
der Pell Street gestanden -
es schneite leicht, und
außer ihnen war niemand
auf der Straße - und
einander beschuldigt,
herablassend und gefühllos,
irrational und egozentrisch,
selbstgerecht und
narzisstisch, märtyrerhaft
und ahnungslos zu sein.**

**»Glaubst du, *irgendwer*
hasst sich selbst so wie
ich?«, hatte JB ihn**

angeschrien. (Seine vierte Ausstellung, die seine Drogenphase und die Zeit mit Jackson dokumentierte, hatte den Titel »Selbsthass für Narzissten« getragen, was JB während des Essens mehrfach als Beweis dafür ins Feld geführt hatte, dass er sich selbst ausführlich und öffentlich kasteit habe und nunmehr geläutert sei.)

»Ja, JB, das glaube ich«, hatte er zurückgeschrien. »Ich glaube, Jude hasst sich selbst viel mehr, als *du* dich

jemals hassen könntest, und ich glaube, du wusstest das, und du hast ihn dazu gebracht, sich noch mehr zu hassen.«

»Meinst du, das wüsste ich nicht?«, hatte JB geschrien. »Scheiße, glaubst du, ich würde mich nicht dafür hassen?«

»Nein, ich glaube nicht, dass du dich *genug* dafür hasst«, hatte er ihn angeschrien. »Warum hast du das getan, JB? Warum hast du ausgerechnet ihm

das angetan?«

Und dann hatte JB zu seiner Überraschung die Gegenwehr eingestellt und sich auf den Bürgersteig sinken lassen. »Warum hast du mich nie so geliebt, wie du ihn liebst, Willem?«, hatte er ihn gefragt.

Er seufzte. »Ach, JB«, sagte er und setzte sich neben ihn auf den kühlen Asphalt. »Du hast mich nie so dringend gebraucht wie er.« Ihm war bewusst, dass das nicht der alleinige

Grund war, aber es stimmte. Er wurde von niemandem so sehr gebraucht. Die Menschen *wollten* ihn - für Sex, für ihre Projekte, sogar als Freund -, aber Jude war der Einzige, der ihn *brauchte*. Nur für Jude war er unentbehrlich.

»Weißt du, Willem«, sagte JB, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen hatten, »vielleicht braucht er dich gar nicht so sehr, wie du immer denkst.«

Er hatte eine Weile

darüber nachgedacht.

»Doch«, sagte er schließlich, »ich glaube, das tut er.«

Jetzt seufzte JB. »Weißt du was«, sagte er, »ich glaube, du hast recht.«

Danach hatten sich die Dinge seltsamerweise zum Besseren gewendet. Doch auch wenn er - zögerlich - wieder Freude daran fand, Zeit mit JB zu verbringen, wusste er nicht, ob er dieses spezielle Thema mit ihm besprechen wollte. Er

wusste nicht, ob er JBs Witze darüber hören wollte, dass er schon alles mit zwei X-Chromosomen gefickt hatte und darum zu den Ypsilons übergang, oder über seinen Verzicht auf heteronormative Standards oder, was am schlimmsten gewesen wäre, darüber, dass diese Anziehung, die Jude auf ihn auszuüben schien, in Wahrheit etwas ganz anderes sei: verirrte Schuldgefühle aufgrund seines Selbstmordversuchs

**oder eine Form von
Gönnerhaftigkeit oder
schlicht fehlgeleitete
Langeweile.**

**Und so tat er nichts und
sagte nichts. Die Monate
vergingen, und er traf sich
zwanglos mit Frauen, und
er analysierte
währenddessen seine
Gefühle. *Das ist doch
verrückt, sagte er sich. Das
ist keine gute Idee. Beides
stimmte. Es wäre so viel
einfacher gewesen, hätte er
diese Gefühle gar nicht erst***

gehabt. Aber er hatte sie nun einmal. *Na, und wenn schon?*, debattierte er mit sich selbst. Alle hatten Gefühle, denen sie besser nicht nachgaben, weil sie wussten, dass ihr Leben so viel komplizierter wäre, wenn sie es täten. Er hatte seitenweise Dialoge mit sich selbst im Kopf und stellte sich den Text - seinen und den von JB, beide von ihm gesprochen - auf weiße Seiten geschrieben vor.

Doch die Gefühle blieben

bestehen. Sie fuhren über Thanksgiving nach Cambridge, zum ersten Mal seit drei Jahren. Jude und er teilten sich ein Zimmer, weil Julias Bruder aus Oxford zu Besuch war und im oberen Schlafzimmer übernachtete. In der Nacht lag er wach auf dem Sofa und sah Jude beim Schlafen zu. Wie einfach es doch wäre, dachte er, einfach zu ihm ins Bett zu steigen und dort einzuschlafen. Etwas daran fühlte sich geradezu

vorherbestimmt an, und das Absurde war nicht die Tatsache an sich, sondern seine Leugnung dieser Tatsache.

Sie waren mit dem Auto nach Cambridge gefahren, und Jude übernahm die Rückfahrt, damit er unterwegs schlafen konnte. »Willem«, sagte Jude, als sie die Stadt erreichten, »ich möchte dich etwas fragen.« Er sah ihn an. »Ist alles in Ordnung? Geht dir etwas durch den Kopf?«

»Nein«, sagte er, »alles gut.«

»Du wirkst so, na ja, nachdenklich«, sagte Jude. Er schwieg. »Weißt du, es ist ein großes Geschenk für mich, dass du bei mir wohnst. Und nicht nur dass du bei mir wohnst, sondern alles. Ich weiß nicht, was ich ohne dich getan hätte. Aber ich weiß, dass es anstrengend für dich sein muss. Und du sollst wissen: Wenn du wieder zu dir ziehen willst, komme ich

**damit klar. Versprochen.
Ich werde mir nichts
antun.« Er hatte beim
Sprechen auf die Straße
gestarrt, doch jetzt sah er
ihn an. »Ich weiß gar nicht,
womit ich das verdient
habe«, sagte er.**

**Eine Zeit lang wusste
Willem nicht, was er sagen
sollte. »*Willst* du denn, dass
ich wieder zu mir ziehe?«,
fragte er.**

**Jude schwieg. »Natürlich
nicht«, sagte er dann sehr
leise. »Aber ich möchte,**

dass du glücklich bist, und in letzter Zeit hast du keinen sehr glücklichen Eindruck gemacht.«

Er seufzte. »Es tut mir leid«, sagte er. »Du hast recht, ich war in letzter Zeit oft abwesend. Aber das liegt ganz bestimmt nicht daran, dass ich mit dir zusammenlebe. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als mit dir zusammenzuleben.« Er suchte nach dem richtigen, dem perfekten Satz, den er

hinzufügen könnte, aber er fand ihn nicht. »Es tut mir leid«, sagte er nochmals.

»Das muss es nicht«, sagte Jude. »Aber wenn du irgendwann einmal darüber reden möchtest, bin ich da.«

**»Ich weiß«, sagte er.
»Danke.« Die restliche Fahrt über schwiegen sie.**

Und dann war es Dezember. Sein Stück wurde vom Spielplan genommen. Sie machten zu viert in Indien Urlaub: die erste Reise seit Jahren, die

**sie gemeinsam
unternahmen. Im Februar
begannen die Dreharbeiten
zu *Onkel Wanja*. Es war ein
Filmset, wie er sie immer
suchte, aber nur selten
fand - er hatte mit allen
schon zuvor
zusammengearbeitet, sie
mochten und respektierten
sich alle, der Regisseur war
langhaarig, milde und
freundlich, und die
Adaption des Textes, die aus
der Feder eines
Romanautors stammte, den**

Jude bewunderte, war von einer schlichten Schönheit, die Dialoge sprechen zu dürfen eine reine Freude.

Als Willem noch jung gewesen war, hatte er in einem Stück mit dem Titel *Das Haus in der Thistle Lane* mitgespielt, das von einer Familie handelte, die ihr Haus in St. Louis, seit Generation im Besitz der Familie des Vaters, verlassen musste, weil sie es sich nicht länger leisten konnten. Statt eigens

Kulissen zu bauen, hatten sie das Stück in einem Stockwerk eines verfallenen Brownstone-Hauses in Harlem aufgeführt, und die Zuschauer hatten in den Zimmern umherwandern dürfen, solange sie einen bestimmten abgesperrten Bereich nicht betraten. Abhängig von der Stelle, an der man stand, sah man die Schauspieler und den Schauplatz selbst aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Er hatte den

ältesten Sohn gespielt, der vom Verlust des Elternhauses am stärksten mitgenommen war, und den größten Teil des ersten Akts damit verbracht, im Esszimmer stumm Teller in Zeitungspapier einzuschlagen. Er hatte für die Rolle eine Zwangshandlung kultiviert, und wenn die Eltern sich im Wohnzimmer stritten, legte er die Teller aus der Hand, quetschte sich in die andere, zur Küche hin

**gelegene Ecke des
Esszimmers und schälte die
Tapete in Fetzen von den
Wänden. Obwohl der
Großteil des ersten Akts
sich im Wohnzimmer
abspielte, gab es immer ein
paar Zuschauer, die in
seinem Zimmer blieben und
ihm zusahen, ihm dabei
zusahen, wie er das Papier
abkratzte - es war von
einem so dunklen Blau,
dass es beinahe schwarz
wirkte, mit aufgedruckten
blassrosa Provence-Rosen -,**

**es zwischen seinen Fingern
rollte und zu Boden fallen
ließ, sodass nach jeder
Aufführung eine Ecke des
Raumes mit kleinen
Zigarren aus Tapetenpapier
übersät war, so als wäre er
eine Maus, die sich
ungeschickt ihr kleines
Nest baute. Es war ein
anstrengendes Stück
gewesen, aber er hatte es
geliebt: die Intimität des
Publikums, den
ungewöhnlichen
Aufführungsort, die**

**begrenzte, detaillierte
Körperlichkeit der Rolle.**

**Die aktuelle Produktion
fühlte sich wie dieses
Theaterstück an. Das Haus,
eine am Hudson River
gelegene Villa aus der
wirtschaftlichen Blütezeit
Ende des neunzehnten
Jahrhunderts, war
herrschaftlich, aber
heruntergekommen, und
knarzte und knackte an
allen Ecken und Enden - ein
Haus, wie es seiner
Exfreundin Philippa immer**

für sie beide vorgeschwebt hatte, wenn sie erst verheiratet wären und dort gemeinsam alt werden würden -, und der Regisseur nutzte nur drei der Räume: das Esszimmer, das Wohnzimmer und die Sonnenveranda. Anstelle eines Publikums war es das Filmteam, das ihnen durch die Räumlichkeiten folgte. Doch obwohl er die Arbeit genoss, erkannte ein Teil von ihm, dass *Onkel Wanja* im Moment nicht der ideale

Stoff für ihn war. Im Film war er Dr. Ástrow, doch sobald er wieder in der Greene Street war, wurde er zu Sonja, und die Sonja war - sosehr er das Stück auch schätzte und es immer geschätzt hatte, sosehr er die arme Sonja selbst auch liebte und bemitleidete - keine Rolle, von der er je geglaubt hatte, dass er sie einmal spielen würde. Als er den anderen von dem Film erzählt hatte, hatte JB gesagt: »Dann ist es also

**eine genderbefreite
Besetzung«, und er hatte
gefragt: »Wie meinst du
das?«, und JB hatte gesagt:
»Na ja, du spielst doch auf
jeden Fall Elena, oder?«,
und alle hatten gelacht, er
selbst am lautesten. Das war
es, was er an JB liebte,
dachte er; er war stets
klüger, als ihm selbst
bewusst war. »Er ist doch
viel zu alt, um Elena zu
spielen«, hatte Jude
liebevoll hinzugesetzt, und
wieder hatten sie alle**

gelacht.

Wanja war ein sehr effizienter Dreh, der nur sechsenddreißig Tage dauerte und in der letzten Märzwoche endete. Kurz darauf war er mit Cressy, einer alten Freundin, die zugleich eine Exfreundin war, in TriBeCa zum Mittagessen verabredet, und als er durch leichten, trockenen Schnee hindurch in die Greene Street zurücklief, fiel ihm wieder ein, wie sehr er die Stadt im

späten Winter liebte, wenn das Wetter zwischen zwei Jahreszeiten gefangen war und Jude jedes Wochenende kochte und man stundenlang durch die Straßen laufen konnte, ohne irgendjemanden zu treffen außer einer einsamen Handvoll Leute, die mit dem Hund spazieren ging.

Er ging die Church Street in Richtung Norden entlang und hatte gerade die Reade Street überquert, als sein

Blick im Vorbeigehen ein Café zu seiner Rechten streifte und er Andy sah, der lesend an einem der Tische saß. »Willem!«, sagte Andy, als er auf ihn zuing. »Was machst du denn hier?«

»Ich war mit einer Freundin essen und laufe gerade nach Hause«, sagte er. »Aber was machst *du* hier in der Gegend?«

»Ihr zwei und eure Marschiererei«, sagte Andy kopfschüttelnd. »George ist

**auf einer Geburtstagsparty
ein paar Blöcke weiter, und
ich warte, bis ich ihn
abholen kann.«**

**»Wie alt ist George denn
jetzt?«**

»Neun.«

»Herrgott, schon?«

»Ich weiß.«

**»Kann ich mich zu dir
setzen?«, fragte er. »Oder
willst du lieber allein sein?«**

**»Nein«, sagte Andy. Er
legte eine Serviette als
Lesezeichen in sein Buch.
»Bleib doch. Bitte.« Also**

setzte er sich.

Sie sprachen eine Zeit lang über, natürlich, Jude, der auf einer Geschäftsreise in Mumbai war, über *Onkel Wanja* (»Ich weiß nur noch, dass Ástrow ein totaler Spinner ist«, sagte Andy), über sein nächstes Projekt, für das er ab Ende April in Brooklyn drehen würde, und über Andys Frau Jane, die im Begriff war, ihre Praxis zu erweitern, und ihre Kinder: George, bei dem gerade Asthma

festgestellt worden war, und Beatrice, die im kommenden Jahr auf ein Internat gehen wollte.

Und dann, bevor er sich selbst daran hindern konnte - nicht dass er es ernsthaft versucht hätte -, erzählte er Andy von seinen Gefühlen Jude gegenüber, erzählte ihm, dass er sich nicht sicher sei, was sie bedeuteten oder was er damit anfangen sollte. Er redete und redete, und Andy hörte mit unbewegter

Miene zu. Sie waren allein in dem Café, und draußen fiel der Schnee schneller und dichter, und trotz seiner Aufgeregtheit verspürte er eine tiefe innere Ruhe und war froh, dass er mit jemandem darüber sprach und dass dieser Jemand ein Mensch war, der sowohl Jude als auch ihn seit vielen Jahren kannte. »Ich weiß, dass das komisch ist«, sagte er. »Und ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, was es

sein könnte, Andy, wirklich. Aber ein Teil von mir fragt sich, ob es nicht schon immer so sein sollte; ich meine, seit Jahrzehnten versuche ich, Beziehungen zu führen, und vielleicht hat es nie funktioniert, weil es nie so gedacht war, weil ich immer mit ihm zusammen sein sollte. Oder vielleicht rede ich mir das auch nur ein. Oder vielleicht ist es auch einfach nur Neugier. Aber das glaube ich nicht; ich

glaube, dafür kenne ich mich zu gut.« Er seufzte. »Was meinst du, was ich tun soll?«

Andy schwieg einen Augenblick lang. »Erstens«, sagte er dann, »finde ich es überhaupt nicht komisch, Willem. Für mich klingt es total stimmig. Das zwischen euch beiden war schon immer irgendwie anders, irgendwie ungewöhnlich. Also ... habe ich mich das schon hin und wieder gefragt, obwohl du immer

Freundinnen hattest. Ganz egoistisch betrachtet, fände ich es großartig: für dich, aber vor allem für ihn. Ich glaube, wenn du eine Beziehung mit ihm führen wolltest, wäre das das größte, stärkendste Geschenk, das man ihm überhaupt machen könnte.

Aber Willem, wenn du das tust, dann musst du bereit sein, dich ihm und der Beziehung zu ihm mit Haut und Haaren zu verschreiben, denn du hast

**recht: Du wirst nicht
einfach ein bisschen Spaß
haben und dich dann
verabschieden können. Und
ich denke, du solltest dir
darüber klar sein, dass es
sehr, sehr hart wird. Du
musst sein Vertrauen aufs
Neue gewinnen und ihn
dazu bringen, dass er dich
auf eine andere Weise sieht.
Ich glaube, ich plaudere
kein Geheimnis aus, wenn
ich sage, dass es ihm sehr
schwerfallen wird, intim mit
dir zu sein, und du wirst**

sehr viel Geduld mit ihm haben müssen.«

Sie schwiegen beide.

»Wenn ich es tue, sollte ich mir also sicher sein, dass es für immer ist«, sagte er zu Andy, und Andy sah ihn einige Sekunden lang an und lächelte dann.

»Na ja«, sagte Andy. »Es gibt schlimmere lebenslängliche Strafen.«

»Das stimmt«, sagte er.

Er ging zurück in die Greene Street. Der April kam, und Jude kehrte nach

**Hause zurück. Sie feierten
Judes Geburtstag -
»Dreiundvierzig«, seufzte
Harold, »ich kann mich
kaum noch erinnern,
dreiundvierzig gewesen zu
sein« -, und er begann
seinen nächsten Film zu
drehen. Eine alte Freundin
von ihm, die er seit der
Graduate School kannte,
trat ebenfalls darin auf - er
spielte einen korrupten
Detektiv und sie seine
Frau -, und sie schliefen ein
paar Mal miteinander. Alles**

ging seinen gewohnten Gang. Er arbeitete; er fuhr nach Hause in die Greene Street; er dachte über Andys Worte nach.

Und dann erwachte er eines Samstagmorgens sehr früh, als der Himmel sich gerade aufzuhellen begann. Es war Ende Mai, und das Wetter war unvorhersehbar: An manchen Tagen fühlte es sich wie März an, an anderen wie Juli. Dreißig Meter von ihm entfernt lag Jude. Und mit einem Mal

**kamen ihm seine
Schüchternheit, seine
Verwirrtheit, sein Zaudern
albern vor. Er war zu Hause,
und sein Zuhause war Jude.
Er liebte ihn; er sollte mit
ihm zusammen sein; er
würde ihm niemals
wehtun - so weit vertraute
er sich selbst. Wovor sollte
er also Angst haben?**

**Er musste an ein
Gespräch denken, das er
mit Robin geführt hatte, als
er sich gerade auf die
Dreharbeiten zu *Odyssee***

vorbereitete, weshalb er Homers Epos zusammen mit der *Ilias* noch einmal las, denn beide hatte er seit dem ersten Studienjahr nicht mehr zur Hand genommen. Ihre Beziehung hatte damals noch am Anfang gestanden, und sie hatten versucht, einander zu beeindrucken und einen gewissen Kitzel daraus gewonnen, sich jeweils um ihre Expertise zu bitten. »Welche Zeilen daraus findest du am meisten

**überschätzt?« , hatte er
gefragt, und Robin hatte die
Augen verdreht und
rezitiert: »›Noch haben wir
nicht der furchtbaren
Kämpfe Ziel erreicht; es
droht noch unermessliche
Arbeit, viel und
gefährlich, und alle muss
ich vollenden!‹« Sie gab ein
würgendes Geräusch von
sich. »So dick aufgetragen.
Und aus irgendeinem Grund
hat sich das jedes
Footballteam auf dem
absteigenden Ast als**

**Schlachtruf vor den Spielen
ausgesucht«, fügte sie
hinzu, und er hatte gelacht.
Sie sah ihn verschmitzt an.
»Du hast doch auch Football
gespielt«, sagte sie. »Ich
wette, du findest die Zeilen
auch am besten.«**

**»Auf gar keinen Fall«,
hatte er mit gespielter
Entrüstung gesagt. Das war
Teil ihres Spiels, das nicht
immer nur ein Spiel war: Er
der dumme Schauspieler
und die noch dümmere
Sportskanone, sie die kluge**

Freundin, die ihm beibrachte, was er nicht wusste.

»Dann sag mir, welche sonst«, hatte sie ihn herausgefordert, und als er es getan hatte, hatte sie ihn aufmerksam angesehen.

»Hmmm«, hatte sie gesagt, »interessant.«

Jetzt stieg er aus dem Bett, legte seine Decke um sich und gähnte. Am Abend würde er mit Jude reden. Er wusste nicht, wohin die Reise ging, aber er wusste,

dass er dort in Sicherheit sein würde; er würde davor sorgen, dass sie beide in Sicherheit wären. Er ging in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen, und flüsterte dabei die Zeilen vor sich hin, die Zeilen, an die er immer denken musste, wenn er nach längerer Abwesenheit nach Hause zurückkam, in die Greene Street zurückkam - »Jetzo fleh' ich dich an bei deinem Vater: Sage mir, bin ich denn wirklich im lieben

Vaterlande?« -, während sich um ihn herum die Wohnung mit Licht zu füllen begann.

Jeden Morgen steht er auf, schwimmt drei Kilometer, geht dann wieder nach oben, setzt sich hin, frühstückt und liest dabei die Zeitung. Seine Freunde machen sich darüber lustig - darüber, dass er sich wirklich selbst ein Frühstück zubereitet, statt

sich auf dem Weg zur Arbeit etwas zu holen; darüber, dass er tatsächlich noch eine Zeitung abonniert hat, in Papierform -, aber das Ritual hat immer eine beruhigende Wirkung auf ihn gehabt: Selbst im Heim war das die einzige Zeit gewesen, zu der die Betreuer zu milde gestimmt und die anderen Jungen zu müde gewesen waren, um ihn zu piesacken. Er hatte sich in eine Ecke des Speisesaals gesetzt, gelesen

und sein Frühstück zu sich genommen, und während dieser Minuten ließ man ihn in Ruhe.

Er ist ein schneller Leser, und als Erstes überfliegt er das *Wall Street Journal* und dann die *Financial Times*, um sich dann der *New York Times* zuzuwenden, die er stets von vorn bis hinten durchliest, als er plötzlich den Nachruf sieht: »Caleb Porter, 52, Modemanager.« Das Rührei mit Spinat in seinem Mund verwandelt

**sich augenblicklich in
Pappe, und er würgt es
hinunter; ihm wird übel, er
fühlt jede einzelne
Nervenendung pochend
zum Leben erwachen. Er
muss den Artikel drei Mal
lesen, bevor er den Inhalt
begriffen hat.**

**Bauchspeicheldrüsenkrebs.
»Es ging ganz schnell«,
sagte sein Kollege und
langjähriger Freund. Unter
seiner Leitung hatte das
aufstrebende Modelabel
Rothko aggressiv in den**

asiatischen Raum und den vorderen Orient expandiert und sein erstes Ladenlokal in New York eröffnet. Zu Hause in Manhattan verstorben. Hinterlässt eine Schwester, die in Monte Carlo lebende Michaela Porter de Soto, sechs Nichten und Neffen und seinen Lebensgefährten Nicholas Lane, ebenfalls Geschäftsführer einer Modefirma.

Er bleibt eine Zeit lang reglos sitzen und starrt auf

**die Zeitungsseite, bis die
Wörter sich vor seinen
Augen zu einer abstrakten
grauen Fläche
umarrangieren, und dann
humpelt er, so schnell er
kann, ins Bad neben der
Küche, wo er alles erbricht,
was er gerade gegessen hat,
und sich würgend über die
Schüssel beugt, bis er nur
noch lange Speichelfäden
hervorhustet. Er klappt den
Toilettendeckel zu und
bleibt, das Gesicht in die
Hände gelegt, darauf sitzen,**

**bis es ihm bessergeht. Er
sehnt sich verzweifelt nach
seinen Rasierklingen, aber
er ist immer darauf
bedacht, sich nicht tagsüber
zu schneiden, weil es sich
falsch anfühlt, aber auch
weil er weiß, dass er sich
selbst Grenzen setzen muss,
so konstruiert sie auch sein
mögen, um sich nicht den
ganzen Tag lang zu
schneiden. In letzter Zeit
hat er mit aller Kraft
versucht, sich überhaupt
nicht mehr zu schneiden.**

**Aber an diesem Abend,
denkt er, wird er sich eine
Ausnahme gönnen. Es ist
sieben Uhr morgens. In
etwa fünfzehn Stunden wird
er wieder zu Hause sein. Er
muss es nur irgendwie
durch den Tag schaffen.**

**Er stellt seinen Teller in
die Spülmaschine, geht
leise durch das
Schlafzimmer ins Bad, wo er
duscht und sich rasiert, um
sich dann im
Ankleidezimmer
umzuziehen, nachdem er**

**sich versichert hat, dass die
Tür zwischen
Ankleidezimmer und
Schlafzimmer fest
geschlossen ist. In letzter
Zeit hat er seinem
Morgenritual einen
weiteren Schritt
hinzugefügt: Würde er jetzt
tun, was er im vergangenen
Monat getan hat, dann
würde er die Tür öffnen und
zum Bett hinübergehen, wo
er sich auf seine linke Seite
legen und mit einer Hand
Willems Arm berühren**

würde, und Willem würde die Augen öffnen und ihn anlächeln.

»Ich bin weg«, würde er, ebenfalls lächelnd, sagen, und Willem würde den Kopf schütteln. »Geh nicht«, würde Willem sagen, und er würde sagen: »Ich muss«, und Willem würde sagen: »Fünf Minuten«, und er würde sagen: »Fünf.« Und dann würde Willem seine Decke aufschlagen, und er würde darunterschlüpfen, und Willem würde sich an

**seinen Rücken schmiegen,
und er würde die Augen
schließen und darauf
warten, dass Willem die
Arme um ihn schloss, und
wünschen, er könne für
immer bleiben. Und dann,
zehn oder fünfzehn
Minuten später, würde er
widerstrebend aufstehen,
Willem in die Nähe des
Mundes, aber nicht auf den
Mund küssen - selbst nach
vier Monaten hat er damit
noch Schwierigkeiten - und
zur Arbeit gehen.**

Doch heute Morgen überspringt er diesen Schritt. Stattdessen setzt er sich kurz an den Esstisch, um Willem eine Nachricht zu schreiben, in der er erklärt, er habe früher gehen müssen und ihn nicht wecken wollen, und dann, als er schon aus der Tür gehen will, kehrt er noch einmal um, nimmt die *Times* vom Tisch und klemmt sie unter den Arm. Er weiß, dass es irrational ist, aber er will nicht, dass

**Willem auf Calebs Namen
oder sein Foto oder
irgendeine Spur von ihm
stößt. Willem weiß noch
immer nicht, was Caleb ihm
angetan hat, und er soll es
auch nicht erfahren. Er soll
nicht einmal wissen, dass es
Caleb gibt - oder, wie ihm
klarwird, *gegeben hat*, denn
Caleb gibt es nicht mehr.
Unter seinem Arm fühlt
sich die *Times* heiß und
geradezu lebendig an, mit
Calebs Namen als einem
giftigen dunklen Knoten,**

der zwischen ihren Seiten eingeschlossen ist.

Er entscheidet sich, mit dem Auto zur Arbeit zu fahren, um eine Zeit lang allein zu sein, doch bevor er aus der Garage fährt, greift er noch einmal nach der Zeitung und liest den Artikel ein weiteres Mal, bevor er sie wieder zusammenfaltet und in seine Aktentasche steckt. Und dann weint er plötzlich, ein hektisches, heiseres Schluchzen, das aus dem

Zwerchfell kommt, und während er den Kopf auf das Lenkrad legt und die Beherrschung wiederzuerlangen versucht, kann er sich endlich eingestehen, wie durch und durch erleichtert er ist, wie verängstigt er während der letzten drei Jahre war und wie gedemütigt und beschämt er noch immer ist. Obwohl er sich dafür hasst, nimmt er die Zeitung wieder heraus, liest den Nachruf noch einmal und

**hält bei »und seinen
Lebensgefährten Nicholas
Lane, ebenfalls
Geschäftsführer einer
Modelfirma« inne. Er fragt
sich, ob Caleb mit Nicholas
Lane dasselbe gemacht hat
wie mit ihm, oder ob
Nicholas - was sicherlich
der Fall ist - eine solche
Behandlung nicht verdient
hatte. Er hofft, dass
Nicholas nicht erlebt hat,
was er erlebt hat, aber er ist
sich auch ziemlich sicher,
dass er das nicht hat, und**

diese Gewissheit lässt ihn nur noch stärker weinen. Das war eines von Harolds Argumenten gewesen, als er ihn zu überreden versucht hatte, den Angriff der Polizei zu melden; dass Caleb gefährlich sei und dass er, indem er ihn anzeigte, ihn einsperren ließ, andere Menschen vor ihm schützte. Doch er hatte gewusst, dass das nicht stimmte: Anderen Menschen würde Caleb nicht antun, was er ihm

angetan hatte. Er hatte ihn nicht geschlagen und gehasst, weil Caleb Caleb war, sondern weil er er war.

Endlich hat er sich wieder in der Gewalt, und er wischt sich über die Augen und putzt sich die Nase. Das Weinen: noch ein Überbleibsel aus der Zeit mit Caleb. Über Jahre hinweg hatte er es unter Kontrolle gehabt, aber seit jener Nacht scheint er ständig zu weinen oder kurz davor zu sein oder es

unterdrücken zu müssen. Es ist, als wäre der gesamte Fortschritt der letzten Jahrzehnte ausgelöscht worden und er wäre wieder der Junge in Bruder Lukes Obhut, so voller Tränen, so hilflos und verwundbar.

Er will gerade den Motor anlassen, als seine Hände zu zittern beginnen. Nun weiß er, dass ihm nichts weiter übrigbleibt, als abzuwarten, und er faltet sie in seinem Schoß und versucht, tief und

gleichmäßig zu atmen, was manchmal hilft. Als einige Minuten darauf sein Telefon klingelt, geht sein Atem schon etwas langsamer, und er hofft, sich normal anzuhören, als er sich meldet. »Hallo, Harold«, sagt er.

»Jude«, sagt Harold. Seine Stimme scheint flacher zu klingen als sonst. »Hast du die *Times* von heute gelesen?«

Das Zittern wird sofort stärker. »Ja«, sagt er.

»An

Bauchspeicheldrüsenkrebs zu sterben muss schrecklich sein«, sagt Harold. In seiner Stimme schwingt grimmige Befriedigung mit. »Gut. Das freut mich.« Er schweigt kurz. »Geht es dir gut?«

»Ja«, sagt er, »ja, alles in Ordnung.«

»Die Verbindung ist schlecht«, sagt Harold, aber er weiß, dass das nicht stimmt: Er zittert nur so sehr, dass er das Telefon nicht ruhig halten kann.

**»Entschuldige«, sagt er.
»Ich bin in der Garage. Hör
mal, Harold, ich sollte
besser zur Arbeit fahren.
Danke, dass du angerufen
hast.«**

**»Ist gut.« Harold seufzt.
»Wenn du reden willst,
meldest du dich, ja?«**

**»Ja«, sagt er. »Danke.«
Im Büro ist viel los,
worüber er froh ist, und er
versucht, sich gar keine
Zeit zu lassen, über
irgendetwas anderes als die
Arbeit nachzudenken. Am**

frühen Vormittag bekommt er eine Kurzmitteilung von Andy - *Nehme an, du hast gesehen, dass das Arschloch tot ist. Bauchspeicheldrüsenkrebs = übelste Schmerzen. Bei dir alles gut?* - **und schreibt zurück, es gehe ihm gut, und beim Mittagessen liest er den Nachruf ein letztes Mal, bevor er die gesamte Zeitung in den Schredder steckt und sich wieder seinem Computer zuwendet.**

Am Nachmittag schreibt Willem ihm, der Regisseur,

mit dem er zum Abendessen verabredet ist, um über sein nächstes Filmprojekt zu sprechen, habe ihr Treffen nach hinten verschoben, und er komme wahrscheinlich nicht vor dreiundzwanzig Uhr nach Hause, und er ist erleichtert. Um einundzwanzig Uhr sagt er seinen Kollegen Bescheid, dass er früher Feierabend macht; dann fährt er nach Hause und geht direkt ins Badezimmer, zieht noch im

**Laufen sein Jackett aus,
schiebt die Hemdsärmel
nach oben und legt die
Armbanduhr ab; bevor er
den ersten Schnitt setzt,
hyperventiliert er beinahe
vor Begierde. Es ist fast
zwei Monate her, dass er
mehr als zwei Schnitte auf
einmal gemacht hat, aber
jetzt wirft er seine
Selbstdisziplin über Bord
und schneidet und
schneidet und schneidet,
bis sich sein Atem
schließlich verlangsamt und**

**er die alte, tröstende Leere
in sich zu spüren beginnt.
Als er fertig ist, macht er
alles sauber, wäscht sich
das Gesicht und geht in die
Küche, wo er sich etwas von
der Suppe aufwärmt, die er
am Wochenende gekocht
hat, und die erste richtige
Mahlzeit des Tages zu sich
nimmt, und dann putzt er
sich die Zähne und fällt ins
Bett. Das Schneiden hat ihn
geschwächt, aber er weiß,
wenn er sich ein paar
Minuten ausruht, wird es**

wieder gehen. Das Ziel ist, in den Normalzustand zurückgekehrt zu sein, bevor Willem nach Hause kommt, ihm keinen Anlass zur Beunruhigung zu geben, nichts mehr zu tun, das diesen unglaublichen, fantastischen Traum verderben könnte, in dem er die letzten achtzehn Wochen gelebt hat.

Als Willem ihm von seinen Gefühlen erzählt hatte, war er so verwirrt, so ungläubig gewesen, dass nur die

Tatsache, dass es Willem war, der ihm dies erzählte, ihn davon überzeugte, dass es sich nicht um einen furchtbaren Scherz handelte: Der Glaube, den er in Willem setzte, überwog die Absurdität dessen, was Willem da andeutete.

Aber nur um Haaresbreite. »Was willst du mir damit sagen?«, fragte er Willem zum zehnten Mal.

»Ich will dir sagen, dass

ich mich zu dir hingezogen fühle«, antwortete Willem geduldig. Und als er darauf nichts erwiderte: »Judy - ich finde das eigentlich gar nicht so verwunderlich. Hast du in den ganzen Jahren nie so etwas für mich empfunden?«

»Nein«, hatte er, ohne zu zögern, gesagt, und Willem hatte gelacht. Aber er hatte es ernst gemeint. Nie im Leben wäre er so vermessen gewesen, sich dergleichen auch nur vorzustellen.

Zudem war er nicht das, was er sich für Willem ausgemalt hatte: Er hatte sich für Willem jemand Schönen (und Weiblichen) und Intelligenten vorgestellt, eine Frau, die wusste, welches Glück sie hatte, und die auch ihn glücklich machen würde. Er wusste, dass diese Vorstellung - wie so viele der Vorstellungen, die er sich von erwachsenen Beziehungen machte - etwas vage und naiv war,

**doch das bedeutete nicht,
dass sie nicht wahr werden
konnte. Er war ganz
bestimmt nicht die Art
Mensch, mit der Willem
zusammen sein sollte;
gegenüber der imaginären
Frau, die er für ihn
heraufbeschworen hatte,
war er ein unglaublicher
Abstieg.**

**Am Tag darauf
präsentierte er Willem eine
Liste mit zwanzig Gründen,
die dagegensprachen, mit
ihm zusammen sein zu**

wollen. Als er sie ihm aushändigte, sah er, dass Willem leicht amüsiert war, doch dann begann er zu lesen, und seine Miene veränderte sich, und er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, um ihn nicht ansehen zu müssen.

Nach einer Weile klopfte Willem. »Kann ich reinkommen?«, fragte er, und er ließ ihn eintreten.

»Hier, Punkt zwei«, sagte Willem ernst. »Tut mir leid, dir das sagen zu müssen,

**Jude, aber unsere Körper sind gar nicht verschieden.«
Er sah ihn an. »Du bist zwei, drei Zentimeter größer, aber darf ich dich daran erinnern, dass wir manchmal Klamotten tauschen?«**

Er seufzte. »Willem«, sagte er, »du weißt, was ich meine.«

»Jude«, sagte Willem, »ich verstehe, dass du das komisch findest und dass es unerwartet kommt. Wenn du es wirklich nicht

möchtest, lasse ich dich in Ruhe, und ich verspreche dir, dass sich zwischen uns nichts ändern wird.« Er verstummte kurz. »Aber wenn du mich davon überzeugen willst, es gar nicht erst mit dir zu versuchen, weil du ängstlich und unsicher bist - dann verstehe ich das auch. Es reicht mir nur nicht als Grund. Wir lassen uns so viel Zeit, wie du willst, versprochen.«

Er schwieg. »Kann ich

darüber nachdenken?«, fragte er dann, und Willem nickte. »Natürlich«, sagte er, ließ ihn allein und zog beim Hinausgehen die Schiebetür hinter sich zu.

Lange saß er stumm in seinem Büro und dachte nach. Nach Caleb hatte er sich geschworen, sich so etwas nie wieder anzutun. Er wusste, dass Willem sich ihm gegenüber niemals schlecht verhalten würde, doch seine Vorstellungskraft war

begrenzt: Er war nicht imstande, eine Beziehung zu erdenken, die nicht damit endete, dass er geschlagen wurde, getreten, die Treppe hinuntergestoßen, zu Dingen gezwungen, von denen er sich geschworen hatte, sie nie wieder zu tun. War es nicht möglich, fragte er sich, dass er selbst einen so guten Menschen wie Willem so weit bringen würde, dass dergleichen unvermeidlich war? War es

nicht vorherbestimmt, dass er selbst in Willem etwas wie Hass auslösen würde? War er so begierig darauf, jemanden an seiner Seite zu haben, dass er die Lektionen, die ihn die Geschichte - seine eigene Geschichte - gelehrt hatte, ignorieren würde?

Doch dann erhob sich eine andere Stimme in ihm, die dagegenhielt. *Du wärst verrückt, dir diese Gelegenheit entgehen zu lassen, sagte die Stimme. Das ist der eine und*

einzigste Mensch, dem du immer vertraut hast. Willem ist nicht Caleb; er würde so etwas nie tun, nie im Leben.

Und so war er schließlich in die Küche gegangen, wo Willem das Abendessen zubereitete. »Okay«, sagte er. »Versuchen wir's.«

Willem hatte ihn angesehen und gelächelt. »Komm her«, sagte er, und er tat es, und Willem küsste ihn. Er war ängstlich, ja panisch gewesen und hatte einmal mehr an Bruder

Luke denken müssen, und er hatte die Augen geöffnet, um sich in Erinnerung zu rufen, dass es schließlich Willem war und niemand, vor dem er sich fürchten musste. Doch gerade als er sich zu entspannen begann, war Calebs Gesicht vor ihm aufgeblitzt, und er hatte sich von Willem zurückgezogen, gewürgt, sich mit der Hand über den Mund gewischt. »Es tut mir leid«, hatte er gesagt und sich von ihm weggedreht.

»Es tut mir leid. Ich kann das nicht so gut, Willem.«

»Was meinst du?«, hatte Willem gefragt und ihn wieder zu sich gedreht. »Du kannst das sehr gut«, und er hatte vor Erleichterung aufgeatmet, weil Willem ihm nicht böse war.

Seitdem hat er das, was er über Willem weiß, laufend mit dem abgeglichen, was er von jemandem - egal wem - erwartet, der ihn auf irgendeine Weise körperlich begehrt. Es ist,

als rechnete er beinahe damit, dass der Willem, den er kennt, durch einen anderen ersetzt wird; so als existierte für eine andere Art von Beziehung auch ein anderer Willem. In den ersten paar Wochen war er von der Angst beherrscht, Willem in irgendeiner Weise zu verärgern oder zu enttäuschen, ihn der Wut entgegenzutreiben. Er zauderte tagelang, bis er den Mut aufbrachte, ihm zu sagen, dass er den

Kaffeegeschmack in seinem Mund nicht ertrug (wenngleich er ihm auch nicht erklärte, weshalb: Bruder Luke, seine grauenhafte, muskulöse Zunge, der körnige Kaffeesatz, der sein Zahnfleisch mit einem immerwährenden Pelz überzog. Das war eines der Dinge gewesen, die er an Caleb geschätzt hatte: dass er keinen Kaffee trank). Er entschuldigte sich und entschuldigte sich, bis

Willem ihm sagte, er solle damit aufhören. »Es ist vollkommen in Ordnung, Jude«, sagte er. »Ich hätte es merken müssen, wirklich. Ich trinke einfach keinen mehr.«

»Aber du liebst doch Kaffee«, sagte er.

Willem lächelte. »Ich mag Kaffee, ja«, sagte er, »aber ich brauche ihn nicht.« Er lächelte wieder. »Mein Zahnarzt wird überglucklich sein.«

In jenem ersten Monat

hatte er mit Willem auch über Sex gesprochen. Diese Gespräche fanden nachts im Bett statt, wenn es sich über manches leichter reden ließ. Er hatte die Nacht immer mit dem Ritzen assoziiert, doch jetzt handelte sie von etwas anderem - diesen Gesprächen mit Willem in dem dunklen Zimmer, wenn seine Unsicherheit nachließ und es ihm weniger schwerfiel, ihn zu berühren, und er Willems Züge genau

**erkennen und sich doch
einreden konnte,
seinerseits nicht für ihn
sichtbar zu sein.**

**»Möchtest du irgendwann
einmal Sex haben?«, fragte
er ihn eines Nachts, und
noch während er es
aussprach, merkte er, wie
dumm es klang.**

**Aber Willem lachte ihn
nicht aus. »Ja«, sagte er,
»das würde ich gerne.«**

**Er nickte. Willem wartete.
»Ich werde noch etwas Zeit
brauchen«, sagte er**

schließlich.

»Das macht nichts«, sagte Willem. »Ich warte.«

»Aber was, wenn es Monate dauert?«

»Dann dauert es Monate.«

Er dachte darüber nach.

»Und was, wenn es noch länger dauert?«, fragte er leise.

Willem hatte den Arm ausgestreckt und seine Wange berührt. »Dann ist es eben so«, sagte er.

Sie schwiegen lange. »Was machst du denn in der

**Zwischenzeit?«, fragte er,
und Willem lachte. »Ein
bisschen Selbstbeherrschung
habe ich schon, Jude«, sagte
er und lächelte ihn an. »Ich
weiß, das wird dich
wahrscheinlich
schockieren, aber ich
komme durchaus eine Zeit
lang ohne Sex zurecht.«**

**»Ich wollte dir nichts
unterstellen«, begann er
reumütig, aber Willem
packte ihn und gab ihm
einen lauten Schmatzer auf
die Wange. »Das war doch**

nur Spaß«, sagte er. »Es ist alles gut, Jude. Du nimmst dir so viel Zeit, wie du brauchst.«

Sie haben also noch immer keinen Sex gehabt, und manchmal gelingt es ihm sogar, sich einzureden, dass es vielleicht niemals dazu kommen wird. Doch inzwischen schätzt er, sehnt sich sogar nach Willems Körperlichkeit, Willems Zuwendung, die so leicht und natürlich und spontan ist, dass auch er sich leicht

und spontaner fühlt. Willem schläft auf der linken Seite des Bettes und er auf der rechten, und in der ersten Nacht, in der sie im selben Bett geschlafen hatten, hatte er sich auf die rechte Seite gedreht, wie er es immer tat, und Willem hatte sich an ihn geschmiegt, seinen rechten Arm unter seinem Hals hindurchgeschoben, um ihn um seine Schulter zu legen, den linken auf seinem Bauch ruhen lassen und die

Beine zwischen seine Beine geschoben. Das überraschte ihn, doch als er sein anfängliches Unbehagen überwunden hatte, gefiel es ihm, und er fühlte sich wie ein Wickelkind.

Aber eines Abends im Juni tat Willem es plötzlich nicht mehr, und er fürchtete, etwas falsch gemacht zu haben. Am Morgen darauf - der frühe Morgen war die andere Zeit, zu der sie immer über die Dinge sprachen, die zu

empfindlich, zu schwierig waren, um bei Tageslicht ausgesprochen zu werden - fragte er Willem, ob er wütend auf ihn sei, und Willem sah in überrascht an und sagte Nein, natürlich nicht.

»Ich dachte nur«, setzte er stammelnd an, »weil du gestern Abend nicht ...« Aber er brachte den Satz nicht zu Ende; es war ihm zu unangenehm.

Doch dann sah er, wie Willems Züge sich

**aufhellten, und Willem
rollte sich zu ihm herüber
und schloss ihn in die
Arme. »Das?«, fragte er,
und er nickte. »Mir war
gestern Abend nur so
warm«, sagte Willem, und
er wartete darauf, dass
Willem ihn auslachte, was
er aber nicht tat. »Das ist
der einzige Grund, Judy.«
Seitdem hat Willem ihn jede
Nacht auf dieselbe Weise
gehalten, selbst den
gesamten Juli über, als
nicht einmal die**

**Klimaanlage die Schwere
aus der Luft vertreiben
konnte und sie beim
Aufwachen beide
schweißnass waren. Das,
begreift er, ist es, was er
sich immer von einer
Beziehung versprochen hat.
Das ist es, was ihm
vorschwebte, als er hoffte,
eines Tages einmal berührt
zu werden. Caleb hatte ihn
manchmal kurz umarmt,
und er hatte immer dem
Impuls widerstehen
müssen, ihn darum zu**

bitten, es nochmals und länger zu tun. Doch jetzt hat er, was er wollte: all die körperlichen Berührungen, von denen er weiß, dass sie zwischen gesunden Menschen existieren, die einander lieben und Sex haben, aber ohne den gefürchteten Sex an sich.

Er bringt es nicht über sich, seinerseits auf Willem zuzugehen oder ihn darum zu bitten, dass er es tut, aber er wartet darauf, wartet darauf, dass Willem

ihn im Wohnzimmer im Vorbeigehen am Arm fasst und ihn an sich heranzieht, um ihn zu küssen, oder hinter ihn tritt, wenn er am Herd steht, und seine Arme in derselben Position wie im Bett - Brust, Bauch - um ihn legt. Er hat JB und Willem immer dafür bewundert, wie körperlich sie sowohl einander als auch ihrem gesamten Umfeld gegenüber waren; er wusste, dass sie ihn bewusst verschonten, aber

so dankbar er für ihre Rücksichtnahme war, so wehmütig machte es ihn auch: Manchmal wünschte er, sie würden ihm den Gehorsam verweigern und ihn mit derselben freundlichen Selbstverständlichkeit in Anspruch nehmen wie alle anderen auch. Doch sie taten es nie.

Er brauchte drei Monate, bis Ende August, um sich endlich vor Willem auszuziehen. Jeden Abend

kam er in langärmligem T-Shirt und Jogginghose ins Bett, und jeden Abend kam Willem in Unterhose ins Bett. »Ist das unangenehm für dich?«, fragte Willem, und er schüttelte den Kopf, auch wenn es das war - unangenehm, aber nicht gänzlich unwillkommen. An jedem Tag des vergangenen Monats hatte er sich geschworen, sich auszuziehen und es hinter sich zu bringen. In dieser Nacht würde er es tun, weil

**er es schließlich
irgendwann tun musste.
Doch weiter reichte sein
Vorstellungsvermögen
nicht; er konnte sich nicht
ausmalen, wie Willems
Reaktion aussehen oder was
er am Tag darauf tun
würde. Und dann kam die
Nacht, und sie lagen im
Bett, und seine
Entschlossenheit verließ
ihn.**

**Eines Abends schob
Willem die Hände unter
sein Hemd und legte sie auf**

seinen Rücken, und er riss sich mit einer solchen Gewalt los, dass er vom Bett fiel. »Es tut mir leid«, sagte er zu Willem, »es tut mir leid«, und er stieg wieder ins Bett, wo er am äußersten Rand der Matratze liegen blieb.

Sie schwiegen beide. Er lag auf dem Rücken und starrte zum Kronleuchter hinauf. »Weißt du, Jude«, sagte Willem schließlich, »ich habe dich schon mal mit freiem Oberkörper

gesehen.«

Er sah Willem an, der Atem holte. »Im Krankenhaus«, sagte er. »Sie haben dir die Verbände gewechselt und dich gebadet.«

Seine Augen begannen zu brennen, und er sah wieder zur Decke hinauf. »Wie viel hast du gesehen?«, fragte er.

»Ich habe nicht alles gesehen«, versicherte Willem ihm. »Aber ich weiß, dass du Narben auf dem

**Rücken hast. Und deine
Arme hatte ich sowieso
schon gesehen.« Willem
wartete ab und seufzte
dann, als er nichts sagte.
»Jude, ich verspreche dir, es
ist nicht so, wie du denkst.«**

**»Ich habe Angst, dass du
dich vor mir ekelst«,
brachte er schließlich
heraus. Er hörte wieder
Calebs Worte: *Du bist wirklich
entstellt; das bist du wirklich.***

**»Es wäre nicht zufällig
möglich, dass ich mich
einfach nie ausziehe,**

oder?«, fragte er und versuchte dabei zu lachen, es in einen Witz zu verwandeln.

»Tja, nein«, sagte Willem. »Ich glaube nämlich - auch wenn es sich vielleicht erst mal nicht so anfühlen wird -, dass es gut für dich ist, Judy.«

Und so tat er es am folgenden Abend. Sobald Willem ins Bett gekommen war, zog er sich rasch unter der Decke aus, schlug sie dann auf und rollte sich zur

Seite, sodass er Willem den Rücken zuwandte. Die Augen hielt er die ganze Zeit über geschlossen, doch als Willem ihm die Hand auf den Rücken legte, genau zwischen die Schulterblätter, brachen die Tränen gewaltsam aus ihm heraus, bittere, wütende Tränen, wie er sie seit Jahren nicht geweint hatte, und er rollte sich vor Scham zusammen. Er musste immer wieder an die Nacht mit Caleb denken, in der er

**zum letzten Mal so entblößt
gewesen war, zum letzten
Mal so heftig geweint hatte,
und er wusste, dass Willem
nur zum Teil verstehen
würde, warum er so
aufgewühlt war, er konnte
nicht wissen, dass die
Scham, die in dieser
Situation lag - das
Nacktsein, das
Ausgeliefertsein -, beinahe
so groß war wie die Scham
über das, was er enthüllt
hatte. Er hörte mehr an
seinem Tonfall als an den**

Worten selbst, dass Willem freundlich zu ihm war, dass er erschrocken war und dass er ihm gut zuredete, aber er war so außer sich, dass er nicht einmal begriff, was Willem sagte. Er versuchte, das Bett zu verlassen, um ins Bad zu gehen und sich zu schneiden, aber Willem bekam ihn zu fassen und hielt ihn so fest, dass er sich nicht bewegen konnte, und irgendwann gelang es ihm, sich zu beruhigen.

Als er am Morgen darauf erwachte - spät: Es war Sonntag -, blickte er in Willems forschende Augen. Er sah müde aus. »Wie geht es dir?«, fragte er.

Die Erinnerung an die Nacht kehrte zurück. »Willem«, sagte er, »es tut mir so leid, es tut mir so unglaublich leid. Ich weiß nicht, was passiert ist.« In diesem Moment wurde ihm bewusst, dass er noch immer keine Kleider trug, und er schob die Arme

unter die Decke und zog sie bis zum Kinn herauf.

»Nein, Jude«, sagte Willem. »Mir tut es leid. Mir war nicht klar, dass es so traumatisch für dich wird.« Er streckte den Arm aus und strich ihm über den Kopf. Sie schwiegen. »Das war das erste Mal, dass ich dich weinen gesehen habe, weißt du das?«

»Tja«, sagte er und schluckte. »Als Verführungsstrategie hat das irgendwie nicht so gut

funktioniert, wie ich gehofft hatte.« Er lächelte Willem ein wenig an, und Willem erwiderte sein Lächeln.

Sie blieben den Morgen über im Bett und redeten. Willem erkundigte sich nach bestimmten Narben, und er erzählte ihm ihre Geschichten. Er erklärte, woher die Narben auf seinem Rücken stammten: erzählte von dem Tag, an dem er beim Davonlaufen aus dem Heim erwischt worden war; von den

Schlägen, von der anschließenden Infektion und davon, wie sein Rücken tagelang Eiter ausgestoßen hatte, von den Blasen, die sich um die verirrten Splitter des Besenstiels bildeten, die sich in sein Fleisch gegraben hatten; davon, was zurückgeblieben war, als alles vorbei war. Willem fragte ihn, wann er sich zuletzt jemandem nackt gezeigt habe, und er log und sagte ihm, das sei - Andy nicht mitgezählt - im

**Alter von fünfzehn gewesen.
Und dann sagte Willem
verschiedene
liebenswürdige und schwer
zu glaubende Dinge über
seinen Körper, die er zu
ignorieren beschloss, weil
er wusste, dass sie nicht
wahr sein konnten.**

**»Willem, wenn du das
nicht mehr mitmachen
willst, verstehe ich das«,
sagte er. Es war seine Idee
gewesen, niemandem zu
erzählen, dass sich aus
ihrer Freundschaft**

eventuell etwas anderes entwickelte, und wenngleich er erklärt hatte, das gebe ihnen Raum und Privatsphäre, um sich darüber klarzuwerden, wie ihr Zusammenleben aussehen sollte, hatte er auch Willem Zeit geben wollen, alles noch einmal zu überdenken, die Gelegenheit, seine Meinung zu ändern, ohne Angst davor haben zu müssen, was alle anderen dazu sagten. Natürlich ist ihm bewusst,

**dass in dieser Entscheidung
das Echo seiner letzten
Beziehung mitschwingt, die
ebenfalls im Geheimen
stattgefunden hatte, und er
musste sich ins Gedächtnis
rufen, dass diese Beziehung
anders war; sie war anders,
solange er nicht das Gleiche
daraus machte.**

**»Jude, nein, natürlich will
ich das«, sagte Willem.**

»Natürlich.«

**Willem fuhr mit der
Fingerspitze über seine
Augenbraue, was er aus**

**irgendeinem Grund als
tröstend empfand: Die Geste
war liebevoll, ohne im
Mindesten sexuell zu sein.**

**»Ich habe einfach die
Befürchtung, dass ich für
dich eine einzige
Aneinanderreihung von
bösen Überraschungen sein
werde«, sagte er
schließlich, und Willem
schüttelte den Kopf.**

**»Überraschungen
vielleicht«, sagte er. »Aber
keine bösen.«**

Und so versucht er jeden

**Abend, sich auszuziehen.
Mal schafft er es, mal
schafft er es nicht. Mal
kann er zulassen, dass
Willem ihn am Rücken und
an den Armen berührt, und
mal nicht. Aber es gelingt
ihm nicht, sich Willem bei
Tageslicht oder auch nur
bei künstlichem Licht nackt
zu zeigen oder
irgendwelche der Dinge zu
tun, die Liebespaare
gemeinsam tun, wie er aus
Filmen oder mitangehörten
Gesprächen weiß: Er kann**

**sich nicht vor Willems
Augen anziehen oder mit
ihm zusammen duschen,
was er mit Bruder Luke tun
musste und immer gehasst
hatte.**

**Seine Unsicherheit hat
sich jedoch als nicht
ansteckend erwiesen, und
es fasziniert ihn, wie häufig
und mit welcher
Selbstverständlichkeit
Willem sich nackt zeigt.
Morgens schlägt er Willems
Decke zur Seite und
studiert seine schlafende**

**Gestalt mit klinischer
Sorgfalt, stellt fest, wie
perfekt sein Körper ist, und
erinnert sich dann,
begleitet von einem
seltsamen, beinahe
übelkeiterregenden Kitzel,
dass er derjenige ist, der
ihn sieht, dem er zuteilwird.**

**Manchmal trifft ihn die
Unwahrscheinlichkeit
dessen, was geschehen ist,
wie ein Schlag, und er
erstarrt. Seine erste
Beziehung (kann man es
überhaupt so nennen?):**

**Bruder Luke. Die zweite:
Caleb Porter. Und die dritte:
Willem Ragnarsson, sein
liebster Freund, der beste
Mensch, den er kennt, ein
Mensch, der buchstäblich
jeden haben könnte, Mann
oder Frau, und der sich
doch aus irgendeinem
bizarren Grund - einer
kranken Neugier? Irrsinn?
Mitleid? Idiotie? - für ihn
entschieden hat. Eines
Nachts träumt er von
Willem und Harold, die
zusammen an einem Tisch**

**sitzen, die Köpfe über ein
Blatt Papier gebeugt,
während Harold auf einem
Taschenrechner Zahlen
addiert, und ohne dass es
ihm jemand sagen muss,
weiß er, dass Harold Willem
dafür bezahlt, mit ihm
zusammen zu sein. Im
Traum fühlt er sich
gedemütigt und verspürt
zugleich eine Art
Dankbarkeit, weil Harold so
großzügig ist und Willem
sich auf das Spiel einlässt.
Beim Aufwachen will er**

schon etwas zu Willem sagen, als das logische Denken wieder einsetzt und ihm einfällt, dass Willem sicher kein Geld braucht, dass er selbst mehr als genug hat, dass Willem, so verwirrend und unverständlich seine Beweggründe auch sein mögen, zu nichts genötigt wurde, dass er diese Entscheidung aus freien Stücken getroffen hat.

An diesem Abend liest er im Bett und wartet darauf,

dass Willem nach Hause kommt, schläft dabei jedoch ein und wacht auf, als er die Berührung von Willems Hand an seinem Gesicht spürt.

»Du bist da«, sagt er und lächelt ihn an, und Willem lächelt zurück.

Sie liegen im Dunkeln und reden über Willems Essen mit dem Regisseur und die Dreharbeiten, die Ende Januar in Texas beginnen werden. Der Film, *Duette*, basiert auf einem

Roman, den er gern gelesen hat, und begleitet eine heimlich lesbische Frau und einen heimlich schwulen Mann, die beide an einer kleinstädtischen Highschool Musik unterrichten, durch eine fünfundzwanzigjährige Ehe, die den Bogen von den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts bis zu den Achtzigern spannt. »Ich brauche deine Hilfe«, sagt Willem zu ihm. »Ich muss unbedingt Klavier üben. Und ich muss

**in der Rolle auch singen.
Ich bekomme einen
Gesangslehrer, aber übst du
auch mit mir?«**

**»Natürlich«, sagt er. »Und
du musst dir keine Sorgen
machen: Du hast eine
wunderschöne Stimme,
Willem.«**

»Sie klingt dünn.«

»Sie klingt schön.«

**Willem lacht und drückt
seine Hand. »Erklär das mal
Kit«, sagt er. »Er dreht
schon völlig am Rad.« Er
seufzt. »Wie war dein**

Tag?«, fragt er.

»Gut«, sagt er.

Sie beginnen sich zu küssen, was er noch immer mit offenen Augen tun muss, um sich in Erinnerung zu rufen, dass es nicht Bruder Luke ist, den er da küsst, sondern Willem, und es klappt gut, bis er plötzlich an die Nacht denkt, als er Caleb zum ersten Mal mit nach Hause genommen hat und Caleb ihn gegen die Wand gedrückt hat und alles, was

dann passiert ist, und er reißt sich abrupt von Willem los und wendet sein Gesicht von ihm ab. »Es tut mir leid«, sagt er. »Es tut mir leid.« Er hat sich an diesem Abend nicht ausgezogen, und jetzt zieht er seine Ärmel über die Hände. Neben ihm wartet Willem schweigend ab, und er hört sich in die Stille hineinsagen: »Jemand, den ich gekannt habe, ist gestern gestorben.«

»Oh«, sagt Willem. »Das

tut mir leid, Jude. Wer war es denn?«

Er schweigt lange, versucht die Worte auszusprechen. »Jemand, mit dem ich eine Beziehung hatte«, sagt er schließlich, und seine Zunge liegt ungelenk in seinem Mund. Er spürt, wie Willems Aufmerksamkeit sich intensiviert, wie er vier, fünf Zentimeter dichter an ihn heranrückt.

»Ich wusste nicht, dass du eine Beziehung hattest«,

sagt Willem leise. Er räuspert sich. »Wann war das denn?«

»Als du *Odyssee* gedreht hast«, sagt er ebenso leise, und wieder spürt er, wie sich die Atmosphäre verändert. *Irgendwas ist passiert, als ich weg war, hört er Willem im Geiste sagen. Irgendwas stimmt nicht. Er weiß, dass Willem sich an dasselbe Gespräch erinnert.*

»Also gut«, sagt Willem nach langem Schweigen. »Sag's mir. Wer war der

oder die Glückliche?«

Er bekommt jetzt kaum noch Luft, aber er fährt fort. »Es war ein Mann«, beginnt er, und auch wenn er Willem nicht ansieht - er konzentriert sich auf den Kronleuchter -, fühlt er, wie er aufmunternd nickt, ihn zum Weitersprechen ermutigt. Aber er kann es nicht; Willem wird es aus ihm herauskitzeln müssen, und das tut er auch.

»Erzähl mir mehr davon«, sagt Willem. »Wie lange

wart ihr zusammen?«

»Vier Monate«, sagt er.

»Und wie ist es zu Ende gegangen?«

Er überlegt, wie er darauf antworten soll. »Er mochte mich nicht besonders«, sagt er schließlich.

Er spürt Willems Ärger, bevor er ihn hört. »Dann war er ein Idiot«, sagt Willem gepresst.

»Nein«, sagt er. »Er war sehr klug.« Er öffnet den Mund, um noch etwas zu sagen - was, weiß er nicht -,

**aber er kann nicht
weidersprechen, und er
schließt ihn wieder, und sie
liegen schweigend
nebeneinander.**

**Irgendwann forscht
Willem weiter. »Was ist
dann passiert?«, fragt er.**

**Er wartet, und Willem
wartet mit ihm. Er hört, wie
sie im Tandem atmen, und
es ist, als süßen sie die
gesamte Luft des Raumes,
der Wohnung, der ganzen
Welt in ihre Lungen und
ließen sie wieder hinaus,**

nur sie beide allein. Er zählt ihre Atemzüge: fünf, zehn, fünfzehn. Bei zwanzig sagt er: »Wenn ich es dir sage, Willem, versprichst du mir dann, dass du nicht wütend wirst?«, und wieder merkt er, wie Willem seine Position verändert.

»Ich verspreche es«, sagt Willem mit gedämpfter Stimme.

Er holt tief Luft. »Kannst du dich an den Autounfall erinnern, den ich hatte?«

»Ja«, sagt Willem. Seine

Stimme klingt unsicher und erstickt. Sein Atem geht schnell.

»Es war kein Autounfall«, sagt er, und wie auf Kommando beginnen seine Hände zu zittern, und er steckt sie rasch unter die Decke.

»Was heißt das?«, fragt Willem, aber er bleibt stumm, und irgendwann fühlt er eher, als dass er es sieht, wie Willem begreift. Und dann dreht Willem sich auf die Seite, um ihn

anzusehen, und greift nach seinen Händen unter der Decke. »Jude«, sagt Willem, »hat dir das jemand angetan? Hat dich jemand« - er kann die Worte nicht sagen -, »hat dich jemand geschlagen?«

Er nickt kaum sichtbar, dankbar dafür, dass er nicht weinen muss, auch wenn er sich fühlt, als würde er explodieren: Er stellt sich Fleischstücke vor, die wie Granatsplitter von seinem Skelett davonestieben, gegen

**die Wand klatschen, vom
Kronleuchter
herabbaumeln, die
Bettwäsche mit Blut
beflecken.**

**»O Gott«, sagt Willem und
lässt seine Hände los, und
er sieht zu, wie Willem
hektisch das Bett verlässt.**

**»Willem«, ruft er hinter
ihm her und steht dann auf
und folgt ihm ins Bad, wo
Willem sich schwer atmend
über das Waschbecken
beugt, aber als er seine
Schulter zu berühren**

versucht, schüttelt Willem seine Hand ab.

Er geht in ihr Zimmer zurück, setzt sich auf die Bettkante und wartet, und als Willem herauskommt, merkt er, dass er geweint hat.

Einige lange Minuten sitzen sie nebeneinander, und ihre Arme berühren sich, aber sie schweigen. »Gab es eine Todesanzeige?«, fragt Willem schließlich, und er nickt. »Zeig sie mir«, sagt

Willem, und sie gehen zum Computer im Arbeitszimmer, und er tritt zurück und lässt Willem lesen. Er sieht zu, während Willem den Nachruf zwei Mal, drei Mal liest. Und dann steht Willem auf und schließt ihn sehr fest in die Arme, und er erwidert seine Umarmung.

»Warum hast du es mir nicht erzählt?«, sagt Willem ihm ins Ohr.

»Es hätte keinen Unterschied gemacht«, sagt

er, und Willem tritt einen Schritt zurück und sieht ihn an, während er ihn an den Schultern festhält.

Er merkt, wie Willem um Beherrschung ringt, und sieht, wie seine Kiefermuskulatur arbeitet, während er seinen Mund stillzuhalten versucht. »Ich will, dass du mir alles erzählst«, sagt Willem. Er nimmt ihn bei der Hand, führt ihn zu dem Sofa im Arbeitszimmer und bedeutet ihm, sich zu

setzen. »Ich mache mir in der Küche einen Drink, und dann komme ich wieder«, sagt Willem. Er sieht ihn an. »Ich mache dir auch einen.« Er kann nichts weiter tun, als zu nicken.

Während er wartet, denkt er an Caleb. Nach jener Nacht hat er nie wieder etwas von Caleb gehört, aber alle paar Monate hat er im Internet nach ihm gesucht. Da war er, für jedermann offen sichtbar: Bilder eines lächelnden

**Caleb, auf Partys,
Vernissagen, Modeschauen.
Ein Bericht über Rothkos
erste eigene Boutique, in
dem Caleb von den
Herausforderungen erzählt,
mit denen ein junges Label
konfrontiert ist, das in
einen gesättigten Markt
vorzustoßen versucht. Ein
Zeitschriftenartikel über
den Neuaufschwung des
Flower District mit einem
Zitat von Caleb über das
Leben in einem Viertel, das
sich trotz seiner Hotels und**

**Boutiquen noch immer
angenehm roh und
unbehauen anfühlte. Jetzt
fragt er sich: Hat Caleb
wohl jemals im Internet
nach ihm geforscht? Hat er
Nicholas ein Foto von ihm
gezeigt? Hat er gesagt: »Mit
dem war ich mal zusammen;
er war grotesk«? Hat er
Nicholas - den er sich als
blond, gepflegt und
selbstbewusst vorstellt -
gezeigt, wie er humpelte,
hatten sie gemeinsam
darüber gelacht, wie**

schlecht, wie leblos er im Bett gewesen war? Hatte er gesagt: »Er hat mich angewidert«? Oder hatte er gar nichts gesagt? Hatte Caleb ihn vergessen oder zumindest beschlossen, sich nicht länger mit ihm zu befassen - war er ein Fehler gewesen, ein kurzer Ausrutscher, eine Aberration, die in Plastikfolie eingeschlagen und in den äußersten Winkel von Calebs Verstand geschoben wurde, zu

**zerbrochenen
Kinderspielzeugen und
lange zurückliegenden
Peinlichkeiten? Er
wünschte, auch er könnte
vergessen, könnte
beschließen, sich nicht
mehr mit Caleb
auseinanderzusetzen. Er
fragt sich ständig, wie und
warum er zulassen konnte,
dass vier Monate - Monate,
die immer weiter
zurückliegen - sein Leben
so nachhaltig beeinflusst,
es so sehr verändert haben.**

**Aber dann könnte er sich
ebenso gut fragen - wie er
es oft tut -, warum er
zugelassen hat, dass die
ersten fünfzehn Jahre
seines Lebens eine so
bestimmende Wirkung auf
die darauf folgenden
achtundzwanzig ausüben.
Er hat über alle Maßen
Glück gehabt; als
Erwachsener führt er ein
Leben, von dem viele
Menschen träumen: Warum
kann er dann nicht
aufhören, immer wieder auf**

**Geschehnisse
zurückzukommen, die so
weit zurückliegen, sie
immer wieder neu zu
durchleben? Warum kann
er sich nicht einfach an
seiner Gegenwart erfreuen?
Warum ist er seiner
Vergangenheit eine solche
Anerkennung schuldig?
Warum wird sie immer
lebendiger, je weiter er sich
von ihr entfernt?**

**Willem kehrt mit zwei
vollen Gläsern Whiskey und
Eis zurück. Er hat ein Hemd**

angezogen. Eine Zeit lang sitzen sie auf dem Sofa und nippen an ihren Drinks, und er spürt, wie sich seine Adern mit Wärme füllen. »Ich werde es dir erzählen«, sagt er, und Willem nickt, aber bevor er es tut, beugt er sich hinüber und küsst Willem. Es ist das erste Mal in seinem Leben, dass er jemanden von sich aus küsst, und er hofft, dass er Willem damit alles sagt, was er nicht mit Worten ausdrücken kann, nicht

**einmal im Dunkeln, nicht
einmal im
frühmorgendlichen Grau:
alles, wofür er sich schämt,
alles, wofür er dankbar ist.
Diesmal hält er die Augen
geschlossen, stellt sich vor,
dass auch er bald dorthin
gelangen kann, wohin
andere Menschen gehen,
wenn sie sich küssen, wenn
sie Sex haben: in dieses
Land, das er nie betreten
hat, an diesen Ort, den er
sehen will, in diese Welt,
von der er hofft, dass sie**

**ihm nicht für immer
verschlossen bleibt.**

**Wenn Kit in der Stadt war,
gingen sie entweder
irgendwo Mittagessen oder
trafen sich in der New
Yorker Niederlassung der
Agentur, doch als er Anfang
Dezember kam, schlug
Willem stattdessen ein
Treffen in der Greene
Street vor. »Ich mache uns
etwas zu essen«, sagte er zu
Kit.**

»Warum das denn?«, fragte Kit, der augenblicklich misstrauisch geworden war: Auch wenn sie sich auf ihre Weise nahestanden, waren sie doch keine echten Freunde, und Willem hatte ihn noch nie zu sich nach Hause eingeladen.

»Ich muss etwas mit dir besprechen«, sagte er, und er konnte hören, wie Kits Atemzüge lang und langsam wurden.

»Okay«, sagte Kit. Er

fragte gar nicht erst, was dieses Etwas sei oder ob irgendetwas nicht stimme; er ging einfach davon aus. »Ich muss etwas mit dir besprechen« war in Kits Welt kein Vorbote guter Nachrichten.

Er wusste das natürlich, und obwohl er Kit hätte beruhigen können, entschied sich der leicht diabolische Teil seiner Persönlichkeit dagegen. »Okay!«, sagte er fröhlich. »Wir sehen uns nächste

Woche!« Andererseits, dachte er nach dem Auflegen, war seine Weigerung, Kit zu beruhigen, vielleicht mehr als einfach nur kindisch: In seinen Augen war das, was er Kit zu sagen hatte - dass Jude und er jetzt zusammen waren -, keine schlechte Nachricht, aber er war sich sicher, dass Kit das anders sehen würde.

Sie hatten beschlossen, nur einer Handvoll Leuten von ihrer Beziehung zu

erzählen. Zuerst sagten sie es Harold und Julia: die dankbarste und angenehmste Enthüllung von allen, obgleich Jude aus irgendeinem Grund nervös gewesen war. Das war erst vor wenigen Wochen gewesen, an Thanksgiving, und sie waren beide so glücklich, so begeistert gewesen und hatten ihn beide umarmt, und Harold hatte ein wenig geweint, während Jude auf dem Sofa saß und ihnen zusah, ein

kleines Lächeln auf dem Gesicht.

Dann sagten sie es Richard, der weniger überrascht gewesen war, als sie erwartet hatten. »Ich finde, das ist eine fantastische Idee«, hatte er mit Nachdruck gesagt, so als hätten sie ihm auseinandergesetzt, dass sie gemeinsam in ein Grundstück investieren wollten. Er umarmte sie beide. »Gut gemacht«, sagte er. »Gut gemacht, Willem«,

und er wusste, was Richard ihm damit sagen wollte: dasselbe, was er Richard hatte sagen wollen, als er ihm vor Jahren gesagt hatte, Jude brauche einen sicheren Wohnort, womit er Richard eigentlich darum gebeten hatte, auf Jude aufzupassen, als er es selbst nicht konnte.

Dann sagten sie es nacheinander Malcolm und JB. Zuerst Malcolm, von dem sie annahmen, er werde entweder schockiert

**oder euphorisch sein, und
der sich als Letzteres
erwies. »Ich freue mich so
für euch, Jungs«, sagte er
und strahlte sie an. »Das ist
ja großartig. Ihr beide
zusammen - die Vorstellung
gefällt mir.« Er erkundigte
sich, wie und wann es dazu
gekommen sei, und fragte
sie neckisch, was sie über
den anderen
herausgefunden hätten, das
sie vorher nicht gewusst
hatten. Sie hatten sich
angesehen - wenn Malcolm**

**wüsste! - und gar nichts
gesagt, was Malcolm mit
einem Lächeln quittiert
hatte, als wäre es der
Beweis für einen reichen
Schatz schmutziger
Geheimnisse, den er eines
Tages heben würde. Und
dann hatte er geseufzt.
»Nur eine Sache macht
mich traurig«, hatte er
gesagt, und sie hatten ihn
gefragt, was es sei. »Deine
Wohnung, Willem. Deine
schöne Wohnung. Die muss
sich jetzt schrecklich**

einsam fühlen.« Irgendwie hatten sie es geschafft, nicht zu lachen, und er hatte Malcolm versichert, er habe sie an einen Freund vermietet, einen Schauspieler aus Spanien, der in Manhattan einen Film gedreht und beschlossen hatte, noch ein weiteres Jahr in der Stadt zu bleiben.

Bei JB war die Sache kniffliger, wie sie es sich schon gedacht hatten: Sie wussten, dass er sich

**betrogen und übergangen
fühlen und vereinnahmend
reagieren würde und dass
all diese Gefühle noch
dadurch verstärkt würden,
dass Oliver und er sich
kürzlich nach über vier
Jahren getrennt hatten. Sie
luden ihn zum Essen in ein
Restaurant ein, wo es
weniger wahrscheinlich
war, dass er eine Szene
machte (wobei es dafür, wie
Jude betonte, keinerlei
Garantie gab), und Jude - in
dessen Gesellschaft JB noch**

immer recht vorsichtig war und zu dem er eher nichts Unangemessenes sagen würde - überbrachte die Nachricht. Sie sahen zu, wie JB seine Gabel sinken ließ und das Gesicht in die Hände legte. »Mir ist übel«, sagte er, und sie warteten, bis er wieder aufblickte und sagte: »Aber ich freue mich richtig für euch, Jungs«, und atmeten erst dann aus. JB stocherte in seiner Burrata. »Ich meine, ich bin natürlich sauer, dass ihr es

**mir nicht früher gesagt
habt, aber ich freue mich
für euch.« Der Hauptgang
kam, und JB rammte die
Gabel in seinen Loup de
mer. »Also, ehrlich gesagt
bin ich *richtig* sauer. Aber.
Ich. Freude. Mich.« Als das
Dessert gebracht wurde,
war klar, dass JB - der sein
Guavensoufflé hektisch
auflöffelte - zutiefst
aufgewühlt war, und sie
traten sich gegenseitig
unter dem Tisch, kurz
davor, in hysterisches**

**Gelächter auszubrechen,
zugleich aber auch
ernsthaft besorgt, JB könnte
doch schon im Restaurant
die Beherrschung verlieren.**

**Nach dem Essen standen
sie vor der Tür, und JB
rauchte eine Zigarette,
während sie sich über seine
kommende Ausstellung, die
fünfte, und über seine
Studenten in Yale
unterhielten, wo JB seit
einigen Jahren
unterrichtete: eine
vorübergehende**

Waffenruhe, die dadurch gestört wurde, dass ein Mädchen auf Willem zutrat (»Kann ich ein Foto mit Ihnen machen?«), was JB mit einem Geräusch quittierte, das eine Mischung aus Schnauben und Stöhnen war. Als sie später wieder in der Greene Street waren, mussten Jude und er lachen: über JBs Verwirrung, darüber, wie er versucht hatte, sich lebenswürdig zu geben, was ihm sichtlich

schwergesunken war, über seine konstante und konsequente Ich-Bezogenheit. »Der arme JB«, sagte Jude. »Ich dachte, sein Kopf würde jeden Moment explodieren.« Er seufzte. »Aber ich kann es verstehen. Er hat dich schon immer geliebt, Willem.«

»Nicht auf diese Art«, sagte er.

Jude sah ihn an. »Wer hat jetzt die verzerrte Selbstwahrnehmung?«,

fragte Jude, denn das sagte Willem immer zu ihm: dass seine Sicht auf sich selbst, sein Selbstbild, so stark eingeengt war, dass es förmlich zur Illusion wurde.

Er seufzte ebenfalls. »Ich sollte ihn anrufen«, sagte er.

»Lass ihn heute Abend in Ruhe«, sagte Jude. »Er wird dich anrufen, wenn er so weit ist.«

Und so war es. Am darauffolgenden Sonntag war JB in die Greene Street

gekommen, und Jude hatte ihm aufgemacht, um sich dann zu entschuldigen, er habe noch zu arbeiten, und sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen, damit Willem und JB allein sein konnten. Während der folgenden zwei Stunden hatte Willem dagesessen und JB zugehört, der einen wirren Kanon angestimmt hatte, dessen vielstimmige Anschuldigungen und Fragen von dem Refrain »Aber ich freue mich

**wirklich für euch«
unterbrochen wurden. JB
war wütend: wütend, dass
Willem es ihm nicht früher
erzählt hatte, dass er ihn
nicht einmal um seinen Rat
gebeten hatte, dass er es
Malcolm und Richard -
Richard! - vor ihm erzählt
hatte. JB war aufgebracht:
Willem solle ihm ruhig die
Wahrheit sagen; er hatte
Jude schon immer mehr
gemocht als ihn, oder?
Wieso konnte er es nicht
einfach zugeben? Und hatte**

er schon immer so empfunden? Waren all die Jahre, in denen er es mit Frauen getrieben hatte, nur eine gigantische Lüge gewesen, die Willem ersonnen hatte, um sie auf die falsche Fährte zu locken? JB war eifersüchtig: Er verstand, wie man sich von Jude angezogen fühlen konnte, wirklich, das tat er, und er wusste, es war unlogisch und vielleicht ein kleines bisschen selbstbezogen, aber er hätte

nicht die ganze Wahrheit gesagt, wenn er nicht zugegeben hätte, dass ein Teil von ihm verärgert war, weil Willem sich für Jude statt für ihn entschieden hatte.

»JB«, sagte Willem wieder und wieder, »es hat sich einfach so ergeben. Ich habe nichts zu dir gesagt, weil ich Zeit brauchte, um mir selbst über meine Gefühle klarzuwerden. Und was deine Anziehungskraft auf mich angeht - tut mir

leid, aber da ist nichts. Und du fühlst dich von mir doch auch gar nicht angezogen! Wir haben mal ein bisschen rumgemacht, weißt du noch? Da hast du gesagt, ich würde dich überhaupt nicht anturnen, falls du dich erinnerst.«

Doch JB ging über all das hinweg. »Ich verstehe trotzdem nicht, wieso du es Malcolm und Richard zuerst erzählt hast«, sagte er düster, worauf Willem nichts zu erwidern wusste.

»Aber trotz allem«, sagte JB, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen hatten, »freue ich mich für euch beide. Wirklich.«

Er seufzte. »Danke, JB«, sagte er. »Das bedeutet mir viel.« Sie schwiegen wieder.

»JB«, sagte Jude, der aus seinem Arbeitszimmer kam und überrascht wirkte, dass JB noch immer da war.

»Willst du zum Essen bleiben?«

»Was gibt's denn?«

»Kabeljau. Und ich brate

dazu Kartoffeln an, wie du sie am liebsten magst.«

»Ach, wieso nicht«, sagte JB mürrisch, und Willem grinste Jude über JB's Kopf hinweg an.

Er gesellte sich zu Jude in die Küche und machte einen Salat, und JB schlurfte zum Esstisch hinüber und begann in einem Roman zu blättern, den Jude dort hatte liegen lassen. »Den habe ich gelesen«, rief er ihm zu. »Soll ich dir den Schluss

verraten?«

»Nein, JB«, sagte Jude.

»Ich bin erst auf der Hälfte.«

»Der Minister stirbt am Ende doch.«

»JB!«

Daraufhin schien sich JB's Laune zu verbessern. Selbst seine finalen Salven waren vergleichsweise lasch, so als würde er sie aus reinem Pflichtgefühl abgeben. »Ich wette, in zehn Jahren werdet ihr euch komplett in Lesben verwandelt haben.

Ich rechne fest mit Katzen«, war eine davon, und: »Euch beiden in der Küche zuzugucken ist, als würde man sich eine ethnisch raffiniertere Version dieses einen John-Currin-Gemäldes ansehen. Wisst ihr, welches ich meine? Guckt es euch mal an«, war eine andere.

»Wollt ihr es öffentlich machen oder geheim halten?«, fragte JB beim Essen.

»Ich werde keine

**Pressemitteilung
herausgeben, wenn du das
meinst«, sagte Willem.**

**»Aber ich werde mich auch
nicht verstecken.«**

**»Ich halte das ja für einen
Fehler«, fügte Jude schnell
hinzu. Willem reagierte
nicht darauf; sie
diskutierten seit einem
Monat darüber.**

**Nach dem Essen machten
JB und er es sich auf dem
Sofa bequem und tranken
Tee, während Jude die
Spülmaschine einräumte.**

JB wirkte mittlerweile nahezu beschwichtigt, und ihm fiel ein, dass die meisten Essen mit JB auf diese Weise verlaufen waren, schon damals in der Lispenard Street: Er begann den Abend als scharfes, bissiges Wesen und beendete ihn besänftigt und gezähmt.

»Wie ist der Sex?«, fragte JB ihn.

»Wunderbar«, sagte er, ohne zu zögern.

JB schaute verdrossen.

»Verdammt«, sagte er.

Aber das war natürlich gelogen. Er hatte keine Ahnung, ob der Sex wunderbar war, weil sie noch nie Sex gehabt hatten. Am vergangenen Freitag war Andy vorbeigekommen, und sie hatten es ihm erzählt, und Andy war aufgestanden und hatte sie beide mit großem Ernst umarmt, so als wäre er Judes Vater und sie hätten ihm erzählt, dass sie sich soeben verlobt hatten.

Willem hatte ihn zur Tür gebracht, und während sie auf den Fahrstuhl warteten, hatte Andy leise zu ihm gesagt: »Wie läuft es denn?«

Er überlegte. »Ganz okay«, sagte er schließlich, und als könnte er zwischen den Zeilen lesen, hatte Andy seine Schulter gedrückt. »Ich weiß, dass es nicht einfach ist, Willem«, sagte er. »Aber irgendwas scheinst du richtig zu machen - ich habe ihn noch

nie so entspannt und so glücklich erlebt, wirklich noch nie.« Er sah aus, als wollte er noch etwas sagen, aber was hätte er schon sagen sollen? Er konnte nicht sagen: Melde dich, wenn du darüber sprechen willst, oder: Sag Bescheid, wenn ich irgendwas für dich tun kann, und so stieg er stattdessen in den Fahrstuhl und entbot Willem einen knappen Militärgruß, während er nach unten aus seinem

Sichtfeld verschwand.

Abends, als JB gegangen war, dachte er an die Unterredung, die er mit Andy in dem Café gehabt hatte, und daran, dass er Andy nicht recht hatte glauben wollen, als er ihn gewarnt hatte, wie schwierig es werden würde. Im Nachhinein war er froh, dass er es nicht getan hatte: Denn hätte er Andy geglaubt, hätte ihn das vielleicht zu sehr eingeschüchtert, wäre er zu

ängstlich gewesen, um es zu versuchen.

Er drehte sich um und betrachtete Jude, der schlief. Es war eine der Nächte, in denen er sich ausgezogen hatte, und er lag auf dem Rücken, einen Arm neben dem Kopf angewinkelt, und wie er es häufig tat, fuhr Willem mit einem Finger an der Innenseite des Arms entlang, der durch die Narben in eine leidgetränkte Landschaft

**verwandelt worden war,
einen Ort voller Berge und
angesengter Täler.**

**Manchmal, wenn er sich
sicher war, dass Jude ganz
fest schlief, schaltete er das
Licht auf seiner Seite des
Bettes ein und studierte
seinen Körper eingehender,
weil Jude sich weigerte, sich
bei Tageslicht betrachten
zu lassen. Er schlug seine
Decke zur Seite und ließ die
Hände über seine Arme,
seine Beine, seinen Rücken
gleiten, fühlte, wie die**

Oberflächenbeschaffenheit der Haut sich von rau zu polierter Glätte veränderte, staunte über die verschiedenen Daseinsformen, die menschliches Fleisch annehmen konnte, darüber, auf wie viele Weisen ein Körper sich selbst heilen konnte, selbst wenn jemand versucht hatte, ihn zu zerstören. Er hatte einmal einen Film auf Hawaii gedreht, und als sie einen Tag drehfrei gehabt hatten,

**waren er und die anderen
Schauspieler durch die
Lavafelder gewandert,
hatten beobachtet, wie sich
der Untergrund plötzlich
verwandelt hatte. Das
trockene poröse Gestein,
das an versteinerte
Knochen erinnerte, ging in
eine schwarze
Lavalandschaft über, die
irgendwann zu glänzenden
extravaganten
Zuckergusswirbeln erstarrt
war. Judes Haut war nicht
minder vielfältig, nicht**

minder wundersam und erinnerte stellenweise so wenig an Haut, wie Willem sie bislang gespürt oder begriffen hatte, dass auch sie etwas Jenseitigem und Futuristischem ähnelte, einem Prototyp menschlichen Fleisches, wie es in zehntausend Jahren aussehen könnte.

»Du findest mich abstoßend«, hatte Jude leise gesagt, als er sich zum zweiten Mal ausgezogen hatte, und er hatte den Kopf

geschüttelt. Und es stimmte: Jude war in Bezug auf seinen Körper immer so überdiskret gewesen, hatte ihn stets so konsequent abgeschirmt, dass es in gewisser Weise antiklimaktisch war, ihn nun zu sehen; er war letztlich so viel normaler, so viel weniger dramatisch, als er ihn sich vorgestellt hatte. Es fiel ihm schwer, die Narben anzusehen, aber nicht weil sie gegen sein ästhetisches Empfinden

verstoßen hätten, sondern weil jede einzelne ein Beweis dafür war, dass er etwas überstanden hatte, dass ihm etwas angetan worden war. Judes Arme waren aus diesem Grund der Teil seines Körpers, der ihn am stärksten erschütterte. Nachts, wenn Jude tief schlief, wendete er sie in seinen Händen vorsichtig hin und her, zählte die Schnitte, versuchte sich in einen Zustand hineinzudenken, in

dem er sich willentlich selbst Schmerzen zufügen, in dem er aktiv versuchen würde, sein eigenes Wesen zu zerfressen. Manchmal fand er frische Schnitte - er merkte es immer, wenn Jude sich geritzt hatte, weil er dann in seinem langärmligen T-Shirt schlief und er ihm im Schlaf die Ärmel hinaufschieben und nach den Verbänden tasten musste -, und dann fragte er sich, wann Jude es getan und weshalb er es nicht

bemerkt hatte. Als er nach dem Selbstmordversuch bei Jude eingezogen war, hatte Harold ihm verraten, wo Jude den Beutel mit den Rasierklingen versteckte, und wie Harold hatte er begonnen, die Beutel wegzuwerfen. Doch dann waren sie irgendwann ganz verschwunden, und er bekam einfach nicht heraus, wo Jude sie aufbewahrte.

Dann wieder war er nicht von Neugier, sondern von

Schrecken erfüllt: Er war so viel stärker beschädigt, als Willem geahnt hatte. *Wie konnte ich das nicht wissen?, fragte er sich. Wie konnte ich es nicht sehen?*

Und dann war da noch der Sex. Er wusste, dass Andy ihn diesbezüglich gewarnt hatte, aber Judes Furcht davor und seine Abneigung dagegen verstörte ihn und machte ihm gelegentlich Angst. Eines Abends Ende November, als sie schon sechs Monate zusammen

waren, hatte er die Hände in Judes Unterhose geschoben, und Jude hatte ein seltsames ersticktes Geräusch von sich gegeben, einen Ton wie von einem Tier, das zwischen den Kiefern eines anderen Tieres gefangen ist, und er war so heftig zurückgezuckt, dass er sich den Kopf an seinem Nachttisch gestoßen hatte. »Es tut mir leid«, hatten sie sich beide entschuldigt, »es tut mir leid.« Dies war das

erste Mal gewesen, dass auch Willem eine gewisse Angst verspürt hatte. Er hatte immer vermutet, Jude sei schüchtern, auf eine tiefgreifende, umfassende Weise schüchtern, aber irgendwann werde er einen Teil seiner Unsicherheit abschütteln, werde sich wohl genug fühlen, um mit ihm Sex zu haben. Doch in jenem Moment hatte er begriffen, dass das, was er für Zögern gehalten hatte, in Wahrheit Angst und

Schrecken war: dass Jude sich vielleicht niemals wirklich wohlfühlen würde, dass, wenn sie irgendwann tatsächlich Sex haben würden, es nur geschehen würde, weil Jude glaubte, es tun zu müssen, oder weil Willem glaubte, ihn dazu nötigen zu müssen. Keine dieser Alternativen gefiel ihm. Die Menschen hatten sich ihm immer freiwillig hingegeben; nie hatte er warten müssen, nie jemanden davon

überzeugen müssen, dass er nicht gefährlich war, ihm nicht wehtun würde. *Was soll ich nur machen?*, fragte er sich. Er war nicht klug genug, um die Antwort allein zu finden - aber es gab auch niemanden, den er hätte fragen können. Und dann war da noch die Tatsache, dass sein Verlangen mit jeder Woche heftiger und unüberhörbarer wurde. Es war lange her, dass er so leidenschaftlich mit

jemandem hatte schlafen wollen, und dass dies jemand war, den er liebte, machte das Warten nur noch unerträglicher und absurder.

Während Jude in jener Nacht schlief, sah Willem ihn an. Vielleicht habe ich einen Fehler gemacht, dachte er.

Laut sagte er: »Ich wusste nicht, dass es so kompliziert wird.« Neben ihm atmete Jude, nichts von Willems Verrat ahnend.

Und dann kam der Morgen, und er wurde daran erinnert, warum er sich, von seiner eigenen Naivität und Arroganz einmal abgesehen, ursprünglich für diese Beziehung entschieden hatte. Es war noch früh, aber er war trotzdem aufgewacht, und durch die halb geöffnete Tür zum Ankleidezimmer sah er Jude beim Anziehen zu. Das war eine jüngere Entwicklung, und Willem wusste, wie

schwer es ihm fiel. Er sah, wie sehr Jude sich anstrengte; er sah, dass Jude alles, was er selbst und alle, die er kannte, für selbstverständlich hielten - sich vor jemandem anzuziehen, sich vor jemandem auszuziehen -, immer wieder üben musste: Er sah, wie ernst es ihm damit war, sah, wie tapfer er war. Und das rief ihm in Erinnerung, dass auch er es immer weiter versuchen musste. Beide waren sie

unsicher; beide gaben sie sich so viel Mühe, wie sie nur konnten; beide würden sie an sich zweifeln, würden Vorstöße wagen und wieder zurückweichen. Aber sie würden es beide weiter versuchen, weil sie einander vertrauten und weil der eine für den anderen jeweils der einzige Mensch war, der es jemals wert sein würde, sich solchen Mühen, solchen Schwierigkeiten, solcher Unsicherheit und solcher

**Schutzlosigkeit
auszusetzen.**

**Als er die Augen wieder
aufschlug, saß Jude auf der
Bettkante und lächelte ihn
an, und er war von
Zuneigung für ihn erfüllt:
für seine Schönheit, seine
Liebenswürdigkeit, die
Leichtigkeit, mit der man
ihn lieben konnte. »Geh
nicht«, sagte er.**

»Ich muss«, sagte Jude.

»Fünf Minuten«, sagte er.

**»Fünf«, sagte Jude und
glitt unter die Decke, und**

Willem schlang die Arme um ihn, behutsam, um seinen Anzug nicht zu verknittern, und schloss die Augen. Und auch das liebte er: Er liebte es zu wissen, dass er Jude in solchen Momenten glücklich machte, zu wissen, dass Jude sich nach Zuneigung sehnte und dass er der Einzige war, der sie ihm geben durfte. War das Arroganz? War es Stolz? War es Selbstbeweihräucherung?

Er glaubte es nicht; es war ihm gleich. In der darauffolgenden Nacht hatte er zu Jude gesagt, er finde, sie sollten Harold und Julia erzählen, dass sie zusammen waren, wenn sie sie Mitte der Woche zu Thanksgiving besuchten. »Bist du sicher, Willem?«, hatte Jude ihn besorgt gefragt, und er wusste, dass Jude ihn in Wahrheit fragte, ob er sich sicher sei, was ihre Beziehung anging: Er hielt ihm immer die Tür

auf, machte deutlich, dass er jederzeit gehen könne, wenn er wolle. »Ich möchte, dass du es dir wirklich gut überlegst, besonders bevor wir es ihnen sagen.« Auch ohne dass er es aussprechen musste, war Willem sich einmal mehr darüber im Klaren, welche Konsequenzen es haben würde, wenn sie es Harold und Julia erzählten und er dann seine Meinung änderte: Sie würden ihm verzeihen, aber zwischen

ihnen würde es nie wieder wie vorher sein. Sie würden Jude jederzeit ihm gegenüber den Vorzug geben. Er wusste das: Es war, wie es sein sollte.

»Ich bin sicher«, hatte er geantwortet, und so hatten sie es getan.

An dieses Gespräch dachte er zurück, während er Kit ein Glas Wasser eingoss und die Platte mit den Sandwiches zum Tisch trug. »Was ist das?«, fragte Kit und sah die Sandwiches

argwöhnisch an.

»Geröstetes Bauernbrot mit Cheddar aus Vermont und Feigen«, sagte er. »Und Endiviensalat mit Birne und Serranoschinken.«

Kit seufzte. »Du weißt doch, dass ich versuche, auf Brot zu verzichten, Willem«, sagte er, obwohl Willem es nicht wusste. Kit biss in eines der Sandwiches.

»Gut«, sagte er zögerlich.

»Okay«, sagte er und legte es aus der Hand, »erzähl's mir.«

Also tat er es und fügte hinzu, er habe nicht vor, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, werde aber auch nicht damit hinter dem Berg halten, und Kit stöhnte auf. »Scheiße«, sagte er. »Scheiße. Ich habe mir schon so was gedacht. Ich weiß nicht, wieso, ich habe es mir einfach gedacht. Scheiße, Willem.« Er legte die Stirn auf den Tisch. »Ich brauch mal eine Minute«, sagte Kit zu dem Tisch. »Hast du es Emil

schon erzählt?«

»Ja«, sagte er. Emil war Willems Manager. Kit und Emil arbeiteten am besten zusammen, wenn sie sich gegen Willem verschworen. Wenn sie einer Meinung waren, mochten sie einander. Wenn sie es nicht waren, taten sie das nicht.

»Und was hat er gesagt?«

»›Gott, Willem‹, hat er gesagt, ›ich bin ja so froh, dass du dich endlich für jemanden entschieden hast, jemanden, den du wirklich

liebst und bei dem du dich wohlfühlst. Als dein Freund und langjähriger Unterstützer könnte ich nicht glücklicher sein.«
(Was Emil tatsächlich gesagt hatte, war: Herrje, Willem. Bist du *sicher*? Hast du schon mit Kit gesprochen? Was hat der denn gesagt?«)

Kit hob den Kopf und sah ihn wütend an (er hatte keinen sehr ausgeprägten Sinn für Humor). »*Natürlich* freue ich mich für dich,

Willem« , sagte er. »Du bist ein wichtiger Mensch für mich. Aber hast du mal darüber nachgedacht, was das für deine Karriere bedeutet? Hast du darüber nachgedacht, für welche Rollen du ab jetzt besetzt wirst? Du weißt nicht, was es heißt, als schwuler Schauspieler in diesem Business zu arbeiten.«

»Ich betrachte mich gar nicht unbedingt als schwul«, setzte er an, und Kit verdrehte die Augen.

»Sei doch nicht so naiv, Willem«, sagte er. »Wenn du einmal einen Schwanz angefasst hast, bist du schwul.«

»Subtil und anmutig formuliert, wie immer.«

»Und wenn schon, Willem; du kannst es dir nicht leisten, offensiv damit umzugehen.«

»Das tue ich nicht, Kit«, sagte er. »Aber ich bin auch so kein großer Filmstar.«

»Das sagst du immer wieder! Aber du bist es, ob

es dir gefällt oder nicht. Du benimmst dich nur, als würde deine Karriere einfach auf demselben Gleis weiterfahren wie bisher - hast du schon vergessen, was Carl passiert ist?« Carl war ein Klient eines Kollegen von Kit und einer der größten Stars des vergangenen Jahrzehnts gewesen. Dann war er von jemandem geoutet worden, und seine Karriere war am Ende gewesen. Ironischerweise war es

Carls sinkender Stern, seine plötzliche Unbeliebtheit, die Willems eigenen Aufstieg begünstigt hatte - mindestens zwei Rollen, die Willem bekommen hatte, wären sonst reflexartig an Carl gegangen. »Jetzt hör mir zu: Du bist deutlich talentierter als Carl und hast auch ein größeres Repertoire. Und das Klima ist jetzt ein anderes als bei Carls Coming-out - zumindest hier im Land. Aber ich würde dir keinen

Gefallen tun, wenn ich dir verschweigen würde, dass du dich auf einen gewissen Gegenwind einstellen musst. Du hast dein Privatleben doch sowieso nie an die große Glocke gehängt: Kannst du das nicht unter der Decke halten?«

Er antwortete nicht darauf, nahm sich nur ein weiteres Sandwich, und Kit studierte sein Gesicht. »Was sagt Jude denn dazu?«

»Er glaubt, ich würde als

Bord-Entertainer auf einem Kreuzfahrtschiff nach Alaska enden«, gab er zu.

Kit schnaubte. »Die Wahrheit liegt irgendwo zwischen Judes und deiner Einschätzung der Lage, Willem«, sagte er. »Und das nach allem, was wir uns zusammen aufgebaut haben«, fügte er schwermütig hinzu.

Er seufzte ebenfalls. Als Jude Kit vor beinahe fünfzehn Jahren zum ersten Mal getroffen hatte, hatte

er sich hinterher lächelnd zu Willem umgedreht. »Er ist dein Andy.« Und im Laufe der Jahre war ihm klargeworden, wie sehr das zutraf. Nicht nur, dass Kit und Andy sich tatsächlich und unheimlicherweise kannten - sie waren derselbe Jahrgang und hatten auf dem College im selben Wohnheim gewohnt -, sie gerierten sich auch beide gern zu einem gewissen Grad als Willems und Judes

Schöpfer. Sie waren ihre Hüter und Beschützer, aber sie versuchten auch bei jeder Gelegenheit, formend und gestaltend in ihr Leben einzugreifen.

»Ich hatte mir von dir ein wenig mehr Unterstützung erhofft, Kit«, sagte er traurig.

»Wieso? Weil ich schwul bin? Ein schwuler Agent ist was völlig anderes als ein schwuler Schauspieler von deinem Kaliber, Willem«, sagte Kit. Er gab ein

Knurren von sich. »Na ja, zumindest einer wird sich darüber freuen. Noel« - der Regisseur von *Duette* - »wird sich vor Glück in die Hose machen. Das ist erstklassige Werbung für sein kleines Projekt. Ich hoffe, du spielst gern in Schwulenfilmen mit, Willem, denn das wirst du jetzt für den Rest deines Lebens machen.«

»Ich betrachte *Duette* eigentlich nicht als ›Schwulenfilm‹«, sagte er und dann, bevor Kit die

Augen verdrehen und ihm eine weitere Predigt halten konnte: »Und wenn es darauf hinauslaufen sollte, ist das für mich auch in Ordnung.« Er sagte Kit, was er Jude gesagt hatte: »Mach dir keine Sorgen, ich werde immer Arbeit finden.«

(»Aber was, wenn du weniger Filmrollen bekommst?«, hatte Jude gefragt.«

»Dann spiele ich eben Theater. Oder ich arbeite in Europa: Ich wollte schon

immer mehr in Schweden arbeiten. Jude, ich verspreche dir, ich werde immer, immer arbeiten können.«

Daraufhin hatte Jude geschwiegen. Sie hatten im Bett gelegen; es war spät gewesen. »Willem, ich habe wirklich nichts dagegen - nicht das Geringste -, wenn du es lieber geheim halten willst«, sagte er.

»Das will ich aber nicht«, sagte er. Und er wollte es wirklich nicht. Er hatte

**nicht die notwendige
Energie dafür, die
notwendige Umsicht, die
notwendige Ausdauer. Er
kannte einige
Schauspieler - ältere,
deutlich kommerzieller
ausgerichtete
Schauspieler -, die
eigentlich schwul und
trotzdem mit Frauen
verheiratet waren, und er
sah, wie leer, wie unecht ihr
Leben war. Er wollte kein
solches Leben führen: Er
wollte nicht den Set**

verlassen und das Gefühl haben, noch immer eine Rolle zu spielen. Wenn er zu Hause war, wollte er sich richtig zu Hause fühlen.

»Ich habe nur Angst, dass du es mir irgendwann übelnimmst«, gab Jude mit gesenkter Stimme zu.

»Ich werde es dir nie übelnehmen«, versprach er ihm.)

Jetzt lauschte er eine weitere Stunde lang Kits düsteren Prophezeiungen, und dann endlich, als klar

war, dass Willem seine Meinung nicht ändern würde, schien Kit die seine zu ändern. »Alles wird gut, Willem«, sagte er mit Nachdruck, so als wäre Willem derjenige gewesen, der sich Sorgen machte.

»Wenn es irgendwer schafft, dann du. Wir kriegen das hin. Alles wird gut.« Kit legte den Kopf schief und sah ihn an.

»Wollt ihr heiraten?«

»Gott im Himmel, Kit«, sagte er, »gerade eben

**wolltest du uns noch
auseinanderbringen.«**

**»Nein, das wollte ich
nicht, Willem. Das wollte
ich nicht. Ich wollte dich
nur dazu bringen, den
Mund zu halten, weiter
nichts.« Er seufzte wieder,
aber diesmal resigniert.**

**»Ich hoffe, Jude weiß das
Opfer zu schätzen, dass du
für ihn bringst.«**

**»Es ist kein Opfer«,
protestierte er, und Kit sah
ihn durchdringend an.**

»Noch nicht«, sagte er.

**»Aber irgendwann
vielleicht.«**

**Jude kam an diesem
Abend früher nach Hause.**

**»Wie ist es gelaufen?«,
fragte er Willem und sah
ihn aufmerksam an.**

**»Gut«, sagte er in
überzeugtem Tonfall. »Es
ist gut gelaufen.«**

**»Willem -«, setzte Jude an,
und er unterbrach ihn.**

**»Jude«, sagte er, »es ist
durch. Alles wird gut, ich
verspreche es dir.«**

Kits Büro schaffte es, die

Geschichte zwei Wochen lang geheim zu halten, und als der erste Artikel erschien, saßen Jude und er in einem Flugzeug nach Hongkong, wo sie sich mit Charlie Ma, Judes ehemaligem Mitbewohner aus der Hereford Street, treffen wollten, um von dort aus nach Vietnam, Kambodscha und Laos weiterzufliegen. Im Urlaub versuchte er normalerweise, nicht auf Nachrichten zu reagieren, aber Kit hatte

einen Anruf von einem Journalisten der Zeitschrift *New York* bekommen, und daher wusste er, dass sie einen Bericht bringen würden. Er war in Hanoi, als der Artikel erschien: Kit leitete ihn kommentarlos an ihn weiter, und er überflog ihn rasch, als Jude im Bad war. »Ragnarsson befindet sich derzeit im Urlaub und stand nicht für eine Stellungnahme zur Verfügung, aber ein Sprecher des Schauspielers

bestätigte seine Liaison mit Jude St. Francis, einem hochangesehenen und bedeutenden Prozessanwalt der mächtigen Kanzlei Rosen Pritchard and Klein und engem Freund Ragnarssons seit dem ersten College-Jahr«, las er und: »Ragnarsson ist der bislang prominenteste Schauspieler, der sich aus freien Stücken zu einer homosexuellen Beziehung bekannt hat«, nach Art eines Nachrufs gefolgt von

**einem Überblick über seine
Filme, Zitate
verschiedener Agenten und
Publizisten, die seinem Mut
Beifall spendeten und
zugleich das nahezu
unvermeidliche Ende seiner
Karriere voraussagten,
freundlichen Worten von
Schauspielern und
Regisseuren aus seinem
Bekanntenkreis, die
versprachen, die
Enthüllung werde nicht das
Geringste ändern, und
einem abschließenden Zitat**

**eines anonymen
Studiobosses, der sagte,
romantische Hauptrollen
seien ohnehin nie seine
Stärke gewesen, weshalb er
wohl unbeschadet aus der
Sache hervorgehen werde.
Unter dem Artikel war ein
Link zu einem Foto von Jude
und ihm bei der Eröffnung
von Richards Ausstellung,
die im September im
Whitney Museum of
American Art stattgefunden
hatte.**

Als Jude aus dem Bad

kam, gab er ihm das Telefon und betrachtete ihn, während er den Artikel ebenfalls las. »Ach, Willem«, sagte er und dann, betroffen: »Da steht mein Name drin«, und zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, dass es Jude wohl ebenso sehr darum gegangen war, seine eigene Privatsphäre zu schützen wie seine, Willems.

»Meinst du nicht, du solltest Jude zuerst fragen, ob ich seine Identität

bestätigen darf?«, hatte Kit gefragt, als sie überlegten, was er dem Reporter in Willems Namen sagen sollte.

»Nein, das ist kein Problem«, hatte er gesagt. »Das macht ihm nichts aus.«

Kit hatte geschwiegen. »Bist du dir da sicher, Willem?«

Aber er hatte wirklich nicht damit gerechnet. Jetzt fragte er sich, ob das arrogant von ihm gewesen

war. *Nur weil es dir nichts ausmacht, fragte er sich selbst, hast du also angenommen, dass es ihm genauso geht?*

»Willem, es tut mir leid«, sagte Jude, und auch wenn er wusste, dass er Jude, der sich vermutlich schuldig fühlte, jetzt beschwichtigen und sich seinerseits bei ihm entschuldigen sollte, war er im bewussten Moment nicht in der Stimmung dafür.

»Ich gehe joggen«, erklärte er, und obgleich er

ihn nicht ansah, fühlte er, wie Jude nickte.

Es war so früh, dass die Stadt noch ruhig und kühl war, die Luft von einem schmutzigen Weiß, nur eine Handvoll Autos, die die Straßen entlangglitten. Das Hotel lag in der Nähe der alten Französischen Oper, die er umrundete, um dann zurück zum Hotel und in Richtung des Kolonialviertels zu laufen, vorbei an Straßenverkäufern, die

**zwischen großen, flachen,
aus Bambus geflochtenen
Körben kauerten, in denen
winzige hellgrüne Limonen
und nach Zitronen, Rosen
und Pfefferkörnern
duftende Kräuterstängel
lagen. Als die Straßen sich
zu Schnüren ausdünnten,
bremste er seinen Schritt
und bog in eine Seitengasse
ein, in der sich kleine,
improvisierte Essensstände
aneinanderdrängten, in
denen jeweils nur eine Frau
hinter einem Kessel stand,**

**in dem Suppe oder Öl
brodelte, dazu vier oder
fünf Plastikstühle, auf
denen Kunden sitzen und
rasch etwas essen konnten,
bevor sie wieder ans Ende
der Gasse eilten, wo sie sich
auf ihre Fahrräder
schwangen und
davonfuhren. Er blieb am
gegenüberliegenden Ende
der Gasse stehen, ließ einen
Radfahrer vorbei, an dessen
Fahrradsitz ein Korb
festgebunden war, aus dem
Baguettebrote wie Speere**

herausragten. Mit dem warmen Milchschaumduft, den sie verströmten, in der Nase ging er eine andere Gasse hinunter, in der sich zahlreiche Verkäufer über noch mehr Kräuterbündel, schwarze Mangostanenhügel und Drahtkörbe mit silbrig-rosigen Fischen darin beugten, die so frisch waren, dass er sie noch nach Luft schnappen hörte und sehen konnte, wie ihre Augen verzweifelt in den

**Höhlen hin und her rollten.
Über ihm hingen, wie
Laternen aufgereiht, Käfige
an Ketten, in denen sich
jeweils ein aufgeregt
zitschernder Vogel befand.
Er hatte ein wenig Geld
dabei und kaufte eines der
Kräuterbouquets für Jude;
es sah wie Rosmarin aus,
roch aber angenehm nach
Seife, und auch wenn er
nicht wusste, was er da in
der Hand hielt, war er sich
sicher, dass Jude es wissen
würde.**

Er war so naiv, dachte er, während er langsam zum Hotel zurückging: in Bezug auf seine Karriere, auf Jude. Warum glaubte er immer zu wissen, was er tat? Warum glaubte er, er könne einfach tun, was er wolle, und alles werde sich schon so ergeben, wie er es sich vorstellte? War es ein Mangel an Kreativität, war es Arroganz oder (wie er vermutete) schlicht Dummheit? Menschen, denen er vertraute und die

er respektierte, warnten ihn ständig - Kit in Bezug auf seine Karriere; Andy in Bezug auf Jude; Jude in Bezug auf sich selbst -, aber er schrieb all ihre Warnungen in den Wind. Zum ersten Mal fragte er sich, ob Kit recht hatte, ob Jude recht hatte, ob er wirklich keine Arbeit mehr bekommen würde oder zumindest keine, die er gern machte. Würde er es Jude verübeln? Das glaubte er nicht; er hoffte es nicht.

Aber er hatte nie geglaubt, es herausfinden zu müssen, nicht ernsthaft.

Doch schwerer als diese Angst wog eine, mit der er sich selten konfrontierte: Was, wenn die Dinge, zu denen er Jude nötigte, doch nicht gut für ihn waren? Am Tag zuvor hatten sie zum ersten Mal gemeinsam geduscht, und anschließend war Jude so still gewesen, so tief in sein Inneres zurückgezogen, sein Blick so flach und leer, dass

Willem einen Moment lang Angst bekommen hatte. Er hatte es nicht tun wollen, aber Willem hatte ihn überredet, und in der Dusche war Jude starr und verbissen gewesen, und an der Haltung seines Mundes hatte Willem erkannt, dass er es durchlitt, dass er darauf wartete, dass es vorbei war. Doch er hatte ihn nicht aus der Dusche steigen lassen; er hatte ihn gezwungen zu bleiben. Er hatte sich (unbeabsichtigt,

aber welchen Unterschied machte das?) wie Caleb benommen - er hatte Jude zu etwas gezwungen, das er nicht tun wollte, und Jude hatte es getan, weil er es ihm befohlen hatte. »Das wird dir guttun«, hatte er gesagt, und als ihm das jetzt einfiel, wurde ihm - auch wenn er das wirklich geglaubt hatte - beinahe schlecht. Niemand hatte ihm je so bedingungslos vertraut wie Jude. Aber er hatte keine Ahnung, was er

tat.

»Willem ist keine medizinische Fachkraft«, hörte er Andy sagen. »Er ist Schauspieler.« Und auch wenn Jude und er damals beide gelacht hatten, war er sich nicht sicher, ob Andy nicht vielleicht doch recht gehabt hatte. Wer war er denn, dass er Judes seelisches Wohl in die Hand nahm? »Vertrau mir nicht zu sehr«, wollte er zu Jude sagen. Aber wie hätte er das tun können? War es nicht

**das, was er sich von Jude,
von dieser Beziehung
erhofft hatte? Einem
anderen Menschen so
unentbehrlich zu sein, dass
dieser sich sein Leben ohne
ihn nicht mehr vorstellen
konnte? Und jetzt, wo er es
hatte, jagten ihm die
Anforderungen, die sich an
diese Position knüpften,
Angst ein. Er hatte nach
Verantwortung verlangt,
ohne sich vollständig im
Klaren darüber zu sein, wie
viel Schaden er anrichten**

konnte. War er dieser Sache gewachsen? Er dachte an Judes panische Angst vor Sex und wusste, dass hinter diesem Schrecken ein weiterer lag, einer, über den er immer Mutmaßungen angestellt, nach dem er sich aber nie erkundigt hatte: Was sollte er also tun? Er wünschte, es hätte jemanden gegeben, der ihm mit Bestimmtheit hätte sagen könne, ob er sich gut anstellte oder nicht; er wünschte, er hätte

jemanden gehabt, der ihn durch diese Beziehung führte, so wie Kit ihn durch seine Karriere führte, ihm sagte, wann er ein Risiko eingehen sollte und wann es Zeit war, den Rückzug anzutreten, wann er Willem den edlen Helden spielen sollte und wann Ragnarsson den Schrecklichen.

Was tue ich da?,
wiederholte er mantraartig, während seine Füße auf den Asphalt trommelten, er an Männern und Frauen und

Kindern vorbeirannte, die sich für den Tag bereitmachten, an Häusern, die so schmal wie Schränke waren, kleinen Geschäften, die steife, ziegelartige Kissen aus geflochtenem Stroh verkauften, einem Jungen, der eine gebieterisch wirkende Echse an seine Brust drückte, *was tue ich da, was tue ich da?*

Als er eine Stunde später am Hotel ankam, verwandelte sich das Weiß

des Himmels in ein herrliches, minziges Blassblau. Das Reisebüro hatte ihnen wie üblich eine Suite mit zwei Betten gebucht (er hatte nicht daran gedacht, seinem Assistenten aufzutragen, er solle darauf achten), und Jude lag voll bekleidet auf dem, in dem sie in der vergangenen Nacht geschlafen hatten, und las, und als Willem hereinkam, stand er auf, ging auf ihn zu und umarmte ihn.

»Ich bin total verschwitzt«, murmelte er, aber Jude ließ nicht los.

»Das macht nichts«, sagte Jude. Er trat einen Schritt zurück, hielt ihn an den Schultern fest und betrachtete ihn. »Alles wird gut, Willem«, sagte er in demselben Tonfall einer überzeugten Feststellung, in dem er manchmal am Telefon mit seinen Mandanten sprach. »Wirklich. Ich werde immer auf dich aufpassen, das

weißt du doch, oder?«

Er lächelte. »Ich weiß«, sagte er, und es war weniger die empfangene Bestätigung, die ihn tröstete, als vielmehr die Tatsache, dass Jude so zuversichtlich wirkte, so kompetent, so überzeugt davon, dass auch er etwas einzubringen hatte. Es erinnerte Willem daran, dass ihre Beziehung doch nicht nur eine Rettungsmission, sondern eine Weiterführung ihrer

Freundschaft war, in deren Verlauf er Jude gerettet und Jude ebenso oft ihn gerettet hatte. Für jedes Mal, das er Jude hatte helfen können, wenn er Schmerzen gehabt hatte, oder ihn gegen Leute hatte verteidigen können, die zu viele Fragen stellten, war Jude da gewesen, um ihm zuzuhören, wenn er sich Sorgen um das nächste Engagement machte, ihn wieder aufzubauen, wenn er eine bestimmte Rolle nicht bekommen hatte, oder um

(beschämenderweise drei Monate in Folge) seinen Studienkredit zurückzuzahlen, als ein Projekt nicht zustande gekommen war und ihm das Geld fehlte, um die Zahlung selbst zu leisten. Und doch hatte er irgendwann während der vergangenen sieben Monate beschlossen, dass er Jude reparieren, ihn wieder in Ordnung bringen würde, obwohl er gar keine Reparaturen benötigte. Jude hatte ihn immer als

**den akzeptiert, der er war;
er musste versuchen,
seinerseits dasselbe zu tun.**

**»Ich habe Frühstück aufs
Zimmer bestellt«, sagte
Jude. »Ich dachte, du willst
vielleicht nicht unbedingt
unter Leute gehen. Willst
du zuerst duschen?«**

**»Danke«, sagte er, »aber
ich glaube, ich warte damit
bis nach dem Essen.« Er
holte Luft. Er spürte, wie
seine Beklemmung
nachließ; er spürte, wie er
wieder er selbst wurde.**

»Aber singst du was mit mir?« Seit zwei Monaten sangen sie jeden Morgen, zur Vorbereitung auf *Duette*. In dem Film führten die Figur, die er spielte, und deren Frau eine jährlich stattfindende Weihnachtsprozession an, und sowohl er als auch die Darstellerin der Ehefrau sollten selbst singen. Der Regisseur hatte ihnen eine Liste mit Liedern zum Einstudieren geschickt, und Jude hatte mit ihm geübt:

**Jude übernahm die Melodie,
und er sang die zweite
Stimme.**

**»Klar«, sagte Jude. »Das
Übliche?« Sie hatten die
ganze Woche über an
»Adeste Fideles« gearbeitet,
das er *a cappella* würde
singen müssen, und die
ganze Woche über war seine
Stimme an immer derselben
Stelle gekippt, bei »*Venite
adoremus*«, gleich in der
ersten Strophe. Er war jedes
Mal zusammengezuckt,
wenn es passiert war, und**

Jude hatte kurz den Kopf in seine Richtung geschüttelt und weitergesungen, und er war ihm bis zum Ende gefolgt. »Du denkst zu viel nach«, sagte Jude. »Dass du so schrill wirst, liegt daran, dass du dich zu sehr darauf konzentrierst, den Ton genau zu treffen; denk einfach nicht darüber nach, Willem, dann bekommst du es hin.«

Doch an jenem Morgen war er davon überzeugt gewesen, es zu schaffen. Er

**gab Jude das Bündel
Kräuter, das er noch immer
in der Hand hielt, und Jude
dankte ihm und presste die
kleinen violetten Blüten
zwischen den Fingern
zusammen, um ihren Duft
freizusetzen. »Ich glaube,
es ist so eine Art
Schwarznessel«, sagte er
und hielt Willem seine
Finger unter die Nase.**

**»Riecht gut«, sagte er,
und sie lächelten sich an.**

**Jude begann also zu
singen, und er setzte ein,**

und er schaffte es durch das gesamte Lied, ohne ins Schrille zu kippen. Und am Ende des Stückes, direkt nach der letzten Note, fing Jude sofort an, das nächste Lied von der Liste zu singen, »Uns ist ein Kind geboren« und danach »Good King Wenceslas«, und Willem folgte ihm weiter und weiter. Seine Stimme war nicht so voll wie Judes, aber in diesen Momenten merkte er, dass sie gut genug war, dass sie

vielleicht sogar besser als gut genug war: Er merkte, dass sie mit Judes Stimme zusammen besser klang, und er schloss die Augen und genoss es.

Sie sangen noch immer, als der Zimmerservice mit dem Frühstück an der Tür klingelte, doch als er aufstand, legte Jude ihm die Hand auf den Arm, und so verharrten sie, er stehend, Jude sitzend, bis sie die letzten Worte des Liedes gesungen hatten, und erst

danach ging er zur Tür. Um ihn herum war das Zimmer vom Duft der unbekannten Kräuter erfüllt, die er entdeckt hatte, grün und frisch und doch irgendwie vertraut, wie etwas, von dem er nicht gewusst hatte, dass er es mochte, bis es plötzlich und unerwartet in sein Leben getreten war.

Als Willem das erste Mal fortgegangen war - das war etwa zwanzig Monate her, zwei Januare lagen dazwischen -, hatte sich alles zum Schlechten gewendet. Innerhalb von zwei Wochen nachdem Willem nach Texas abgereist war, um *Duette* zu drehen, hatte ihn sein Rücken mit drei Attacken gebeutelt (darunter eine im

Büro und eine, diesmal zu Hause, die ganze zwei Stunden gedauert hatte). Die Schmerzen in seinen Füßen waren zurückgekehrt. Ein Schnitt (woher er stammte, wusste er nicht) hatte sich an seiner rechten Wade aufgetan. Aber nichts davon hatte ihm etwas ausgemacht. »Das scheint dich alles nur noch fröhlicher zu machen«, hatte Andy gesagt, als er gezwungen gewesen war,

zum zweiten Mal innerhalb einer Woche zu ihm zu gehen. »Das kommt mir höchst verdächtig vor.«

»Ach, egal«, sagte er, obwohl er vor Schmerzen kaum sprechen konnte. »Das passiert eben.« Doch als er abends im Bett lag, dankte er seinem Körper dafür, dass er so lange durchgehalten, sich so lange im Griff gehabt hatte. Während der Monate, die er insgeheim als Willems und sein gegenseitiges

Umwerben betrachtete, hatte er den Rollstuhl nicht ein einziges Mal benutzt. Die Attacken waren selten und kurz gewesen und nie in Willems Beisein aufgetreten. Er wusste, dass es albern war - Willem kannte seine Probleme, er hatte ihn in den schlimmsten Zuständen erlebt -, aber er war froh darüber, dass ihm, während sie einander auf eine neue Weise zu betrachten begannen, eine

**Neuerfindungsphase
vergönnt gewesen war, ein
begrenzter Zeitabschnitt, in
dem es ihm gelungen war,
einen Menschen ohne
Behinderung darzustellen.
Als er nun in seinen
normalen Zustand
zurückfiel, erzählte er
Willem nicht einmal davon -
das Thema langweilte ihn so
sehr, dass er sich nicht
vorstellen konnte, dass es
jemand anderen nicht
langweilen würde -, und als
Willem im März zurückkam,**

**war seine Verfassung
bereits wieder etwas besser;
er konnte wieder gehen,
und die Wunde war beinahe
unter Kontrolle.**

**Seit diesem ersten Mal ist
Willem vier weitere Male
über einen längeren
Zeitraum fort gewesen -
zweimal zum Drehen,
zweimal auf Werbetour -,
und jedes Mal (manchmal
noch am Tag von Willems
Abreise) hat er einen
körperlichen
Zusammenbruch erlitten.**

**Aber er hatte das Gespür
seines Körpers für Timing
und seine Höflichkeit
anerkannt: Es war, als hätte
sein Körper noch vor
seinem Verstand für ihn
entschieden, dass er sich
auf diese Beziehung
einlassen sollte, und seinen
Teil dazu beigetragen,
indem er so viele
Hindernisse und
Peinlichkeiten aus dem Weg
räumte, wie er konnte.**

**Jetzt ist es Mitte
September, und Willem**

**macht sich für die nächste
Reise bereit. Seit dem
Letzten Abendmahl - das
eine Ewigkeit
zurückzuliegen scheint -
haben sie es sich zur
Gewohnheit gemacht, am
Samstag vor Willems
Abfahrt in einem richtig
guten Restaurant essen zu
gehen und sich
anschließend bis in die
Nacht hinein zu
unterhalten. Sonntags
schlafen sie lange, und am
Nachmittag besprechen sie**

**praktische Fragen: Dinge,
die in Willems Abwesenheit
erledigt werden, offene
Angelegenheiten, die
geklärt werden,
Entscheidungen, die
getroffen werden müssen.
Seit aus der Beziehung, die
sie hatten, die Beziehung
wurde, die sie jetzt haben,
ist ihr Austausch
intensiver - zugleich
intimer und profaner -
geworden, und diese
Abschiedswochenenden
bilden das stets auf**

**perfekte, verdichtete Weise
ab: Die Samstage sind
Ängsten, Geheimnissen,
Geständnissen und dem
Austausch von
Erinnerungen vorbehalten;
die Sonntage dienen dem
Besprechen logistischer
Fragen, dem Kartieren des
alltäglichen Lebens, das
ihre gemeinsame Existenz
Schritt für Schritt
voranschreiten lässt.**

**Er schätzt beide Arten
ihrer Gespräche, aber er
findet an den profaneren**

**mehr Gefallen als erwartet.
Er hat sich immer durch die
großen Dinge an Willem
gebunden gefühlt - Liebe,
Vertrauen -, aber es gefällt
ihm, auch durch die kleinen
Dinge an ihn gebunden zu
sein: Rechnungen,
Steuererklärungen,
Zahnarzttermine. Er muss
oft an einen Jahre
zurückliegenden Besuch bei
Harold und Julia denken,
als er fürchterlich erkältet
gewesen war und den
größten Teil des**

Wochenendes, halb wach und halb schlafend, in eine Decke gewickelt auf dem Wohnzimmersofa verbracht hatte. Am Samstagabend hatten sie gemeinsam einen Film angeschaut, und irgendwann hatten Harold und Julia begonnen, sich leise über die Renovierung der Küche ihres Hauses in Truro zu unterhalten. Er hatte gedöst und dabei ihren Stimmen gelauscht, die so gedämpft gewesen waren, dass er den Details

**nicht hatte folgen können,
ihn aber mit tiefem Frieden
erfüllt hatten: Für ihn war
es das perfekte Sinnbild
einer erwachsenen
Beziehung, jemanden zu
haben, mit dem man über
die Mechanik sprechen
konnte, die sich hinter
einer gemeinsamen
Existenz verbirgt.**

**»Also, ich habe dem
Baumtyp eine Nachricht
hinterlassen und ihm
gesagt, dass du dich
nächste Woche meldest,**

okay?«, sagt Willem. Sie sind im Schlafzimmer, und er hilft Willem beim Packen.

»Alles klar«, sagt er. »Ich rufe ihn morgen an; ich habe es mir aufgeschrieben.«

»Und Malcolm habe ich versprochen, dass du nächstes Wochenende mit ihm die Baustelle besichtigst.«

»Ich weiß«, sagt er. »Das steht in meinem Kalender.«

Willem hat beim Sprechen

**Kleiderstapel in seinen
Reisesack gelegt, aber jetzt
hält er inne und sieht ihn
an. »Ich habe ein schlechtes
Gewissen«, sagt er. »Ich
lasse dich mit so viel
unerledigtem Kram
zurück.«**

**»Mach dir keine
Gedanken«, sagt er. »Ich
schwöre dir, es ist
überhaupt kein Problem.«
Den größten Teil ihrer
gemeinsamen
Terminplanung
übernehmen Willems**

**Assistent und seine
Sekretärinnen, aber um
alles, was ihr Haus auf dem
Land betrifft, kümmern sie
sich selbst. Sie haben nie
darüber gesprochen, wie
sich das ergeben hat, aber
er spürt, dass es ihnen
beiden wichtig ist, so weit
wie möglich am Entstehen
dieses Hauses beteiligt zu
sein, das sie gemeinsam
bauen, dem ersten
Wohnraum, den sie sich seit
der Lispenard Street
gemeinsam schaffen.**

Willem seufzt. »Aber du hast so viel zu tun«, sagt er.

»Mach dir keine Sorgen«, sagt er. »Im Ernst, Willem. Ich schaffe das schon.«

Doch Willem sieht weiterhin besorgt aus.

Nachts liegen sie wach. Seit er Willem kennt, geht es ihm am Tag vor dem Abschied immer gleich, denkt er jedes Mal bereits daran, wie sehr er ihn vermissen wird, während er noch mit ihm spricht. Nun da sie tatsächlich

**körperlich zusammen sind,
hat sich dieses Gefühl
kurioserweise verstärkt; er
ist jetzt so sehr an Willems
Anwesenheit gewöhnt, dass
seine Abwesenheit sich
tiefgreifender, lähmender
anfühlt. »Du weißt, was wir
noch zu besprechen haben«,
sagt Willem, und als er
nichts erwidert, schiebt
Willem seinen Ärmel hoch
und umfasst sanft sein
Handgelenk. »Ich will, dass
du es mir versprichst«, sagt
Willem.**

**»Ich schwöre es«, sagt er,
und Willem lässt seinen
Arm los, rollt sich neben
ihm auf den Rücken, und
sie schweigen.**

**»Wir sind beide müde«,
gähnt Willem, und es
stimmt: In nicht einmal
zwei Jahren hat sich
Willems Bild in der
öffentlichen Wahrnehmung
komplett gewandelt, er ist
jetzt ein schwuler
Schauspieler, bei ihm ist
Lucien aus der Kanzlei
ausgeschieden, und er hat**

**den Vorsitz der
Strafprozessabteilung
übernommen, und sie
bauen ein Haus auf dem
Land, achtzig Minuten
nördlich von New York.
Wenn sie am Wochenende
zusammen sind - und wenn
Willem zu Hause ist,
versucht er es auch zu sein,
geht unter der Woche noch
früher ins Büro als sonst,
um samstags nicht so lange
bleiben zu müssen -, liegen
sie manchmal am frühen
Abend einfach auf dem Sofa**

im Wohnzimmer, ohne zu sprechen, während um sie herum das Licht aus dem Raum weicht. Manchmal gehen sie aus, aber längst nicht mehr so oft wie früher.

»Der Übergang zum Lesbendasein ging deutlich schneller vonstatten, als ich erwartet hatte«, stellte JB eines Abends fest, als sie ihn und Fredrik, seinen neuen Freund, zusammen mit Malcolm und Sophie, Richard und India sowie

Andy und Jane zum Essen zu sich eingeladen hatten.

»Lass etwas Nachsicht walten, JB«, sagte Richard mild, während alle anderen lachen, aber er glaubte nicht, dass es Willem etwas ausmachte, und ihm ganz gewiss auch nicht. Er wollte nur mit Willem zusammen sein, alles andere interessierte ihn nicht.

Er wartet eine Zeit lang ab, ob Willem noch etwas sagen wird. Er fragt sich, ob er vielleicht Sex haben will;

**er kann noch immer nicht
gut abschätzen, wann er es
will und wann nicht - wann
aus einer innigen
Umarmung etwas
Aufdringlicheres,
Unerwünschtes wird -, aber
er rechnet ständig damit. Es
ist - und er hasst es, das
zugeben zu müssen, würde
es niemals laut
aussprechen - eines der
sehr wenigen Dinge, denen
er bei ihren Abschieden
freudig entgegensieht:
Während der Wochen oder**

Monate, in denen Willem fort ist, gibt es keinen Sex, und er kann sich endlich entspannen.

Sie haben jetzt seit achtzehn Monaten Sex (ihm ist bewusst, dass er aufhören muss, die Tage zu zählen, als wäre sein Geschlechtsleben eine Gefängnisstrafe, deren Ende er entgegenfiebert), und fast zehn Monate hat Willem sich zuvor geduldet. Während dieser Zeit hat er deutlich gespürt, dass

irgendwo ein Countdown lief, und auch wenn er nicht genau wusste, wie viel Zeit ihm blieb, wusste er, dass Willem, so geduldig er auch sein mochte, nicht ewig warten würde. Als er vor Monaten zufällig mitangehört hatte, wie Willem JB über ihr »wunderbares« Sexleben anlog, hatte er sich geschworen, Willem noch am selben Abend zu sagen, dass er bereit sei. Aber seine Angst war zu groß

gewesen, und er hatte den Moment verstreichen lassen. Etwas über einen Monat darauf, als sie in Südostasien Urlaub machten, hatte er sich abermals geschworen, es zu versuchen, um letztlich wieder nichts zu unternehmen.

Und dann war der Januar gekommen, und Willem war nach Texas aufgebrochen, um *Duette* zu drehen, und er hatte die Zeit damit verbracht, sich

**bereitzumachen, und am
Abend von Willems
Rückkehr - er war noch
immer erstaunt, dass
Willem überhaupt zu ihm
zurückgekehrt war;
erstaunt und verzückt, so
glücklich, dass er den Kopf
aus dem Fenster stecken
und schreien wollte, so
unglaublich erschien ihm
das alles -, hatte er Willem
gesagt, er sei bereit.**

**Willem hatte ihn
angesehen. »Bist du
sicher?«, hatte er ihn**

gefragt.

Natürlich war er sich nicht sicher. Aber er wusste, wenn er mit Willem zusammen sein wollte, würde er es irgendwann tun müssen. »Ja«, sagte er.

»Willst du es auch wirklich?«, fragte Willem daraufhin, den Blick noch immer auf ihn gerichtet.

Was war das, fragte er sich: eine Anfechtung? Oder war es eine ernstgemeinte Frage? Lieber kein Risiko eingehen, dachte er. »Ja«,

sagte er daher, »natürlich will ich es«, und Willems Lächeln zeigte ihm, dass er sich für die richtige Antwort entschieden hatte.

Doch zuerst musste er Willem von seinen Krankheiten erzählen. »Wenn Sie künftig Verkehr haben möchten, sollten Sie das vorher unbedingt thematisieren«, hatte vor Jahren einer der Ärzte in Philadelphia zu ihm gesagt. »Die wollen Sie sicher an niemanden weitergeben.«

Der Arzt hatte deutlich gemacht, dass es ihm damit ernst sei, und er hatte weder die Scham vergessen, die er damals empfunden hatte, noch die Angst davor, seine schmutzigen Krankheiten mit jemandem zu teilen. Also hatte er sich selbst eine Rede geschrieben und sie so lange geübt, bis er sie auswendig konnte, aber es letztlich auszusprechen war viel schwieriger gewesen, als er gedacht hatte, und er

**hatte so leise gesprochen,
dass er alles noch einmal
hatte wiederholen müssen,
was die Sache noch
schlimmer machte. Er hatte
darüber bisher nur ein
einziges Mal gesprochen,
vor Caleb, der schweigend
zugehört hatte, um
anschließend mit seiner
tiefen Stimme zu sagen:
»Jude St. Francis. Doch eine
kleine Schlampe«, und er
hatte sich gezwungen,
lächelnd zuzustimmen.
»College«, hatte er**

herausgebracht, und Caleb hatte ein wenig gelächelt.

Auch Willem hatte ihn nur angesehen und geschwiegen, und schließlich hatte er gesagt: »Wann hast du dir die denn eingefangen, Jude?«, und dann: »Das tut mir so leid für dich.«

Sie hatten nebeneinandergelegen, Willem auf der Seite, er auf dem Rücken. »In Washington hatte ich ein ziemlich krasses Jahr«,

sagte er schließlich, obwohl das natürlich nicht stimmte. Doch hätte er die Wahrheit gesagt, wäre ein längeres Gespräch gefolgt, und für dieses Gespräch war er noch nicht bereit.

»Jude, das tut mir wirklich leid«, hatte Willem gesagt und die Arme nach ihm ausgestreckt. »Willst du darüber sprechen?«

»Nein«, sagte er stur. »Ich finde, wir sollten es tun. Sofort.« Er war jetzt endlich bereit. Einen weiteren Tag

**zu warten hätte nichts
geändert; er hätte bloß die
Nerven verloren.**

**Also hatten sie es getan.
Ein großer Teil von ihm
hatte gehofft, ja sogar
erwartet, dass es mit Willem
anders sein würde, dass er
an dem ganzen Vorgang
endlich Spaß finden würde.
Doch als es losging, hatte er
die alten schlechten
Empfindungen. Er
versuchte sich darauf zu
konzentrieren, dass es
diesmal eindeutig besser**

war: dass Willem sanfter war als Caleb, dass er nicht ungeduldig wurde, dass es sich schließlich um Willem handelte, jemanden, den er liebte. Doch als es vorbei war, blieb dieselbe Scham zurück, dieselbe Übelkeit, derselbe Drang, sich selbst zu verletzen, die eigenen Eingeweide herauszukratzen und sie mit einem blutigen Klatschen an die Wand zu werfen.

»War es in Ordnung?«,

fragte Willem leise, und er drehte sich auf die Seite und sah in Willems Gesicht, das er so liebte.

»Ja«, sagte er. Vielleicht, dachte er, würde es beim nächsten Mal besser sein. Und als es beim nächsten Mal genauso war, dachte er, es würde beim darauffolgenden Mal besser werden. Jedes Mal hoffte er, dass sich etwas ändern würde. Jedes Mal sagte er sich, dass es das täte. Die Traurigkeit, die ihn befiel,

als ihm klar wurde, dass nicht einmal Willem ihn retten konnte, dass er hoffnungslos verloren war, dass dieses Erlebnis für ihn auf alle Zeit ruiniert war, war eine der tiefsten seines Lebens.

Schließlich gab er sich selbst einige Regeln vor. Erstens würde er Willem nie zurückweisen, niemals. Wenn Willem das wollte, dann konnte er es haben, und er würde es ihm nie versagen. Willem hatte so

viele Opfer gebracht, um mit ihm zusammen zu sein, und hatte ihm solchen Frieden beschert, dass er fest entschlossen war, es ihm zu danken, so gut er konnte. Zweitens würde er - wie Bruder Luke ihn einmal gebeten hatte - versuchen, sich etwas mehr Mühe zu geben, ein wenig Leben, ein wenig Enthusiasmus an den Tag zu legen. Gegen Ende seiner Zeit mit Caleb war er zu dem übergegangen, was er sein Leben lang getan

hatte: Caleb hatte ihn umgedreht und ihm die Hose heruntergezogen, und er hatte dagelegen und abgewartet. Jetzt, bei Willem, versuchte er sich an Bruder Lukes Befehle zu erinnern, die er stets befolgt hatte - *Roll dich auf den Bauch; jetzt stöhn ein bisschen; jetzt sag mir, dass es dir gefällt -*, und sie umzusetzen, so gut er konnte, um beteiligt zu wirken. Er hoffte, seine Fähigkeiten würden seinen

Mangel an Begeisterung irgendwie kaschieren, und während Willem schlief, rief er sich die Dinge ins Gedächtnis, die Bruder Luke ihn gelehrt hatte, Dinge, die er seit Jahren zu vergessen versuchte. Er wusste, dass seine Geschicklichkeit Willem überraschte: Er, der stets geschwiegen hatte, wenn die anderen damit prahlten, was sie alles im Bett angestellt hatten oder noch anzustellen hofften; er, der

es immer geduldet hatte, wenn seine Freunde sich über das Thema unterhielten, ohne sich jedoch auch nur ein einziges Mal selbst daran zu beteiligen.

Die dritte Regel war, dass er jedes vierte Mal selbst den ersten Schritt machen musste, damit es ausgeglichener wirkte. Und viertens würde er tun, was immer Willem verlangte. *Es ist schließlich Willem*, rief er sich wieder und wieder ins

Gedächtnis. *Jemand, der dir nie absichtlich wehtun würde. Er verlangt nichts Unmögliches von dir.*

Doch dann sah er Bruder Lukes Gesicht vor sich. *Ihm hast du auch vertraut, keifte die Stimme.* *Von ihm hast du auch geglaubt, dass er dich beschützt.*

Was fällt dir ein, entgegnete er. *Was fällt dir ein, Willem mit Bruder Luke zu vergleichen.*

Wo ist denn der Unterschied?, fuhr ihn die Stimme an. *Sie wollen beide*

dasselbe von dir. Letzten Endes bist du für sie dasselbe.

Seine Angst vor dem Akt ließ allmählich nach, doch ihm graute noch immer davor. Er hatte immer gewusst, dass Willem Spaß an Sex hatte, aber er war überrascht und erschrocken gewesen, dass es ihm mit ihm so viel Spaß machte. Er wusste, dass es unfair war, aber er respektierte Willem dadurch etwas weniger und hasste sich zugleich für seine Gefühle.

Er versuchte sich auf das zu konzentrieren, was sich seit Caleb verbessert hatte. Obwohl es noch immer schmerzhaft war, tat es weniger weh als bei irgendjemand anderem zuvor, und das war ein klarer Vorteil. Es war ihm noch immer unangenehm, aber auch das weniger als zuvor. Und er fand es noch immer beschämend, auch wenn er sich bei Willem mit dem Wissen trösten konnte, dass er dem Menschen, der

ihm am meisten bedeutete, wenigstens etwas Vergnügen bereiten konnte, und dieses Wissen gab ihm jedes Mal Kraft.

Er sagte Willem, aufgrund seiner Verletzung könne er keine Erektionen mehr bekommen, doch das stimmte nicht. Wie Andy ihm gesagt hatte (das lag Jahre zurück), gab es keine körperliche Ursache dafür, dass er keine bekam. Aber er hatte jedenfalls seit vielen Jahren keine gehabt,

**nicht seit er auf dem
College gewesen war, und
selbst zu jener Zeit waren
sie selten und
unkontrollierbar gewesen.
Willem erkundigte sich, ob
er nicht irgendetwas
dagegen unternehmen
könne - ob es eine Spritze
gebe, eine Pille -, aber er
sagte ihm, er reagiere
allergisch auf einen der
Wirkstoffe in diesen
Spritzen und Pillen, und es
mache ihm auch nichts aus.
Caleb hatte sich nicht**

sonderlich an diesem Unvermögen gestört, aber Willem tat es. »Können wir denn wirklich *gar nichts* dagegen machen?«, fragte er immer wieder. »Hast du mal mit Andy darüber gesprochen? Sollen wir irgendwas anderes ausprobieren?«, bis er Willem irgendwann anfuhr, er solle aufhören, ihn danach zu fragen, er komme sich vor wie ein Freak.

»Tut mir leid, Jude; das

wollte ich nicht«, sagte Willem nach einigen Augenblicken des Schweigens. »Ich will doch nur, dass es dir auch Spaß macht.«

»Das tut es«, sagte er. Er hasste es, Willem so oft anlügen zu müssen, aber was war die Alternative? Die Alternative war, ihn zu verlieren und für immer und ewig allein zu sein.

Manchmal, oft verfluchte er sich selbst und die Einschränkungen, denen er

unterworfen war, aber dann war er wieder gnädiger: Ihm war bewusst, wie sehr sein Verstand seinen Körper behütet hatte, dass er seinen Geschlechtstrieb abgeschaltet hatte, um ihn zu schützen, dass er alle Teile von ihm hatte verknöchern lassen, die ihm solche Qualen verursachten. Meistens aber wusste er, dass er sich irrte. Er wusste, dass sein Groll gegen Willem falsch war. Er wusste, dass seine

Ungeduld während des Vorspiels, dem Willem sich so begeistert widmete - diese lange, peinliche Räusperphase, die jeder Interaktion vorausging, die kleinen Intimitätsgesten, mit denen Willem, wie er wusste, seine Erregbarkeit auslotete -, falsch war. Doch er hatte Sex als etwas erfahren, das man so schnell wie möglich hinter sich brachte, mit einer Effizienz und Schroffheit, die an Brutalität grenzte,

und wenn er spürte, dass Willem ihre Begegnungen zu verlängern suchte, begann er mit einer Entschiedenheit die Führung zu übernehmen, die Willem, wie ihm später bewusst wurde, fälschlicherweise für Leidenschaft halten musste. Und dann hörte er in Gedanken Bruder Lukes triumphierende Feststellung - *Ich konnte hören, dass es dir gefällt* - **und erschauerte. Das tut es**

nicht, hatte er immer sagen wollen, und er will es auch jetzt sagen: *Das tut es nicht*. Aber er wagte es nicht. Sie lebten in einer Beziehung. Menschen, die in Beziehungen lebten, hatten miteinander Sex. Wenn er weiterhin mit Willem zusammen sein wollte, musste er seinen Teil der Vereinbarung erfüllen, und seine Abneigung gegen seine Pflichten änderte nichts daran.

Er gab trotzdem nicht auf.

**Er schwor sich, an seiner
Wiederherstellung zu
arbeiten, wenn nicht sich
selbst, dann Willem zuliebe.
Er bestellte sich -
verstohlen, mit brennendem
Gesicht, während er den
Kauf bestätigte - drei
Sexratgeber und las sie, als
Willem auf einer seiner
Werbetouren war, und als
Willem zurückkehrte,
versuchte er das Gelesene
anzuwenden, doch das
Resultat war dasselbe. Er
kaufte Frauenzeitschriften**

mit Artikeln darüber, was Männern im Bett gefiel, und studierte sie sorgfältig. Er besorgte sich sogar ein Buch darüber, wie Opfer sexuellen Missbrauchs - ein Begriff, den er hasste und mit dem er sich selbst nicht in Verbindung brachte - mit Sex umgingen, das er an einem Abend durchblättert, hinter der verschlossenen Tür seines Arbeitszimmers, damit Willem ihn nicht überraschte. Doch nach

etwa einem Jahr beschloss er, seine Ambitionen zu verlagern: Vielleicht würde es *ihm* niemals gelingen, Freude am Sex zu haben, aber das bedeutete nicht, dass er Willem nicht mehr Freude bereiten konnte, sowohl um seine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen als auch, egoistischer gedacht, um ihn an sich zu binden. Also rang er sein Schamgefühl nieder; er konzentrierte sich auf Willem.

Nun da er wieder Sex hatte, wurde ihm bewusst, wie sehr er all die Jahre davon umgeben gewesen war und dass es ihm gelungen war, die Gedanken daran aus seinem Bewusstsein zu verbannen. Jahrzehntelang war er vor Unterhaltungen über Sex zurückgeschreckt, aber jetzt lauschte er ihnen, wo immer sie ihm begegneten: Er belauschte seine Kollegen, Frauen in Restaurants, Männer, die

auf der Straße an ihm vorbeigingen; alle sprachen sie über Sex, darüber, wann sie ihn hatten, darüber, dass sie mehr davon haben wollten (weniger schien niemand zu wollen). Es war, als wäre er wieder auf dem College und seine Altersgenossen wären wieder seine unfreiwilligen Lehrer: Er war ständig auf der Suche nach Informationen, nach Lektionen darüber, wie man zu sein hatte. Er sah sich im

Fernsehen Talkshows an, in denen es häufig darum zu gehen schien, dass Paare irgendwann aufhörten, Sex miteinander zu haben; die Talkgäste waren verheiratete Menschen, die seit Monaten, manchmal seit Jahren keinen Sex mehr gehabt hatten. Er verfolgte diese Sendungen genau, aber keine gab ihm die Information, die er haben wollte: Wie lange musste die Beziehung dauern, bis der Sex aufhörte? Wie lange

würde er darauf warten müssen, bis es auch bei Willem und ihm so weit war? Er sah sich die Paare an: Waren sie glücklich? (Offensichtlich nicht; sie saßen in Talkshows, erzählten Fremden von ihrem Intimleben und suchten Hilfe.) Aber wirkten sie nicht glücklich, zumindest auf eine Art, dieser Mann und diese Frau, die seit drei Jahren keinen Sex gehabt hatten und doch, der Art nach zu

schließen, wie die Hand des Mannes auf dem Arm der Frau ruhte, offensichtlich noch Zuneigung füreinander zu empfinden schienen, die offensichtlich aus Gründen zusammenblieben, die wichtiger waren als Sex? In Flugzeugen sah er sich Liebeskomödien an, alberne Romanzen über verheiratete Paare, die keinen Sex hatten. Die Filme über junge Menschen drehten sich alle darum,

dass sie Sex wollten; die Filme über alte Menschen drehten sich alle darum, dass sie Sex wollten. Er sah sich die Filme an und wurde kleinmütig: Wann durfte man denn *aufhören*, Sex zu wollen? Zuweilen musste er die Ironie dahinter anerkennen: Willem, der in jeder Hinsicht ideale Partner, der noch immer Sex wollte, und er, der in jeder Hinsicht unideale Partner, der es nicht tat. Er, der Krüppel, der es nicht

tat, und Willem, der ihn aus irgendwelchen Gründen trotzdem begehrte. Und dennoch war Willem seine Form des Glücks; er war eine Form des Glücks, die er sich nie zu erhoffen gewagt hatte.

Er sagte Willem, wenn er den Sex mit Frauen vermisse, solle er ruhig welchen haben, es würde ihm nichts ausmachen. Aber Willem sagte: »Tue ich nicht«, und: »Ich will mit dir Sex haben.« Einem

**anderen Menschen hätte es
gutgetan, das zu hören, und
so ging es ihm auch, aber er
war außerdem verzweifelt:
Wann würde das aufhören?
Und dann, unvermeidlich:
Was, wenn es nie aufhörte?
Was, wenn er niemals
würde aufhören dürfen? Er
musste an die Jahre in den
Motelzimmern
zurückdenken, auch wenn
es damals einen Zeitpunkt
gegeben hatte, auf den er
seine Hoffnung hatte
richten können, obgleich**

die Angabe falsch gewesen war: sechzehn. Jetzt war er fünfundvierzig, und es war, als wäre er wieder elf Jahre alt und würde auf den Tag warten, an dem ihm jemand - damals war es Bruder Luke gewesen, heute war es (unfair, unfair) Willem - sagen würde: »Das war's. Du hast deine Pflicht erfüllt. Es ist vorbei.« Er wünschte, jemand hätte ihm sagen können, dass er seinen Gefühlen zum Trotz ein

**normales menschliches
Wesen, dass mit ihm alles in
Ordnung war. Es gab doch
sicherlich jemanden,
irgendjemanden auf der Welt,
dem es so ging wie ihm?
Sein Abscheu vor dem Akt
war doch sicherlich kein
Defizit, das korrigiert
werden musste, sondern
schlicht eine Frage der
Präferenz?**

**Eines Abends hatten
Willem und er im Bett
gelegen - jeder erschöpft
von seinem Tag -, und**

Willem hatte unvermittelt von einer alten Freundin zu erzählen begonnen, mit der er essen gewesen war. Sie hieß Molly, er hatte sie im Laufe der Jahre ein oder zwei Mal getroffen, und Willem sagte, sie mache eine schwere Zeit durch: Nach Jahrzehnten habe sie gerade ihrer Mutter erzählt, dass ihr Vater, der im vergangenen Jahr gestorben war, sie sexuell missbraucht hatte.

»Wie schrecklich«, sagte

Jude reflexhaft. »Die Arme.«

»Ja«, sagte Willem, und sie schwiegen. »Ich habe ihr einfach nur gesagt, dass sie sich für nichts zu schämen braucht, dass sie nichts falsch gemacht hat.«

Er spürte, wie ihm heiß wurde. »So ist es«, sagte er schließlich und gähnte ausgiebig. »Gute Nacht, Willem.«

Sie schwiegen wieder eine oder zwei Minuten lang.

»Jude«, sagte Willem sanft. »Wirst du mir je davon

erzählen?«

Was konnte er sagen, dachte er, während er reglos dalag. Warum fragte Willem gerade jetzt danach? Er hatte geglaubt, es sei ihm geglückt, Normalität zu simulieren - aber vielleicht hatte er sich darin getäuscht. Er würde sich mehr anstrengen müssen. Er hatte Willem nie erzählt, was zwischen Bruder Luke und ihm passiert war, aber es war nicht nur so, dass es ihm schwerfiel, darüber zu

sprechen; er wusste auch, dass er gar nicht darüber sprechen musste: In den vergangenen zwei Jahren hatte Willem sich dem Thema von verschiedenen Seiten zu nähern versucht - durch Geschichten über Freunde und Bekannte, von denen er manche mit Namen genannt hatte und manche nicht (er musste davon ausgehen, dass nicht alle von ihnen real waren, denn ein einzelner Mensch konnte wohl kaum über

eine solche Masse sexuell missbrauchter Freunde verfügen), Artikel über Pädophilie, die er in Zeitschriften gelesen hatte, verschiedentliche Diskurse über das Wesen der Scham, die man oft grundlos empfand. Nach diesen Ansprachen wartete Willem jedes Mal stumm ab, so als böte er ihm im Geiste seine Hand dar, um ihn zum Tanz aufzufordern. Doch er ergriff sie nie. Er schwieg, wechselte das Thema oder

tat einfach so, als hätte Willem gar nichts gesagt. Er wusste nicht, wie Willem das über ihn herausgefunden hatte, und er wollte es auch nicht wissen. Der Mensch, den er darzustellen glaubte, war offenbar nicht der Mensch, den Willem - oder Harold - sah.

»Warum fragst du mich das?«, fragte er.

Willem veränderte seine Position im Bett. »Weil ...«, sagte er und verstummte.

»Weil«, fuhr er fort, »ich schon vor langer Zeit darauf hätte bestehen sollen, dass du es mir erzählst.« Er unterbrach sich wieder. »Spätestens bevor wir zum ersten Mal miteinander geschlafen haben.«

Er schloss die Augen. »Bin ich nicht gut genug im Bett?«, fragte er leise und bereute die Frage, sobald er sie ausgesprochen hatte: Das war etwas, das er Bruder Luke gefragt hätte,

**und Willem war nicht
Bruder Luke.**

**Willems Schweigen
signalisierte ihm, dass auch
er über die Frage bestürzt
war. »Nein«, sagte er. »Ich
meine, doch. Aber Jude ...
Ich weiß, dass dir etwas
passiert ist. Ich wünschte,
du würdest mit mir darüber
reden. Ich wünschte, du
würdest zulassen, dass ich
dir helfe.«**

**Er schwieg. »Es ist vorbei,
Willem«, sagte er
schließlich. »Das war vor**

langer Zeit. Ich brauche keine Hilfe.«

Wieder breitete sich Stille aus. »War es Bruder Luke, der dir wehgetan hat?«, fragte Willem, und dann, als er weiterhin schwieg, während die Sekunden geradezu hörbar verstrichen: »Hast du gern Sex, Jude?«

Hätte er zu sprechen versucht, hätte er weinen müssen, also blieb er stumm. Das Wort *Nein*, so kurz, so leicht

auszusprechen, ein Ton wie von einem Kleinkind, mehr Geräusch als Wort, ein scharfes Ausatmen: Alles, was er tun musste, war, die Lippen zu öffnen, und das Wort würde hervorkommen, und - und was? Willem würde gehen und alles mit sich nehmen. Ich kann das durchstehen, dachte er, wenn sie Sex hatten, ich kann das durchstehen. Er konnte es durchstehen, und jeder Morgen, an dem er neben Willem aufwachte,

**jedes bisschen Zuneigung,
das Willem ihm
entgegenbrachte, der Trost,
den seine Anwesenheit ihm
spendete, würde es ihm
vergelten. Wenn Willem im
Wohnzimmer fernsah und
er an ihm vorüberging,
streckte Willem seine Hand
aus, und er nahm sie, und
so verharrten sie, Willem im
Sitzen, die Augen auf den
Bildschirm gerichtet, er im
Stehen, ihre Hände
ineinandergelegt, bis er
irgendwann losließ und**

seinen Weg fortsetzte. Er brauchte Willem; seit er zu ihm gezogen war, verspürte er jeden Tag dieselbe Ruhe und Gelassenheit wie damals, als er vor den Dreharbeiten zu *Der Zimtprinz* bei ihm gewohnt hatte. Willem erdete ihn, und er klammerte sich an ihm fest, obwohl ihm ständig bewusst war, wie egoistisch er sich verhielt. Hätte er Willem wahrhaft geliebt, das wusste er, dann hätte er ihn verlassen. Er

hätte Willem erlaubt - hätte ihn zur Not gezwungen -, jemand Besseren zu finden, den er lieben konnte, jemanden, der gern Sex mit ihm hatte, jemanden mit weniger Problemen, jemand Reizvolleren. Willem war gut für ihn, aber er war schlecht für Willem.

»Hast *du* denn gern Sex mit mir?«, fragte er, als er endlich wieder sprechen konnte.

»Ja«, sagte Willem augenblicklich. »Es ist

wunderschön. Aber magst du es?«

Er schluckte, zählte bis drei. »Ja«, sagte er leise, wütend auf sich selbst und zugleich erleichtert. Seine Antwort hatte ihm mehr gemeinsame Zeit mit Willem eingebracht, aber auch mehr Sex. Was, fragt er sich, wenn er Nein gesagt hätte?

Und so geht alles weiter seinen Gang. Doch als Ausgleich für den Sex hat er noch das Schneiden, und

**er hat es öfter und öfter
getan: um die Scham
abzumildern und um sich
selbst für seinen Groll auf
Willem zu bestrafen. Er ist
so lange diszipliniert
gewesen: einmal in der
Woche, immer nur zwei
Schnitte, nicht mehr. Doch
in den vergangenen sechs
Monaten hat er seine
eigenen Regeln wieder und
wieder gebrochen, und jetzt
schneidet er sich so viel wie
zu der Zeit, als er mit Caleb
zusammen gewesen ist, so**

viel wie in den Wochen vor der Adoption.

Dass er sich so viel häufiger schneidet, war auch Gegenstand des ersten wirklich heftigen Streits, den sie gehabt haben, nicht nur seit sie ein Paar sind, sondern während ihrer gesamten neunundzwanzigjährigen Freundschaft. Manchmal nimmt das Schneiden in ihrer Beziehung keinerlei Raum ein. Dann wieder *ist* es die Beziehung, ist es

Inhalt jeder einzelnen Unterhaltung, die eine und einzige Sache, die sie selbst dann diskutieren, wenn sie schweigen. Wenn er im langärmligen T-Shirt ins Bett kommt, weiß er nie im Voraus, wann Willem nichts sagen und wann er ihn einem Verhör unterziehen wird. Er hat Willem schon so oft erklärt, dass er es braucht, dass es ihm hilft, dass er nicht aufhören kann, aber Willem begreift nicht oder will nicht

begreifen.

»Verstehst du denn nicht, warum mich das so aufregt?«, fragt Willem ihn.

**»Nein, Willem«, sagt er.
»Ich weiß, was ich tue. Du musst mir vertrauen.«**

**»Natürlich vertraue ich dir, Jude«, sagt Willem.
»Aber es geht hier nicht um Vertrauen. Es geht darum, dass du dich selbst verletzt.« Und damit ist das Gespräch in eine Sackgasse manövriert.**

Dann gibt es noch die

**Variante, die dazu führt,
dass Willem sagt: »Jude, wie
würde es dir gehen, wenn
ich mir das antun würde?«,
worauf er sagt: »Das ist
nicht dasselbe, Willem«,
und Willem sagt: »Wieso
nicht?«, und er sagt: »Weil
du *du* bist, Willem. Du hast
das nicht verdient«, und
Willem sagt: »Und du
schon?«, und er kann nichts
antworten oder weiß
zumindest keine Antwort
darauf, die Willem
angemessen finden würde.**

Etwa einen Monat vor dem Streit hatten sie eine andere Auseinandersetzung gehabt. Willem war natürlich aufgefallen, dass er sich häufiger schnitt, aber er hatte nicht gewusst, warum, nur dass er es tat, und eines Nachts, als er sich sicher gewesen war, dass Willem schlief, und sich gerade ins Badezimmer hatte schleichen wollen, hatte Willem ihn am Handgelenk gepackt, und er hatte vor Schreck

**aufgeschrien. »Gott,
Willem«, hatte er gesagt.
»Hast du mich erschreckt.«
»Wo willst du hin, Jude?«,
hatte Willem mit gepresster
Stimme gefragt.**

**Er hatte versucht, seinen
Arm freizubekommen, aber
Willems Griff war zu stark.
»Ich muss zur Toilette«,
sagte er. »Lass mich los,
Willem, ich meine es ernst.«
Sie hatten einander in der
Dunkelheit angestarrt, bis
Willem ihn endlich
losgelassen hatte und dann**

**selbst aus dem Bett
gestiegen war.**

**»Na los, gehen wir«, hatte
er gesagt. »Ich schaue es
mir an.«**

**Dann hatten sie
gestritten, hatten sich
gegenseitig angezischt,
waren beide wütend auf den
anderen gewesen, hatten
sich beide hintergangen
gefühlt; er hatte Willem
vorgeworfen, ihn wie ein
Kind zu behandeln, Willem
hatte ihn der
Heimlichtuerei beschuldigt,**

und beide waren sie so kurz davor gewesen, einfach loszubrüllen, wie nie zuvor. Es hatte damit geendet, dass er sich Willems Griff entwand und in sein Arbeitszimmer zu rennen versuchte, um sich dort einzuschließen und sich mit einer Schere zu schneiden, doch in seiner Kopflosigkeit war er gestolpert und gestürzt und hatte sich die Lippe aufgeschlagen, und Willem war mit einem Eisbeutel herbeigeeilt, und

sie hatten im Wohnzimmer auf dem Boden gesessen, auf halbem Weg zwischen Schlafzimmer und Arbeitszimmer, hatten die Arme umeinandergeschlungen und sich gegenseitig um Verzeihung gebeten.

»Ich kann nicht zulassen, dass du dir das antust«, hatte Willem am nächsten Tag gesagt.

»Ich kann es nicht *nicht* tun«, sagte er nach langem Schweigen. *Du willst mich*

nicht sehen, wenn ich es lasse,
hätte er am liebsten gesagt,
und: *Ich weiß nicht, wie ich*
mein Leben sonst bewältigen
sollte. Aber er tat es nicht.
Er konnte Willem die
Bedeutung, die das
Schneiden für ihn hatte, nie
so erklären, dass er es
verstanden hätte: dass es
eine Form der Bestrafung
und zugleich der Reinigung
war, dass er dadurch alles
Giftige und Verdorbene aus
sich herausspülen konnte,
dass es ihn davon abhielt,

grundlos wütend auf andere Menschen, auf alle anderen Menschen zu werden, zu schreien, gewalttätig zu werden, dass es ihm das Gefühl gab, sein Körper, sein Leben gehöre tatsächlich ihm und nur ihm. Manchmal fragte er sich: Hätte Bruder Luke es ihm nicht als Lösung angeboten, was wäre dann aus ihm geworden? Jemand, der anderen Menschen wehtat, dachte er; jemand, der wollte, dass es allen

anderen so schlecht ging wie ihm; jemand noch Schlimmeres, als er es ohnehin war.

Willem schwieg noch länger. »Versuch es«, sagte er dann. »Mir zuliebe, Judy. Versuch es.«

Und das tat er. Wenn er in den Wochen darauf nachts erwachte oder wenn sie Sex gehabt hatten und er darauf wartete, dass Willem einschlief, damit er ins Bad gehen konnte, zwang er sich stattdessen, still zu

liegen, und zählte seine Atemzüge; die Hände hatte er zu Fäusten geballt, sein Mund war trocken, während er im Nacken schwitzte. Er stellte sich das Treppenhaus eines der Motels vor und wie er sich gegen die Wand warf, das dumpfe Geräusch des Aufpralls, die befriedigende Erschöpfung danach, die Schmerzen. Er wünschte einerseits, Willem hätte gewusst, was er ihm abverlangte, und war

andererseits froh, dass er es nicht tat.

Doch manchmal genügte das nicht, und in solchen Nächten schlich er sich ins Erdgeschoss hinunter, um zu schwimmen, bis er ausgelaugt war. Morgens verlangte Willem, seine Arme zu sehen, und auch darüber hatte es Streit gegeben, doch letztlich war es einfacher gewesen, sie Willem zu zeigen.

»Zufrieden?«, blaffte er ihn an, riss ihm seine Arme aus

den Händen, rollte die Ärmel wieder hinunter und schloss die Manschetten, ohne ihn dabei ansehen zu können.

»Jude«, sagte Willem nach einem Moment des Schweigens, »komm und leg dich neben mich, bevor du gehst«, aber er schüttelte den Kopf und verließ die Wohnung, und den ganzen Tag über bereute er es, und mit jedem Tag, der verging, ohne dass Willem ihn wieder darum bat, hasste er

sich mehr. Ihr neues Morgenritual bestand darin, dass Willem seine Arme inspizierte, und jedes Mal wenn er neben Willem auf dem Bett saß, während Willem nach Schnittspuren suchte, wuchsen seine Frustration und seine Beschämung.

Eines Nachts, einen Monat nachdem er Willem versprochen hatte, sich mehr anzustrengen, hatte er gewusst, dass er in Schwierigkeiten war, dass

**es nichts gab, was sein
Verlangen hätte stillen
können. Der Tag war auf
unerwartete, merkwürdige
Weise reich an
Erinnerungen gewesen,
einer der Tage, an denen
der Vorhang, der seine
Vergangenheit von seiner
Gegenwart trennte, seltsam
durchscheinend gewesen
war. Den ganzen Abend
über hatte er wie aus dem
Augenwinkel
unterschiedliche Szenen
bruchstückhaft an sich**

vorbeiziehen sehen, und während des Essens hatte er darum gekämpft, verankert zu bleiben, nicht in diese beängstigende, vertraute Schattenwelt der Erinnerungen davonzutreiben. In dieser Nacht hätte er Willem beinahe zum ersten Mal gesagt, dass er keinen Sex wolle, aber letztlich hatte er es geschafft, es nicht zu tun, und sie hatten es getan.

Danach war er erschöpft.

**Er mühte sich immer,
anwesend zu sein, wenn sie
Sex hatten, nicht
zuzulassen, dass er
davonglitt. Als er sich als
Kind beigebracht hatte,
seinen Körper zu verlassen,
hatten sich die Kunden bei
Bruder Luke beschwert. »Er
hat so tote Augen«, hatten
sie gesagt; es hatte ihnen
nicht gefallen. Caleb hatte
dasselbe zu ihm gesagt.
»Wach auf«, hatte er einmal
gebrüllt und ihm mehrmals
mit der Hand ins Gesicht**

geklatscht. »Wo bist du?« Also strengte er sich an, bei der Sache zu bleiben, auch wenn es die Eindrücke lebendiger machte. In dieser Nacht lag er da, betrachtete Willem, der auf dem Bauch schlief, die Arme unter das Kissen geschoben, der Ausdruck auf seinem Gesicht im Schlaf ernster als im Wachzustand. Er wartete, zählte bis dreihundert und dann noch einmal und noch einmal, bis eine Stunde

vergangen war. Er knipste das Licht auf seiner Seite des Bettes an und versuchte zu lesen, aber alles, was er sah, war die Rasierklinge, und alles, was er fühlte, waren seine Arme, die vor Verlangen kribbelten, als hätte er anstelle von Adern Stromkreise, in denen Elektrizität zischte und flirrte.

»Willem«, flüsterte er, und als Willem nicht antwortete, legte er ihm die Hand in den Nacken, und

als Willem sich nicht bewegte, stieg er endlich aus dem Bett und ging, so leise er konnte, ins Ankleidezimmer, um seinen Beutel zu holen, den er in letzter Zeit in einer Tasche eines seiner Wintermäntel aufbewahrte, und dann zum Badezimmer auf der anderen Seite der Wohnung zu gehen und die Tür hinter sich zu schließen. Auch hier gab es eine geräumige Dusche, und er setzte sich in die Wanne, zog sein T-

Shirt aus und lehnte sich an die kühle Wand. Das Narbengewebe überzog seine Unterarme mittlerweile in einer so dicken Schicht, dass sie von Weitem aussahen wie in Gips getaucht, und es ließ sich kaum noch erkennen, wo er bei seinem Suizidversuch die Schnitte gesetzt hatte: Er hatte zwischen den Streifen und um sie herum geritzt, die Schnitte in mehreren Lagen übereinandergehäuft, die

Narben überdeckt. In letzter Zeit konzentrierte er sich mehr auf seine Oberarme (nicht die Bizepse, die ebenfalls vernarbt waren, sondern die Trizepse, die irgendwie weniger befriedigend waren; er sah gern, wie er die Schnitte setzte, ohne dabei den Kopf drehen zu müssen), und jetzt machte er lange, sorgfältige Schnitte am linken Trizeps entlang und zählte dabei die Sekunden, die er für

**jeden einzelnen benötigte -
eins, zwei, drei -, gegen den
Rhythmus seiner Atemzüge.**

**Er schnitt von oben nach
unten, vier Mal links und
drei Mal rechts, und die
köstliche Schwachheit ließ
seine Hände flattern, als er
den vierten Schnitt setzte,
und in diesem Moment
blickte er auf und sah
Willem, der in der Tür
stand und ihn ansah. In den
Jahrzehnten, die er sich
schon ritzte, hatte ihm noch
nie jemand dabei**

zugesehen, und er hörte abrupt auf, schockiert über die Übertretung, die ihn wie ein Schlag ins Gesicht getroffen hatte.

Willem sagte nichts, doch als er auf ihn zuing, kauerte er sich zusammen, presste sich gedemütigt und angsterfüllt an die Wand der Dusche und wartete, was passieren würde. Er sah zu, wie Willem sich hinkniete und ihm sanft die Rasierklinge aus der Hand nahm, und einen

Augenblick lang verharrten sie in dieser Position und starrten beide die Klinge an. Und dann stand Willem auf und zog sie ohne Vorwarnung quer über seine eigene Brust.

**Da fuhr Leben in ihn.
»Nein!«, schrie er und versuchte, aufzustehen, aber ihm fehlte die Kraft, und er fiel wieder zurück.
»Nein, Willem!«**

»Scheiße!«, schrie Willem auf. »Scheiße!« Aber er machte dennoch einen

zweiten Schnitt, gleich unter dem ersten.

»Hör auf, Willem!«, schrie er, kurz davor, in Tränen auszubrechen. »Willem, hör auf! Du tust dir doch weh!«

»Ach ja?«, sagte Willem, und seine Augen leuchteten so hell, dass er selbst den Tränen nah sein musste.

»Merkst du jetzt, wie das ist, Jude?« Und er machte einen dritten Schnitt und fluchte wieder.

»Willem«, stöhnte er und wollte sich auf Willems

Beine stürzen, aber er machte einen Schritt zur Seite. »Bitte hör auf. Bitte, Willem.«

Er bettelte und flehte, aber erst nach dem sechsten Schnitt hörte Willem auf und sackte gegen die gegenüberliegende Wand. »Scheiße«, sagte er leise, beugte seinen Oberkörper vor und schlang die Arme um sich. »Scheiße, tut das weh.« Er rutschte mit seinem Beutel zu Willem

hinüber, um seine Wunden zu säubern, aber Willem wich vor ihm zurück. »Lass mich, Jude«, sagte er.

»Aber du musst sie verbinden«, sagte er.

»Verbind deine eigenen verdammten Arme«, sagte Willem, der ihn noch immer nicht ansah. »Das ist nicht irgendein Scheiß-Ritual, das wir miteinander teilen, weißt du: uns gegenseitig die selbst zugefügten Schnittwunden verbinden.«

Er zuckte zurück. »So war

**es auch nicht gemeint«,
entgegnete er, aber Willem
antwortete nicht, und
schließlich begann er seine
eigenen Wunden zu
säubern und schob Willem
dann den Beutel hinüber,
der es ihm endlich gleichtat
und dabei vor Schmerz
zusammenzuckte.**

**Lange, lange saßen sie
schweigend da, Willem noch
immer vorgebeugt, seine
Augen auf Jude gerichtet.
»Es tut mir leid, Willem«,
sagte er.**

»Gott, Jude«, sagte Willem nach einer Weile. »Das tut wirklich weh.« Endlich sah er ihn an. »Wie hältst du das nur aus?«

Er zuckte mit den Schultern. »Man gewöhnt sich daran«, sagte er, und Willem schüttelte den Kopf.

»Oh, Jude«, sagte Willem, und er sah, dass Willem still weinte. »Bist du überhaupt glücklich mit mir?«

Er fühlte etwas in sich zerbrechen und auseinanderfallen.

»Willem«, begann er und setzte dann neu an. »Du hast mich glücklicher gemacht, als ich es jemals war.«

Willem gab ein Geräusch von sich, das, wie ihm später klarwurde, ein Lachen war. »Warum schneidest du dich dann so viel?«, fragte er. »Warum hat es so überhandgenommen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er leise. Er schluckte. »Ich glaube, ich habe Angst, dass

**du mich verlassen
könntest.« Es war nicht die
ganze Wahrheit - die ganze
Wahrheit konnte er nicht
sagen -, aber es war ein Teil
davon.**

**»Warum sollte ich dich
denn verlassen?«, fragte
Willem, und dann, als er
nicht antwortete: »Dann ist
das so eine Art Test? Willst
du sehen, wie weit du es
treiben kannst, ohne dass
ich gehe?« Er blickte auf
und wischte sich über die
Augen. »Ist es so?«**

**Er schüttelte den Kopf.
»Vielleicht«, sagte er in
Richtung des
Marmorbodens. »Ich meine,
nicht bewusst. Aber ... es
kann sein. Ich weiß es
nicht.«**

**Willem seufzte. »Ich weiß
nicht, was ich tun kann, um
dich davon zu überzeugen,
dass ich dich nicht
verlassen werde, dass du
mich nicht zu prüfen
brauchst«, sagte er. Sie
verstummten wieder, und
dann holte Willem tief Luft.**

»Jude«, sagte er, »meinst du nicht, du solltest vielleicht wieder eine Zeit lang ins Krankenhaus? Nur damit, ich weiß auch nicht, alles wieder ins Lot kommt?«

»Nein«, sagte er und fühlte, wie Panik ihm die Kehle zuschnürte. »Willem, nein - du wirst mich doch nicht dazu zwingen, oder?«

Willem sah ihn an.

»Nein«, sagte er. »Nein, ich werde dich nicht zwingen.« Er schwieg kurz. »Aber ich wünschte, ich könnte es.«

Irgendwie ging die Nacht vorbei, und irgendwie begann der nächste Tag. Er war schlaftrunken, ging aber zur Arbeit. Ihr Streit hatte zu keinem schlüssigen Ende gefunden - es waren keine Versprechungen gemacht, es war kein Ultimatum gestellt worden -, aber in den nächsten Tagen sprach Willem nicht mit ihm. Oder besser gesagt: Willem sprach, aber er sprach über nichts. »Ich wünsche dir

einen schönen Tag«, sagte er, wenn er morgens aus dem Haus ging, und: »Wie war dein Tag?«, wenn er abends nach Hause kam.

»Gut«, sagte er dann. Er wusste, dass Willem überlegte, was zu tun war und wie er zu der Sache stand, und in der Zwischenzeit versuchte er sich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Wenn sie abends im Bett lagen, schwiegen sie jetzt, statt sich wie sonst zu

unterhalten, und ihr Schweigen lag wie eine dritte Kreatur zwischen ihnen, riesengroß und pelzig und böseartig, wenn man sie aufstörte.

Am vierten Abend konnte er es nicht länger ertragen, und nachdem sie etwa eine Stunde lang stumm nebeneinandergelegen hatten, rollte er sich über die Kreatur hinweg und schlang die Arme um Willem. »Willem«, flüsterte er, »ich liebe dich. Vergib

mir.« Willem antwortete nicht, aber er ließ nicht locker. »Ich versuche es«, sagte er zu ihm, »ich versuche es wirklich. Es war ein Ausrutscher; ich werde mir jetzt noch mehr Mühe geben.« Willem sagte noch immer nichts, und er umklammerte ihn fester. »Bitte, Willem«, sagte er. »Ich weiß, dass es dich stört. Bitte gib mir noch eine Chance. Bitte sei nicht mehr wütend auf mich.«

Er spürte, wie Willem

**seufzte. »Ich bin nicht
wütend auf dich, Jude«,
sagte er. »Und ich weiß,
dass du dir Mühe gibst. Ich
wünschte nur, du müsstest
dich gar nicht so furchtbar
anstrengen; ich wünschte
einfach, es würde dich nicht
so viel Kraft kosten,
dagegen anzukämpfen.«**

**Nun war es an ihm zu
schweigen. »Ich auch«,
sagte er schließlich.**

**Seit diesem Abend hat er
unterschiedliche Methoden
ausprobiert: natürlich das**

**Schwimmen, aber auch
nächtliches Backen. Er
achtet darauf, dass in der
Küche immer genügend
Mehl, Zucker, Eier und
Hefe vorhanden sind, und
solange sich etwas im Ofen
befindet, sitzt er am
Küchentisch und arbeitet,
und wenn das Brot, der
Kuchen oder die Cookies
(die er von Willems
Assistenten an Harold und
Julia schicken lässt) fertig
sind, ist es beinahe hell,
und er schlüpft wieder ins**

Bett, um noch eine oder zwei Stunden zu schlafen, bevor ihn der Wecker aus dem Schlaf reißt. Den restlichen Tag über brennen seine Augen vor Müdigkeit. Er weiß, dass Willem dieses Backen mitten in der Nacht nicht mag, aber er weiß auch, dass er es der Alternative vorzieht, weshalb er dazu schweigt. Putzen ist keine Option mehr: Seit er in der Greene Street wohnt, hat er eine Haushälterin, eine

Mrs Zhou, die viermal in der Woche kommt und frustrierend gründlich ist, so gründlich, dass er manchmal versucht ist, irgendetwas absichtlich zu verschmutzen, nur um etwas zum Saubermachen zu haben. Aber er weiß, dass das albern wäre, also lässt er es bleiben.

»Lass uns was ausprobieren«, sagt Willem eines Abends. »Wenn du aufwachst und dich schneiden willst, weckst du

mich auch, okay? Egal um welche Uhrzeit.« Er sieht ihn an. »Versuchen wir's, okay? Tu mir den Gefallen.«

Also tut er es, in erster Linie, um zu sehen, was Willem tun wird. Irgendwann rüttelt er mitten in der Nacht sanft an Willems Schulter, und als Willem die Augen aufschlägt, bittet er ihn um Verzeihung. Aber Willem schüttelt den Kopf, und dann legt er sich auf ihn und hält ihn so fest, dass

**ihm das Atmen schwerfällt.
»Halt mich auch fest«, sagt
Willem zu ihm. »Stell dir
vor, wir stürzen und
klammern uns vor Angst
aneinander fest.«**

**Er drückt Willem so fest
an sich, dass er spürt, wie
die Muskeln von seinem
Rücken bis zu den
Fingerspitzen zum Leben
erwachen, so fest, dass er
Willems Herzschlag an
seinem eigenen Herzen
fühlt, seinen Brustkorb an
seinem eigenen und seine**

Bauchdecke, die sich hebt und senkt. »Fester«, sagt Willem, und er tut es, bis seine Arme zuerst schwer und dann taub werden, bis sein ganzer Körper vor Müdigkeit erschlafft, bis er das Gefühl hat, tatsächlich zu fallen: zuerst durch die Matratze hindurch, dann durch das Bettgestell und dann durch den Fußboden, bis er in Zeitlupe durch alle Stockwerke des Gebäudes sinkt, die nachgeben und ihn verschlucken wie

Götterspeise. So geht es durch die vierte Etage, wo Richards Familie jetzt Stapel marokkanischer Fliesen einlagert, hinunter in die dritte, die leersteht, weiter in Richards und Indias Wohnung, in Richards Atelier und dann ins Erdgeschoss und das Schwimmbecken, und dann weiter und weiter, tiefer und tiefer, vorbei an den U-Bahn-Tunneln, an Fundamenten und Lehm, durch unterirdische Seen

und Ozeane voller Öl, durch Schichten von Fossilien und Schiefer, bis er in das Feuer im Erdkern treibt. Und die ganze Zeit über hält Willem ihn umschlungen, und als sie in das Feuer eintreten, verbrennen sie nicht, sondern verschmelzen zu einem Wesen, werden ihre Beine und Brustkörbe und Arme und Köpfe zu einem. Als er am nächsten Morgen aufwacht, liegt Willem nicht mehr auf ihm, sondern neben ihm, aber sie sind

**noch immer ineinander
verschlungen, und er fühlt
sich etwas benebelt und
auch erleichtert, denn er
hat sich nicht nur nicht
geschnitten, sondern er hat
auch tief geschlafen, beides
zum ersten Mal seit
Monaten. An diesem
Morgen fühlt er sich frisch
und sauber, so als bekäme
er noch eine weitere
Chance, sein Leben auf die
richtige Weise zu leben.**

**Aber natürlich kann er
Willem nicht jedes Mal**

wecken, wenn er das Gefühl hat, ihn zu brauchen; er beschränkt sich auf einmal in zehn Tagen. Die übrigen sechs oder sieben schlimmen Nächte in diesen zehntägigen Abschnitten steht er allein durch: mit Schwimmen, Backen, Kochen. Er braucht körperliche Betätigung, um das Verlangen auf Abstand zu halten - Richard hat ihm einen Schlüssel zu seiner Wohnung gegeben, und in manchen Nächten geht er

im Pyjama nach unten, wo Richard ihm irgendeine Aufgabe hinterlassen hat, die sowohl auf hilfreiche, stumpfsinnige Weise monoton als auch mysteriös ist: In einer Woche ordnet er die Rückenwirbel von Vögeln der Größe nach, in der nächsten sortiert er einen Stapel glänzender und leicht fettiger Frettchenpelze nach Farben. Diese Aufgaben erinnern ihn daran, wie sie vor all den Jahren zu viert

**ihre Wochenenden damit
verbracht haben, für JB
Haare zu entwirren, und er
wünschte, er könnte Willem
von ihnen erzählen, aber
das kann er natürlich nicht.
Er hat auch Richard
versprochen, Willem nichts
davon zu sagen, aber er
weiß, dass Richard trotzdem
nicht ganz wohl dabei ist -
er hat gemerkt, dass er nie
Aufträge bekommt, die mit
Rasierklingen, Scheren
oder Schälmessern zu tun
haben, was bezeichnend ist**

**in Anbetracht der Tatsache,
dass ein großer Teil von
Richards Arbeit den Einsatz
scharfer Klingen erfordert.**

**Eines Nachts wirft er
einen Blick in eine alte
Kaffeedose, die auf
Richards Schreibtisch
stehen geblieben ist, und
sieht, dass sie voller
Klingen ist: kurzer
gebogener, langer
keilförmiger und einfacher
rechteckiger, wie er sie
bevorzugt. Vorsichtig steckt
er die Hand in die Dose,**

**greift sich eine Handvoll
Klingen und lässt sie auf
den Tisch rasseln. Er nimmt
eine der rechteckigen
Klingen und steckt sie in
die Hosentasche, doch als
er irgendwann fertig ist für
diese Nacht - er ist so
erschöpft, dass sich der
Boden unter ihm neigt -,
legt er sie behutsam in die
Dose zurück. In diesen
Stunden, in denen er wach
ist und durch das Gebäude
streift, kommt er sich
manchmal wie ein Dämon**

vor, der sich als Mensch verkleidet hat, und nur nachts kann er gefahrlos das Kostüm ablegen, das er tagsüber tragen muss, und sein wahres Wesen zeigen.

Und dann ist es Dienstag, ein Tag, der sich nach Sommer anfühlt und Willems letzter in der Stadt. Morgens geht er früh zur Arbeit, aber er kommt mittags nach Hause, um sich verabschieden zu können.

»Ich werde dich

vermissen«, sagt er zu Willem, wie er es immer tut.

»Ich werde dich noch mehr vermissen«, sagt Willem, wie er es immer tut, und dann, auch wie er es immer tut: »Passt du gut auf dich auf?«

»Ja«, sagt er, ohne ihn loszulassen. »Ich verspreche es.« Er spürt, wie Willem seufzt.

»Denk dran, dass du mich jederzeit anrufen kannst, egal wann«, sagt Willem zu ihm, und er nickt.

»Geh«, sagt er. »Ich komme schon zurecht«, und Willem seufzt noch einmal und geht.

Er hasst es, Willem gehen zu lassen, aber er freut sich auch ein wenig: aus egoistischen Motiven und auch weil er erleichtert und froh darüber ist, dass Willem so viel arbeitet. Als sie im Januar aus Vietnam zurückgekehrt waren, kurz bevor er zu den Dreharbeiten zu *Duette* aufbrechen musste, war

**Willem abwechselnd
angespannt und gespielt
zuversichtlich gewesen, und
auch wenn er versuchte,
nicht über seine
Beunruhigung zu sprechen,
wusste er, wie besorgt
Willem war. Er wusste, dass
Willem sich Gedanken
machte, weil sein erster
Film nach dem
Bekanntwerden ihrer
Beziehung, so sehr er es
auch in Abrede stellen
mochte, ein Schwulenfilm
war. Er wusste, dass Willem**

unruhig wurde, wenn der Regisseur eines Science-Fiction-Thrillers, in dem er mitspielen wollte, ihn nicht sofort zurückrief (auch wenn er es letztlich doch getan hatte und alles nach Willems Vorstellungen gelaufen war). Er wusste, dass Willem sich wegen der schier endlosen Flut von Artikeln sorgte, wegen der unausgesetzten Interviewanfragen, der Spekulationen und Fernsehbeiträge, der

Klatschkolumnen und Leitartikel über seine Enthüllung, die sie bei ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten erwartet hatten und auf die sie, wie Kit ihnen erklärte, keinerlei Einfluss hatten: Sie würden abwarten müssen, bis das Thema die Leute zu langweilen begann, was Monate dauern könne. (Willem las für gewöhnlich keine Geschichten über sich selbst, doch jetzt waren es

einfach so viele: Wenn sie den Fernseher einschalteten, wenn sie ins Internet gingen, wenn sie die Zeitung aufschlugen, sahen sie sie - Geschichten über Willem und das, was er jetzt verkörperte.) Wenn sie sich am Telefon unterhielten - Willem in Texas, er in der Greene Street -, merkte er, dass Willem es vermied, darüber zu sprechen, wie nervös er war, und er wusste, dass Willem das tat, damit er

**sich nicht schuldig fühlte.
»Rede mit mir, Willem«,
sagte er schließlich. »Ich
verspreche, dass ich mir
nicht die Schuld gebe. Ich
schwöre es.« Und nachdem
er das eine Woche lang
täglich wiederholt hatte,
sprach Willem endlich offen
mit ihm, und obwohl er sich
doch schuldig fühlte - er
schnitt sich nach jedem
ihrer Gespräche -, suchte er
nicht bei Willem nach Trost,
versuchte nicht dazu
beizutragen, dass er sich**

noch schlechter fühlte; er hörte einfach nur zu und versuchte ihn zu stärken, so gut er konnte. *Gut*, lobte er sich selbst jedes Mal, nachdem sie aufgelegt hatten, jedes Mal, wenn er von seinen eigenen Ängsten geschwiegen hatte. *Gut gemacht*. Später vergrub er die Spitze der Rasierklinge in einer seiner Narben, warf das Gewebe mit der Ecke der Klinge auf, bis er in das darunterliegende weiche Fleisch hineinschneiden

konnte.

Er hält es für ein gutes Zeichen, dass der Film, den Willem gerade in London dreht, ein »Schwulenfilm« ist, wie Kit sagen würde.

»Normalerweise würde ich dir davon abraten«, hatte Kit zu Willem gesagt. »Aber das Drehbuch ist zu gut, um abzusagen.« Der Film trägt den Titel *Der vergiftete Apfel* und handelt von den letzten Lebensjahren Alan Turings nach seiner Verhaftung aufgrund unsittlicher

Handlungen und seiner chemischen Kastration. Jude vergötterte Turing - alle Mathematiker taten das -, und das Drehbuch hatte ihn zu Tränen gerührt. »Du musst das machen, Willem«, hatte er gesagt.

»Ich weiß nicht«, hatte Willem lächelnd erwidert. »Noch ein Schwulenfilm?«

»Duette ist sehr gut gelaufen«, erinnerte er Willem - und es stimmte: besser, als irgendjemand

gedacht hatte -, aber das Ganze war ein Scheingefecht, denn er wusste, dass Willem sich bereits für den Film entschieden hatte, und er war stolz auf ihn und verspürte eine geradezu kindliche Aufregung, so wie bei allen Filmen, in denen Willem mitspielte.

Am Samstag nach Willems Abreise kommt Malcolm zu ihm nach Hause, und sie fahren in seinem Wagen nach Norden, wo sie kurz

hinter Garrison ein Haus bauen. Willem hatte das Land - knapp dreißig Hektar mit einem eigenen See und einem Waldstück - drei Jahre zuvor gekauft, und drei Jahre lang hatte es brachgelegen. Malcolm hatte Pläne entworfen, und Willem hatte sie abgenickt, Malcolm aber nie aufgetragen, tatsächlich mit der Arbeit zu beginnen. Doch vor etwa achtzehn Monaten hatte Willem eines Morgens am Esstisch

**gesessen und sich über
Malcolms Zeichnungen
gebeugt.**

**Als er hereinkam, streckte
Willem die Hand nach ihm
aus, ohne den Blick zu
heben, und er ergriff sie
und ließ sich an Willems
Seite ziehen. »Ich finde, wir
sollten das machen«, sagte
Willem.**

**Also hatten sie sich
wieder mit Malcolm
getroffen, und Malcolm
hatte neue Entwürfe
gezeichnet: Das**

ursprüngliche Haus hatte zwei Stockwerke gehabt, eine modernistische Saltbox, das neue war einstöckig und bestand hauptsächlich aus Glas. Er hatte angeboten, es zu bezahlen, doch Willem hatte abgelehnt. Sie diskutierten hin und her, Willem merkte an, dass er ja nichts zum Unterhalt der Wohnung in der Greene Street beisteuere, und er entgegnete, das spiele keine Rolle. »Jude«, sagte

Willem schließlich, »wir haben uns noch nie über Geld gestritten. Lass uns jetzt nicht damit anfangen.« Und er wusste, dass Willem recht hatte: Ihre Freundschaft hatte sich nie an Geld bemessen. Sie hatten nie über Geld gesprochen, als sie keines gehabt hatten - er hatte sein eigenes Einkommen immer auch als Willems betrachtet -, und nun da sie welches hatten, war seine Einstellung dazu

unverändert.

Acht Monate zuvor, als Malcolm sich an die Arbeit gemacht hatte, waren Willem und er zu dem Grundstück hinausgefahren und darauf umhergegangen. Er hatte sich an diesem Tag außergewöhnlich wohlgefühlt und hatte sogar zugelassen, dass Willem seine Hand hielt, während sie den sanften Hügel hinabstiegen, auf dem das Haus stehen würde, und

dann nach links auf das Waldstück zugehen, das den See umgab. Die Bäume standen dichter, als sie es sich vorgestellt hatten, der Boden war mit einem so dicken Teppich von Kiefernadeln bedeckt, dass sie bei jedem Schritt darin einsanken, als bestünde die Erde unter ihnen aus einem gummiartigen, nachgiebigen Material und sei zur Hälfte mit Luft gefüllt. Es war ein schwieriger Untergrund für

**ihn, und er umklammerte
Willems Hand, doch als
Willem ihn fragte, ob sie
umkehren sollten,
schüttelte er den Kopf. Etwa
zwanzig Minuten später, als
sie den See beinahe zur
Hälfte umrundet hatten,
kamen sie an eine Lichtung,
die aussah wie einem
Märchen entsprungen:
Dunkelgrüne
Tannenspitzen bildeten den
Himmel über ihnen,
derselbe weiche Pelz aus
Baumresten den Boden**

unter ihnen. Dort blieben sie stehen und sahen sich schweigend um, bis Willem sagte: »Wir sollten einfach hier bauen«, und er lächelte, doch etwas zerrte an seinem Inneren, ein Gefühl, als würde sein gesamtes Nervensystem durch den Nabel aus ihm herausgezogen, denn er erinnerte sich an jenen anderen Wald, von dem er einst geglaubt hatte, dass er darin leben werde, und ihm wurde bewusst, dass er es

**nun schließlich doch haben
würde: ein Haus im Wald,
nah am Wasser, und
jemanden, der ihn liebte.
Und dann erschauerte er,
ein Beben, das seinen
ganzen Körper durchlief,
und Willem sah ihn an. »Ist
dir kalt?«, fragte er.
»Nein«, sagte er, »aber lass
uns weiterlaufen«, und das
hatten sie getan.**

**Seitdem hat er die Wälder
gemieden, aber er liebt es,
die Baustelle zu besuchen,
und es macht ihm Spaß,**

**wieder mit Malcolm
zusammenzuarbeiten. Jedes
zweite Wochenende fährt
einer von ihnen hin, aber er
weiß, dass es Malcolm
lieber ist, wenn er kommt,
weil Willem sich kaum für
die baulichen Details
interessiert. Willem
vertraut Malcolm, aber
Malcolm will kein
Vertrauen: Er will
jemanden, dem er den von
silbrigen Streifen
durchzogenen Marmor
zeigen kann, den er in**

**einem kleinen Steinbruch
bei Ismir entdeckt hat, und
mit dem er darüber
diskutieren kann, wie viel
davon zu viel ist; jemanden,
den er an dem
Zypressenholz schnuppern
lassen kann, das er für die
Badewanne aufgetrieben
hat; der die Objekte in
Augenschein nimmt -
Hämmer,
Schraubenschlüssel,
Zangen -, die er wie
Trilobiten in den frisch
gegossenen Zementboden**

eingebettet hat. Neben dem Haus und der Garage wird es noch zwei Schwimmbecken geben, eines im Freien und eines in der Scheune: Das Haus wird in etwas über drei Monaten fertiggestellt sein, der Pool und die Scheune im kommenden Frühjahr.

Jetzt geht er mit Malcolm durch das Haus, lässt die Hände über Oberflächen gleiten, hört zu, wie Malcolm dem Bauleiter seine Beanstandungen

mitteilt. Wie immer findet er es beeindruckend, Malcolm bei der Arbeit zu beobachten: Er wird es nie leid, irgendeinem seiner Freunde dabei zuzuschauen, aber Malcolms Verwandlung mitanzusehen ist am befriedigendsten gewesen, mehr noch als in Willems Fall. In diesen Momenten wird er daran erinnert, mit welcher Sorgfalt und Ernsthaftigkeit Malcolm seine imaginären Häuser

gebaut hat; in ihrem zweiten Studienjahr hatte JB einmal (versehentlich, wie er später behauptete) eines in Brand gesetzt, als er high war, und Malcolm war so zornig und verletzt gewesen, dass er beinahe in Tränen ausgebrochen wäre. Er war Malcolm gefolgt, der aus Hood Hall hinausgerannt war, und hatte sich in der Kälte mit ihm auf die Treppenstufen der Bibliothek gesetzt. »Ich weiß, dass es albern ist«,

hatte Malcolm gesagt, als er sich beruhigt hatte. »Aber sie bedeuten mir etwas.«

»Ich weiß«, hatte er gesagt. Er hatte Malcolms Häuser immer geliebt; er hat noch immer das erste, das Malcolm vor so vielen Jahren zu seinem siebzehnten Geburtstag für ihn gemacht hat. »Es ist überhaupt nicht albern.« Er wusste, was die Häuser für Malcolm bedeuteten: Sie versprachen Kontrolle, sie waren eine Erinnerung

daran, dass es bei allen Unsicherheiten im Leben etwas gab, das er selbst ganz in der Hand hatte, mit dem sich alles ausdrücken ließ, was er nicht in Worte fassen konnte. »Was hat *Malcolm* denn schon für Sorgen?«, fragte JB die anderen, wenn Malcolm sich über irgendetwas Gedanken machte, aber er wusste es: Er hatte Sorgen, weil lebendig zu sein hieß, sich Sorgen zu machen. Das Leben war beängstigend; es

**war voller Ungewissheiten.
Selbst Malcolms Geld
machte ihn nicht völlig
immun dagegen. Das Leben
würde ihm widerfahren,
und er würde versuchen
müssen, darauf zu
reagieren, so wie sie das
alle mussten. Sie alle -
Malcolm mit seinen
Häusern, Willem mit seinen
Freundinnen, JB mit seiner
Malerei, er mit seinen
Rasierklingen - suchten
Trost, suchten nach etwas,
das nur ihnen gehörte,**

etwas, das ihnen half, die furchterregende Größe, die Unmöglichkeit der Welt, die Unerbittlichkeit ihrer Minuten, ihrer Stunden, ihrer Tage auf Abstand zu halten.

Malcolm arbeitet mittlerweile an immer weniger Wohnhäusern, und sie sehen ihn viel seltener als früher. Bellcast hat jetzt Niederlassungen in London und Hongkong, und auch wenn Malcolm sich hauptsächlich um das

**amerikanische Geschäft
kümmert - momentan plant
er einen neuen Flügel für
das Museum ihres alten
Colleges -, bekommen sie
ihn nicht oft zu Gesicht.
Doch die Arbeiten an ihrem
Haus hat er persönlich
überwacht, und er hat nie
einen Termin versäumt
oder verlegt. Als sie das
Grundstück verlassen, legt
er Malcolm die Hand auf
die Schulter. »Mal«, sagt er,
»ich kann dir gar nicht
genug danken«, und**

Malcolm lächelt. »Das ist mein Lieblingsprojekt, Jude«, sagt er. »Für meine liebsten Menschen.«

Als sie wieder in der Stadt sind, setzt er Malcolm in Cobble Hill ab und fährt dann über die Brücke und nach Norden zur Kanzlei. Es ist der einzige Vorteil, den er aus Willems Abwesenheiten zieht: dass er länger, bis tief in die Nacht hinein arbeiten kann. Ohne Lucien macht die Arbeit zugleich mehr und

**weniger Freude - weniger,
weil er (auch wenn er
Lucien noch gelegentlich
trifft, der sich nach
Connecticut zurückgezogen
hat, wo er, wie er sagt, so
tut, als würde er gern Golf
spielen) ihre täglichen
Gespräche vermisst,
Luciens Versuche vermisst,
ihn zu schockieren und zu
provozieren; mehr, weil er
gemerkt hat, dass es ihm
Spaß macht, die Abteilung
zu leiten, dass er gern im
Vergütungssausschuss sitzt**

und mitentscheidet, wie die Unternehmensgewinne Jahr für Jahr aufgeteilt werden sollen. »Wer hätte gedacht, dass du so machthungrig bist, Jude?«, hatte Lucien gesagt, als er ihm das gestand, und er hatte protestiert: Das war es nicht, sagte er zu Lucien; er finde es einfach befriedigend zu sehen, was jedes Geschäftsjahr tatsächlich eingebracht hatte, wie aus seinen Stunden und Tagen im

**Büro - seinen und denen
aller anderen - Zahlen
geworden waren und aus
den Zahlen wiederum Geld
und aus dem Geld wiederum
die Dinge, aus denen das
Leben seiner Kollegen
bestand: ihre Häuser und
Ausbildungsfinanzierungen
und Urlaube und Autos.
(Diesen Teil verschwieg er
Lucien, der ihn zum
Romantiker erklärt und ihm
eine ironisch geschraubte
Standpauke über seine
Neigung zur**

Sentimentalität gehalten hätte.)

Rosen Pritchard war ihm immer wichtig gewesen, doch nach Caleb war die Kanzlei lebenswichtig geworden. Hier wurde er nur nach den Mandanten beurteilt, die er der Kanzlei brachte, nach der Arbeit, die er leistete: Er hatte dort keine Vergangenheit, keine Gebrechen: Sein Leben dort begann mit seinem Jurastudium und endete mit den Erfolgen des jeweiligen

Tages, mit der Gesamtheit der fakturierbaren Arbeitsstunden des jeweiligen Jahres, mit jeder Kundenakquise. Bei Rosen Pritchard gab es keinen Platz für Bruder Luke, für Caleb, für Dr. Traylor, für das Kloster, für das Heim; sie waren bedeutungslos, waren unerhebliche Details, die nichts mit der Person zu tun hatten, als die er sich selbst erschaffen hatte. Er war dort niemand, der im Badezimmer kauerte und

sich ritzte, sondern eine Reihe von Zahlen: eine Zahl, die dafür stand, wie viel Geld er einbrachte, eine weitere für die Arbeitsstunden, die er den Kunden in Rechnung stellte, eine dritte, die bezifferte, wie viele Mitarbeiter er hatte, eine vierte, die festhielt, was er ihnen zahlte. Es war etwas, das er seinen Freunden nie hatte begreiflich machen können, die darüber staunten und ihn dafür

bemitleideten, wie viel er arbeitete; er hatte ihnen nie erklären können, dass er sich in diesem Büro, umgeben von Arbeit, umgeben von Menschen, die sie, wie er wusste, geradezu lähmend langweilig fanden, am menschlichsten fühlte, am würdevollsten und am wenigsten verwundbar.

Im Laufe der Dreharbeiten kommt Willem zweimal für ein langes Wochenende nach

Hause; aber an einem der Wochenenden hat Jude eine Magen-Darm-Grippe, und an dem anderen hat Willem eine Bronchitis. Doch beide Male muss er sich selbst - so wie jedes Mal wenn er Willem die Wohnung betreten und seinen Namen rufen hört - ins Bewusstsein zurückrufen, dass dies sein Leben ist und dass in diesem Leben Willem zu ihm nach Hause kommt. In diesen Momenten erscheint ihm seine Abneigung gegen

**Sex kleinlich, glaubt er,
dass es in Wahrheit
sicherlich nicht so schlimm
ist wie in seiner Erinnerung
und dass er sich, selbst
wenn er sich täuschen
sollte, einfach mehr Mühe
geben muss, sich selbst
nicht so sehr bemitleiden
darf. *Reiß dich zusammen,*
ermahnt er sich, als er
Willem nach einem dieser
Wochenenden zum
Abschied küsst. *Wag es nicht,
das zu versauen. Wag es nicht,
dich über etwas zu***

beschweren, das du nicht einmal verdient hast.

Und dann wacht er eines Nachts, weniger als einen Monat bevor Willem endgültig nach Hause kommen soll, auf und glaubt, dass er sich im Anhänger eines riesigen Sattelschleppers befindet und dass das Bett unter ihm eine schmutzige, in der Mitte gefaltete blaue Decke ist und dass jeder einzelne Knochen in seinem Körper durchgeschüttelt wird,

während der Lastwagen den Highway entlangrollt. O nein, denkt er, o nein, und er steht auf und setzt sich hastig ans Klavier und beginnt, so viele Bach-Partiten zu spielen, wie ihm einfallen, in willkürlicher Reihenfolge, zu laut und zu schnell. Er muss an ein Märchen denken, das Bruder Luke ihm während einer ihrer Klavierstunden erzählt hat, von einer alten Frau, die ihre Laute immer schneller und schneller

spielt, damit die Kobolde vor der Tür ihres Hauses tanzen, bis sie im Schlamm versinken. Bruder Luke hatte ihm die Geschichte mit Bedacht erzählt - er spielte ihm zu langsam -, aber das Bild hat Jude immer gefallen, und manchmal, wenn er merkt, wie sich eine Erinnerung seiner bemächtigen will, nur eine einzige, die leicht zu beherrschen und zu vertreiben ist, dann singt oder spielt er so lange, bis

sie verschwunden ist, die Musik als Schutzschild zwischen ihnen.

Er hatte sich im ersten Jahr seines Jurastudiums befunden, als sein Leben in Gestalt von Erinnerungen in sein Bewusstsein zu treten begann. Er war gerade mit irgendetwas Alltäglichem beschäftigt - Abendessen machen, in der Bibliothek Bücher ins Regal einordnen, bei Batter einen Kuchen glasieren, für Harold nach einem

**bestimmten Artikel
suchen -, und plötzlich
erschien eine Szene vor
seinen Augen, eine stumme
Vorführung, die nur für ihn
bestimmt war. In jenen
Jahren waren die
Erinnerungen keine
Geschichten, sondern nur
Tableaus, und jedes
einzelne verfolgte ihn
tagelang: ein Diorama -
Bruder Luke, wie er auf ihm
liegt, oder einer der
Betreuer aus dem Heim, der
ihn immer gepackt hatte,**

**wenn er an ihm
vorbeigegangen war, oder
ein Kunde, der sein
Kleingeld aus der
Hosentasche fischte und es
auf den Teller auf dem
Nachttisch legte, den
Bruder Luke zu diesem
Zweck dort aufgestellt
hatte. Und manchmal waren
die Erinnerungen noch
kürzer und flüchtiger: die
mit einem
Pferdekopfmuster
verzierten blauen Socken
eines Kunden, die dieser**

sogar im Bett getragen hatte; das erste Essen in Philadelphia, das er von Dr. Traylor bekommen hatte (ein Hamburger und eine kleine Tüte Pommes frites); ein pfirsichfarbenes Wollkissen in seinem Zimmer in Dr. Trailors Haus, das er nicht ansehen konnte, ohne dabei an aufgerissenes Fleisch zu denken. Wenn diese Erinnerungen sich ankündigten, verlor er die Orientierung: Er brauchte

**jedes Mal einen Augenblick,
um sich daran zu erinnern,
dass es nicht nur Szenen
aus seinem Leben, sondern
dass sie selbst sein Leben
waren. In jenen Tagen ließ
er sich von ihnen aus
seinem Alltag reißen, und
es gab Zeiten, in denen er
aus der Erinnerung
auftauchte, um
festzustellen, dass seine
Hand mit dem Spritzbeutel
voller Zuckerguss noch
immer über dem Cookie vor
ihm schwebte oder dass sich**

das Buch noch immer halb im Regal und halb davor befand. Damals begann er zu begreifen, wie viel von seinem Leben er einfach ausgelöscht hatte, manches schon Tage nachdem es geschehen war, und er begriff auch, dass er diese Fähigkeit verloren hatte. Er wusste, dass dies der Preis für die Freude am Leben war, dass er, wollte er die Dinge, an denen er nun Freude fand, bewusst genießen, auch die Kosten

**dafür in Kauf nehmen
musste. Denn so gewaltsam
die Erinnerungen auch
waren, die ihm sein Leben
in Bruchstücken
zurückgaben, so
entschlossen war er, sie zu
erdulden, wenn es
bedeutete, dass auch er
Freunde haben konnte,
wenn ihm weiterhin die
Fähigkeit geschenkt wurde,
Trost in anderen zu finden.**

**Er betrachtete es als eine
Wegscheide zwischen zwei
Welten, an der sich lange**

vergrabene Dinge wie Irrwische aus dem lehmigen, aufgewühlten Erdboden erhoben und vor ihm in der Luft schwebten. Sie lauerten darauf, dass er sie erkannte und für sich beanspruchte. Ihre ganze Haltung war trotzig, aufsässig: *Da sind wir, schienen sie zu ihm zu sagen. Hast du wirklich geglaubt, wir würden uns so einfach abschütteln lassen? Hast du wirklich geglaubt, wir würden nicht wiederkommen?*

Schließlich musste er auch einsehen, wie stark er selbst die letzten Jahre bearbeitet hatte, bearbeitet und umgestaltet, zu etwas, das leichter zu akzeptieren war: Der Film, den er im zweiten Jahr seines Studiums gesehen hatte, in dem zwei Polizisten einem Studenten mitteilten, dass der Mann, der ihm wehgetan hatte, im Gefängnis gestorben war - das war sein Leben gewesen. Er war dieser

Student gewesen, und er hatte im Innenhof vor Hood Hall gestanden, und die beiden Polizeibeamten waren die gewesen, die ihn damals auf dem Feld gefunden und Dr. Traylor festgenommen hatten, und sie hatten ihn ins Krankenhaus gebracht und dafür gesorgt, dass Dr. Traylor ins Gefängnis kam, und sie waren zu ihm gekommen, um ihm persönlich zu sagen, dass er sich vor nichts mehr zu

fürchten brauchte. »Ganz schön schick«, hatte einer der Polizisten gesagt und den Blick über den schönen Campus mit den alten Ziegelbauten schweifen lassen, in denen man absolut sicher war. »Wir sind stolz auf dich, Jude.« Aber er hatte seine Erinnerung manipuliert, hatte einen der Polizisten schlicht »Wir sind stolz auf dich« sagen lassen und seinen Namen entfernt, so wie er auch die Panik

getilgt hatte, die er, wie er sich jetzt erinnerte, der Nachricht zum Trotz verspürt hatte, die schreckliche Befürchtung, dass ihn später jemand fragen würde, wer diese Leute gewesen seien, mit denen er gesprochen hatte, die geradezu übelkeiterregende Falschheit seines vergangenen Lebens, die auf so körperliche Weise in seine Gegenwart eindrang. Schließlich hatte er

**gelernt, mit den
Erinnerungen umzugehen.
Sie ließen sich nicht
abstellen - wenn es einmal
mit ihnen losgegangen war,
hörte es nie wieder auf -,
aber er konnte immer
besser abschätzen, wann sie
kommen würden. Er war
bald in der Lage, den
Moment oder den Tag zu
bestimmen, in dem ihn
etwas heimsuchen würde.
Dann galt es,
herauszufinden, wie es
behandelt werden wollte:**

**Verlangte es nach
Konfrontation oder Trost
oder schlicht
Aufmerksamkeit? Er
ermittelte, welche Art von
Gastfreundschaft es
erwartete und wie er es
dazu bringen konnte,
wieder zu gehen, sich
wieder an jenen anderen
Ort zurückzuziehen.**

**Eine kleine Erinnerung
kann er einfangen, aber
während die Tage
verstreichen und er auf
Willem wartet, wird ihm**

**bewusst, dass dies hier ein
langer Aal ist, schlüpfrig
und unmöglich
festzuhalten. Er durchquert
ihn im Zickzack, sein
Schwanz schlägt gegen
seine Organe, sodass er die
Erinnerung als etwas
Lebendiges empfindet, sie
fest und fleischig gegen
seine Eingeweide, sein
Herz, seine Lunge klatschen
fühlt. Es gab diese
Exemplare, sie waren es, die
sich am schwersten mit dem
Lasso fangen und**

**einpferchen ließen, und
das, was ihn jetzt bedrängt,
scheint mit jedem Tag in
seinem Inneren zu wachsen,
bis er das Gefühl hat, nicht
mit Blut und Muskeln,
Wasser und Knochen gefüllt
zu sein, sondern mit der
Erinnerung selbst, die sich
wie ein Ballon ausdehnt, bis
in seine Fingerspitzen
hinein. Nach Caleb hatte er
erkannt, dass es
Erinnerungen gab, die er
niemals würde
kontrollieren können, und**

in diesen Fällen blieb ihm nichts anderes übrig als zu warten, bis sie erschöpft waren und ins Dunkel seines Unterbewusstseins zurückschwammen und ihn wieder in Ruhe ließen.

Also wartet er und lässt die Erinnerung - die annähernd zwei Wochen, die er in Lastwagen verbracht hat, um von Montana nach Boston zu kommen - in sich einziehen, so als wäre sein Verstand, sein Körper ein Motel und

**diese Erinnerung sein
einziger Gast. In dieser
Phase besteht seine größte
Herausforderung darin,
sein Versprechen
gegenüber Willem zu
halten, dass er sich nicht
schneiden wird, weshalb er
einen strengen und
umfangreichen Ablaufplan
für die Stunden zwischen
Mitternacht und vier Uhr
morgens entwirft, die die
gefährlichsten sind. Am
Samstag listet er auf, was er
in jeder einzelnen Nacht in**

den kommenden Wochen tun wird, notiert im Wechsel schwimmen und kochen und Klavier spielen und backen und für Richard arbeiten und Willems und seine gesamten Kleider durchsehen und sortieren und die Bücherregale zurechtstutzen und die fehlenden Knöpfe an Willems Hemd annähen (womit er eigentlich Mrs Zhou hat beauftragen wollen, was er aber ebenso gut selbst übernehmen

**kann) und das
Durcheinander beseitigen,
das sich in der Schublade
neben dem Herd
angesammelt hat:
Bindedraht und klebrige
Gummibänder und
Sicherheitsnadeln und
Streichholzbriefchen. Er
bereitet gläserweise
Hühnerbrühe und
Lammfleischbällchen für
Willems Rückkehr vor und
friert sie ein und backt
Brotlaibe, die Richard mit
in die Suppenküche**

**nehmen kann, deren
Verwaltung sie beide
angehören und um deren
Finanzen er sich kümmert.
Nachdem er den Vorteig
angesetzt hat, liest er am
Küchentisch Romane, alte
Lieblingsbücher, deren
Worte, Handlungsabläufe
und Figuren tröstlich,
vertraut und unverändert
sind. Er wünschte, er hätte
ein Haustier - einen
dummen, dankbaren Hund,
der hechelt und lächelt;
eine gefühlskalte Katze,**

**deren geschlitzte orange
Augen ihn tadelnd
ansehen -, ein anderes
atmendes Wesen in der
Wohnung, mit dem er
sprechen könnte, das ihn
mit dem Klang seiner
weichen, gepolsterten
Pfoten zu sich selbst
zurückbringen würde. Er
arbeitet die ganze Nacht
durch, und kurz bevor er
sich schlafen legt,
schneidet er sich zweimal -
einmal in den linken Arm,
einmal in den rechten -,**

und als er aufwacht, ist er müde, aber stolz darauf, dass er die Nacht ohne weiteren Schaden überstanden hat.

Doch dann ist der Tag, an dem Willem voraussichtlich nach Hause kommen wird, nur noch zwei Wochen entfernt, und gerade als die Erinnerung verblasst, bis zu ihrem nächsten Besuch aus ihm auszieht, kehren die Hyänen zurück. Vielleicht ist zurückkehren auch der falsche Ausdruck, denn seit

**Caleb sie in sein Leben
gebracht hat, sind sie nie
fort gewesen. Doch diesmal
jagen sie ihn nicht, denn sie
wissen, dass sie sich die
Mühe nicht machen
müssen: Sein Leben ist eine
weite Steppe, und sie haben
ihn umzingelt. Sie liegen im
gelben Gras, hängen faul
über den Ästen, die wie
Tentakel von den Stämmen
der Affenbrotbäume
ausgreifen, und starren ihn
mit ihren stechenden
gelben Augen an. Sie sind**

immer da, und seit Willem und er zum ersten Mal Sex hatten, ist ihre Zahl gewachsen, und an schlechten Tagen oder an Tagen, an denen er sie besonders fürchtete, wächst sie noch weiter. An diesen Tagen fühlt er ihre Schnurrhaare zucken, und während er langsam ihr Territorium durchquert, spürt er ihren achtlosen Spott: Er weiß, dass er ihnen gehört, und sie wissen es auch.

**Und obwohl er die
Auszeiten vom Sex
herbeisehnt, die Willems
Arbeit mit sich bringt, weiß
er, dass er es nicht tun
sollte, denn der
Wiedereintritt in diese Welt
ist jedes Mal schwierig; so
war es schon als Kind
gewesen, als es nur eines
gab, was schlimmer als der
alltägliche Sex war: sich
wieder an den alltäglichen
Sex zu gewöhnen. »Ich
kann's gar nicht erwarten,
nach Hause zu kommen und**

dich wiederzusehen«, sagt Willem, als sie das nächste Mal miteinander sprechen, und obwohl es gar nicht anzüglich klingt, obwohl er überhaupt nicht von Sex gesprochen hat, weiß Jude aus Erfahrung, dass Willem in der Nacht nach seiner Rückkehr Sex haben wollen wird und dass er während der gesamten ersten Woche zu Hause häufiger Sex haben wollen wird als sonst und dass er es umso mehr wollen wird, als sie während

**seiner beiden verlängerten
Wochenenden zu Hause
beide nacheinander krank
gewesen sind und daher
beide Male nichts passiert
ist.**

**»Geht mir genauso«, sagt
er.**

**»Was macht das Ritzen?«,
fragt Willem leichthin, so
als erkundigte er sich nach
dem Wetter oder ob Julias
Ahornbäume gediehen. Er
stellt die Frage immer erst
am Ende ihrer Gespräche,
als hätte er allenfalls ein**

mildes Interesse an dem Thema und fragte nur aus Höflichkeit danach.

»Alles gut«, sagt er wie jedes Mal. »Nur zweimal diese Woche«, fügt er hinzu, und das stimmt.

»Schön, Judy«, sagt Willem. »Gott sei Dank. Ich weiß, dass es schwierig für dich ist. Aber ich bin stolz auf dich.« Er klingt in diesen Momenten immer so erleichtert, so als hätte er - was wahrscheinlich auch der Fall ist - mit einer

gänzlich anderen Antwort gerechnet: *Es läuft nicht so gut, Willem. Letzte Nacht habe ich mich so heftig geschnitten, dass der ganze Arm abgefallen ist. Ich sage es dir lieber jetzt, damit du nicht überrascht bist, wenn du mich siehst. Er*

verspürt dann immer eine Mischung aus echtem Stolz, weil Willem so großes Vertrauen in ihn setzt, und weil er ihm wirklich die Wahrheit sagen kann, und einem enervierenden, bis auf die Knochen gehenden

Kummer darüber, dass Willem ihm überhaupt solche Fragen stellen muss, dass sie auf derlei überhaupt stolz sein müssen. Andere sind stolz auf die Talente ihres Freundes, auf sein Aussehen oder seine Sportlichkeit; Willem dagegen darf stolz darauf sein, dass sein Freund eine weitere Nacht überstanden hat, ohne sich mit einer Rasierklinge aufzuschlitzen.

Und schließlich kommt ein Abend, an dem er weiß, dass seine Anstrengungen nicht länger ausreichen werden: Er muss sich schneiden, tief und ausgiebig. Die Hyänen stimmen ein Geheul an, ein schrilles Jaulen, das klingt, als stammte es von einem anderen Wesen in ihrem Inneren, und er weiß, dass nur der Schmerz sie verstummen lassen wird. Er überlegt, was er tun soll: Willem wird in einer Woche

zu Hause sein. Wenn er sich jetzt schneidet, werden die Schnitte bis dahin nicht verheilt sein, und Willem wird wütend werden. Aber wenn er *nichts* tut ... dann weiß er auch nicht. Er muss einfach, er muss. Er merkt, dass er zu lange gewartet hat; er hat geglaubt, bis zum Ende durchhalten zu können; er hat unrealistische Erwartungen gehabt.

Er steigt aus dem Bett und geht durch die leere

**Wohnung in die stille
Küche. Der Plan für die
Nacht - Cookies für Harold
backen, Willems Pullover
ordnen, Richards Atelier -
leuchtet ihm weiß von der
Arbeitsplatte entgegen,
links liegengelassen, aber
lockend, um Beachtung
bittend, die Rettung, die er
anbietet, so schwach und
dünn wie das Papier selbst.
Einen Augenblick lang steht
Jude nur da, unfähig, sich
zu bewegen, und dann geht
er langsam, zögerlich zu der**

**Tür über der Treppe, öffnet
den Riegel und dann, nach
einem weiteren Augenblick
des Zögerns, die Tür selbst.**

**Er hat diese Tür seit der
Nacht mit Caleb nicht
geöffnet, und jetzt beugt er
sich in ihren Schlund vor,
blickt in ihre Schwärze
hinein, umklammert ihren
Rahmen, wie er es in jener
Nacht getan hatte, und
fragt sich, ob er es über
sich bringen wird. Er weiß,
dass dies die Hyänen
beschwichtigen wird. Aber**

**es liegt etwas so
Entwürdigendes darin,
etwas so Extremes, so
Krankes, dass er weiß, wenn
er es wirklich tut,
überschreitet er damit eine
Grenze, wird er zu
jemandem, der tatsächlich
in eine Anstalt gehört.
Endlich, endlich löst er sich
von dem Türrahmen und
wirft die Tür wieder zu,
schiebt mit zitternden
Händen den Riegel vor und
stapft davon.**

Tags darauf im Büro geht

**er mit einem der anderen
Teilhaber, Sanjay, und
einem Mandanten auf die
Straße hinunter, damit der
Mandant rauchen kann. Sie
haben einige Mandanten,
die rauchen, und wenn sie
nach unten gehen, kommt
er mit, und sie setzen ihr
Gespräch auf dem
Bürgersteig fort. Lucien
hatte die Theorie vertreten,
dass Raucher sich während
des Rauchens am wohlsten
fühlten und am
entspanntesten und damit**

in diesen Momenten auch am leichtesten zu manipulieren seien, und obwohl er Lucien ausgelacht hatte, als er sie äußerte, weiß er, dass er vermutlich recht gehabt hat.

Weil seine Füße schmerzhaft pulsieren, sitzt er an jenem Tag im Rollstuhl, auch wenn er es hasst, von den Mandanten so gesehen zu werden. »Glaub mir, Jude«, hatte Lucien gesagt, als er ihm

**vor Jahren erzählt hatte,
dass ihn das beschäftige,
»für die Mandanten bleibst
du dasselbe gnadenlose
Arschloch, egal ob du sitzt
oder stehst, also bleib um
Himmels willen in deinem
Stuhl.« Draußen ist es kalt
und trocken, was seine
Füße aus irgendeinem
Grund weniger schmerzen
lässt, und während sie sich
zu dritt unterhalten,
ertappt er sich dabei, dass
er wie hypnotisiert auf die
kleine orange Flamme an**

**der Spitze der Zigarette
starrt, die ihm zuzwinkert,
heller und wieder matter
wird, während der Mandant
inhaliert und ausatmet. Und
plötzlich weiß er, was er tun
wird, doch auf die
Erkenntnis folgt noch im
selben Augenblick ein
grober Schlag in die
Magengrube, weil er weiß,
er wird Willem hintergehen,
und er wird ihn nicht nur
hintergehen, er wird ihn
auch anlügen.**

Es ist ein Freitag, und auf

dem Weg zu Andy entwickelt er seinen Plan, freudig erregt und erleichtert darüber, eine Lösung gefunden zu haben. Andy ist gut gelaunt und zu Wortgefechten aufgelegt, und er lässt sich von ihm und seiner Lebhaftigkeit ablenken. Irgendwann in der Vergangenheit haben Andy und er von seinen Beinen zu sprechen begonnen, wie man von einem verdrießlichen, launischen Verwandten

**sprechen würde, den man
nicht verstoßen kann,
obwohl man es manchmal
gern täte, und der ständiger
Pflege und Aufmerksamkeit
bedarf. »Die alten
Bastarde«, nennt Andy sie,
und als er es zum ersten
Mal getan hatte, hatte Jude
lachen müssen, weil der
Spitzname so treffend war,
weil darin der Frust und die
Verzweiflung
mitschwangen, die die
darunterliegende
zögerliche Zuneigung stets**

zu überschatten drohten.

»Und, was treiben die alten Bastarde?«, fragt Andy ihn jetzt, und er lächelt und sagt: »Faul sein und meine ganzen Reserven verbrauchen, wie immer.«

Doch in Gedanken ist er auch bei dem, was er tun wird, und als Andy ihn fragt: »Und was hat deine bessere Hälfte so zu vermelden?«, sagt er in scharfem Ton: »Was meinst du damit?«, und Andy hält inne und sieht ihn

aufmerksam an. »Nichts«, sagt er. »Ich wollte nur wissen, wie es Willem geht.«

Willem, denkt er, und allein seinen Namen laut ausgesprochen zu hören bereitet ihm Kummer. »Es geht ihm bestens«, sagt er leise.

Zum Abschluss untersucht Andy wie immer seine Arme, und diesmal knurrt er, wie schon bei den letzten Malen, beifällig. »Du schneidest auch heute wieder gut ab«, sagt er.

»Was keine Anspielung sein soll.«

»Du kennst mich doch - immer darum bemüht, mich zu bessern«, sagt er und lässt es wie einen Scherz klingen, doch Andy blickt ihm in die Augen. »Ich weiß«, sagt er sanft. »Ich weiß, dass es schwierig für dich sein muss, Jude. Aber es freut mich, es freut mich wirklich.«

Beim Essen beschwert Andy sich über den neuen Freund seines Bruders, den

er hasst. »Andy«, sagt er zu ihm, »du kannst nicht *jeden* Freund von Beckett hassen.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagt Andy. »Aber er ist so ein Dünnbrettbohrer, und Beckett hätte wirklich was Besseres verdient. Habe ich dir erzählt, dass er Prousts Namen englisch ausspricht?«

»Mehrfach«, sagt er und lächelt in sich hinein. Er hatte diesen geschmähten neuen Freund von Beckett,

**einen gutmütigen, jovialen
angehenden
Landschaftsarchitekten, vor
drei Monaten auf einer
Dinnerparty bei Andy zu
Hause kennengelernt.
»Aber, Andy ... ich fand ihn
ganz nett. Und er liebt
Beckett. Und überhaupt,
hast du etwa vor, dich mit
ihm über Proust zu
unterhalten?«**

**Andy seufzt. »Du klingst
schon wie Jane«, sagt er
griesgrämig.**

»Na ja«, sagt er und

lächelt wieder, »vielleicht solltest du häufiger auf Jane hören.« Dann lacht er; er fühlt sich so unbeschwert wie seit Wochen nicht mehr, und es liegt nicht nur an Andys mürrischem Gesicht. »Es gibt schlimmere Verbrechen, als in Swanns Welt nicht vollkommen zu Hause zu sein.«

Auf dem Heimweg denkt er wieder über seinen Plan nach, aber dann fällt ihm ein, dass er wird warten müssen, weil er behaupten

**wird, sich beim Kochen
verbrannt zu haben, und
wenn irgendetwas passieren
sollte und er zu Andy muss,
wird Andy ihn fragen,
warum er noch einmal
gekocht habe, nachdem sie
zusammen zu Abend
gegessen hatten. Dann
morgen, denkt er; ich
mache es morgen. So kann
er Willem noch am selben
Abend eine E-Mail
schreiben, in der er
erwähnen wird, dass er sich
die frittierten Kochbananen**

machen will, die JB immer so gern isst: ein semispontanes Vorhaben, das auf schreckliche Weise missglücken wird.

Du weißt schon, dass Geisteskranke auf diese Weise planen, sagt die trockene, abwertende Stimme in seinem Inneren. Du weißt, dass nur ein kranker Mensch so einen Plan schmieden würde.

Hör auf, sagt er zu der Stimme. Hör auf. Dass ich weiß, wie krank das ist,

bedeutet, dass ich es nicht bin.

Daraufhin bricht die Stimme in brüllendes Gelächter aus: über seine Abwehrhaltung, seine Logik, die die eines Sechsjährigen ist, seinen Abscheu vor dem Wort »krank«, seine Angst davor, dass es mit ihm in Zusammenhang gebracht werden könnte. Doch selbst die Stimme, selbst ihre spöttische, großtuerische Ablehnung, reicht nicht aus, um ihn

zurückzuhalten.

Am Abend darauf zieht er ein T-Shirt an, eines von Willem, und geht in die Küche. Er legt sich zurecht, was er braucht: das Olivenöl, ein langes Streichholz. Er legt seinen linken Unterarm ins Spülbecken wie ein Stück Geflügel, das gerupft werden muss, und sucht sich eine Stelle wenige Zentimeter über seinem Handwurzelansatz, bevor er das Papiertuch nimmt, das

**er mit dem Öl beträufelt
hat, und ein rundes,
aprikosengroßes Stück
seiner Haut damit einreibt.
Einige Sekunden lang starrt
er den glänzenden Fettfleck
an, und dann holt er Luft,
reißt das Streichholz an und
hält die Flamme an seine
Haut, bis er Feuer fängt.**

**Der Schmerz ist ... wie ist
der Schmerz? Seit der
Verletzung hat es keinen
Tag gegeben, an dem er
nicht irgendwelche
Schmerzen gehabt hat.**

Manchmal tritt der Schmerz nur zeitweise auf, ist schwach oder wellenförmig. Doch er ist immer da. »Du musst aufpassen«, sagt Andy immer zu ihm. »Du hast dich so sehr daran gewöhnt, dass du nicht mehr spürst, wann es ein Anzeichen für etwas Schlimmeres ist. Das heißt, selbst wenn es eine sechs oder sieben auf der Schmerzskala sein sollte: Wenn es so aussieht« - sie hatten über eine der

**Wunden an seinen Beinen
gesprochen, um die herum
die Haut sich zu einem
giftig aussehenden
schwärzlichen Grau verfärbt
hatte, die Farbe von
Fäulnis -, »musst du dir
vorstellen, dass es für die
meisten anderen Menschen
eine neun oder zehn wäre,
und dann musst du, dann
musst du zu mir kommen,
verstanden?«**

**Doch dieser Schmerz ist
ein Schmerz, wie er ihn seit
Jahrzehnten nicht gespürt**

hat, und er schreit und
schreit. Stimmen,
Gesichter,
Erinnerungsbruchstücke,
alte Assoziationen wirbeln
durch seinen Verstand: der
Geruch von rauchendem
Olivenöl bringt ihn zu einer
Erinnerung an geröstete
funghi, die Willem und er in
Perugia gegessen haben,
was ihn zu einer Tintoretto-
Ausstellung bringt, die
Malcolm und er irgendwann
in ihren Zwanzigern in der
Frick Collection gesehen

haben, was ihn zu einem Jungen aus dem Heim bringt, den alle nur Frick genannt hatten, ohne dass er wusste, warum, weil der Name des Jungen Shawn war, was ihn zu den Nächten in der Scheune bringt, was ihn zu einem Heuballen auf einer leeren, nebelverhangenen Wiese vor Sonoma bringt, an den Bruder Luke ihn beim Sex gedrückt hatte, was ihn immer weiter und weiter und weiter und weiter und

weiter bringt. Als er den Geruch von angebranntem Fleisch wahrnimmt, erwacht er aus seiner Trance und schaut wild zum Herd hinüber, so als hätte er etwas darauf stehen lassen, ein Steak, das in einer Pfanne unbeaufsichtigt vor sich hin brutzelt, doch da ist nichts, und ihm wird klar, dass er sich selbst riecht, seinen eigenen Arm, der unter ihm brät, und das lässt ihn endlich den Wasserhahn aufdrehen, und

**als der Wasserstrahl auf die
Brandwunde trifft und
öliger Rauch aufsteigt,
schreit er wieder. Und dann
flattert seine rechte Hand
zum Regal über dem Herd,
während die linke noch
immer nutzlos im
Spülbecken liegt, eine
Amputation in einer
nierenförmigen
Metallschale, und er greift
nach dem Meersalz, und
schluchzend reibt er eine
Handvoll der
scharfkantigen Kristalle in**

die Brandwunde hinein, was den Schmerz wieder auflodern lässt, bis er weißer als weiß glüht, und es ist, als schaute er direkt in die Sonne und würde geblendet.

Als er aufwacht, liegt er auf dem Boden, den Kopf an das Regal unter der Spüle gelehnt. Seine Glieder zucken; er fiebert, aber ihm ist kalt, und er presst sich an das Regal, als wäre es etwas Weiches, als könnte es ihn in sich aufnehmen.

Hinter seinen geschlossenen Lidern sieht er die Hyänen, die sich die Mäuler lecken, als hätten sie buchstäblich von ihm gefressen. *Zufrieden?*, fragt er sie. *Seid ihr zufrieden?* Natürlich können sie nicht antworten, aber sie sind satt und träge; er sieht, wie ihre Wachsamkeit nachlässt, wie sie befriedigt ihre großen Augen schließen.

Am nächsten Tag hat er Fieber. Er braucht eine Stunde, um von der Küche

ins Bett zu kommen; seine Füße tun zu weh, und er kann sich nicht auf die Ellbogen stützen. Er sinkt weniger in Schlaf, als dass er immer wieder das Bewusstsein verliert, während der Schmerz wie eine Flut über ihn hinwegspült, sich mal so weit zurückzieht, dass er erwacht, um ihn dann wieder unter einer schmutzig grauen Welle zu begraben. Später in der Nacht taucht er weit genug

aus der Bewusstlosigkeit auf, um sich seinen Arm anzusehen, auf dem ein großer verkohlter Kreis prangt, schwarz und böseartig, als wäre es ein Stück Land, auf dem er ein schreckenerregendes okkultes Ritual ausgeübt hat: vielleicht Hexenverbrennung. Tieropfer. Eine Geisterbeschwörung. Es sieht gar nicht wie Haut aus (und das ist es auch nicht mehr), sondern wie etwas,

das niemals Haut gewesen ist: wie Holz, wie Papier, wie Asphalt, zu Asche verbrannt.

Am Montag weiß er, dass die Wunde sich entzünden wird. Mittags wechselt er den Verband, den er in der Nacht zuvor angelegt hat, und als er ihn langsam entfernt, löst sich die Haut mit ab, und er stopft sich sein Einstecktuch in den Mund, um nicht laut zu schreien. Doch es fallen Dinge aus seinem Arm

heraus, Klumpen, die die Konsistenz geronnenen Blutes, aber die Farbe von Kohle haben, und er setzt sich auf den Boden des Badezimmers und wiegt sich vor und zurück, während sein Magen alte Speisen und Säuren heraufwürgt und sein Arm seine eigene Krankheit, seine eigenen Exkrete ausspeit.

Am Tag darauf ist der Schmerz schlimmer, und er macht früher Feierabend,

um zu Andy zu gehen. »O mein Gott«, sagt Andy, als er die Wunde sieht, und dann verstummt er völlig, was selten ist, und das macht ihm Angst.

»Bekommst du das wieder hin?«, flüstert er, denn ihm war bisher nie der Gedanke gekommen, er könne sich selbst so stark verletzen, dass es irreparabel wäre. Plötzlich hat er eine Vision, in der Andy ihm sagt, dass er den Arm verlieren wird, und das Nächste, was er

denkt, ist: Was sage ich Willem?

Doch Andy sagt: »Ja«, und fährt fort: »Ich mache es, so gut ich kann, und dann musst du auf jeden Fall ins Krankenhaus. Leg dich hin.« Er tut es und lässt zu, dass Andy die Wunde ausspült und reinigt und verbindet, lässt zu, dass Andy sich bei ihm entschuldigt, wenn er aufschreit.

Er ist eine Stunde lang dort, und als er endlich

wieder sitzen kann - Andy hat ihm eine Spritze zur lokalen Betäubung gegeben -, schweigen sie beide.

»Möchtest du mir vielleicht erklären, wie du dir eine Verbrennung dritten Grades in einer so perfekten Kreisform zugezogen hast?«, fragt Andy ihn schließlich, und er geht über Andys kühlen Sarkasmus hinweg und spult seine vorbereitete Geschichte ab: die

**Kochbananen, das
brennende Öl.**

**Dann folgt eine weitere
Stille, die sich von der
ersten auf eine Weise
unterscheidet, die er nicht
erklären kann, die ihm aber
nicht gefällt. Und dann sagt
Andy sehr, sehr leise: »Du
lügst, Jude.«**

**»Was meinst du?«, fragt
er, und sein Hals wird mit
einem Mal trocken, obwohl
er gerade Orangensaft
getrunken hat.**

»Du lügst«, wiederholt

Andy mit derselben leisen Stimme, und er lässt sich vom Untersuchungstisch gleiten, wobei ihm die Flasche mit dem Saft aus der Hand rutscht und auf dem Boden zerschellt, und geht zur Tür.

»Stopp«, sagt Andy, kalt, wütend. »Jude, du sagst es mir jetzt, verdammt noch mal: *Was hast du gemacht?*«

»Ich habe es dir gesagt«, erwidert er. »Ich habe es dir gesagt.«

»Nein«, sagt Andy. »Du

sagst mir jetzt, was du gemacht hast. Du sprichst es aus. *Sprich es aus.* Ich will hören, wie du es laut sagst.«

»*Ich habe es dir gesagt*«, schreit er, und er fühlt sich so schrecklich, sein Gehirn, das gegen den Schädel hämmert, seine Füße, die voller glimmender Eisenbarren stecken, sein Arm mit dem hineingebrannten Siedekessel. »Lass mich gehen, Andy. *Lass mich gehen.*«

»Nein!« Auch Andy schreit jetzt. *»Jude ... du ... du ...«* Andy verstummt, und auch er schweigt, und sie warten beide darauf, was Andy sagen wird. *»Du bist krank, Jude«,* presst er halblaut hervor. *»Du bist verrückt. Du verhältst dich wie ein Irrer. Diese Art von Verhalten könnte und sollte dafür sorgen, dass du jahrelang weggesperrt wirst. Du bist krank, du bist krank und nicht bei Sinnen, und du brauchst Hilfe.«*

»*Wag* es nicht, mich verrückt zu nennen«, brüllt er, »*wag* es nicht. Ich bin nicht verrückt, *ich bin es nicht.*«

Doch Andy übergeht ihn. »Willem kommt am Freitag zurück, oder?«, fragt er, obwohl er die Antwort kennt. »Du hast ab heute genau eine Woche, um es ihm zu sagen, Jude. Eine Woche. Danach sage ich es ihm selbst.«

»Das *darfst* du gar nicht, Andy«, schreit er, während

sich um ihn herum alles dreht. »Ich verklage dich, ich fordere so viel Geld von dir, dass du nicht mal mehr -«

»Mach dich besser mal in Sachen Fallrecht schlau, Herr Anwalt«, zischt Andy zurück. »Rodriguez gegen Mehta. Vor zwei Jahren. Wenn ein Patient, der schon mal eingewiesen wurde, sich wieder selbst verletzt, hat sein Arzt das Recht - nein, die Pflicht -, den Partner oder die

Angehörigen zu informieren, mit oder ohne die Zustimmung des Patienten.«

Da verstummt er schlagartig; die Schmerzen, die Angst und der Schock dessen, was Andy ihm gerade gesagt hat, lassen ihn taumeln. Sie stehen noch immer im Untersuchungsraum, dem Raum, in dem er so viele, viele Male gewesen ist, aber er spürt, wie seine Beine unter ihm nachgeben, wie

**ihn der Kummer
überwältigt und sein Ärger
verebbt. »Andy«, sagt er
und hört das Flehen in
seiner Stimme, »bitte sag
ihm nichts. Bitte nicht.
Wenn du es ihm sagst,
verlässt er mich.« Als er es
ausspricht, weiß er, dass es
die Wahrheit ist. Er weiß
nicht, warum Willem ihn
verlassen wird - wegen dem,
was er getan hat, oder weil
er ihn angelogen hat -, aber
er weiß, dass es stimmt.
Willem wird ihn verlassen,**

auch wenn er getan hat, was er getan hat, um weiter Sex haben zu können, denn wenn er keinen Sex mehr haben will, wird Willem ihn ohnehin verlassen.

»Diesmal nicht, Jude«, sagt Andy, und obwohl er nicht schreit, ist sein Tonfall grimmig und entschlossen. »Diesmal decke ich dich nicht. Du hast eine Woche.«

»Aber es ist doch nicht sein Problem«, sagt er verzweifelt. »Es ist mein

eigenes.«

»Das ist genau der Punkt, Jude«, sagt Andy. »Es *ist* sein Problem. Darum geht es verdammt noch mal in einer Beziehung - hast du das immer noch nicht kapiert? Kapierst du nicht, dass du nicht einfach machen kannst, was du willst? Kapierst du nicht, dass du auch ihm wehtust, wenn du dich verletzt?«

»Nein«, sagt er, schüttelt den Kopf und hält sich mit der rechten Hand am

**Untersuchungstisch fest,
um aufrecht stehen zu
bleiben. »Nein. Ich mache
das, damit ich ihm *nicht*
wehtue. Ich mache das, um
ihn zu verschonen.«**

**»Nein«, sagt Andy. »Wenn
du das kaputtmachst, Jude -
wenn du jemanden immer
weiter anlügst, der dich
liebt, der dich *wirklich* liebt,
der dich immer nur so
sehen wollte, wie du
wirklich bist -, dann ist es
nur deine Schuld. Dann bist
nur du dafür**

verantwortlich. Und es liegt nicht daran, dass du bist, wer du bist, oder dass dir wer weiß was angetan wurde, es liegt nicht an deinen Krankheiten oder daran, wie du meinst auszusehen, sondern es liegt an deinem Verhalten, daran, dass du Willem nicht genug vertraust, um offen mit ihm zu reden, um ihm etwas von seiner Großzügigkeit zurückzugeben und von dem Glauben, den er

**immer, *immer* in dich
gesetzt hat. Ich weiß, dass
du denkst, du würdest ihn
verschonen, aber das tust
du nicht. Du bist egoistisch.
Du bist egoistisch und stur
und stolz, und du wirst das
Beste zerstören, was dir je
passiert ist. Kapierst du das
nicht?«**

**Er ist zum zweiten Mal an
diesem Abend sprachlos,
und erst als er endlich zu
fallen beginnt, so müde ist
er, erst da streckt Andy die
Arme aus und umfasst seine**

Taille, und das Gespräch ist vorbei.

Die folgenden drei Nächte verbringt er im Krankenhaus, weil Andy darauf besteht. Tagsüber geht er arbeiten, und wenn er abends zurückkommt, weist Andy ihn wieder ein. Über ihm baumeln zwei Plastikbeutel, einer für jeden Arm. In einem, weiß er, ist nur Glukose. In dem zweiten ist etwas anderes, etwas, das seine Schmerzen pelzig und sanft werden

**lässt und seinen Schlaf
tintenblau und still, so wie
der dunkle Winterhimmel
auf einem japanischen
Holzschnitt, unter sich nur
Schnee und ein stummer
Reisender, der einen
Strohhut trägt.**

**Es ist Freitag. Er kehrt
nach Hause zurück. Willem
wird gegen zehn Uhr
abends kommen, und
obwohl Mrs Zhou bereits
geputzt hat, will er
sichergehen, dass alle
Beweise beseitigt sind, dass**

**er keinen Hinweis
hinterlassen hat, auch wenn
die Hinweise - Salz,
Streichhölzer,
Papiertücher - aus dem
Zusammenhang gerissen
gar keine sind. Es sind
Symbole ihres
Zusammenlebens, Dinge,
die sie beide täglich
benutzen.**

**Er weiß noch immer nicht,
was er tun wird. Er hat noch
bis zum darauffolgenden
Sonntag Zeit - er hat Andy
um neun zusätzliche Tage**

**gebeten, hat ihn davon
überzeugt, dass er die Zeit
braucht, wegen der
Feiertage, weil sie am
Mittwoch über
Thanksgiving nach Boston
fahren -, um entweder
Willem die Wahrheit zu
sagen oder Andy dazu zu
bringen, dass er seine
Meinung ändert. Er hält
beide Szenarien für gleich
unwahrscheinlich. Aber er
wird es dennoch versuchen.
Einer der Nachteile daran,
dass er in den letzten**

Nächten so viel geschlafen hat, ist, dass er wenig Zeit hatte, darüber nachzudenken, wie er mit der Situation umgehen soll. Er hat das Gefühl, dass er für sich selbst ein Spektakel aufführt, und all die Wesen, die ihn bewohnen - die frettchenhafte Kreatur, die Hyänen, die Stimmen -, schauen zu, wollen wissen, was er tun wird, damit sie dann über ihn urteilen und ihn verspotten und ihm sagen können, dass er einen

Fehler gemacht hat.

**Er setzt sich aufs
Wohnzimmersofa, um zu
warten, und als er die
Augen aufschlägt, sitzt
Willem neben ihm, lächelt
und sagt seinen Namen,
und er legt die Arme um
ihn, wobei er darauf achtet,
mit dem linken Arm keinen
Druck auszuüben, und in
diesem einen Moment
erscheint ihm alles
einerseits möglich und
andererseits
unbeschreiblich schwierig.**

Wie könnte ich ohne das hier weiterleben?, fragt er sich.

Und dann: *Was soll ich machen?*

Neun Tage, keift die Stimme in seinem Inneren. Neun Tage. Aber er ignoriert sie.

»Willem«, sagt er laut, durch Willems Arme hindurch, die ihn noch immer umschlingen. »Du bist zu Hause, du bist zu Hause.« Er atmet tief aus und hofft, dass Willem nicht hört, wie sein Atem zittert.

»Willem«, sagt er wieder und wieder, lässt seinen Namen seinen Mund ausfüllen. »Willem, Willem - du weißt ja nicht, wie sehr ich dich vermisst habe.«

Das Beste am Verreisen ist das Nachhausekommen. Wer hat das gesagt? Er nicht, aber er hätte es ebenso gut gewesen sein können, denkt er, als er durch die Wohnung streift. Es ist

Mittag: ein Dienstag, und morgen werden sie nach Boston fahren.

Wenn du dein Zuhause liebst - ja selbst wenn du es nicht tust -, gibt es nichts Gemütlicheres, Angenehmeres, Herrlicheres als die erste Woche nach deiner Rückkehr. In dieser Woche erscheinen dir selbst die Dinge, die dich normalerweise stören - eine Autoalarmanlage, die um drei Uhr nachts losplärrt;

**die Tauben, die sich
gurrend auf dem
Fensterbrett hinter deinem
Bett niederlassen, wenn du
ausschlafen willst -, wie
eine Erinnerung an deine
eigene Beständigkeit,
daran, dass dich das Leben,
dein eigenes Leben immer
wieder großzügig in sich
aufnehmen wird, ganz
gleich, wie weit du dich
davon entfernt hast oder
wie lange du fort gewesen
bist.**

In dieser Woche willst du

**außerdem die schiere
Existenz der Dinge feiern,
die du ohnehin magst: den
Mann, der an der Crosby
Street gebrannte Walnüsse
verkauft und immer
zurückwinkt, wenn du ihn
im Vorbeijoggen grüßt; das
Falafelsandwich mit der
Extraportion eingelegter
Radieschen vom Foodtruck
einen Block weiter, auf das
du einmal jähnen
Heißhunger verspürt hast,
als du in London mitten in
der Nacht aufgewacht bist;**

**deine Wohnung selbst, in
der das Sonnenlicht im
Laufe eines Tages von einer
Seite auf die andere
wandert, mit deinen Sachen
darin und deinem Essen,
deinem Bett, deiner
Dusche, deinen Gerüchen.**

**Und dann ist da natürlich
noch der Mensch, zu dem
du zurückkehrst: sein
Gesicht, sein Körper, seine
Stimme, sein Duft und seine
Berührungen, die Art, wie
er dich immer ausreden
lässt, so lange es auch**

dauern mag, bevor er selbst spricht, sein Lächeln, das sich so langsam auf seinem Gesicht ausbreitet, dass es dich an den aufgehenden Mond erinnert, die Tatsache, dass er dich so offensichtlich vermisst hat und so offensichtlich erfreut ist, dich zurückzuhaben. Und wenn du ganz besonderes Glück hast, sind da auch noch die Dinge, die dieser Mensch für dich getan hat, während du fort warst: Die

**Speisekammer, die
Tiefkühltruhe, der
Kühlschrank werden mit all
den Dingen gefüllt sein, die
du gern isst, mit dem
Scotch, den du gern trinkst.
Der Pullover, von dem du
dachtest, du hättest ihn
letztes Jahr im Theater
vergessen, wird frisch
gewaschen und gefaltet
wieder in seinem Regal
liegen. Auch das Hemd mit
den losen Knöpfen wird da
sein, aber die Knöpfe
werden wieder angenäht**

sein. Deine Post wird in einem ordentlichen Stapel auf einer Seite seines Schreibtisches liegen; es wird ein Vertrag über eine in Deutschland laufende Werbekampagne für ein österreichisches Bier dabei sein, in dem er am Rand angemerkt hat, welche Details du mit deinem Anwalt besprechen solltest. Und er wird es nie erwähnen, und du wirst wissen, dass er es aufrichtig gern getan hat, und du

wirst wissen, dass einer der Gründe - ein kleiner Grund, aber ein Grund - dafür, dass du diese Wohnung und diese Beziehung liebst, ist, dass dieser Mensch dir immer ein Zuhause bereitet und dass er, wenn du ihm das sagst, nicht beleidigt sein wird, sondern erfreut, und das wird dich froh machen, denn du hast es aus Dankbarkeit gesagt. Und in diesen Momenten - beinahe eine Woche nach deiner Rückkehr - wirst du

dich fragen, warum du so oft fortgehst, und du wirst dich fragen, ob du, wenn die Verpflichtungen für das kommende Jahr erfüllt sind, nicht einfach eine Zeit lang hier bleiben solltest, hier, wo du hingehörst.

Aber du wirst auch wissen - ebenso wie er -, dass dein ständiges Fortgehen auch eine Reaktion auf etwas ist. Nachdem seine Beziehung mit Jude bekannt geworden war und Kit, Emil und er

**abgewartet hatten, was als
Nächstes geschehen würde,
hatte er dieselbe
Unsicherheit verspürt, die
ihn schon als jungen Mann
befallen hatte: Was, wenn
er nie wieder arbeiten
würde? Was, wenn es das
gewesen war? Und auch
wenn er jetzt im Rückblick
sah, dass alles nahezu
reibungslos weitergelaufen
ist, hatte es ein Jahr lang
gedauert, bis er sich sicher
gewesen war, dass sich die
Umstände nicht verändert**

hatten, dass er nach wie vor für manche Regisseure interessant war und für andere weniger (»Blödsinn«, hatte Kit gesagt, und er war ihm dafür dankbar gewesen; »alle wollen mit dir arbeiten«) und in jedem Fall derselbe Schauspieler, weder besser noch schlechter als zuvor.

Doch auch wenn er derselbe Schauspieler bleiben durfte, durfte er nicht derselbe Mensch

**bleiben, und in den
Monaten nachdem er als
schwul geoutet worden
war - und es nie bestritten
hatte; er hatte keinen PR-
Beauftragten, der sich um
diese Art von Dementis und
Erklärungen kümmerte -,
stellte er fest, dass er über
so viele Identitäten verfügte
wie seit Langem nicht. Im
Laufe seines
Erwachsenendaseins hatte
es immer wieder Ereignisse
gegeben, die Häutungen
seines Ichs nach sich zogen:**

**Er war kein Bruder mehr;
er war kein Sohn mehr.
Doch eine einzige
Enthüllung hatte ihn zum
schwulen Mann gemacht;
zum schwulen Schauspieler;
zum prominenten, nicht
bekennenden schwulen
Schauspieler; und
schließlich zum
prominenten Verräter an
allen anderen schwulen
Schauspielern. Vor etwa
einem Jahr war er mit
einem Regisseur namens
Max, den er seit Jahren**

kannte, essen gewesen, und während des Abendessens hatte Max ihn dazu zu bringen versucht, eine Rede bei einem wohltätigen Gala-Dinner zu halten, dessen Erlöse einer Organisation zugutekamen, die sich für die Rechte von Schwulen und Lesben einsetzte, und er hatte Max gesagt, dass er mit Freuden einen Preis überreichen oder einen Tisch finanzieren werde - wie er es im vergangenen Jahrzehnt jedes Jahr getan

hatte -, es aber kein öffentliches Bekenntnis von seiner Seite geben werde, da es nichts zu bekennen gebe: Er sei nicht schwul.

»Willem«, sagte Max, »du lebst in einer Beziehung, einer festen Beziehung, mit einem Mann. Das ist die *Definition von Schwulsein.*«

»Ich lebe nicht in einer Beziehung mit einem Mann«, sagte er, und ihm war bewusst, wie absurd es klang, »ich lebe in einer Beziehung mit Jude.«

»O Gott«, grummelte Sam.

Er hatte geseufzt. Max war sechzehn Jahre älter als er; er war in einer Zeit aufgewachsen, als das ganze Leben aus Identitätspolitik bestanden hatte, und er konnte Max' Position und die der anderen Leute nachvollziehen, die an ihm zerrten und ihn drängten, sich zum Schwulsein zu bekennen, um ihn des Selbsthasses, der Feigheit, der Scheinheiligkeit und

der Verleugnung zu bezichtigen, wenn er es nicht tat; ihm war bewusst, dass er für etwas stand, für das er niemals hatte stehen wollen, und dass es beinahe nebensächlich war, ob er dafür stehen wollte oder nicht. Aber er konnte es trotzdem nicht.

Jude hatte ihm gesagt, dass Caleb und er niemandem in ihrem Umfeld voneinander erzählt hatten, und obwohl Judes Heimlichtuerei auf Scham

beruhte (und hinter Calebs, so konnte Willem nur hoffen, wenigstens ein kleines bisschen Schuldgefühl aufblitzte), hatte auch er das Gefühl, dass seine Beziehung mit Jude für niemanden außer sie beide existierte: Es erschien ihm wie etwas Heiliges, für das es sich zu kämpfen lohnte und das nur ihnen selbst gehörte. Natürlich war das lächerlich, aber so fühlte er nun einmal - ein

**Schauspieler in seiner
Position zu sein hieß in
vielerlei Hinsicht auch,
Allgemeingut zu sein,
etwas, das umkämpft war
und für das gestritten
wurde und das jeder
kritisieren konnte, der
glaubte, etwas über seine
Fähigkeiten, seine
Erscheinung oder seine
schauspielerischen
Darbietungen zu sagen zu
haben. Seine Beziehung
aber war anders: In ihr
spielte er eine Rolle für**

eine andere Person, und diese andere Person war sein einziger Zuschauer, und niemand sonst bekam die Aufführung je zu sehen, so fest sie auch daran glauben mochten, dass sie es taten.

Seine Beziehung erschien ihm auch deswegen heilig, weil es ihm erst in letzter Zeit - seit ungefähr sechs Monaten - so vorkam, als hätten sie ihren Rhythmus gefunden. Der Mensch, den er vor sich hatte, hatte sich

in vielerlei Hinsicht nicht als der Mensch erwiesen, den er zu kennen geglaubt hatte, und er hatte eine Weile gebraucht, um herauszufinden, wie viele Facetten es noch zu entdecken gab: Es war, als wäre eine Form, die er stets für ein Pentagramm gehalten hatte, in Wahrheit ein Dodekaeder - vielseitig, vielfach gebrochen und mit viel komplizierteren Abmessungen. Dennoch hatte er nie daran gedacht,

**die Beziehung zu beenden:
Er blieb, unhinterfragt, aus
Liebe, aus Loyalität, aus
Neugier. Doch es war nicht
einfach gewesen.**

**Tatsächlich war es zuweilen
auf geradezu aggressive
Weise schwierig gewesen
und es in vielerlei Hinsicht
auch geblieben. Bei seinem
Schwur, Jude nicht
reparieren zu wollen, hatte
er vergessen, dass
jemanden zu enträtseln
genau das hieß: Ein
Problem zu diagnostizieren**

und anschließend nicht zu versuchen, es zu beheben, erschien ihm nicht nur nachlässig, sondern unmoralisch.

Das Hauptproblem war der Sex: ihr Sexleben und Judes Haltung dazu. Gegen Ende der zehnmonatigen Periode, in der sie zusammen gewesen waren und er darauf gewartet hatte, dass Jude bereit wäre (die längste zölibatäre Phase, die er durchlebt hatte, seit er fünfzehn

**gewesen war, was er zu
einem Teil als
Herausforderung akzeptiert
hatte, so wie andere auf
Brot oder Nudeln
verzichteten, weil ihr
Partner ebenfalls aufgehört
hatte, sie zu essen), hatte er
sich ernsthaft zu fragen
begonnen, wo all das
hinführen solle und ob Sex
etwas sei, zu dem Jude
einfach nicht in der Lage
war. Auf irgendeine Weise
wusste er und hatte immer
gewusst, dass Jude**

**missbraucht worden war,
dass ihm irgendetwas
Schreckliches (vielleicht
mehrere schreckliche
Dinge) widerfahren sein
musste, doch zu seiner
Schande fand er nicht die
Worte, um mit ihm darüber
zu sprechen. Er sagte sich,
dass Jude, auch wenn er die
Worte hätte finden können,
nicht darüber gesprochen
hätte, ehe er nicht von sich
aus bereit gewesen wäre,
doch in Wahrheit wusste er,
dass er selbst schlicht zu**

feige war und dass seine Feigheit der einzige Grund für seine Untätigkeit war. Doch dann war er aus Texas zurückgekehrt, und sie hatten doch Sex gehabt, und er war erleichtert gewesen, auch darüber, dass er es so genoss, dass es nichts Gezwungenes oder Unnatürliches an sich hatte, und als sich herausstellte, dass Jude in sexueller Hinsicht weit geschickter war, als er es erwartet hatte, gestattete er sich,

zum dritten Mal erleichtert zu sein. Doch er brachte es nicht über sich, darüber nachzudenken, *warum* Jude so erfahren war: Hatte Richard recht gehabt und Jude all die Jahre ein Doppelleben geführt? Die Erklärung erschien ihm zu glatt, zu sauber. Doch die Alternative - dass Jude sein Wissen vor ihrer ersten Begegnung gesammelt hatte, was bedeutet hätte, dass er diese Lektionen in seiner Kindheit gelernt

**haben musste -
überforderte ihn. Und so
entschied er sich für die
Theorie, die sein Leben
weniger kompliziert
machte.**

**Eines Nachts aber träumte
er, Jude und er hätten
gerade Sex gehabt (was
stimmte), und Jude liege
weinend neben ihm und
mühe sich vergebens, leise
zu sein, und selbst im
Traum wusste er, weswegen
er weinte: weil er das, was
er tat, hasste; er hasste das,**

wozu Willem ihn zwang. Am Abend darauf hatte er Jude rundheraus gefragt: *Magst du es?* Und er hatte auf die Antwort gewartet, ohne zu wissen, wie sie lauten würde, bis Jude Ja gesagt hatte, und dann war er abermals erleichtert gewesen: erleichtert, dass die Fiktion andauern konnte, dass ihr Gleichgewicht ungestört blieb, dass er kein Gespräch führen musste, von dem er nicht gewusst hätte, wie er

**es beginnen, geschweige
denn vorantreiben sollte. Er
sah ein kleines Boot vor
sich, eine Jolle, die von den
Wellen hin und her
geworfen wurde, sich dann
aber wieder aufrichtete und
friedlich weitersegelte,
obwohl das Wasser unter
ihr schwarz war und von
Monstern und Meeresalgen
bevölkert, die das arme
kleine Boot mit jeder
Strömung unter die
Oberfläche des Ozeans zu
ziehen drohten, wo es**

**gluckernd untergehen
würde und verloren wäre.**

**Doch hin und wieder, zu
sporadisch und zufällig, um
ein Muster dahinter zu
erkennen, gab es Momente,
in denen er Judes Gesicht
sah, wenn er in ihn
eindrang, oder die Stille
spürte, die danach von ihm
ausging und die so schwarz
und absolut war, und dann
wusste er, dass Jude ihn
angelogen hatte: dass er
ihm eine Frage gestellt
hatte, auf die es nur eine**

einzigste akzeptable Antwort gab, und dass Jude ihm diese Antwort gegeben hatte, aber dass sie nicht der Wahrheit entsprach. Und dann rang er mit sich, versuchte sein Verhalten zu rechtfertigen und tadelte sich zugleich dafür. Aber wenn er ganz ehrlich war, wusste er, dass es ein Problem gab.

Wobei er dieses Problem nicht genau hätte benennen können: Schließlich schien Jude immer Sex zu wollen,

**wenn er ihn auch wollte.
(Aber war das nicht an sich
schon verdächtig?) Doch er
hatte noch nie jemanden
kennengelernt, der dem
Vorspiel so abgeneigt
gewesen wäre wie er, der
nicht einmal über Sex reden
wollte, nie auch nur das
Wort in den Mund nahm.
»Das ist peinlich, Willem«,
sagte Jude, wann immer er
es versuchte. »Lass es uns
einfach tun.« Oft kam es
ihm so vor, als würde bei
ihren Begegnungen jemand**

die Zeit stoppen und er hätte den Auftrag, seine Leistung so schnell und gründlich zu erbringen, wie er konnte, und dann nie wieder davon zu sprechen. Er war weniger über Judes ausbleibende Erektionen besorgt als über das seltsame Gefühl, das ihn manchmal befiel - zu undefinierbar und widersprüchlich, um es zu benennen -, dass er mit jeder ihrer Begegnungen weiter zu Jude hingezogen

wurde, während Jude immer weiter von ihm abrückte.

Jude sagte die richtigen Dinge; er gab die richtigen Geräusche von sich; er war zärtlich und willig; und dennoch wusste Willem, dass etwas, *irgendetwas* nicht stimmte. Es verwirrte ihn: Es hatten doch immer alle gern Sex mit ihm gehabt - was lief hier plötzlich anders?

Widersinnigerweise führte es dazu, dass er es nur noch mehr wollte, und sei es nur,

**um Antworten zu finden,
selbst wenn er sich vor
ihnen fürchtete.**

**Und auf dieselbe Weise,
auf die er wusste, dass ihr
Sexleben problematisch
war, wusste er auch -
wusste es, ohne es zu
wissen, ohne es von
jemandem erfahren zu
haben -, dass Judes
Selbstverletzung mit dem
Sex zusammenhing. Diese
Einsicht ließ ihn jedes Mal
frösteln, ebenso wie die
bequeme, selbstverachtende**

Art - *Willem Ragnarsson, was glaubst du, was du da machst? Du bist doch viel zu blöd, um dahinterzukommen -, mit der er sich gestattete, weitere Nachforschungen zu unterlassen. Denn das hätte bedeutet, einen Arm in den von Schlangen und Tausendfüßlern wimmelnden Dreckhaufen zu stecken, der Judes Vergangenheit war, um das dicke, in gelbes Plastik eingeschlagene Buch zu finden, das ihm jemanden*

erklären würde, von dem er geglaubt hatte, ihn vollauf zu verstehen. Und dann kam ihm in den Sinn, dass keiner von ihnen - weder er noch Malcolm noch JB noch Richard, ja nicht einmal Harold - den Mut gehabt hatte, es zu versuchen. Sie hatten andere Gründe gefunden, um zu vermeiden, sich die Hände schmutzig zu machen. Andy konnte sich als Einziger davon ausnehmen.

Und doch fiel es ihm

leicht, so zu tun, als ob, zu ignorieren, was er wusste, denn die meiste Zeit über war es leicht, so zu tun, als ob: weil sie Freunde waren, weil sie gern Zeit miteinander verbrachten, weil er Jude liebte, weil sie ein gemeinsames Leben hatten, weil er sich zu ihm hingezogen fühlte, weil er ihn begehrte. Doch da war der Jude, den er am helllichten Tag kannte (und selbst bei Morgengrauen und in der

Abenddämmerung), und da war der Jude, der jede Nacht ein paar Stunden lang von seinem Freund Besitz ergriff, und dieser Jude, so fürchtete er manchmal, war der wahre Jude: der, der allein durch ihre Wohnung geisterte, der, den er dabei beobachtet hatte, wie er die Rasierklinge ganz langsam seinen Arm entlangzog, die Augen vom Schmerz geweitet, der, zu dem er niemals durchdrang, und

**wenn er ihm noch so häufig
seine Liebe beteuerte und
noch so viele Drohungen
aussprach. Manchmal kam
es ihm so vor, als wäre das
der Jude, der in Wahrheit
die Richtung ihrer
Beziehung bestimmte, und
wenn er da war, konnte ihn
niemand vertreiben, nicht
einmal er. Und dennoch
blieb er stur: Irgendwann
würde er ihn in die
Verbannung schicken,
durch die Heftigkeit und
Stärke und**

Entschlossenheit seiner Liebe. Er wusste, dass das kindisch war, aber alle Sturheit ist kindisch. Und hier war Sturheit die einzige Waffe, die er hatte. Geduld, Sturheit, Liebe; er musste daran glauben, dass sie ausreichten. Er musste daran glauben, dass sie stärker wären als jede von Judes Angewohnheiten, wie lange und wie eifrig er sie auch ausüben mochte.

Manchmal bekam er so etwas wie

**Fortschrittsberichte von
Andy und Harold, die ihm
beide dankten, wann immer
sie ihn sahen, was er
unnötig, aber beruhigend
fand, weil es bedeutete,
dass er sich die
Veränderungen, die *er* an
Jude wahrzunehmen
glaubte - ein Hauch von
Freizügigkeit, ein leichtes
Nachlassen seiner
körperlichen
Befangenheit -, nicht bloß
einbildete. Doch er fühlte
sich auch ganz und gar**

allein, allein mit seinen neuen Mutmaßungen über Jude und das Ausmaß seiner Schwierigkeiten, allein mit dem Wissen, dass er diese Schwierigkeiten nicht richtig bekämpfen konnte oder wollte. Er war mehr als ein Mal kurz davor gewesen, Andy zu kontaktieren und ihn zu fragen, was er tun sollte, ihn zu fragen, ob er die richtigen Entscheidungen traf. Aber er hatte es nicht getan.

Stattdessen erlaubte er seinem angeborenen Optimismus, seine Ängste zu überlagern, ihre Beziehung in etwas grundsätzlich Freudvolles und Sonniges zu verwandeln. Oft beschlich ihn das Gefühl - das er auch in der Lispenard Street schon manchmal gehabt hatte -, dass sie heile Welt spielten, dass er einen Jungstraum lebte, in dem man mit dem besten Freund vor der Welt und ihren

Regeln davonrannte und in irgendeiner unangemessenen, aber ausgesprochen bequemen Behausung lebte (einem Eisenbahnwaggon, einem Baumhaus), die nie dafür bestimmt gewesen war, jemandem als Zuhause zu dienen, die aber dazu geworden war, weil ihre Bewohner die Überzeugung teilten, dass sie es sein sollte. Mr Irvine hatte nicht gänzlich danebengelegen, dachte er an den Tagen, an

**denen sich das Leben wie
eine ausgedehnte
Pyjamaparty anfühlte, eine,
die sie seit fast dreißig
Jahren feierten und die ihm
das kribbelnde Gefühl gab,
dass sie mit etwas
davongekommen waren, das
keine Kleinigkeit war,
etwas, das sie schon vor
langer Zeit hätten aufgeben
sollen. Ihr gingt auf Partys,
und wenn dort jemand
etwas Lächerliches sagte,
blicktest du über den Tisch
hinweg zu ihm, und er sah**

**dich ausdruckslos an, nur
die kleinste Spur einer
hochgezogenen
Augenbraue, und du
musstest schnell Wasser
trinken, um das Essen in
deinem Mund nicht vor
Lachen herauszuprusten,
und wenn ihr wieder zu
Hause wart - in eurem
absurd schönen Zuhause,
das ihr beide auf geradezu
obszöne Weise liebte, aus
Gründen, die ihr dem
anderen nie erklären
musstet -, wurde das ganze**

**schreckliche Abendessen
rekapituliert und dabei so
viel gelacht, dass du
anfangst, Glück mit Schmerz
gleichzusetzen. Oder du
konntest jeden Abend mit
jemandem über deine
Probleme sprechen, der
klüger und umsichtiger war
als du, oder über das
unausgesetzte Staunen und
Unwohlsein, das ihr beide
jetzt, nach all den Jahren,
angesichts der Tatsache
empfandet, dass ihr Geld
hattet, absurde,**

**comichbösewichtartige
Mengen an Geld, oder ihr
konntet zum Haus seiner
Eltern fahren und dabei
lauthals die Stücke
irgendeiner absonderlichen
Playlist mitsingen, die einer
von euch über das
Autoradio abspielte, so
durch und durch albern,
wie ihr es als Kinder nie
gewesen wart. Als du älter
wurdest, wurde dir klar,
dass es sehr wenige
Menschen gab, die du gern
länger als ein paar Tage am**

Stück um dich gehabt hättest, und doch war hier jemand, mit dem du Jahre verbringen konntest, und wenn sein Verhalten noch so undurchsichtig und verwirrend war. Also: glücklich. Ja, er war glücklich. Er musste nicht darüber nachdenken, nicht ernsthaft. Er wusste, dass er ein einfacher Mensch war, ein wirklich einfacher Mensch, und doch war er an den komplizierten Menschen überhaupt

geraten.

»Alles, was ich will«, hatte er eines Abends zu Jude gesagt, als er ihm die Zufriedenheit zu erklären versuchte, die in jenem Augenblick in ihm plätscherte wie Wasser in einem hellblauen Kessel, »ist Arbeit, die mir Spaß macht, ein Dach über dem Kopf und jemanden, der mich liebt. Siehst du? Ganz einfach.«

**Jude hatte traurig gelacht.
»Willem«, hatte er gesagt,
»mehr will ich auch nicht.«**

**»Aber das hast du doch«,
hatte er leise gesagt, und
auch Jude war still
geworden.**

**»Ja«, sagte er schließlich.
»Du hast recht.« Aber es
hatte nicht überzeugt
geklungen.**

**An diesem Dienstagabend
liegen sie nebeneinander,
halb redend und halb
schweigend als Teil eines
der mäandernden Beinahe-**

Gespräche, die sie führen, wenn sie beide wach bleiben wollen, aber beide kurz vor dem Einschlafen sind, als Jude seinen Namen mit einer Ernsthaftigkeit in seiner Stimme sagt, die ihn die Augen aufschlagen lässt. »Was ist?«, fragt er ihn, und Judes Gesicht ist so still, so ernst, dass es ihm Angst macht. »Jude?«, sagt er. »Sag's mir.«

»Willem, du weißt ja, dass ich versucht habe, mich nicht zu schneiden«, sagt

er, und Willem nickt und wartet. »Und ich werde es weiter versuchen«, fährt Jude fort. »Aber manchmal ... manchmal habe ich mich vielleicht nicht ganz unter Kontrolle.«

»Ich weiß«, sagt er. »Ich weiß, dass du dir Mühe gibst. Ich weiß, wie schwer es für dich ist.«

Da wendet Jude sich von ihm ab, und Willem rollt sich zu ihm hinüber und legt die Arme um ihn. »Ich will nur, dass du

Verständnis dafür hast, wenn ich einmal einen Fehler mache«, sagt Jude, und seine Stimme klingt gedämpft.

»Natürlich habe ich das«, sagt er. »Jude - natürlich habe ich das.« Es folgt eine ausgedehnte Stille, und er wartet ab, ob Jude noch etwas sagen wird. Er ist dünn, mit den langen Muskelsträngen eines Marathonläufers, aber in den vergangenen sechs Monaten ist er noch dünner

geworden, beinahe so dünn, wie er gewesen war, als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, und Willem drückt ihn noch etwas fester an sich. »Du hast noch mehr abgenommen«, sagt er zu ihm.

»Die Arbeit«, sagt Jude, und sie schweigen wieder.

»Ich glaube, du solltest mehr essen«, sagt er. Er hat zunehmen müssen, um Turing zu spielen, und auch wenn er danach wieder ein

wenig abgenommen hat, kommt er sich neben Jude wuchtig vor, aufgeblasen und gedehnt. »Andy wird denken, dass ich mich nicht genug um dich kümmerge, und mich anschreien«, setzt er hinzu, und Jude macht ein Geräusch, das wahrscheinlich ein Lachen sein soll.

Am Morgen darauf, dem Tag vor Thanksgiving, laden sie gutgelaunt - sie fahren beide gern Auto - ihre Tasche und die Kartons mit

den Keksen, Kuchen und Broten, die Jude für Harold und Julia gebacken hat, in den Wagen und brechen früh auf; das Auto holpert über das Kopfsteinpflaster der Straßen von SoHo in Richtung Osten und rauscht dann den Franklin D. Roosevelt East River Drive entlang, während sie den Soundtrack von *Duette* mitsingen. Sie machen an einer Tankstelle außerhalb von Worcester halt, und Jude steigt aus, um

Pfefferminzbonbons und Wasser für sie zu kaufen. Er wartet im Auto und blättert in der Zeitung, und als Judes Telefon klingelt, greift er danach, um zu sehen, wer es ist, und nimmt den Anruf an.

»Hast du es Willem schon gesagt?«, hört er Andys Stimme sagen, bevor er sich melden kann. »Von heute an hast du noch drei Tage, Jude, dann sage ich es ihm selbst. Ich meine es ernst.«

»Andy?«, sagt er, und es

folgt eine jähe, schneidende Stille.

»Willem«, sagt Andy.

»Scheiße.« Im Hintergrund hört er ein Kleinkind begeistert ausrufen: »Onkel Andy hat ein schlimmes Wort gesagt«, und dann flucht Andy noch einmal, und er hört, wie eine Schiebetür geschlossen wird. »Wieso gehst du an Judes Telefon?«, fragt Andy. »Wo ist er?«

»Wir sind auf dem Weg zu Harold und Julia«, sagt er.

»Er ist gerade Wasser kaufen.« Am anderen Ende der Leitung herrscht Stille.

»Was soll er mir sagen, Andy?«, fragt er.

»Willem«, sagt Andy und verstummt wieder. »Ich kann es nicht sagen. Ich habe ihm gesagt, dass ich es ihm überlasse.«

»Er hat mir jedenfalls noch nichts erzählt«, sagt er, und er fühlt, wie sich die Emotionen Schicht um Schicht in ihm auftürmen: Angst auf Ärger auf Angst

auf Neugier auf Angst. »Sag es mir, Andy«, sagt er. Ein Teil von ihm bricht in Panik aus. »Ist es was Schlimmes?«, fragt er. Und dann beginnt er zu flehen: »Andy, tu mir das nicht an.«

Er hört Andy langsam atmen. »Willem«, sagt er leise. »Frag ihn, woher er die Brandwunde an seinem Arm hat. Ich muss Schluss machen.«

**»Andy!«, schreit er.
»Andy!« Aber er ist weg.**

Er dreht den Kopf, um aus

**dem Fenster zu schauen,
und sieht Jude auf sich
zukommen. Die
Brandwunde, denkt er: Was
soll denn mit der
Brandwunde sein? Jude
hatte sie sich bei dem
Versuch zugezogen, die
frittierten Bananen zu
machen, die JB so gern
mag. »Dieser verfluchte
JB«, hatte er gesagt, als er
den Verband um Judes Arm
gesehen hatte. »Macht
immer nur Probleme«, und
Jude hatte gelacht. »Aber**

ganz im Ernst«, hatte er gesagt, »wie geht es dir, Judy?« Und Jude hatte gesagt, es gehe ihm gut: Er sei zu Andy gegangen, und ihm sei etwas Kunsthaut eingepflanzt worden. Dann hatten sie sich ein wenig gestritten, weil Jude ihm nicht gesagt hatte, wie ernst die Verbrennung gewesen war - in Judes E-Mail hatte es geklungen, als hätte er sich allenfalls leicht versengt und gewiss nicht so sehr, dass eine

**Hauttransplantation
notwendig wäre -, und dann
noch einmal an diesem
Morgen, weil Jude
unbedingt hatte am Steuer
sitzen wollen, obwohl sein
Arm ihm eindeutig
Schmerzen verursachte,
aber: Was sollte mit der
Brandwunde sein? Und
dann begreift er plötzlich,
dass Andys Worte sich nur
auf eine Art interpretieren
lassen, und er muss rasch
den Kopf senken, weil ihm
so schwindelig ist, als wäre**

er gerade geschlagen worden.

»Tut mir leid«, sagt Jude und lässt sich behutsam in seinen Sitz sinken. »Die Schlange war endlos.« Er schüttelt die Pfefferminzbonbons aus der Tüte, und dann dreht er sich um und sieht ihn. »Willem?«, fragt er. »Was ist los? Du siehst schlimm aus.«

»Andy hat angerufen«, sagt er, und er studiert Judes Gesicht, sieht zu, wie

es versteinert und ängstlich wird. »Jude«, sagt er, und seine eigene Stimme klingt so weit entfernt, als tönte sie aus einer tiefen Schlucht herauf, »woher hast du die Brandwunde an deinem Arm?« Aber Jude antwortet ihm nicht, er starrt ihn nur an. *Das passiert nicht wirklich,* sagt er sich.

Aber natürlich tut es das doch. »Jude«, wiederholt er, »woher hast du die Brandwunde an deinem

Arm?« Aber Jude starrt ihn nur weiter an, seine Lippen bleiben geschlossen, und er fragt wieder und wieder.

»Jude!«, schreit er schließlich, über seine eigene Wut überrascht, und Jude zieht den Kopf ein.

»Jude! Sag's mir! *Sag's mir sofort!*«

Und dann sagt Jude etwas, aber so leise, dass er es nicht versteht. »Lauter«, schreit er ihn an. »Ich höre nichts.«

»Ich habe mich

absichtlich verbrannt«, sagt Jude schließlich leise.

»Wie denn?«, fragt er, außer sich vor Wut, und wieder kommt Judes Antwort so gedämpft, dass er das meiste nicht versteht, nur ein paar einzelne Worte kann er ausmachen: *Olivenöl – Streichholz – Feuer.*

»Warum?«, schreit er verzweifelt. »Warum hast du das gemacht, Jude?« Er ist so wütend – auf sich selbst, auf Jude –, dass er ihn zum

ersten Mal, seit sie sich kennen, am liebsten schlagen würde; er kann sehen, wie seine Faust auf Judes Nase, auf seine Wange kracht. Er will sein Gesicht zerschmettert sehen, und er will derjenige sein, der es tut.

»Ich habe versucht, mich nicht zu schneiden«, sagt Jude kleinlaut, und das lässt seinen Zorn von Neuem auflodern.

»Dann ist es also meine Schuld?«, fragt er. »Machst

du das, um mich zu bestrafen?«

»Nein«, sagt Jude flehentlich, »nein, Willem, nein ... Ich wollte nur -«

Aber er unterbricht ihn. »Warum hast du mir nie gesagt, wer Bruder Luke ist?«, hört er sich fragen.

Er merkt, dass Jude hochschreckt. »Was?«, fragt er.

»Du hattest versprochen, es mir zu sagen«, sagt er. »Erinnerst du dich? Es war mein Geburtstagsgeschenk.«

Das letzte Wort klingt sarkastischer als gewollt. »Sag's mir«, sagt er. »Sag's mir sofort.«

»Ich kann nicht, Willem«, sagt Jude. »Bitte. Bitte.«

Er sieht, dass Jude Höllenqualen leidet, aber er lässt nicht locker. »Du hattest vier Jahre Zeit, dir zu überlegen, wie du es machst«, sagt er, und als Jude sich anschickt, den Schlüssel ins Zündschloss zu stecken, greift er danach und reißt ihm den

Schlüsselbund aus der Hand. »Ich glaube, das reicht als Gnadenfrist. Sag es mir jetzt sofort«, und dann, als noch immer keine Reaktion folgt: »Sag's mir.«

»Er war einer der Brüder aus dem Kloster«, flüstert Jude.

»Und?«, schreit er ihn an. *Ich bin so dämlich, denkt er, noch während er schreit. Ich bin so, so, so dämlich. Ich bin so blauäugig. Und gleichzeitig: Er hat Angst vor mir. Ich schreie jemanden an,*

den ich liebe, und jage ihm Angst ein. Mit einem Mal fällt ihm ein, wie er vor so vielen Jahren Andy angeschrien hat: Du bist sauer, weil du keine Ahnung hast, wie du ihm helfen kannst, also gibst du mir die Schuld. O Gott, denkt er. O Gott. Warum tue ich das?

»Und ich bin mit ihm fortgelaufen«, sagt Jude, seine Stimme jetzt so schwach, dass Willem sich zu ihm hinüberbeugen muss, um ihn zu verstehen.

**»Und weiter?«, sagt er,
doch als er sieht, dass Jude
kurz davor ist, in Tränen
auszubrechen, verstummt
er schlagartig und lehnt
sich zurück, erschöpft und
von sich selbst angewidert
und plötzlich selbst voller
Angst: Was, wenn die
nächste Frage, die er stellt,
die Frage ist, die endlich
die Tore öffnet, und alles,
was er je über Jude wissen
wollte, alles, womit er sich
nie konfrontieren wollte, zu
guter Letzt doch**

**hervorbrandet? Lange
sitzen sie nur da, und der
Wagen füllt sich mit ihren
zittrigen Atemzügen. Er
spürt, wie seine
Fingerspitzen taub werden.
»Fahren wir«, sagt er
schließlich.**

**»Wohin?«, fragt Jude, und
Willem sieht ihn an.**

**»Wir haben nur noch eine
Stunde bis Boston«, sagt er,
»und sie warten auf uns«,
und Jude nickt, wischt sich
mit seinem Taschentuch
über das Gesicht, nimmt die**

**Schlüssel und fährt
langsam von der Tankstelle
hinunter.**

**Während sie den Highway
entlangfahren, hat er
plötzlich eine Vision davon,
was es wirklich heißt, sich
selbst in Brand zu setzen.
Er denkt an die Lagerfeuer
zurück, die er als
Pfadfinder gemacht hat, das
Zelt aus Zweigen, das man
um einen Ballen
Zeitungspapier errichtete,
die Flammen, die die Luft
um sie herum flirren**

ließen, ihre schreckliche Schönheit. Und dann denkt er an Jude, der dasselbe mit seiner eigenen Haut tut, stellt sich vor, wie das Orange sich durch sein Fleisch nagt, und ihm wird übel. »Halt an«, ächzt er, und Jude bleibt mit quietschenden Reifen am Straßenrand stehen, und er beugt sich aus dem Wagen und übergibt sich, bis nichts mehr aus ihm herauskommt.

»Willem«, hört er Jude

sagen, und als er seine Stimme hört, ist er zugleich wütend und niedergeschmettert.

Den Rest der Fahrt verbringen sie schweigend, und als Jude den Wagen holpernd in Harolds und Julias Einfahrt lenkt, blicken sie sich einen Augenblick lang an, und es ist, als würde er jemandem ins Gesicht schauen, den er noch nie gesehen hat. Er schaut Jude an und sieht einen gut aussehenden

**Mann mit schmalen Händen
und langen Beinen und
einem schönen Gesicht,
einem, von dem man den
Blick nicht abwenden kann,
und würde er diesem Mann
auf einer Party oder in
einem Restaurant
begegnen, würde er sich
mit ihm unterhalten, um
einen Vorwand zu haben,
ihn weiter anschauen zu
können, und er würde nie
vermuten, dass dieser Mann
jemand sein könnte, der
sich so oft selbst schneidet,**

**dass sich die Haut auf
seinen Armen nicht mehr
wie Haut, sondern wie
Knorpel anfühlt oder dass
er einmal mit jemandem
zusammen gewesen ist, der
ihn so heftig geschlagen
hat, dass er hätte sterben
können, oder dass er eines
Nachts seine Haut mit Öl
eingerieben hat, damit das
Feuer, das er an seinen
eigenen Körper legt, heller
und schneller brennt, und
dass er von jemandem
darauf gebracht worden ist,**

**der ihm vor Jahren genau
das angetan hatte, als er ein
Kind gewesen war und
nichts Schlimmeres
verbrochen hatte, als etwas
Glänzendes und
Unwiderstehliches vom
Schreibtisch eines
verhassten und
hassenswerten Erziehers zu
nehmen.**

**Er öffnet den Mund, um
etwas zu sagen, als sie
Harold und Julia hören, die
sie lautstark willkommen
heißen, und sie blinzeln**

**beide, wenden sich
voneinander ab und setzen
ein Lächeln auf, als sie aus
dem Wagen steigen.**

**Während er Julia zur
Begrüßung küsst, hört er,
wie hinter ihm Harold zu
Jude sagt: »Ist alles in
Ordnung? Du bist ein
bisschen blass«, und Jude
ihm murmelnd versichert,
es sei alles gut.**

**Er bringt ihre Tasche ins
Schlafzimmer, und Jude
geht direkt in die Küche. Er
räumt ihre Zahnbürsten**

und Elektrorasierer ins Bad und legt sich dann aufs Bett.

Er schläft den ganzen Nachmittag durch; er ist zu überfordert, um irgendetwas anderes zu tun. Beim Essen sind sie nur zu viert, und er schaut in den Spiegel, übt schnell sein Lachen, bevor er zu den anderen ins Esszimmer geht. Während des Essens ist Jude sehr schweigsam, aber Willem versucht zu sprechen und zuzuhören,

**als wäre alles normal,
obwohl das schwierig ist,
weil sein Kopf voll von den
Dingen ist, die er
herausgefunden hat.**

**Bei aller Wut und
Verzweiflung nimmt er
wahr, dass Jude so gut wie
nichts auf dem Teller hat,
aber als Harold sagt: »Jude,
du musst mehr essen, du
bist viel zu dünn. Stimmt's,
Willem?«, und ihn um die
Unterstützung heischend
ansieht, die er ihm
normalerweise zukommen**

lassen würde, ohne darüber nachzudenken, zuckt er nur mit den Schultern. »Jude ist erwachsen«, sagt er, und seine Stimme klingt fremd in seinen Ohren. »Er weiß schon, was für ihn am besten ist«, und aus dem Augenwinkel sieht er, wie Julia und Harold einen Blick austauschen und Jude auf seinen Teller hinunterschaut. »Ich habe beim Kochen viel nebenher gegessen«, sagt er, und sie wissen alle, dass das nicht

stimmt, weil Jude nie beim Kochen nascht und es auch anderen nicht gestattet.

»Die Snack-Stasi«, nennt JB ihn. Er sieht, wie Jude gedankenverloren die Hand auf den Ärmel seines Pullovers legt, genau dort, wo die Brandwunde sein muss, und wie er dann den Blick hebt und sieht, dass Willem ihn anstarrt, und die Hand sinken lässt und wieder nach unten schaut.

Irgendwie bringen sie das Essen hinter sich, und

während Julia und er das Geschirr spülen, bemüht er sich um ein Gespräch über aktuelle, unverfängliche Themen. Anschließend gehen sie ins Wohnzimmer, wo Harold auf ihn wartet, um mit ihm gemeinsam das Spiel vom vergangenen Wochenende anzuschauen, das er aufgenommen hat. Auf der Schwelle zum Zimmer bleibt er kurz stehen: Normalerweise würde er sich neben Jude in den überdimensionierten,

**übermäßig weich
gepolsterten Sessel
quetschen, der sich neben
den quetscht, den sie
»Harolds Sessel« nennen,
aber heute kann er nicht
neben Jude sitzen - er kann
ihn kaum ansehen. Aber
wenn er es nicht tut,
werden Harold und Julia
wissen, dass zwischen ihnen
etwas nicht stimmt. Doch
während er noch zögert,
steht Jude auf und
verkündet, als hätte er sein
Dilemma geahnt, er sei**

**müde und gehe zu Bett.
»Bist du sicher?«, fragt
Harold. »Der Abend hat
doch gerade erst
angefangen.« Aber Jude
sagt, das sei er, gibt Julia
einen Gutenachtkuss und
winkt in die vage Richtung
von Harold und Willem, und
wieder sieht er, wie Julia
und Harold einander
ansehen.**

**Irgendwann geht auch
Julia - sie hat den Reiz von
American Football nie
verstanden -, und als sie**

**den Raum verlassen hat,
hält Harold das Spiel an
und schaut zu ihm herüber.
»Ist alles in Ordnung mit
euch?«, fragt er, und
Willem nickt. Später, als
auch er schlafen geht,
greift Harold nach seiner
Hand, während er an ihm
vorbeigeht. »Weißt du,
Willem«, sagt er und drückt
seine Hand. »Jude ist nicht
der Einzige, den wir
lieben«, und er nickt
wieder, während sein Blick
verschwimmt, wünscht**

Harold eine gute Nacht und geht hinaus.

In ihrem Schlafzimmer herrscht Stille, und eine Zeit lang steht er nur da und starrt Judes Umriss unter der Decke an. Willem merkt, dass er nicht schläft - er liegt zu still, um wirklich zu schlafen -, aber er tut so, als ob, und schließlich zieht er sich aus und legt seine Kleider über die Lehne des Stuhls, der neben der Kommode steht. Als er ins Bett schlüpft,

merkt er, dass Jude noch immer wach ist, und sie liegen lange Zeit da, jeder auf seiner Seite des Bettes, und fürchten sich davor, was er, Willem, sagen wird.

Aber er schläft ein, und als er aufwacht, ist es noch stiller im Zimmer als zuvor, und diesmal ist es eine echte Stille, und aus Gewohnheit wälzt er sich auf Judes Seite des Bettes hinüber und öffnet die Augen, als er plötzlich merkt, dass Jude nicht da

ist und dass seine Seite des Bettes sogar schon kalt ist.

Er setzt sich auf. Er steigt aus dem Bett. Er hört ein kleines Geräusch, so klein, dass es kaum den Namen verdient, und er dreht sich um und sieht die geschlossene Badezimmertür. Aber es ist alles dunkel. Er geht trotzdem zur Tür und dreht gewaltsam am Türknauf, stößt die Tür auf, und das Handtuch, das unter die Tür gestopft worden ist,

**damit kein Licht nach
außen dringt, wird
hinterhergeschleift ... Und
dort, an die Badewanne
gelehnt, ist Jude, so wie er
es erwartet hat, voll
bekleidet, die Augen vor
Schreck geweitet.**

**»Wo ist sie?«, faucht er
ihn an, obwohl er eigentlich
stöhnen will, Tränen
vergießen will: über sein
Scheitern, über dieses
grauenhaft, groteske
Schauspiel, das Nacht für
Nacht für Nacht aufgeführt**

wird und dessen einziger, versehentlicher Zuschauer er ist, denn selbst wenn es keine Zuschauer gibt, wird das Stück vor leerem Haus gespielt, da sein einziger Darsteller so eifrig und engagiert ist, dass ihn nichts davon abhalten kann, sein Handwerk auszuüben.

»Ich habe nichts gemacht«, sagt Jude, und Willem weiß, dass er lügt.

»Wo ist sie, Jude?«, fragt er, und er hockt sich vor ihn hin, ergreift seine

Hände: nichts. Aber er weiß, dass er sich geschnitten hat: Er erkennt es daran, wie groß seine Augen, wie grau seine Lippen sind, wie sehr seine Hände zittern.

»Ich habe nichts gemacht, ich habe nichts gemacht«, sagt Jude - sie sprechen jetzt im Flüsterton, um Julia und Harold nicht zu wecken, die eine Etage über ihnen schlafen -, und dann, bevor er nachdenken kann, zerrt er an Jude, versucht

ihm die Kleider vom Leib zu reißen, und Jude kämpft dagegen an, aber er kann seinen linken Arm nicht einsetzen und ist ohnehin geschwächt, und sie schreien einander lautlos an. Dann hockt er auf Jude, bohrt ihm die Knie in die Schultern, wie es ihm einmal ein Kampftrainer am Set beigebracht hat, eine Methode, von der er weiß, dass sie sowohl bewegungsunfähig macht als auch schmerzt, und

**dann zieht er Jude die
Kleidung vom Körper, und
Jude unter ihm ist panisch,
droht ihm erst und fleht ihn
dann an, aufzuhören. Er
denkt dumpf, dass jeder
Beobachter eine
Vergewaltigung vermuten
würde, aber er will ihn
nicht vergewaltigen, ruft er
sich ins Gedächtnis: Er will
die Klinge finden. Und dann
hört er sie, hört das
Klimpern von Metall auf
Fliesen, und er nimmt die
Schneide zwischen die**

Finger und wirft die Klinge hinter sich, und dann fährt er fort, ihn ausziehen, zerzt ihm die Kleider mit einer brutalen Effizienz vom Leib, die ihn selbst überrascht, doch erst als er Judes Unterhose herunterzieht, sieht er die Schnitte: Sechs sind es, in sorgfältigen parallelen horizontalen Streifen, ganz oben an seinem linken Oberschenkel, und er lässt Jude los und weicht vor ihm zurück, als hätte er eine

ansteckende Krankheit.

»Du ... bist ... verrückt«,
sagt er tonlos und langsam,
als der erste Schock etwas
abgeklungen ist. »Du bist
verrückt, Jude. Dich
ausgerechnet in die Beine
zu schneiden. Du *weißt*, was
da passieren kann, was sich
da entzünden kann. Was zur
***Hölle* denkst du dir dabei?«**
Er keucht vor Anstrengung,
vor Qual. »Du bist krank«,
sagt er, und ihm fällt auf,
wiederum als wäre Jude ein
Fremder, wie dünn er

tatsächlich ist, und er fragt sich, warum er es nicht schon früher gemerkt hat. »Du bist krank. Du gehörst in Behandlung. Du brauchst -«

»Hör auf, mich *reparieren* zu wollen, Willem«, faucht Jude zurück. »Was bin ich denn für dich? Warum bist du überhaupt mit mir zusammen? Ich bin nicht dein gottverdammtes Wohltätigkeitsprojekt. Ich bin auch ohne dich bestens zurechtgekommen.«

»Ach ja?«, fragt er. »Tut mir leid, wenn ich deinen Vorstellungen von einem perfekten Freund nicht entspreche, Jude. Ich weiß, du magst deine Beziehungen gern mit einem Schuss Sadismus, stimmt's? Vielleicht würde ich deinen Maßstäben gerecht, wenn ich dich ein paarmal die Treppe runtertreten würde?« Dann sieht er, wie Jude vor ihm zurückweicht, sich fest an die Badewanne presst,

sieht, wie etwas in seinen Augen kleiner wird und sich schließt.

»Ich bin nicht *Hemming*, Willem«, zischt Jude ihn an. »Ich bin nicht der Krüppel, den du retten kannst, weil du es bei dem anderen nicht geschafft hast.«

Da lässt er sich auf seine Fersen zurückfallen, steht auf, macht einen Schritt nach hinten, hebt dabei die Klinge auf und schleudert sie, so fest er kann, auf Judes Gesicht; Jude hebt die

**Arme, um sich zu schützen,
und die Rasierklinge prallt
von seiner Handfläche ab.**

»Alles klar«, keucht er.

**»Von mir aus kannst du
dich verdammt noch mal in
Scheiben schneiden. Du
liebst das sowieso mehr, als
du mich liebst.« Er verlässt
den Raum, wünschte, er
könnte die Tür hinter sich
zuwerfen, schlägt beim
Hinausgehen auf den
Schalter, sodass das Licht
ausgeht.**

Zurück im Schlafzimmer,

**greift er sich seine Kissen
und eine der Decken vom
Bett und wirft sich auf das
Sofa. Könnte er das Haus
ganz verlassen, würde er es
tun, aber wegen Harold und
Julia lässt er es bleiben. Er
dreht sich aufs Gesicht und
schreit in sein Kissen
hinein, schreit richtig los
und schlägt mit den
Fäusten auf das Kissen ein
und trommelt mit den
Beinen darauf herum wie
ein Kind, das einen
Tobsuchtsanfall hat,**

**während sich ein Bedauern
in seinen Zorn mischt, das
so umfassend ist, dass es
ihm die Luft nimmt. Er
denkt viele Dinge zugleich,
aber er kann sie nicht
auseinanderhalten oder
artikulieren, und drei
aufeinanderfolgende
Fantasien spulen sich vor
seinem inneren Auge ab: Er
wird ins Auto steigen und
flüchten und nie wieder mit
Jude sprechen; er wird
zurück ins Bad gehen und
ihn im Arm halten, bis er**

einlenkt, bis er ihm erlaubt, ihn gesund zu machen; er wird auf der Stelle Andy anrufen und dafür sorgen, dass Jude gleich am nächsten Morgen eingewiesen wird. Aber er tut nichts davon, schlägt und tritt bloß sinnlos vor sich hin, als würde er auf der Stelle schwimmen.

Endlich hört er auf und liegt still, und irgendwann, nach einer Zeitspanne, die ihm sehr lang erscheint, hört er, wie Jude ins

Zimmer zurückschleicht, so leise und langsam wie ein geschlagenes Wesen, ein Hund vielleicht, irgendeine ungeliebte Kreatur, die nur existiert, um misshandelt zu werden, und dann das Knarren des Bettes, als er sich hineinlegt.

Die lange, hässliche Nacht kriecht weiter voran, und er schläft, ein leichter, verstohlener Schlummer, und als er aufwacht, ist es noch nicht ganz Tag, aber er zieht seine Laufkleidung

**und seine Joggingsschuhe
an, geht, von der
Erschöpfung
ausgewrungen, nach
draußen und versucht
dabei, an gar nichts zu
denken. Beim Laufen
vernebeln ihm immer
wieder Tränen die Sicht, ob
von der Kälte oder von
allem anderen, und er reibt
sich wütend die Augen,
läuft weiter, zwingt sich,
schneller zu rennen, saugt
den Wind in tiefen,
anstrengenden Zügen ein,**

**fühlt ihn in seiner Lunge
brennen. Wieder zurück,
geht er in ihr Zimmer, wo
Jude noch immer
zusammengerollt auf seiner
Seite des Bettes liegt, und
eine Sekunde lang stellt er
sich vor, er sei tot, und ein
Schreck durchfährt ihn,
und er will gerade seinen
Namen sagen, als Jude sich
im Schlaf leicht bewegt,
und er geht stattdessen ins
Badezimmer und duscht,
steckt seine Laufsachen in
die Tasche, zieht normale**

**Straßenkleidung an,
schließt die
Schlafzimmertür beim
Hinausgehen leise hinter
sich und geht in die Küche.
Dort trifft er auf Harold,
der ihm eine Tasse Kaffee
anbietet, wie er es immer
tut, und wie jedes Mal seit
er mit Jude zusammen ist,
schüttelt er den Kopf,
obwohl der Duft von
Kaffee - seine holzige,
borkige Wärme - ihn in
diesem Moment mit einem
geradezu unbändigen**

Verlangen erfüllt. Harold weiß nicht, warum er aufgehört hat, Kaffee zu trinken, nur dass er es getan hat, und er versucht immer, ihn, wie er sagt, auf den Pfad der Untugend zurückzuführen, und auch wenn er sonst mit ihm darüber scherzen würde, tut er es an diesem Morgen nicht. Er kann Harold nicht einmal ansehen, so sehr schämt er sich. Und er ärgert sich auch, über Harolds unausgesprochene,

**aber, wie er spürt,
unumstößliche
Überzeugung, dass er
immer weiß, wie mit Jude
umzugehen ist; über die
Enttäuschung, die
Geringschätzung, die
Harold ihm gegenüber
gewiss empfinden würde,
wenn er wüsste, was er in
der Nacht gesagt und getan
hat.**

**»Du siehst nicht
besonders gut aus«, sagt
Harold zu ihm.**

»Es geht mir auch nicht

**besonders gut«, sagt er.
»Harold, es tut mir wirklich
leid. Kit hat mir gestern
Abend eine SMS geschickt:
Ein Regisseur, den ich
nächste Woche treffen
wollte, reist schon heute
Abend aus New York ab; ich
muss heute noch in die
Stadt zurück.«**

**»O nein, Willem,
wirklich?«, beginnt Harold,
und dann kommt Jude
herein, und Harold sagt:
»Willem sagt, ihr müsst
gleich fahren.«**

»Du kannst hierbleiben«, sagt er zu Jude, ohne den Blick von der Scheibe Toastbrot zu heben, die er mit Butter bestreicht.

»Behalt das Auto. Aber ich muss zurück.«

»Nein«, sagt Jude nach kurzem Schweigen. »Ich sollte auch zurückfahren.«

»Was soll denn das für ein Thanksgiving sein? Ihr kommt nur zum Essen und haut gleich wieder ab? Was soll ich denn jetzt mit dem Truthahn machen?«, sagt

**Harold, aber seine
theatralische Empörung ist
vergleichsweise verhalten,
und Willem merkt, wie er
sie abwechselnd ansieht,
während er herauszufinden
versucht, was gerade
passiert, was schiefgelaufen
ist.**

**Während er darauf wartet,
dass Jude fertig ist,
versucht er, mit Julia
Smalltalk zu betreiben und
Harolds unausgesprochene
Fragen zu ignorieren. Er
geht als Erster zum Auto,**

um klarzumachen, dass er am Steuer sitzen wird, und als er sich verabschiedet, sieht Harold ihn an und öffnet den Mund, um ihn gleich wieder zu schließen und ihn stattdessen zu umarmen. »Fahrt vorsichtig«, sagt er.

Im Auto brodelt es in ihm, und er beschleunigt immer weiter und ermahnt sich dann, wieder abzubremesen. Es ist noch nicht einmal acht Uhr an Thanksgiving, und der Highway ist leer.

Neben ihm sitzt Jude von ihm abgewandt, das Gesicht an die Scheibe gelehnt: Willem hat ihn noch nicht angesehen, weiß nicht, welche Miene er aufgesetzt hat, kann die dunklen Ränder unter seinen Augen nicht sehen, die, wie er von Andy weiß, ein deutliches Anzeichen dafür sind, dass Jude sich in letzter Zeit zu viel geritzt hat. Mit jedem Kilometer wächst sein Ärger an und lässt wieder nach: Mal denkt er daran, wie

Jude ihn anlügt - er lügt ihn ständig an, so wird ihm klar -, und die Wut steigt in ihm auf wie siedendes Öl. Und dann wieder denkt er daran, was er gesagt und wie er sich benommen hat und an die gesamte Situation, daran, dass der Mensch, den er liebt, sich selbst so furchtbar schlecht behandelt, und er verspürt so große Reue, dass er das Lenkrad fest umklammern muss, um sich aufs Fahren zu konzentrieren. Er denkt:

**Hat er recht? Ist er für mich
wirklich so etwas wie
Hemming? Und dann denkt
er: Nein. Das redet Jude
sich ein, weil er nicht
begreifen kann, dass
jemand mit ihm zusammen
sein will. Es ist nicht wahr.
Aber diese Klärung trägt
nicht dazu bei, dass es ihm
bessergeht; stattdessen wird
ihm nur noch elender.**

**Kurz hinter New Haven
hält er an. Normalerweise
ist die Fahrt durch New
Haven für ihn immer die**

Gelegenheit, ihre liebsten Geschichten aus der Zeit der Graduate School aufleben zu lassen, als er mit JB zusammengewohnt hatte: wie JB und der asiatische Henry Young ihn gezwungen hatten, ihnen dabei zu helfen, ihre Guerilla-Ausstellung baumelnder gehäuteter Tierkadaver vor dem medizinischen Fachbereich aufzuhängen. Wie JB sich seine Dreadlocks abgeschnitten und ihm

Waschbecken hatte liegen lassen, bis Willem sie nach zwei Wochen endlich beseitigt hatte. Wie JB und er geschlagene vierzig Minuten lang zu Technomusik getanzt hatten, damit JB's Freund Greig, ein Videokünstler, sie dabei filmen konnte. »Erzähl mir, wie JB Richards Badewanne mit Kaulquappen gefüllt hat«, sagte Jude dann immer mit einem erwartungsfrohen Grinsen. »Erzähl mir von

deinem Date mit dieser Lesbe.« - »Erzähl mir, wie JB diese feministische Orgie gesprengt hat.« Aber heute sagt keiner von ihnen etwas, und sie rollen schweigend durch New Haven hindurch.

Er steigt aus, um zu tanken und zur Toilette zu gehen. »Ich halte dann nicht mehr an«, sagt er zu Jude, der keine Anstalten gemacht hat, sich zu bewegen, aber Jude schüttelt nur den Kopf, und

**Willem schlägt die Tür zu,
erneut von seiner Wut
übermannt.**

**Sie sind vor Mittag in der
Greene Street, und sie
steigen schweigend aus dem
Auto und schweigend in den
Fahrstuhl, betreten
schweigend die Wohnung.
Er trägt ihre Tasche ins
Schlafzimmer; er hört, wie
Jude sich hinter ihm
hinsetzt und etwas auf dem
Klavier zu spielen beginnt -
Schumann, erkennt er,
Fantasie C-Dur: ein ziemlich**

schwungvolles Stück für einen, der so matt und hilflos ist, denkt er säuerlich -, und merkt, dass er die Wohnung verlassen muss.

Er zieht nicht einmal den Mantel aus, geht nur mit seinem Schlüsselbund in der Hand ins Wohnzimmer. »Ich gehe noch weg«, sagt er, aber Jude hört nicht auf zu spielen. »Hörst du mich?«, schreit er. »Ich gehe.«

Da hebt Jude den Blick

und hört auf zu spielen.

»Wann kommst du wieder?«, fragt er leise, und Willem fühlt seine Entschlossenheit schwinden.

Doch dann fällt ihm wieder ein, wie wütend er ist. »Ich weiß es nicht«, sagt er. »Du musst nicht wach bleiben.« Er drückt den Fahrstuhlknopf. Eine kurze Pause, dann spielt Jude weiter.

Und dann ist er draußen in der Welt, und alle

**Geschäfte sind geschlossen,
und in SoHo herrscht Stille.
Er läuft zum West Side
Highway, geht ihn
schweigend entlang, seine
Sonnenbrille auf der Nase,
den Schal, den er in Jaipur
gekauft hat und dessen
Kaschmirwolle so weich ist,
dass sie sich an den
kleinsten Barthaaren
verhakt, um den
unrasierten, stoppeligen
Hals geschlungen. Er läuft
und läuft; später wird er
sich nicht einmal daran**

erinnern, was er gedacht hat, ob er überhaupt irgendetwas gedacht hat. Als er hungrig wird, dreht er nach Osten ab, um sich ein Stück Pizza zu kaufen, das er auf der Straße isst, ohne seinem Geschmack besondere Beachtung zu schenken, bevor er wieder zum Highway zurückkehrt. Das ist meine Welt, denkt er, als er am Fluss steht und über ihn hinweg nach New Jersey schaut. Das ist meine kleine Welt, und ich weiß

**nicht, was ich in ihr
anfangen soll. Er fühlt sich
gefangen, aber wie kann er
sich gefangen fühlen, wenn
er nicht einmal das
bisschen Raum bewältigen
kann, das er bewohnt? Wie
kann er auf mehr hoffen,
wenn er nicht begreifen
kann, was er zu begreifen
glaubte?**

**Die Nacht bricht abrupt
und schnell an, der Wind
frischt auf, und er läuft
immer weiter. Er will
Wärme, Nahrung, einen**

Raum voller lachender Menschen. Aber er bringt es nicht über sich, ein Restaurant zu betreten, nicht allein, nicht an Thanksgiving, nicht in seiner Stimmung: Er wird erkannt werden, und ihm fehlt die Energie für den Smalltalk, die Jovialität, die Liebenswürdigkeit, die Begegnungen dieser Art erfordern. Seine Freunde haben ihn immer wegen seiner behaupteten Unsichtbarkeit geneckt,

seiner Vorstellung, dass er seine eigene Sichtbarkeit, seine Erkennbarkeit irgendwie beeinflussen kann, aber er hatte wirklich daran geglaubt, auch wenn alle Anzeichen dagegensprachen. Jetzt sieht er in diesem Glauben einen weiteren Beleg für die Selbsttäuschung, der er unterliegt, dafür, dass er permanent so tut, als würde die Welt sich seiner Sicht auf sie unterordnen: dass Jude gesund werden wird,

weil er es so will. Dass er ihn versteht, weil er sich einbildet, es zu tun. Dass er durch SoHo gehen kann, ohne dass jemand merkt, wer er ist. Doch in Wahrheit ist er ein Gefangener: ein Gefangener seiner Arbeit, seiner Beziehung und vor allem seiner eigenen mutwilligen Naivität.

Schließlich kauft er sich ein Sandwich und nimmt ein Taxi Richtung Süden, in die Perry Street, zu seiner Wohnung, die kaum noch

seine ist: In einigen Wochen wird sie es gar nicht mehr sein, weil er sie an Miguel verkauft hat, seinen Freund aus Spanien, der noch länger in den Vereinigten Staaten bleibt. Aber heute ist sie es noch, und er schließt die Tür auf, vorsichtig, als könnte die Wohnung verfallen sein, als könnte sie Monster hervorgebracht haben, seit er zuletzt dort gewesen war. Es ist noch früh, aber er zieht sich trotzdem aus,

nimmt Miguels Kleidung von Miguels Chaiselongue und Miguels Decke von Miguels Bett, legt sich auf die Chaiselongue, lässt die Hilflosigkeit und den Aufruhr des Tages - nur ein einziger Tag, und doch ist so viel passiert - von sich abfallen und weint.

Während er weint, klingelt sein Telefon, und er steht auf und rechnet damit, dass es Jude ist, aber er ist es nicht: Es ist Andy.

»Andy«, sagt er

schluchzend, »ich hab Scheiße gebaut, ich hab richtig Scheiße gebaut. Ich habe etwas Schreckliches gemacht.«

»Willem«, sagt Andy sanft. »Ich bin sicher, es ist nicht so schlimm, wie du glaubst. Du bist ganz bestimmt zu streng mit dir selbst.«

Also erzählt er Andy alles, erklärt ihm zögernd, was passiert ist, und als er geendet hat, schweigt Andy. »Ach, Willem«, seufzt er dann, aber er klingt nicht

wütend, nur traurig. »Okay. Es *ist* so schlimm, wie du geglaubt hast«, und aus irgendeinem Grund bringt ihn das ein wenig zum Lachen, aber dann lässt es ihn auch aufstöhnen.

»Was soll ich machen?«, fragt er, und Andy seufzt wieder.

»Wenn du bei ihm bleiben willst, solltest du nach Hause gehen und mit ihm reden«, sagt er langsam. »Und wenn du *nicht* bei ihm bleiben willst - solltest du

trotzdem nach Hause gehen und mit ihm reden.« Er verstummt kurz. »Willem, es tut mir wirklich leid.«

»Ich weiß«, sagt er. Und dann, als Andy sich verabschiedet, unterbricht er ihn. »Andy«, sagt er, »sei ehrlich: Ist er psychisch krank?«

Es folgt eine sehr lange Stille, bevor Andy sagt: »Ich glaube es nicht, Willem. Oder besser gesagt: Ich glaube nicht, dass mit seiner Körperchemie etwas

nicht stimmt. Ich glaube, sein Irrsinn ist komplett menschengemacht.« Er schweigt. »Bring ihn zum Reden, Willem«, sagt er dann. »Wenn er mit dir redet, wirst du ... ich glaube, dann wirst du verstehen, warum er so ist, wie er ist.« Und auf einmal muss er nach Hause, und er zieht sich an und hastet aus der Tür, hält ein Taxi an und steigt ein, steigt aus und steigt in den Fahrstuhl, öffnet die Tür und betritt

die Wohnung, in der Stille herrscht, eine beunruhigende Stille. Auf dem Weg war ihm plötzlich in den Sinn gekommen, und es hatte sich wie eine Vorahnung angefühlt, Jude sei gestorben, habe sich umgebracht, und er rennt durch die Wohnung und schreit seinen Namen.

»Willem?«, hört er, und er rennt durch das Schlafzimmer mit dem noch unberührten Bett darin, und dann sieht er Jude, der

zusammengerollt in der hinteren linken Ecke des Ankleidezimmers auf dem Boden liegt, das Gesicht zur Wand gerichtet. Aber er fragt sich nicht, warum er dort ist, lässt sich nur neben ihm zu Boden sinken. Er weiß nicht, ob er ihn berühren darf, aber er tut es trotzdem, schlingt die Arme um ihn. »Es tut mir leid«, sagt er zu Judes Hinterkopf. »Es tut mir so leid, es tut mir so leid. Ich habe es nicht so gemeint -

ich wäre völlig verzweifelt, wenn du dir etwas antun würdest. Ich *bin* völlig verzweifelt.« Er atmet aus. »Und ich hätte dich niemals körperlich angreifen dürfen. Jude, es tut mir so leid.«

»Mir tut es auch leid«, flüstert Jude, und dann schweigen sie. »Was ich gesagt habe, tut mir leid. Es tut mir leid, dass ich dich angelogen habe, Willem.«

**Sie schweigen lange.
»Weißt du noch, wie du mal**

zu mir gesagt hast, du hättest Angst, für mich nur eine Aneinanderreihung von bösen Überraschungen zu sein?«, fragt er ihn, und Jude nickt leicht. »Das bist du nicht«, sagt er zu ihm. »Das bist du nicht. Aber mit dir zusammen zu sein ist so, als wäre man inmitten einer fantastischen Landschaft«, fährt er langsam fort. »Man hält es für einen Wald, und dann verwandelt sich der Wald plötzlich in eine Wiese oder einen Dschungel oder

**eisige Klippen. Und sie sind
alle wunderschön, aber
auch seltsam, und man hat
keine Landkarte, und man
weiß gar nicht, wie man so
schnell von einem Gebiet
ins andere gelangt ist, und
man weiß nicht, wann der
nächste Übergang kommt,
und man hat nicht die
notwendige Ausrüstung.
Also läuft man weiter und
versucht sich beim Laufen
an die Umgebung
anzupassen, aber man weiß
nicht, was man dafür tun**

muss, und oft macht man Fehler, schlimme Fehler. So fühlt es sich manchmal an.«

Sie schweigen. »Dann sagst du im Grunde«, sagt Jude schließlich, »du sagst im Grunde, dass ich Neuseeland bin.«

Er braucht eine Sekunde, um zu merken, dass Jude einen Scherz macht, und als er es tut, beginnt er zu lachen, unbändig, voller Erleichterung und Schmerz, und er dreht Jude zu sich und küsst ihn. »Ja«, sagt er.

»Ja, du bist Neuseeland.«

Dann verstummen sie wieder und werden wieder ernst, aber zumindest sehen sie einander jetzt an.

»Wirst du gehen?«, fragt Jude so leise, dass Willem ihn kaum hört.

Er öffnet den Mund; schließt ihn. Bei allem, was er während des vergangenen Tages und der vergangenen Nacht gedacht hat, hat er seltsamerweise nie in Erwägung gezogen, ihn zu verlassen, und jetzt

denkt er darüber nach.
»Nein«, sagt er. Und dann:
»Ich glaube nicht«, und er
sieht zu, wie Jude die Augen
schließt und sie wieder
öffnet und nickt. »Jude«,
sagt er, und die Worte
fliegen seinem Mund zu,
während er sie ausspricht,
und während er redet, weiß
er, dass er das Richtige tut.
»Ich glaube, du brauchst
Hilfe - eine Art Hilfe, von
der ich nicht weiß, wie ich
sie leisten könnte.« Er holt
Atem. »Ich möchte, dass du

dich entweder selbst einweist oder zweimal die Woche zu Dr. Loehmann gehst.« Er sieht Jude lange an; sein Gesicht verrät nicht, was er denkt.

»Und was, wenn ich keins von beidem will?«, fragt Jude. »Verlässt du mich dann?«

Er schüttelt den Kopf. »Jude, ich liebe dich«, sagt er. »Aber ich kann ... ich kann dein Verhalten nicht einfach so tolerieren. Ich kann nicht bei dir bleiben

und schweigend zuschauen, wie du dir das antust, wenn ich das Gefühl habe, dass du mein Bleiben als eine Art unausgesprochene Zustimmung interpretierst. Also. Ja. Ich glaube, das würde ich tun.«

Sie schweigen wieder, und Jude dreht sich um und legt sich auf den Rücken.

»Wenn ich dir erzähle, was mir passiert ist«, beginnt er zögernd, »wenn ich dir alles sage, worüber ich nicht reden kann - wenn ich es

dir sage, Willem, muss ich dann immer noch zu einem Arzt gehen?«

Er sieht ihn an und schüttelt wieder den Kopf. »Ach, Jude«, sagt er. »Ja. Ja, das musst du. Aber ich hoffe, du wirst es mir trotzdem erzählen, das hoffe ich wirklich. Egal, was es ist; egal, was es ist.«

Wieder schweigen sie, und diesmal wird das Schweigen zu Schlaf, und ihre Körper fügen sich aneinander, und sie schlafen und schlafen,

bis Willem Judes Stimme hört, die zu ihm spricht, und dann wird er wach und lauscht dem, was Jude erzählt. Es wird mehrere Stunden dauern, weil Jude manchmal nicht weitersprechen kann, und Willem wird warten und ihn so fest an sich drücken, dass Jude nicht atmen kann. Zweimal wird er versuchen, sich freizukämpfen, und Willem wird ihn zu Boden drücken und ihn dort festhalten, bis er sich

wieder beruhigt. Weil sie im Ankleidezimmer sind, wissen sie nicht, wie spät es ist, nur dass ein Tag gekommen und gegangen ist, weil sie gesehen haben, wie sich von Schlafzimmer und Bad aus flache Sonnentepiche in die Türöffnungen des Ankleidezimmers hinein ausrollten. Er wird sich Geschichten anhören, die unvorstellbar sind, die entsetzlich sind; dreimal wird er sich entschuldigen,

**ins Bad gehen und sein
Gesicht im Spiegel
studieren und sich in
Erinnerung rufen, dass er
nur den Mut finden muss,
zuzuhören, auch wenn er
sich die Ohren und Jude
den Mund zuhalten will, um
den Geschichten ein Ende
zu bereiten. Er wird Judes
Hinterkopf studieren, weil
Jude ihn nicht ansehen
kann, und sich vorstellen,
wie der Mensch, den er zu
kennen glaubt, in Trümmer
zerfällt und Staubwolken**

**um ihn herum aufwallen,
während ihn Mannschaften
von Kunsthandwerkern in
der Nähe wieder
aufzubauen versuchen, aus
einem anderen Material, in
einer anderen Form, als ein
anderer Mensch als der, der
jahrelang dagestanden hat.
Immer weiter ziehen die
Geschichten und
hinterlassen Schmutz und
Verderben: Blut und
Knochen und Krankheit
und Elend. Nachdem Jude
ihm von der Zeit mit Bruder**

Luke erzählt hat, wird Willem ihn noch einmal fragen, ob er beim Sex auch nur die geringste Freude empfindet, wenigstens manchmal, und er wird die vielen langen Minuten hindurch warten, bis Jude sagt, dass er es nicht tut, dass er es hasst, dass er es schon immer getan hat, und er wird nicken, am Boden zerstört, aber erleichtert, die wahre Antwort zu kennen. Und dann wird er ihn, ohne zu wissen, wo die

Frage sich versteckt hatte, fragen, ob er sich überhaupt zu Männern hingezogen fühlt, und Jude wird schweigen und ihm dann sagen, dass er sich nicht sicher sei, dass er immer Sex mit Männern gehabt und daher angenommen habe, es werde wohl immer so sein. »Würdest du denn gern einmal mit einer Frau Sex haben?«, wird er ihn fragen, um zu sehen, wie Jude nach einer weiteren

langgezogenen Stille den Kopf schüttelt. »Nein«, wird er sagen. »Es ist zu spät für mich, Willem«, und er wird ihm sagen, dass es das nicht sei, dass es Mittel und Wege gebe, ihm zu helfen, aber Jude wird wieder den Kopf schütteln. »Nein«, wird er sagen. »Nein, Willem, mir reicht es. Ich habe genug«, und die Wahrheit, die sich dahinter verbirgt, wird ihn treffen wie eine Ohrfeige, und er wird verstummen. Sie werden wieder schlafen,

**und diesmal werden seine
Träume fürchterlich sein.
Er wird träumen, dass er
einer der Männer in den
Motelzimmern ist, er wird
begreifen, dass er sich wie
einer von ihnen benommen
hat; er wird aus Albträumen
erwachen, und es wird an
Jude sein, ihn zu beruhigen.
Schließlich werden sie vom
Boden aufstehen - es wird
Samstagnachmittag sein,
und sie werden seit
Donnerstagabend im
Ankleidezimmer gelegen**

**haben - und duschen und
etwas essen, etwas Warmes,
Trostreiches, und dann
werden sie von der Küche
direkt ins Arbeitszimmer
gehen, wo er zuhören wird,
wie Jude Dr. Loehmann eine
Nachricht hinterlässt,
dessen Karte Willem all die
Jahre in seinem
Portemonnaie aufbewahrt
hat und jetzt aufs Stichwort
hervorzaubert, und von dort
aus ins Bett, und sie werden
daliegen und einander
ansehen und beide Angst**

davor haben, den anderen etwas zu fragen: er Jude, ob dieser seine Geschichte zu Ende erzählen will; Jude ihn, wann er gehen wird, denn dass er gehen wird, scheint jetzt unvermeidlich zu sein, nur mehr eine Frage der Logistik.

Immer weiter starren sie sich an, bis Judes Gesicht für ihn beinahe nicht mehr wie ein Gesicht aussieht: Es ist nur noch eine Reihe von Farben, von Flächen, von Formen, die so angeordnet

wurden, dass sie anderen Menschen ein gutes Gefühl geben, ihrem Besitzer jedoch gar nichts. Er weiß nicht, was er tun wird. Ihm schwindelt von dem, was er gehört hat, von der Erkenntnis, wie falsch all seine Vorstellungen waren, von der Unerbittlichkeit, mit der sein Verständnis über alles Vorstellbare hinaus gedehnt wird, dem Wissen, dass all seine sorgsam instand gehaltenen Denkgebäude nun bis auf

die Grundfeste zerstört sind.

Doch jetzt im Moment sind sie in ihrem Bett, in ihrem Zimmer, in ihrer Wohnung, und er streckt den Arm aus und nimmt Judes Hand, hält sie sanft in seiner.

»Du hast mir erzählt, wie du nach Montana gekommen bist«, hört er sich sagen. »Jetzt erzähl mir: Was ist dann passiert?«



Er dachte selten an seine Flucht nach Philadelphia zurück, denn sie hatte sich zu einer Zeit ereignet, in der er sich selbst so entfremdet gewesen war, dass ihm sein eigenes Leben traumartig und nicht ganz real erschien; es hatte in jenen Wochen Momente gegeben, da hatte er die Augen geöffnet und hätte nicht sagen können, ob das, was gerade geschehen war, wirklich geschehen war, oder ob er es sich nur

eingebildet hatte. Sie war eine nützliche Fertigkeit gewesen, diese anhaltende und unerschütterliche Mondsüchtigkeit, und sie hatte ihn geschützt, doch wie seine Fähigkeit zu vergessen hatte ihn auch diese Fähigkeit irgendwann verlassen, und er hatte sie nie zurückgewonnen.

Zum ersten Mal hatte er diese Aussetzer im Heim bemerkt. Nachts wurde er manchmal von einem der Betreuer geweckt, und dann

folgte er ihnen ins Büro, wo einer von ihnen immer Dienst hatte, und tat, was sie von ihm verlangten. Wenn sie fertig waren, wurde er zurück in sein Zimmer gebracht - einen kleinen Raum mit einem Etagenbett, das er sich mit einem geistig behinderten Jungen teilte, der langsam und dick war, stets verängstigt aussah und zu Wutausbrüchen neigte und den die Betreuer, wie er wusste, auch manchmal

**nachts mitnahmen - und
wieder eingeschlossen. Die
Betreuer benutzten einige
von ihnen, aber von seinem
Zimmernachbarn
abgesehen, wusste er nicht,
wer die anderen Jungen
waren, nur dass es sie gab.
Er blieb während dieser
Sitzungen nahezu stumm,
und während er dort kniete
oder hockte oder lag,
dachte er an ein rundes
Zifferblatt, dessen
Minutenzeiger ungerührt
seine Runden drehte, und**

**zählte die Umdrehungen,
bis es vorbei war. Aber er
bettelte nie, er flehte nie.
Er versuchte nie zu
verhandeln, leistete keine
Schwüre und weinte nicht.
Ihm fehlte die Kraft dazu,
ihm fehlte die
Überzeugung - er hatte sie
nicht länger, nicht mehr.**

**Sein Wochenende bei den
Learys lag einige Monate
zurück, als er auszubrechen
versuchte. Montags,
dienstags, mittwochs und
freitags wurde er am**

Community College
unterrichtet, und an diesen
Tagen erwartete ihn immer
einer der Betreuer auf dem
Parkplatz, um ihn ins Heim
zurückzubringen. Er
fürchtete das Ende des
Unterrichts, er fürchtete
die Fahrten zurück ins
Heim: Er wusste nie,
welcher der Betreuer auf
ihn warten würde, und
wenn er den Parkplatz
erreichte und sah, um wen
es sich handelte,
verlangsamte er manchmal

seinen Schritt, aber es war, als wäre er ein Magnet, etwas, das nicht durch einen Willen, sondern durch Ionen gesteuert wurde, und es zog ihn in das Auto hinein.

Doch eines Nachmittags - das war im März, kurz vor seinem vierzehnten Geburtstag - war er um die Ecke gebogen, hatte den Betreuer gesehen, einen Mann namens Rodger, den grausamsten, gnadenlosesten,

bösartigsten von ihnen, und war stehen geblieben. Zum ersten Mal seit Langem hatte etwas in ihm Widerstand geleistet, und statt weiter auf Rodger zuzugehen, war er langsam in den Korridor zurückgewichen, und dann, als er sich sicher war, außer Sichtweite zu sein, war er losgerannt.

Er war nicht darauf vorbereitet, er hatte keinen Plan, aber irgendein verborgener, hitziger Teil

von ihm hatte offenbar Beobachtungen angestellt, während der Rest seines Verstands sich in seinem weichen, flauschigen Schlummer eingeigelt hatte, und er stellte fest, dass er auf das naturwissenschaftliche Labor zurannte, das gerade renoviert wurde, und dann unter einem Vorhang aus blauen Plastikplanen hindurch, die eine der entblößten Seitenwände des Gebäudes bedeckten, um

sich schließlich in den knapp einen halben Meter breiten Hohlraum zu zwängen, der zwischen der verfallenden Innenwand und der neuen Zementhülle lag, die um sie herum gebaut wurde. Der Platz reichte ihm gerade, um sich hineinzquetschen, und er verbarg sich so tief darin, wie er konnte, manövrierte sich vorsichtig in eine waagrechte Position, achtete darauf, dass seine Füße nicht zu sehen waren.

Während er dort lag, versuchte er zu entscheiden, wie es weitergehen sollte. Rodger würde auf ihn warten, und dann, wenn er nicht käme, würden sie irgendwann nach ihm suchen. Doch wenn er es schaffte, die Nacht über hierzubleiben, wenn es ihm gelang zu warten, bis um ihn herum alles ruhig war, dann würde er flüchten können. Weiter kam er in seinen Gedanken nicht, doch er war

immerhin klug genug, um zu erkennen, dass seine Chancen schlecht standen: Er hatte kein Essen und kein Geld, und auch wenn es erst siebzehn Uhr war, war es bereits sehr kalt. Er fühlte, wie sein Rücken, seine Beine, seine Handflächen, alle Teile seines Körpers, die gegen den Stein gedrückt waren, taub wurden, wie seine Nerven sich in tausend Nadelstiche verwandelten. Doch zum ersten Mal seit

Monaten fühlte er auch, wie sein Verstand erwachte, zum ersten Mal seit Jahren empfand er den schwindelerregenden Kitzel, der damit einherging, eine eigene Entscheidung fällen zu können, wie falsch oder schlecht durchdacht oder unplausibel sie auch sein mochte. Mit einem Mal fühlten sich die Nadelstiche nicht mehr wie eine Bestrafung, sondern wie eine Jubelfeier an, wie

**Hunderte von
Miniaturfeuerwerken, die
mit ihm und für ihn
explodierten, als wollte sein
Körper ihn daran erinnern,
wer er war und was noch
immer ihm gehörte: er
selbst.**

**Es dauerte zwei Stunden,
bis der Hund des
Wachmanns ihn fand und er
an den Füßen herausgezerrt
wurde, während seine
Handflächen an den
Zementblöcken
entlangschrammten, an die**

er sich selbst dann noch zu klammern versuchte, obwohl er schon so durchgefroren war, dass er beim Gehen stolperte, dass seine Finger zu eisig waren, um die Autotür zu öffnen, und sobald er drinnen saß, hatte Rodger sich umgedreht und ihm ins Gesicht geschlagen, und das Blut, das aus seiner Nase lief, war dickflüssig und warm und beruhigend und schmeckte seltsam nahrhaft, wie Suppe, so als

**wäre sein Körper ein
wundersames Ding mit
Selbstheilungskräften, das
fest entschlossen war, sich
selbst zu retten.**

**Abends hatten sie ihn in
die Scheune gebracht, wie
sie es manchmal nachts
taten, und ihn so heftig
geschlagen, dass er beinahe
augenblicklich das
Bewusstsein verlor. In jener
Nacht war er ins
Krankenhaus gebracht
worden und dann noch
einmal, als sich die Wunden**

nach einigen Wochen entzündet hatten. Während dieser Zeit hatte man ihn in Ruhe gelassen, und obwohl man dem Krankenhauspersonal gesagt hatte, dass er ein Straftäter sei, dass er gestört sei, ein Problemfall und ein Lügner, waren die Schwestern nett zu ihm gewesen: Eine von ihnen, eine ältere Frau, setzte sich an sein Bett und hielt ihm ein Glas Apfelsaft mit einem Strohhalm hin, sodass er

trinken konnte, ohne den Kopf zu heben (er hatte auf der Seite liegen müssen, damit sein Rücken gereinigt und die Wunden dräniert werden konnten).

»Es ist mir egal, was du angestellt hast«, sagte sie eines Abends zu ihm, nachdem sie seine Verbände gewechselt hatte. »Das hat niemand verdient. Hast du verstanden, junger Mann?«

Dann helfen Sie mir, wollte er sagen. Bitte helfen Sie

mir. Aber er tat es nicht. Er schämte sich zu sehr.

Sie setzte sich wieder neben ihn und legte ihm die Hand auf die Stirn.

»Versuch dich zu benehmen, ja?«, sagte sie, aber ihre Stimme klang sanft. »Ich will dich hier nicht noch einmal sehen.«

Helfen Sie mir, wollte er wieder sagen, als sie aus dem Zimmer ging. Bitte. Bitte. Aber er konnte es nicht. Er sah sie niemals wieder.

Später, als Erwachsener, fragte er sich, ob er diese Krankenschwester erfunden hatte, ob er sie aus Verzweiflung heraufbeschworen hatte, ein Scheinbild der Freundlichkeit, das beinahe ebenso gut war wie das Original. Er diskutierte mit sich selbst: Hätte sie existiert, wirklich existiert, hätte sie dann nicht jemandem von ihm erzählt? Wäre nicht jemand gekommen, um ihm zu

helfen? Seine Erinnerungen an diese Zeit hatten verschwommene Konturen und waren unzuverlässig, und im Laufe der Jahre würde er begreifen, dass er immer versuchte, sein Leben, seine Kindheit im Nachhinein zu etwas Akzeptablerem, etwas Normalerem zu machen. Wenn er aus einem Traum von den Betreuern aufschreckte, versuchte er sich zu beruhigen: *Es waren nur zwei von ihnen, die dich*

benutzt haben, sagte er zu sich selbst. Vielleicht drei. Die anderen haben nichts gemacht. Sie waren nicht alle grausam zu dir. Und dann versuchte er tagelang, sich daran zu erinnern, wie viele es wirklich gewesen waren: Waren es zwei gewesen? Oder drei? Jahrelang begriff er nicht, warum das so wichtig war, warum es für ihn eine so große Rolle spielte, warum er immer mit seinen eigenen Erinnerungen stritt, so viel

Zeit darauf verwandte, die Einzelheiten der Geschehnisse zu erörtern. Und dann begriff er, dass er es tat, weil er glaubte, wenn es ihm gelänge, sich einzureden, es sei weniger schrecklich gewesen als in seiner Erinnerung, könnte er sich auch einreden, er sei weniger beschädigt und einem gesunden Zustand näher, als er befürchtete.

Schließlich war er ins Heim zurückgeschickt worden, und als er seinen

**Rücken zum ersten Mal
gesehen hatte, war er vor
dem Anblick
zurückgeschreckt, war so
rasch vor dem
Badezimmerspiegel
zurückgewichen, dass er auf
einigen nassen Fliesen
ausrutschte und hinfiel. In
jenen ersten Wochen nach
seiner Züchtigung, als das
Narbengewebe noch im
Begriff war, sich zu bilden,
hatte es auf seinem Rücken
einen angeschwollenen
Fleischhügel entstehen**

lassen, und beim Mittagessen saß er allein, und die älteren Jungen schossen mit feuchten, aus Stücken von Papierservietten geformten Kügelchen darauf, versuchten sie davon abprallen zu lassen wie von einer Zielscheibe und johlten, wenn sie trafen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er nie ernsthaft über sein äußeres Erscheinungsbild nachgedacht. Er wusste, dass er hässlich war. Er

wusste, dass er zerstört war. Er wusste, dass er krank war. Aber er hatte sich nie als grotesk betrachtet. Doch jetzt tat er es. Es schien in seinem Leben eine feste Größe zu geben: dass es mit ihm jedes Jahr weiter bergab ging - dass er immer widerlicher wurde, immer verkommener. Mit jedem Jahr schwand sein Anrecht darauf, sich menschlich nennen zu dürfen; mit jedem Jahr war er weniger Mensch. Doch es kümmerte

ihn nicht länger; er konnte nicht zulassen, dass es ihn kümmerte.

Aber es war nicht leicht, in Gleichgültigkeit zu leben, und er stellte fest, dass es ihm merkwürdig schwerfiel, Bruder Lukes Versprechen zu vergessen, dass sein altes Leben aufhören und sein neues beginnen werde, wenn er sechzehn wurde. Er wusste nur zu gut, dass Bruder Luke ihn belogen hatte, aber er konnte nicht

**aufhören, daran zu denken.
Sechzehn, sage er in der
Nacht zu sich sagen.
Sechzehn. Wenn ich
sechzehn bin, wird das hier
ein Ende haben.**

**Er hatte Bruder Luke
einmal gefragt, wie ihr
Leben aussehen würde,
wenn er dann sechzehn
wäre. »Du wirst aufs College
gehen«, hatte Luke ohne
Zögern gesagt, und er hatte
es begeistert aufgenommen.
Er hatte gefragt, auf
welches College er gehen**

werde, und Luke hatte dasjenige genannt, das er selbst besucht hatte (wobei er, als er wirklich dort gelandet war, nach Aufzeichnungen über Bruder Luke - Edgar Wilmot - gesucht und keinen Hinweis darauf gefunden hatte, dass er die Schule besucht habe, und er war erleichtert gewesen, erleichtert, nichts mit dem Bruder gemein zu haben, auch wenn er es gewesen war, der ihn daran hatte

glauben lassen, dass er eines Tages dort studieren werde). »Ich ziehe auch nach Boston«, sagte Luke. »Und weil wir verheiratet sein werden, werden wir in einer Wohnung außerhalb des Campus leben.«

Manchmal sprachen sie darüber: über die Kurse, die er belegen würde, die Dinge, die Bruder Luke getan hatte, als er auf dem College gewesen war, die Orte, die sie nach seinem Abschluss bereisen würden.

»Vielleicht werden wir eines Tages einen gemeinsamen Sohn haben«, sagte Luke einmal, und er erstarrte, denn ohne dass Luke es gesagt hatte, wusste er, dass Luke mit diesem Phantomsohn tun würde, was ihm angetan worden war, und er erinnerte sich daran, wie er gedacht hatte, dass das niemals geschehen werde, dass er dafür sorgen werde, dass dieses Geisterkind, dieses nicht existierende Kind niemals

existierte, dass er niemals ein anderes Kind in Lukes Nähe kommen lassen werde. Er erinnerte sich daran, wie er gedacht hatte, dass er diesen Sohn beschützen werde, und einen kurzen, schrecklichen Moment lang wünschte er, niemals sechzehn zu werden, weil er wusste, wenn es so weit war, würde Luke jemand anderen brauchen, und das konnte er nicht zulassen.

Doch jetzt war Luke tot. Das Phantomkind war in

**Sicherheit. Er konnte in
Frieden sechzehn werden.
Er konnte sechzehn werden
und in Sicherheit sein.**

**Die Monate vergingen.
Sein Rücken verheilte.
Nach dem Unterricht
wartete jetzt ein Wachmann
auf ihn und brachte ihn
zum Parkplatz, um dort mit
ihm auf den
diensthabenden Betreuer
zu warten. Eines Tages
gegen Ende des
Herbstsemesters sprach
sein Mathematikprofessor**

nach dem Unterricht noch mit ihm: Ob er sich schon Gedanken über das College gemacht habe? Er könne ihm helfen; er könne ihm helfen, aufgenommen zu werden - er könnte auf eine exzellente Schule gehen, eine aus der ersten Liga. Und ach, er wollte gehen, er wollte fort, er wollte aufs College. Er war in jener Zeit hin- und hergerissen zwischen Resignation, der Einsicht, dass sein Leben für immer bleiben würde,

**was es war, und der
Hoffnung, so klein und
dumm und trotzig sie auch
sein mochte, dass es etwas
anderes werden könnte. Die
Balance zwischen
Resignation und Hoffnung
verschob sich täglich,
stündlich, manchmal
minütlich. Ständig, ständig
versuchte er zu
entscheiden, wie er sein
sollte - ob er sich fügen
oder über Flucht
nachdenken sollte. In jenem
Moment hatte er seinen**

Professor angesehen, doch als er gerade antworten wollte - *Ja; ja, helfen Sie mir -*, hatte ihn etwas zurückgehalten. Der Professor war immer freundlich zu ihm gewesen, aber war an dieser Freundlichkeit nicht etwas, das ihn Bruder Luke ähneln ließ? Was, wenn ihn die Hilfe, die ihm der Professor anbot, etwas kosten würde? Er diskutierte mit sich selbst, während der Professor auf eine Antwort

wartete. *Einmal ist keinmal,*
sagte der verzweifelte Teil
von ihm, der Teil, der
fortwollte, der Teil, der die
Tage bis zu seinem
sechzehnten Geburtstag
zählte, den der andere Teil
von ihm verhöhnte. *Es ist*
nur ein weiteres Mal. Er ist nur
ein weiterer Kunde. Jetzt ist
nicht die Zeit, um deinen Stolz
wiederzuentdecken.

Doch am Ende hatte er
jene Stimme überhört - er
war so müde, so wund, so
erschöpft von den ständigen

Enttäuschungen - und den Kopf geschüttelt. »Das College ist nichts für mich«, sagte er zu dem Professor, seine Stimme dünn von der Anstrengung, die ihn die Lüge kostete. »Ich danke Ihnen. Aber ich brauche Ihre Hilfe nicht.«

»Ich glaube, du machst einen großen Fehler, Jude«, sagte sein Professor nach kurzem Schweigen.

»Versprichst du mir, noch einmal darüber nachzudenken?«, und er

hatte die Hand ausgestreckt und seinen Arm berührt, und er war zurückgezuckt, und der Professor hatte ihn mit einem sonderbaren Blick angesehen, und er hatte sich umgedreht und war aus dem Zimmer auf den Korridor gerannt, der zu flächigem Beige verschwommen war.

In der Nacht brachten sie ihn in die Scheune. Sie war früher einmal als Stall genutzt worden, diente jetzt aber der Lagerung von

**Projekten aus dem
Werkunterricht und dem
Kfz-Mechanik-Kurs - die
Boxen waren mit halb
zusammengesetzten
Vergasern, Karkassen halb
reparierter Transportwagen
und halb abgebeizten
Schaukelstühlen gefüllt, die
das Heim gewinnbringend
verkaufte. Er war in der Box
mit den Schaukelstühlen,
und als einer der Betreuer
in ihn hineinstieß, verließ
er seinen Körper und
begann zu fliegen, erhob**

sich über die Boxen und stieg zu den Dachsparren der Scheune hinauf, wo er innehielt und die Szenerie unter sich betrachtete, die Maschinenbauteile und Möbel, die wie fremdartige Skulpturen aussahen, den schmutzig-staubigen Boden und das verstreute Heu, das an das ursprüngliche Leben der Scheune erinnerte, das sie nie ganz auslöschen zu können schienen, die beiden Menschen, die eine seltsame achtbeinige

**Kreatur bildeten, einer
stumm, der andere laut,
ächzend, rammend,
lebendig. Und dann flog er
aus dem runden Fenster,
das hoch oben in die
Scheunenwand geschnitten
war, und über das Heim
hinweg, über die Felder, die
im Sommer so schön waren,
so grün und gelb vor
wildem Senf, und jetzt im
Dezember immer noch auf
ihre eigene Weise schön,
eine im Mondlicht weiß
leuchtende Fläche, der**

**Schnee so jung und frisch,
dass noch niemand
hindurchgestapft war. Über
all das flog er hinweg und
über Landschaften, von
denen er gelesen, die er
aber nie gesehen hatte,
über Berge, die so rein
aussahen, dass er sich rein
fühlte, wenn er sie nur
betrachtete, über Seen so
groß wie Ozeane, bis er
über Boston schwebte und
sich langsam trudelnd auf
die Reihe von Häusern
hinabsenkte, die das**

**Flussufer säumten, ein
ausladender Ring von
Gebäuden, durchbrochen
von grünen Rechtecken;
dorthin würde er gehen,
dort würde er neu
geschaffen werden, dort
würde sein Leben beginnen,
dort würde er so tun
können, als wäre alles
bisher Geschehene das
Leben eines anderen oder
eine Reihe von Fehlern, die
nie besprochen, nie
analysiert wurden.**

Als er wieder zu sich kam,

lag der Betreuer schlafend auf ihm. Er hieß Colin und war wie so häufig auch in dieser Nacht betrunken, und er schnaufte ihm seinen heißen, nach Hefe riechenden Atem ins Gesicht. Er war nackt; Colin trug nur einen Pullover, und eine Zeit lang lag er unter Colins Gewicht, atmete ebenfalls und wartete darauf, in sein Zimmer gebracht zu werden, wo er sich schneiden konnte.

Und dann wand er sich mit Gliedern, die sich wie von selbst bewegten, ohne nachzudenken, beinahe wie eine Marionette, unter Colin heraus, leise und schnell, zog hastig seine Kleider an, griff sich dann, wieder bevor er selbst merkte, was er tat, Colins dick gefütterte Winterjacke von dem Haken an der Innenwand der Box und schlüpfte hinein. Colin war um einiges umfangreicher als er, dicker und

muskulöser, aber er war selbst nicht viel kleiner, und die Jacke war weniger schwer, als sie aussah. Und dann hob er Colins Jeans vom Boden auf, zog die Briefftasche heraus und dann das Geld aus der Briefftasche - er zählte es nicht, aber an der Dünne des Bündels merkte er, dass es nicht viel war - und schob es in die Tasche seiner eigenen Jeans, und dann rannte er. Er war schon immer ein schneller

**Läufer gewesen, flink,
geräuschlos und zielsicher -
wenn er ihm auf der
Laufbahn zugesehen hatte,
hatte Bruder Luke immer
gesagt, er müsse ein halber
Mohikaner sein -, und jetzt
rannte er aus der Scheune,
deren Tor der funkelnden,
schweigenden Nacht
entgegenklaffte, blickte
sich beim Herauskommen
um und lief, als er
niemanden sah, auf das
Feld hinter dem Wohnheim
zu.**

Vom Wohnheim bis zur Straße waren es knapp achthundert Meter, und obwohl er nach dem, was in der Scheune geschehen war, im Normalfall unter Schmerzen gelitten hätte, fühlte er in jener Nacht keinen Schmerz, nur Euphorie, eine Überwachheit, die wie extra für diese Nacht, für dieses Abenteuer herbeigerufen schien. Am Rand des Grundstücks ließ er sich zu Boden fallen, rollte sich

**vorsichtig unter den
Stacheldraht und wickelte
die Ärmel von Colins Jacke
um seine Hände, um die
Drahtwindungen damit
nach oben zu drücken und
darunter
hindurchzurutschen. Jetzt,
in Freiheit, wurde er noch
euphorischer, und er rannte
und rannte in die Richtung,
die er als Osten erkannte,
auf Boston zu, fort vom
Heim, vom Westen, von
allem. Er wusste, dass er die
Straße, die schmal und**

**größtenteils geschottert
war, irgendwann verlassen
und auf die Fernstraße
zuhalten musste, wo er
sichtbarer, aber auch
anonymer wäre, und er lief
rasch den Hügel hinunter,
der auf den dichten
schwarzen Wald zuführte,
der zwischen der Straße
und dem Highway lag. Im
Gras zu rennen war
schwieriger, aber er tat es
trotzdem, hielt sich dicht
am Waldrand, um
hineintauchen und sich**

**hinter einem Baum
verstecken zu können, wenn
ein Auto vorbeikam.**

**Als Erwachsener, als
verkrüppelter Erwachsener
und dann als verkrüppelter
Erwachsener, der ein
wirklicher Krüppel war, der
nicht einmal mehr gehen
konnte, für den schnelles
Laufen ein Zaubertrick war,
so unmöglich wie Fliegen,
blickte er voller Staunen
auf diese Nacht zurück: wie
flink er gewesen war, wie
schnell, wie unermüdlich,**

wie erfolgreich. Er fragte sich, wie lange er in jener Nacht gerannt war - mindestens zwei Stunden, schätzte er, vielleicht drei -, obwohl er damals überhaupt nicht darüber nachgedacht hatte, sondern nur darüber, dass er so weit vom Heim wegmusste, wie er konnte. Die Sonne erschien am Himmel, und er rannte in den Wald, dem viele der Albträume der kleineren Jungen entsprangen und der so

dicht und finster war, dass es selbst ihn ängstigte, der sich sonst nie vor der Natur fürchtete, aber er war so tief hineingelaufen, wie er konnte, einerseits weil er durch den Wald hindurchmusste, um zur Fernstraße zu gelangen, und andererseits weil er wusste, dass die Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden, immer geringer wurde, je tiefer er sich hineinbegab, und schließlich hatte er sich

**einen hohen Baum
ausgesucht, einen der
höchsten, so als verspräche
seine Höhe Sicherheit, als
würde er ihn bewachen und
beschützen, hatte sich
zwischen seine Wurzeln
gekauert und geschlafen.**

**Als er erwachte, war es
wieder dunkel, aber ob es
spät am Nachmittag war
oder Abend oder früh am
Morgen, vermochte er nicht
zu sagen. Er setzte seinen
Weg zwischen den Bäumen
hindurch fort und summt**

dabei vor sich hin, um sich Mut zu machen und allem, was ihn erwartete, seine Ankunft anzukündigen und zu zeigen, dass er keine Angst hatte, und als die Wälder ihn auf der anderen Seite wieder ausspuckten, war es noch immer dunkel, sodass er wusste, dass es tatsächlich Nacht war und er den ganzen Tag über geschlafen hatte, und dieses Wissen machte ihn stärker, gab ihm Energie. *Schlaf ist wichtiger als Essen,*

ermahnte er sich, denn er war sehr hungrig, und dann wies er seine Beine an:

***Bewegt euch.* Und er bewegte sich, rannte wieder bergauf, zur Fernstraße.**

Im Wald war ihm irgendwann bewusst geworden, dass es für ihn nur einen Weg gab, nach Boston zu kommen, und so stellte er sich an den Straßenrand, und als der erste Laster anhielt und er ins Führerhaus kletterte, wusste er, was er zu tun

**haben würde, wenn der
Laster anhielt, und er tat
es. Er tat es wieder und
wieder und wieder;
manchmal gaben ihm die
Fahrer Essen oder Geld,
und manchmal taten sie es
nicht. Sie hatten sich alle
kleine Nester in den
Anhängern ihrer Lastwagen
gebaut, und dort legten sie
sich hin, und manchmal
nahmen sie ihn danach
noch etwas weiter mit, und
er schlief, während sich die
Welt unter ihm in Form**

eines unaufhörlichen Erdbebens bewegte. An Tankstellen kaufte er sich etwas zu essen und wartete, und früher oder später suchte ihn jemand aus - irgendwer tat es immer -, und er kletterte in den Lastwagen.

»Wo soll's denn hingehen?«, fragten sie ihn.

**»Boston«, sagte er dann.
»Mein Onkel wohnt dort.«**

Manchmal schämte er sich dessen, was er tat, so sehr, dass er sich hätte

übergeben können: Er wusste, dass er sich nie würde einreden können, er sei zu irgendetwas gezwungen worden; er hatte aus freien Stücken mit diesen Männern Sex gehabt, er hatte sie mit ihm anstellen lassen, was sie wollten, er war voller Enthusiasmus bei der Sache gewesen und hatte seine Sache gut gemacht. Und manchmal war er unsentimental: Er tat, was er tun musste. Es gab keine

andere Möglichkeit. Das war seine Fähigkeit, seine einzige Fähigkeit, und er setzte sie ein, um an einen besseren Ort zu gelangen. Er benutzte sich selbst, um sich selbst zu retten.

Manchmal wollten ihn die Männer länger, und sie buchten ein Motelzimmer, und er stellte sich vor, wie Bruder Luke im Badezimmer auf ihn wartete. Manchmal sprachen sie mit ihm - ich habe einen Sohn in deinem

Alter, sagten sie; ich habe eine Tochter in deinem Alter -, und er lag da und hörte ihnen zu. Manchmal sahen sie fern, bis sie noch einmal konnten. Manche von ihnen behandelten ihn grausam; manche ließen ihn fürchten, sie würden ihn umbringen oder ihn so schlimm zurichten, dass er nicht entkommen könnte, und in diesen Momenten graute es ihm, und er sehnte sich verzweifelt nach Bruder Luke, nach dem

Kloster, nach der Krankenschwester, die so nett zu ihm gewesen war. Aber die meisten waren weder grausam noch nett. Sie waren Kunden, und er gab ihnen, was sie wollten.

Jahre später, als er diese Wochen objektiver betrachten konnte, war er verblüfft über seine Dummheit, seine Kurzsichtigkeit: Warum war er nicht einfach ausgebrochen? Warum hatte er sich von dem

verdienten Geld keinen Busfahrchein gekauft? Er versuchte beharrlich, sich daran zu erinnern, wie viel er eingenommen hatte, und auch wenn er wusste, dass es nicht viel gewesen war, glaubte er doch, dass es für einen Fahrchein hätte reichen müssen, wenn schon nicht nach Boston, dann zumindest *irgendwohin*. Doch damals war ihm der Gedanke einfach nicht gekommen. Es war, als wären sein gesamter

Einfallsreichtum und jedes bisschen Mut, das er besessen hatte, während seiner Flucht aus dem Heim aufgebraucht worden und als hätte er, einmal auf sich allein gestellt, einfach andere über sein Leben bestimmen lassen, wäre einem Mann nach dem anderen gefolgt, wie er es gelernt hatte. Und von all den Veränderungen, die er dann als Erwachsener an seinem Leben herbeiführte, war es diese, die

Vorstellung, dass er seine Zukunft zumindest teilweise selbst bestimmen konnte, die am schwierigsten umzusetzen, aber auch am bereicherndsten war.

Einer der Männer hatte so schlimm gerochen und war so dick und verschwitzt gewesen, dass er beinahe seine Meinung geändert hätte, doch wenngleich der Sex auch furchtbar gewesen war, war der Mann hinterher doch nett zu ihm gewesen, hatte ihm ein

**Sandwich und eine Limo
gekauft und ihm echte
Fragen zu seiner Person
gestellt und seinen
ausgedachten Antworten
aufmerksam zugehört. Zwei
Nächte war er bei dem
Mann geblieben, und beim
Fahren hatte der Mann
Bluegrass-Musik gehört
und die Lieder
mitgesungen: Er hatte eine
angenehme Stimme gehabt,
tief und klar, und er hatte
ihm die Texte beigebracht,
und er hatte mit dem Mann**

mitgesungen, während sie über die flache Straße rollten. »Gott, hast du eine schöne Stimme, Joey«, hatte der Mann gesagt, und er hatte - wie schwach er war, wie erbärmlich! - sich von diesem Kommentar erwärmen lassen, hatte die Zuwendung verschlungen wie eine Ratte ein Stück schimmliges Brot. Am zweiten Tag hatte der Mann ihn gefragt, ob er bei ihm bleiben wolle; sie seien jetzt in Ohio, und er könne ihn

**leider nicht weiter in
Richtung Osten mitnehmen,
er fahre jetzt nach Süden,
aber wenn er weiter bei ihm
bleiben wolle, würde ihn
das freuen, er würde gut für
ihn sorgen. Er hatte das
Angebot des Mannes
ausgeschlagen, und der
Mann hatte genickt, als
hätte er schon damit
gerechnet, hatte ihm ein
kleines Bündel Geldscheine
zugesteckt und ihn geküsst,
als erster der Männer. »Viel
Glück, Joey«, sagte er, und**

später, als der Mann fort war, hatte er das Geld gezählt und festgestellt, dass es mehr war, als er gedacht hatte, mehr, als er in den zehn Tagen davor insgesamt verdient hatte. Später, als der nächste Mann brutal war, gewalttätig und grob, hatte er gewünscht, er wäre mit dem Mann mitgegangen: Mit einem Mal schien Boston weniger wichtig zu sein als Zärtlichkeit, als jemand, der ihn beschützte

und gut zu ihm war. Er beklagte die schlechte Entscheidung und die Tatsache, dass er die Menschen, die sich ihm gegenüber wirklich gut verhielten, offenbar nicht zu schätzen wusste: Wieder dachte er an Bruder Luke, daran, dass Luke ihn nie geschlagen oder angeschrien hatte; dass er ihn nie beschimpft hatte.

Irgendwann war er krank geworden, ohne zu wissen, ob seine Zeit auf der Straße

oder das Heim daran schuld war. Er sagte den Männern, sie sollten Kondome tragen, aber einige von ihnen hatten gesagt, sie würden es tun, es dann aber doch nicht getan, und er hatte sich gewehrt und geschrien, aber es hatte nichts genützt. Er wusste aus Erfahrung, dass er einen Arzt brauchen würde. Er stank; er konnte vor Schmerzen kaum gehen. Vor Philadelphia beschloss er, eine Pause zu machen -

es ging nicht anders. Er hatte ein kleines Loch in den Ärmel von Colins Jacke gerissen, seine Geldscheine zu einer Röhre gerollt und hineingestopft und das Loch dann mit einer Sicherheitsnadel verschlossen, die er in einem der Motelzimmer gefunden hatte. Er stieg aus dem letzten Lkw, wenngleich er damals nicht gewusst hatte, dass es der letzte sein würde; damals hatte er gedacht: einer

noch. Einer noch, dann bin ich in Boston. Er hasste es, so kurz vor dem Ziel anhalten zu müssen, aber er wusste, dass er Hilfe brauchte; länger ließ es sich nicht hinauszögern.

Der Fahrer hielt an einer Tankstelle kurz vor Philadelphia - er wollte nicht in die Stadt hineinfahren. Dort ging er langsam zur Toilette, wo er sich zu säubern versuchte. Die Krankheit machte ihn schlapp; er hatte Fieber.

Das Letzte, was er von diesem Tag noch wusste - es war Ende Januar gewesen, glaubte er; zu der Kälte, die noch immer herrschte, hatte sich ein nasser, beißender Wind gesellt, der ihn zu ohrfeigen schien -, war, dass er an den Rand der Tankstelle gegangen war, wo ein kleiner Baum stand, ausgedörzt, ungeliebt und allein, unter den er sich gesetzt hatte, um seinen Rücken in Colins schmutzig gewordener

**Jacke an seinen
spindeldürren, wenig
vertrauenerweckenden
Stamm zu lehnen und die
Augen zu schließen, in der
Hoffnung, wenn er etwas
schliefe, werde er
zumindest ein wenig zu
Kräften kommen.**

**Beim Aufwachen wusste
er, dass er auf der
Rückbank eines Autos lag
und dass das Auto fuhr und
dass im Autoradio Schubert
lief, und er ließ sich davon
beruhigen, weil es etwas**

war, das er kannte, etwas Vertrautes inmitten solcher Fremdheit, in einem fremden Auto, das von einem Fremden, dessen Gesicht er nicht kannte, weil er zu schwach war, um sich aufzurichten und ihn in Augenschein zu nehmen, durch eine fremde Landschaft hindurch zu einem unbekannten Ziel gefahren wurde. Als er erneut aufwachte, befand er sich in einem Zimmer, einem Wohnzimmer, und er

sah sich darin um, sah das Sofa, auf dem er lag, den Kaffeetisch, der davorstand, zwei Lehnessel, einen gemauerten Kamin, alles in Braunschattierungen gehalten. Er stand auf, noch immer benommen, aber nicht mehr so sehr wie zuvor, und bemerkte dabei einen Mann, der im Türrahmen stand und ihn betrachtete, einen Mann, der schmal und ein wenig kleiner als er war, aber einen vorstehenden Bauch

und üppige, ausladende Hüften hatte. Er trug eine Brille, deren obere Hälfte in schwarzes Plastik gefasst war, während die untere aus reinem Glas bestand, und sein Haarkranz war kurz geschoren und weich wie ein Nerzmantel.

»Komm in die Küche und iss etwas«, sagte der Mann mit einer leisen, tonlosen Stimme, und er tat es, folgte ihm langsam in eine Küche, die abgesehen von dem gefliesten Boden und

den Wänden ebenfalls braun war: brauner Tisch, braune Schränke, braune Stühle. Er setzte sich auf den Stuhl am Ende des Tisches, und der Mann stellte einen Teller mit einem Hamburger und einem Tütchen Pommes frites und ein Glas Milch vor ihn hin. »Eigentlich kaufe ich kein Fastfood«, sagte der Mann und sah ihn an.

Er wusste nicht genau, was er sagen sollte.

»Danke«, sagte er, und der Mann nickte. »Iss«, sagte er, und er tat es, und der Mann setzte sich ihm gegenüber ans Kopfende des Tisches und sah ihm zu. Normalerweise hätte ihn das verunsichert, aber in diesem Fall war er so ausgehungert, dass es ihn nicht störte.

Als er aufgegessen hatte, lehnte er sich zurück und dankte dem Mann nochmals, und der Mann nickte wieder, und dann

wurde es still.

»Du bist ein Stricher«, sagte der Mann, und er wurde rot und senkte seinen Blick auf den Tisch, auf das polierte braune Holz.

»Ja«, gab er zu.

Der Mann gab ein leises Geräusch von sich, ein kleines Schniefen. »Wie lange gehst du schon auf den Strich?«, fragte er, aber er konnte nicht antworten und schwieg. »Hm?«, sagte der Mann. »Zwei Jahre?

**Fünf Jahre? Zehn Jahre?
Dein ganzes Leben lang?«
Er war ungeduldig, oder
beinahe ungeduldig, aber
seine Stimme war sanft, und
er schrie nicht.**

**»Fünf Jahre«, sagt er, und
der Mann machte noch
einmal dasselbe Geräusch.**

**»Du hast eine
Geschlechtskrankheit«,
sagte der Mann. »Ich kann
es riechen«, und er
erschauerte und senkte
den Kopf und nickte.**

Der Mann seufzte. »Nun«,

**sagte er, »du hast Glück;
ich bin nämlich Arzt, und
zufällig habe ich ein
Antibiotikum im Haus.« Er
stand auf, trottete zu einem
der Schränke und mit einer
orangen Plastikflasche
zurück, der er eine Tablette
entnahm. »Nimm die«,
sagte er, und er tat es.
»Trink deine Milch aus«,
sagte der Mann, und er tat
es, und dann ging der Mann
hinaus, und er wartete, bis
er zurückkam. »Was ist?«,
sagte der Mann. »Komm**

mit.«

Er tat es und folgte dem Mann auf wackligen Beinen zu einer Tür gegenüber dem Wohnzimmer, die der Mann aufschloss und ihm aufhielt. Er zögerte, und der Mann schnalzte ungeduldig mit der Zunge. »Geh«, sagte er. »Es ist ein Schlafzimmer«, und er schloss erschöpft die Augen und öffnete sie wieder. Er stellte sich darauf ein, dass der Mann ihn brutal behandeln würde; die

Stillen waren immer die Brutalsten.

Als er in der Tür stand, blickte er auf eine Reihe von Treppenstufen, steil wie Leitersprossen, die in einen Keller hinunterführten, und er blieb noch einmal stehen, argwöhnisch geworden, und der Mann machte noch einmal sein seltsames insektenhaftes Geräusch und gab ihm einen Schubs, nicht fest, und er stolperte die Treppe hinunter.

Er hatte ein feuchtes, nasskaltes Verlies erwartet, in dem es von der Decke tropfte, aber es war wirklich ein Schlafzimmer, in dem eine bezogene Matratze mit einer darübergerbreiteten Decke auf einem runden blauen Läufer lag und Bücherregale aus demselben unbearbeiteten Holz, aus dem die Treppe war, die Wand zu seiner Linken säumten. Der Raum war auf die aggressive, schonungslose Weise

**beleuchtet, wie er es aus
Krankenhäusern und
Polizeistationen kannte,
und in der
gegenüberliegenden Wand
gab es ein kleines Fenster
von der Größe eines
Wörterbuchs.**

**»Ich habe dir etwas zum
Anziehen herausgelegt«,
sagte der Mann, und er sah,
dass auf der Matratze ein
gefaltetes T-Shirt und eine
gefaltete Jogginghose lagen
und daneben ein Handtuch
und eine Zahnbürste. »Das**

Bad ist dort«, sagte der Mann und zeigte auf die rechte hintere Ecke des Raums.

Und dann wandte er sich zum Gehen. »Warten Sie«, rief er dem Mann hinterher, und der Mann blieb auf der Treppe stehen und sah ihn an, und unter den Blicken des Mannes begann er sein Hemd aufzuknöpfen. Die Gesichtszüge des Mannes veränderten sich, und er nahm ein paar weitere Stufen. »Du bist krank«,

sagte er. »Du musst erst gesund werden«, und dann ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich.

In jener Nacht schlief er, vor Erschöpfung und weil es nichts anderes zu tun gab. Am nächsten Morgen wurde er wach und roch Essen, und er stand ächzend auf und ging langsam die Stufen nach oben, wo er ein Plastiktablett vorfand, auf dem ein Teller mit pochierten Eiern und zwei Speckstreifen stand,

daneben ein Brötchen, ein Glas Milch, eine Banane und eine weitere der weißen Pillen. Er war zu schwach auf den Beinen, um es nach unten zu tragen, also setzte er sich auf eine der Holzstufen, aß und nahm die Tablette. Nachdem er sich noch etwas ausgeruht hatte, stand er auf, um die Tür zu öffnen und das Tablett in die Küche zu bringen, aber der Türknauf ließ sich nicht drehen, weil die Tür

verschlossen war. In die Unterseite der Tür war ein kleines quadratisches Loch hineingeschnitten - eine Katzentür, nahm er an, auch wenn er keine Katze gesehen hatte -, und er hob den Gummivorhang an, der davorhing, und steckte seinen Kopf hindurch. »Hallo?«, rief er. Ihm fiel auf, dass er den Namen des Mannes nicht kannte, was allerdings nicht ungewöhnlich war - er kannte ihre Namen nie.

»Sir? Hallo?« Aber es kam keine Antwort, und der Stille des Hauses hörte er an, dass er allein war.

Er hätte in Panik geraten sollen, er hätte Angst bekommen sollen, doch er verspürte keines von beidem, nur aufsteigende Müdigkeit, und er ließ das Tablett am oberen Ende der Treppe stehen, ging Schritt für Schritt wieder hinunter und legte sich ins Bett, wo er wieder einschlief.

Er döste den ganzen Tag

hindurch, und als er wach wurde, stand der Mann wieder da und blickte auf ihn herab, und er setzte sich ruckartig auf.

»Abendessen«, sagte der Mann, und er folgte ihm nach oben, noch immer in der geliehenen Kleidung, die ihm an der Taille zu weit und an den Armen und Beinen zu kurz war, denn als er nach seinen eigenen Sachen gesucht hatte, waren sie nicht da gewesen. Mein Geld, dachte er, aber

er war zu benebelt, um darüber hinaus etwas denken zu können.

Wieder nahm er in der braunen Küche Platz, und der Mann gab ihm seine Tablette und stellte einen Teller mit Hackbraten, einem Klecks Kartoffelbrei und Broccoli auf den Tisch und dann noch einen für sich selbst, und sie begannen schweigend zu essen. Stille machte ihn nicht nervös - normalerweise war er froh

**darüber -, aber das
Schweigen dieses Mannes
war nach innen gewandt wie
das einer Katze, die etwas
stumm beobachtet,
beobachtet, beobachtet, so
unbeweglich, dass man
nicht weiß, worauf ihr Blick
gerichtet ist, bis sie
plötzlich aufspringt und
etwas unter ihrer Pfote
fängt.**

**»Was für ein Arzt sind
Sie?«, fragte er zaghaft, und
der Mann sah ihn an.**

»Ein Psychiater«, sagte

der Mann. »Weißt du, was das ist?«

»Ja«, sagte er.

Der Mann machte wieder sein Geräusch. »Bist du gern Stricher?«, fragte er, und unerklärlicherweise fühlte er Tränen in seinen Augen, doch dann blinzelte er, und sie verschwanden.

»Nein«, sagte er.

»Warum machst du es dann?«, fragte der Mann, und er schüttelte den Kopf. »Sprich«, sagte der Mann.

»Ich weiß es nicht«, sagte

er, und der Mann machte ein schnaufendes Geräusch. »Ich kann nichts anderes«, sagte er schließlich.

»Bist du gut darin?«, fragte der Mann, und er fühlte wieder denselben Stich und schwieg lange.

»Ja«, sagte er dann, und es war das schlimmste Geständnis, das er je abgelegt hatte, das Wort, das am schwersten zu sagen war.

Nach dem Essen brachte der Doktor ihn wieder zu

der Tür und gab ihm wieder einen leichten Stups.

»Warten Sie«, sagte er zu dem Mann, als dieser die Tür schloss. »Ich heiße Joey«, und als der Mann ihn nur anstarrte, ohne zu antworten: »Wie heißen Sie?«

Der Mann blickte ihn weiter an, aber jetzt sah er aus, als würde er beinahe lächeln oder zumindest irgendeine Miene aufsetzen. Aber dann tat er es doch nicht. »Dr. Traylor«,

sagte der Mann und zog die Tür schnell hinter sich zu, so als wäre diese Information ein Vogel, der davonfliegen könnte, wenn er nicht mit ihm dort eingeschlossen wurde.

Am nächsten Tag fühlte er sich weniger wund, weniger fiebrig. Doch als er aufstand, merkte er, dass er noch immer schwach war, und er schwankte und griff haltsuchend in die Luft, um schließlich doch nicht zu fallen. Er ging zu den

Bücherregalen und sah sich die Bücher an; es waren Taschenbücher, aufgequollen und gewölbt vor Hitze und Feuchtigkeit und süßlich nach Schimmel riechend. Er fand ein Exemplar des Jane-Austen-Romans *Emma*, den sie im Unterricht gelesen hatten, bevor er weggelaufen war, und trug das Buch langsam die Treppe hinauf, fand die Stelle, an der seine Lektüre unterbrochen worden war, und las weiter, während er

**sein Frühstück aß und seine
Tablette schluckte. Diesmal
war auch ein Sandwich
dabei, in ein Papiertuch
gewickelt, auf dem in
kleinen Buchstaben das
Wort »Mittagessen« stand.
Als er aufgegessen hatte,
ging er mit dem Buch und
dem Sandwich nach unten
und legte sich ins Bett, und
ihm wurde wieder bewusst,
wie sehr er das Lesen
vermisst hatte, wie dankbar
er für diese Gelegenheit
war, sein Leben hinter sich**

zu lassen.

Er schlief wieder, wachte wieder auf. Am Abend war er sehr müde, und ein Teil der Schmerzen war zurückgekehrt, und er brauchte lange, um die Stufen zu erklimmen, während Dr. Traylor ihm die Tür aufhielt. Beim Abendessen redete er nicht, und Dr. Traylor schwieg ebenfalls, doch als er Dr. Traylor anbot, ihm beim Geschirrspülen oder beim Kochen zu helfen, sah der

Doktor ihn an und sagte:

»Du bist krank.«

»Es geht mir schon besser«, sagte er. »Ich kann in der Küche mithelfen, wenn Sie möchten.«

»Nein, ich meine ... du bist krank«, sagte Dr. Traylor. »Du hast eine Krankheit. Ich kann keinen kranken Menschen an meine Speisen lassen«, und er senkte beschämt den Blick.

Sie schwiegen. »Wo sind denn deine Eltern?«, fragte

Dr. Traylor dann, und er schüttelte wieder den Kopf. »*Sprich*«, sagte Dr. Traylor wieder, und diesmal klang es ungeduldig, auch wenn er noch immer nicht die Stimme erhoben hatte.

»Ich weiß es nicht«, stammelte er. »Ich hatte nie welche.«

»Wie bist du zur Prostitution gekommen?«, fragte Dr. Traylor. »Hast du selbst damit angefangen, oder hat dir jemand dabei geholfen?«

Er schluckte, spürte, wie das Essen in seinem Magen zu Brei wurde. »Jemand hat mir geholfen«, flüsterte er.

Sie schwiegen. »Du magst es nicht, wenn ich dich einen Stricher nenne«, sagte der Mann, und diesmal schaffte er es, den Kopf zu heben und ihn anzusehen. »Nein«, sagte er. »Das verstehe ich«, sagte der Mann. »Aber das bist du nun mal, nicht wahr? Wobei ich dich auch anders nennen könnte,

wenn du möchtest: eine Nutte, zum Beispiel.« Er verstummte wieder. »Ist das besser?«

»Nein«, flüsterte er.

»Gut«, sagte der Mann, »dann sagen wir Stricher, einverstanden?«, und sah ihn an, und schließlich nickte er.

Nachts suchte er im Schlafzimmer nach etwas, um sich zu ritzen, aber es gab nichts Scharfes in dem Raum, überhaupt nichts; selbst die Bücher hatten

**nur weiche, aufgeblähte
Seiten. Also grub er seine
Fingernägel, so fest er
konnte, in seine Waden,
vornübergebeugt und
zuckend vor Anstrengung
und weil die Position so
unbequem war, und endlich
gelang es ihm, die Haut zu
durchbohren und den Nagel
dann hin und her zu
bewegen, um den Schnitt zu
vergrößern. Er konnte nur
dreimal in sein rechtes Bein
ritzen, dann war er zu
müde, und er schlief wieder**

ein.

Am dritten Morgen ging es ihm eindeutig besser: Er war stärker, wacher. Er aß sein Frühstück und las sein Buch, und dann schob er das Tablett beiseite und steckte den Kopf wieder durch das Loch hindurch. Er konnte das Wohnzimmer zur Linken und die Küche zur Rechten genau sehen, und er schaute und schaute, so als suchte er nach Hinweisen. Das Haus war sehr aufgeräumt; daran, wie

ordentlich es war, merkte er, dass Dr. Traylor allein lebte. Wenn er den Hals reckte, konnte er weit links eine Treppe sehen, die in ein Obergeschoss führte, und gleich dahinter die Eingangstür, aber er konnte nicht erkennen, wie viele Schlösser sie hatte. Doch vor allem anderen zeichnete sich das Haus durch seine Stille aus: Es tickten keine Uhren, keine Geräusche von Autos oder Menschen drangen von außen herein.

Es hätte ein Haus sein können, das durchs Weltall schoss, so still war es darin. Das einzige Geräusch kam vom Kühlschrank, der sein periodisches Surren von sich gab, aber wenn es aufhörte, war die Stille vollkommen.

Doch so eigenschaftslos das Haus war, so faszinierend wirkte es auf ihn: Es war erst das dritte Wohnhaus, in dem er je gewesen war. Das zweite war das der Learys gewesen.

Das erste Haus hatte einem Kunden gehört, einem sehr wichtigen Kunden, wie Bruder Luke ihm erklärt hatte, der außerhalb von Salt Lake City lebte und extra bezahlte, weil er nicht ins Motel kommen wollte. Dieses Haus war riesig gewesen und hatte ganz aus Sandstein und Glas bestanden, und Bruder Luke hatte ihn begleitet und sich im Badezimmer - einem Badezimmer, das so groß war wie eines ihrer

Motelzimmer - neben dem Schlafzimmer verborgen, in dem der Kunde und er Sex gehabt hatten. Später, als Erwachsener, würde er einen Fetisch für Häuser entwickeln, insbesondere für sein eigenes, doch selbst bevor er die Wohnung in der Greene Street oder das Laternenhaus oder die Wohnung in London besaß, hatte er sich alle paar Monate eine Zeitschrift über Wohnhäuser gegönnt,

mit Geschichten über Menschen, die ihr Leben damit zubrachten, schöne Orte noch weiter zu verschönern, und er blätterte die Seiten langsam um, studierte jedes Bild genau. Seine Freunde lachten ihn deswegen aus, aber das war ihm egal: Er träumte von dem Tag, an dem er einen eigenen Wohnraum haben würde, mit Dingen darin, die nur ihm gehörten.

Abends ließ Dr. Traylor

ihn wieder heraus, und wieder saßen sie in der Küche und aßen schweigend. »Es geht mir viel besser«, wagte er einen Vorstoß, und dann, als Dr. Traylor nichts sagte: »Falls Sie etwas tun wollen.« Er war realistisch genug, um zu wissen, dass Dr. Traylor ihn nicht gehen lassen würde, ohne dass er sich auf irgendeine Art erkenntlich zeigte; er war hoffnungsvoll genug, um zu glauben, dass er ihn

überhaupt gehen lassen würde.

Doch Dr. Traylor schüttelte den Kopf. »Du fühlst dich vielleicht besser, aber du bist noch nicht gesund«, sagte er. »Es dauert zehn Tage, bis das Antibiotikum die Entzündung bekämpft hat.« Er zog eine Fischgräte, die so dünn war, dass man hindurchsehen konnte, aus seinem Mund und legte sie auf den Rand seines Tellers. »Sag mir nicht, dass das

**deine erste
Geschlechtskrankheit ist«,
sagte er und sah ihn an,
und er errötete wieder.**

**In der Nacht überlegte er,
was er tun sollte. Er
glaubte, beinahe stark
genug zu sein, um
fortzurennen. Beim
nächsten Abendessen würde
er Dr. Traylor folgen, und
wenn er ihm den Rücken
zukehrte, würde er durch
die Tür nach draußen
laufen und sich nach Hilfe
umsehen. Der Plan barg**

einige Schwierigkeiten - er hatte seine Kleider noch immer nicht wieder; er hatte keine Schuhe -, aber er wusste, dass mit diesem Haus irgendetwas nicht stimmte, dass mit Dr. Traylor irgendetwas nicht stimmte, dass er von dort wegmusste.

Am nächsten Tag versuchte er seine Kräfte zu schonen. Er war zu unruhig zum Lesen und musste sich ermahnen, nicht im Zimmer auf und ab zu gehen. Das

Sandwich, das er morgens bekommen hatte, steckte er in eine Tasche der geliehenen Jogginghose, um etwas zu essen zu haben, falls er sich über längere Zeit versteckt halten müsste. In die andere Tasche stopfte er die Plastiktüte, mit der der Mülleimer im Badezimmer ausgekleidet gewesen war - er dachte, er könnte sie entzweireißen und sich Schuhe daraus machen, sobald er außer Dr. Traylor

Reichweite war. Und dann wartete er.

Doch an jenem Abend wurde er gar nicht aus dem Zimmer gelassen. Von seinem Sitzplatz an der Klappe aus konnte er sehen, wie das Licht im Wohnzimmer eingeschaltet wurde, konnte riechen, dass Essen auf dem Herd stand. »Dr. Traylor?«, rief er. »Bitte, bitte!« Doch nichts geschah, und nachdem er gerufen und gerufen hatte, war er erschöpft und ging

wieder die Treppe hinunter.

Nachts träumte er, dass sich im oberen Stockwerk des Hauses eine Reihe weiterer Schlafzimmer befand, alle mit niedrigen Betten und runden puscheligen Läufern darin, und dass in jedem der Betten ein Junge lag: Manche der Jungen waren älter, weil sie schon seit langer Zeit in dem Haus waren, und manche waren jünger. Keiner von ihnen wusste, dass die anderen

existierten; keiner von ihnen konnte die anderen hören. Ihm wurde klar, dass er die räumlichen Dimensionen des Hauses nicht kannte, und in dem Traum wurde das Haus zum Wolkenkratzer, der Hunderte von Räumen beherbergte, Hunderte von Zellen, in jeder ein anderer Junge, der darauf wartete, dass Dr. Traylor ihn herausließ. Er erwachte keuchend und rannte die Treppen hinauf, doch als er

gegen die Klappe drückte, bewegte sie sich nicht. Er hob sie an und sah, dass das Loch mit einem grauen Stück Plastik verschlossen worden war, das nicht nachgab, so fest er auch dagegendrückte.

Er wusste nicht, was er tun sollte. Er versuchte den Rest der Nacht über wach zu bleiben, aber er schlief doch ein, und als er aufwachte, stand da das Tablett mit seinem Frühstück und seinem

**Mittagessen sowie zwei
Pillen: einer für morgens
und einer für abends. Er
nahm die Tabletten
zwischen die Finger und
betrachtete sie
nachdenklich - wenn er sie
nicht nähme, würde er
nicht gesund, und
Dr. Traylor würde ihn nicht
anrühren, solange er nicht
gesund wäre. Aber wenn er
sie nicht nähme, dann
würde er nicht gesund, und
er wusste aus Erfahrung,
wie schlecht er sich fühlen**

**würde, wie unfassbar
schmutzig er sein würde, so
als wäre sein gesamtes Ich
von innen und außen mit
Exkrementen beschmiert.
Er fing an, sich vor und
zurück zu wiegen. *Was soll
ich tun, fragte er, was soll ich
tun?* Er dachte an den
dicken Lkw-Fahrer, den, der
nett zu ihm gewesen war.
*Hilf mir, flehte er ihn an, hilf
mir.***

***Bruder Luke, flehte er, hilf
mir, hilf mir.***

Wieder einmal dachte er:

Ich habe die falsche Entscheidung getroffen. Ich bin von einem Ort weggerannt, an dem ich wenigstens nach draußen konnte, an dem ich zur Schule gehen konnte und wusste, was mit mir passieren wird. Und jetzt kann ich gar nichts.

Du bist so dumm, sagte die Stimme in ihm, du bist so dumm.

So ging es weitere sechs Tage: Sein Essen erschien irgendwann, während er

**schief. Er nahm die Pillen;
er konnte nicht anders.**

**Am zehnten Tag ging die
Tür auf, und Dr. Traylor
stand im Türrahmen. Er war
so erschrocken und
überrascht, dass er nicht
gleich reagieren konnte,
und als er aufstehen wollte,
hatte Dr. Traylor bereits die
Tür geschlossen und kam
auf ihn zu. In einer Hand
hielt er einen gusseisernen
Schürhaken, den er locker
über die Schulter gelegt
hatte, so wie man einen**

Baseballschläger trug, und als er damit auf ihn zukam, erstarrte er vor Schreck: Was bedeutete das? Was würde er ihm damit antun?

»Zieh dich aus«, sagte Dr. Traylor, noch immer mit derselben tonlosen Stimme, und er tat es, und Dr. Traylor schwang den Schürhaken von der Schulter, und er duckte sich reflexhaft und hob die Arme über den Kopf. Er hörte, wie der Doktor sein kleines nasses Geräusch machte.

Und dann löste Dr. Traylor den Gürtel seiner Hose und stellte sich vor ihn. »Zieh sie runter«, sagte er, und er tat es, aber bevor er anfangen konnte, stieß Dr. Traylor ihm mit dem Schürhaken leicht gegen den Hals. »Wenn du irgendwas versuchst, beißen, *irgendwas*, schlage ich dir damit auf den Schädel, bis du hirntot bist, hast du das verstanden?«

Er nickte, zu verängstigt, um irgendetwas zu sagen.

»Sprich«, schrie Dr. Traylor, und er fuhr zusammen.

»Ja«, sagte er schluckend.

»Ja, ich habe verstanden.«

Natürlich fürchtete er sich vor Dr. Traylor; er fürchtete sich vor ihnen allen. Aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, mit den Kunden zu kämpfen, ihnen Widerstand zu leisten. Sie besaßen Macht und er nicht. Und Bruder Luke hatte ihn zu gut dressiert. Er war zu gehorsam. Er war, wie

**Dr. Traylor ihn zuzugeben
gezwungen hatte, ein guter
Stricher.**

**So ging es fortan jeden
Tag, und auch wenn der Sex
nicht schlimmer war, als er
es zuvor erlebt hatte, war er
überzeugt davon, dass es
nur der Auftakt zu etwas
anderem war, dass es früher
oder später sehr schlimm,
sehr absonderlich werden
würde. Bruder Luke hatte
ihm Geschichten darüber
erzählt - und ihm
entsprechende Videos**

gezeigt -, was manche Menschen miteinander machten: Gegenstände, die sie benutzten, Requisiten und Waffen. Einige Male hatte er selbst derlei erlebt. Aber er wusste, dass er in vielerlei Hinsicht Glück gehabt hatte: Er war verschont geblieben. Der Schrecken dessen, was vielleicht noch vor ihm lag, war in vielerlei Hinsicht größer als der Schrecken des Sex an sich. Nachts stellte er sich vor, was er

sich nicht vorstellen konnte, und begann panisch nach Luft zu schnappen, während seine Kleider klamm vor Schweiß wurden.

Am Ende einer Sitzung fragte er Dr. Traylor, ob er gehen dürfe. »Bitte«, sagte er. »Bitte.« Aber Dr. Traylor sagte, er habe zehn Tage lang seine Gastfreundschaft genossen, und er müsse diese zehn Tage zurückzahlen. »Und dann darf ich gehen?«, fragte er, doch der Doktor ging schon

zur Tür hinaus.

Am sechsten Tag seiner Rückzahlung fasste er einen Plan. Es gab immer eine oder zwei Sekunden - mehr nicht -, in denen Dr. Traylor den Schürhaken unter den linken Arm klemmte und mit der rechten Hand seine Hose öffnete. Wenn es ihm gelänge, den richtigen Zeitpunkt abzupassen, könnte er dem Doktor mit einem Buch ins Gesicht schlagen und wegzurennen

versuchen. Er würde sehr schnell sein müssen; er würde sehr behände sein müssen.

Er ließ den Blick über die Bücher auf den Regalen wandern, wünschte sich einmal mehr gebundene Bücher anstelle dieser dicken Taschenbücher. Ein dünnes, wusste er, würde sich mehr nach einer Ohrfeige anfühlen und wäre handlicher, und so entschied er sich für ein Exemplar von *Dubliner*: Es

war so dünn, dass man es fest in einer Hand halten, so biegsam, dass man es gegen ein Gesicht klatschen lassen konnte. Er schob es unter seine Matratze, doch dann fiel ihm auf, dass er es gar nicht zu verstecken brauchte; er konnte es einfach neben sich legen. Also tat er das und wartete.

Und dann war Dr. Traylor mit dem Schürhaken da, und als er sich daranmachte, seinen Gürtel zu öffnen, sprang er auf

und schlug dem Doktor, so fest er konnte, mit dem Buch ins Gesicht, und er hörte und fühlte, wie der Doktor schrie und der Schürhaken klirrend zu Boden fiel und die Hand des Doktors seinen Knöchel umklammerte, aber er befreite sich mit einem Tritt, stolperte die Treppe hinauf, riss die Kellertür auf und rannte los. An der Haustür sah er ein Gewirr von Schlössern, und er hätte beinahe laut

aufgeschluchzt, während er mit ungelenken Bewegungen die Riegel hier nach links, dort nach rechts schob, und dann war er draußen und rannte, rannte schneller als je zuvor in seinem Leben. *Du kannst es schaffen, du kannst es schaffen,* schrie die Stimme in seinem Kopf, die ihn zum ersten Mal ermutigte, und dann, eindringlicher: *schneller, schneller, schneller.* Mit fortschreitender Genesung waren die Mahlzeiten, die

**er von Dr. Traylor
bekommen hatte, immer
kleiner geworden,
weswegen er ständig
geschwächt war, ständig
müde, aber jetzt war er
hellwach, und er rannte
und rief dabei um Hilfe.
Doch noch während er
rannte und rief, konnte er
sehen, dass niemand ihn
hören würde: Es war kein
anderes Haus in Sichtweite,
und auch die Bäume, mit
denen er gerechnet hatte,
gab es nicht, nur flaches,**

nacktes Land ohne die Möglichkeit, sich zu verstecken. Und dann spürte er, wie kalt es war, und wie sich Dinge in seine Fußsohlen bohrten, aber er rannte trotzdem weiter.

Und dann hörte er hinter sich Schritte auf den Asphalt klatschen und ein vertraut wirkendes klirrendes Geräusch, und er wusste, dass es Dr. Traylor war. Er schrie nicht einmal hinter ihm her, er drohte nicht einmal, doch als er

den Kopf drehte, um zu sehen, wie nah der Doktor war - und er war sehr nah, nur wenige Meter hinter ihm -, stolperte er, stürzte und schlug mit der Wange auf der Straße auf.

Nach dem Sturz verließen ihn all seine Kräfte, ein Vogelschwarm, der lärmend aufstob und flink davonflog, und er sah, dass das klirrende Geräusch von dem geöffneten Gürtel des Doktors stammte, den er aus den Schlaufen seiner

Hose zog, um ihn damit zu schlagen, und er kauerte sich zusammen, während er geschlagen und geschlagen und geschlagen wurde. Während der ganzen Zeit sprach der Doktor kein Wort, und alles, was er hörte, waren Dr. Traylors Atemzüge, sein angestrenktes Schnaufen, als er den Gürtel fester und fester auf seinen Rücken, seine Beine, seinen Nacken klatschen ließ.

Zurück im Haus, gingen

die Schläge weiter, und in den folgenden Tagen, den folgenden Wochen, wurde er noch mehr geschlagen. Nicht regelmäßig - er wusste nie, wann es das nächste Mal geschehen würde -, aber doch so häufig, dass es zusammen mit der Unterernährung dazu beitrug, dass er sich ständig benommen fühlte, ständig müde war: Er glaubte, nie wieder die Kraft zur Flucht zu haben. Wie er es befürchtet hatte,

**wurde auch der Sex
schlimmer, und er wurde zu
Dingen gezwungen, die er
niemals würde aussprechen
können, niemandem, nicht
einmal sich selbst
gegenüber, und wieder war
es nicht immer
grauenerregend, aber doch
oft genug, um ihn in
ständiger lähmender Furcht
leben zu lassen, um ihn fest
daran glauben zu lassen,
dass er in Dr. Traylors Haus
sterben werde. Eines Nachts
im Traum sah er sich selbst**

**als Mann, als richtigen
Erwachsenen, aber er saß
noch immer in dem Keller
und wartete auf Dr. Traylor,
und im Traum wusste er,
dass irgendetwas mit ihm
passiert war, dass er den
Verstand verloren hatte,
dass er war wie sein
Zimmergenosse im Heim,
und er wachte auf und
betete darum, bald zu
sterben. Schief er
tagsüber, träumte er von
Bruder Luke, und wenn er
aus diesen Träumen**

erwachte, wurde ihm bewusst, wie sehr Luke ihn stets beschützt hatte, wie gut er ihn behandelt hatte, wie freundlich er zu ihm gewesen war. Dann hinkte er zum oberen Ende der Treppe und stürzte sich hinunter, schleppte sich wieder hinauf und tat es noch einmal.

Und dann, eines Tages (drei Monate später? Vier? Ana würde ihm später erzählen, Dr. Traylor habe gesagt, es seien zwölf

**Wochen vergangen,
nachdem er ihn an der
Tankstelle gefunden hatte),
sagte Dr. Traylor: »Ich habe
dich satt. Du bist schmutzig,
und du widerst mich an,
und ich will, dass du
verschwindest.«**

**Er konnte es nicht
glauben. Aber dann besann
er sich darauf zu sprechen.
»Ist gut«, sagte er, »ist gut.
Ich gehe.«**

**»Nein«, sagte Dr. Traylor,
»du verschwindest so, wie
ich es für richtig halte.«**

Einige Tage lang geschah nichts, und er begann auch dies für eine Lüge zu halten und war froh, dass er sich nicht zu voreilig gefreut hatte, dass er es merkte, wenn er angelogen wurde. Dr. Traylor hatte begonnen, ihm seine Mahlzeiten auf einer doppelten Zeitungsseite zu servieren, und eines Tages schaute er auf das Datum und stellte fest, dass es sein Geburtstag war. »Ich bin fünfzehn«, sagte er in den leeren Raum

hinein, und als er sich selbst diese Worte sagen hörte - die Hoffnungen, die Fantasien, die Unwahrscheinlichkeiten, von denen nur er wusste, dass sie sich dahinter verbargen -, wurde ihm übel. Aber er weinte nicht: Seine Fähigkeit, die Tränen zu unterdrücken, war seine einzige Errungenschaft, das Einzige, worauf er stolz sein konnte.

Und dann kam Dr. Traylor eines Nachts mit seinem

**Schürhaken nach unten.
»Steh auf«, sagte er und
stieß ihm den Schürhaken
in den Rücken, während er
linkisch die Treppe
hinaufging, auf die Knie
fiel und wieder aufstand
und wieder stolperte und
wieder aufstand. So wurde
er bis zur Haustür
geschoben, die einen
Spaltbreit offen stand, und
dann in die Nacht hinaus.
Es war kalt und noch immer
nass, doch selbst durch
seine Angst hindurch**

**merkte er, dass das Wetter
umschlug, dass die Zeit
zwar für ihn
stehengeblieben sein
mochte, aber nicht für den
Rest der Welt, in der die
Jahreszeiten gleichgültig
weitermarschierten; er
konnte riechen, wie die Luft
sich grün färbte. Neben ihm
stand ein verdorrter Busch
mit einem schwarzen Ast,
doch ganz vorn an seiner
Spitze keimten blasslila
Beulen, und er starrte ihn
verzweifelt an, versuchte,**

**sein Bild im Geiste
festzuhalten, bevor er
weitergestoßen wurde.**

**Als sie am Auto
angekommen waren, öffnete
Dr. Traylor den Kofferraum
und stieß ihn wieder mit
dem Schürhaken, und er
hörte sich selbst Geräusche
machen, die nach
Schluchzen klangen, aber
er weinte nicht, und er stieg
hinein, war allerdings so
schwach, dass Dr. Traylor
ihm helfen musste, wobei er
ihn an seinen Hemdsärmeln**

**festhielt, um ihn nicht
anfassen zu müssen.**

**Sie fuhren. Der
Kofferraum war groß und
leer, und er rollte darin
umher, fühlte, wie sie um
Kurven bogen, Hügel
hinauf- und hinunterfahren
und dann über lange
Abschnitte ebener
Asphaltstraße rollten. Und
dann bog das Auto nach
links ab, und er wurde hin
und her geschüttelt, als sie
über einen holprigen
Untergrund fahren, und**

dann hielt der Wagen.

Eine Weile, drei Minuten lang - er zählte die Sekunden -, passierte nichts, und er lauschte und lauschte, konnte jedoch nichts hören, nur seine eigenen Atemzüge, seinen eigenen Herzschlag.

Der Kofferraum wurde geöffnet, und Dr. Traylor half ihm heraus, indem er an seinem Hemd zog, und schubste ihn mit dem Schürhaken zur Vorderseite des Wagens. »Bleib da

stehen«, sagte er, und er tat es und sah zitternd zu, wie der Doktor wieder in den Wagen stieg, die Fensterscheibe hinunterließ und sich herauslehnte. »Renn«, sagte der Doktor, und als er wie erstarrt stehen blieb: »Du rennst doch so gern, oder? Dann Renn.« Und Dr. Traylor ließ den Motor an, und endlich erwachte er aus seiner Starre und rannte los.

Sie befanden sich auf

**einem Feld, einem großen,
kargen Flecken Erde, auf
dem in einigen Wochen
Gras wachsen würde, doch
im Moment gab es dort gar
nichts, nur flache
Eisstücke, die wie Keramik
unter seinen bloßen Füßen
splitterten, und kleine
weiße Kiesel, die wie Sterne
funkelten. Das Feld fiel zur
Mitte hin leicht ab, und zu
seiner Rechten lag die
Straße. Er konnte nicht
sehen, wie groß die Straße
war, nur dass dort eine war,**

aber es fuhr niemand vorbei. Zu seiner Linken war das Feld durch einen Zaun begrenzt, doch der war weiter entfernt, und er konnte nicht sehen, was dahinterlag.

Er rannte, das Auto unmittelbar hinter sich. Im ersten Moment fühlte es sich tatsächlich gut an zu rennen, im Freien zu sein, aus dem Haus heraus zu sein: Selbst dies, das Eis, das wie Glas unter seinen Fußsohlen lag, der Wind,

**der ihm ins Gesicht
klatschte, das Klopfen, mit
dem die Stoßstange von
hinten an seine Beine stieß,
selbst all dies war besser als
dieses Haus, dieses Zimmer
mit Wänden aus
Betonschalstein und einem
Fenster, so klein, dass es
kein Fenster war.**

**Er rannte. Dr. Traylor
folgte ihm, und manchmal
beschleunigte er, und er
rannte schneller. Aber er
konnte nicht mehr so gut
rennen, und er stürzte und**

stürzte wieder. Immer wenn er stürzte, bremste der Wagen ab, und Dr. Traylor rief - nicht wütend, nicht einmal sehr laut - heraus: »Steh auf. Steh auf und renn; steh auf und renn, oder wir fahren zum Haus zurück«, und er zwang sich, aufzustehen und weiterzurennen.

Er rannte. Er wusste nicht, dass es das letzte Mal in seinem Leben war, dass er rannte, und viel später fragte er sich: Hätte ich

**schneller rennen können,
wenn ich es gewusst hätte?
Aber natürlich war das eine
unmöglich zu
beantwortende Frage, eine
Nicht-Frage, ein Axiom. Er
stürzte wieder und wieder,
und beim zwölften Mal
bewegte er den Mund,
versuchte etwas zu sagen,
aber es kam nichts heraus.
»Steh auf«, hörte er den
Mann sagen. »Steh auf.
Wenn du noch mal hinfällst,
wird es das letzte Mal sein«,
und er stand wieder auf.**

Mittlerweile rannte er nicht mehr, er ging und stolperte voran, er krabbelte vor dem Auto her, und es stieß immer fester gegen ihn. Lass es aufhören, dachte er, lass es aufhören. Er erinnerte sich an die Geschichte - wer hatte sie ihm erzählt? Einer von den Brüdern, aber wer? - von dem erbarmungswürdigen Jungen, einem Jungen, so hatte man ihm erzählt, dem es viel schlechter ergangen

**war als ihm und der,
nachdem er so lange so gut
gewesen war (noch etwas,
worin er sich von dem
Jungen unterschied), eines
Nachts zu Gott gebetet
hatte, er solle ihn zu sich
holen: Ich bin bereit, sagte
der Junge in der
Geschichte, ich bin bereit,
und ein Engel, fürchterlich
anzusehen, mit goldenen
Flügeln und Augen, die wie
Feuer brannten, erschien
und schlang seine Flügel
um den Jungen, und der**

Junge wurde zu Asche und war verschwunden, von der Welt erlöst.

Ich bin bereit, sagte er, ich bin bereit, und er wartete darauf, dass der Engel in seiner schrecklichen, furchteinflößenden Schönheit kommen würde, um ihn zu retten.

Als er zum letzten Mal stürzte, konnte er nicht mehr aufstehen. »Steh auf!«, hörte er Dr. Traylor schreien. »Steh auf!« Aber er konnte nicht. Und dann

hörte er den Motor wieder anspringen, und er spürte, wie die Scheinwerfer auf ihn zukamen, zwei Feuerströme wie die Augen des Engels, und er drehte den Kopf zur Seite und wartete, und das Auto fuhr auf ihn zu und dann über ihn hinweg, und es war vollbracht.

Und das war das Ende. Danach wurde er erwachsen. Als er im Krankenhaus lag und Ana an seiner Seite saß, gab er

**sich selbst mehrere
Versprechen. Er
rekapitulierte die Fehler,
die er gemacht hatte. Er
hatte nie gewusst, wem er
vertrauen konnte: Er war
jedem gefolgt, der ihm auch
nur ein wenig
Freundlichkeit
entgegenbrachte. Doch
danach beschloss er, das zu
ändern. Er würde Menschen
nicht mehr so schnell
trauen. Er würde keinen
Sex mehr haben. Er würde
nicht mehr damit rechnen,**

gerettet zu werden.

»So schlimm wird es nicht mehr werden«, sagte Ana im Krankenhaus immer zu ihm. »Nie wieder wird es so schlimm werden«, und obwohl er wusste, dass sie die Schmerzen meinte, redete er sich gern ein, dass sie sein Leben an sich meinte: dass es von nun an mit jedem Jahr besser werden würde. Und sie hatte recht behalten: Es wurde besser. Und auch Bruder Luke hatte recht

**behalten, denn als er
sechzehn war, änderte sich
sein Leben. Ein Jahr nach
Dr. Traylor ging er auf das
College, von dem er
geträumt hatte; mit jedem
Tag, an dem er keinen Sex
hatte, wurde er reiner und
reiner. Sein Leben wurde
mit jedem Jahr
unglaublicher. Jedes Jahr
vervielfachte und verstärkte
sich sein Glück, und er war
immer wieder aufs Neue
überrascht über die
Großzügigkeiten, die ihm**

zuteilwurden, die Dinge, die Menschen, die in sein Leben traten, mit ihm teilten, Menschen, die sich so stark von den Menschen unterschieden, die er gekannt hatte, dass sie einer gänzlich anderen Spezies anzugehören schienen: Denn wie konnten Dr. Traylor und Willem dieselbe taxonomische Bezeichnung tragen? Wie konnten es Pater Gabriel und Andy? Wie Bruder Luke und Harold? War das, was

**in der ersten Gruppe
vorhanden war, auch in der
zweiten vorhanden, und
wenn ja, wie hatten sich die
Mitglieder der zweiten
Gruppe dagegen
entschieden, wie hatten sie
entschieden, was sie werden
wollten? Seine
Lebensumstände hatten
sich nicht nur verbessert,
sie hatten sich umgekehrt,
so vollkommen, dass es
geradezu absurd war. Er
hatte nichts gehabt und sah
sich jetzt einer**

**beschämenden Fülle
gegenüber. Dann erinnerte
er sich an Harolds
Behauptung, dass das
Leben erlittene Verluste
wieder ausgleiche, und er
begriff die Wahrheit, die
darin steckte, auch wenn es
ihm manchmal so schien,
als hätte das Leben nicht
nur für Ausgleich gesorgt,
sondern mehr als das getan,
so als wollte sein Leben ihn
um Verzeihung bitten, als
wollte es Schätze vor ihm
auftürmen, ihn mit allem**

überhäufen, was schön und wunderbar war und was er sich erhofft hatte, damit er ihm nicht grollte, ihm erlaubte, ihn weiter voranzutragen. Und so brach er die Versprechen, die er sich selbst gegeben hatte, mit den Jahren immer wieder. Er folgte wieder Menschen, die freundlich zu ihm waren. Er schenkte Menschen wieder Vertrauen. Er hatte wieder Sex. Er hoffte auf Rettung. Und er tat gut daran:

natürlich nicht immer, aber meistens. Er ignorierte, was die Vergangenheit ihn gelehrt hatte, und wurde häufiger dafür belohnt, als es hätte der Fall sein sollen. Er bereute nichts davon, nicht einmal den Sex, weil er es aus Hoffnung getan hatte und um jemanden glücklich zu machen, jemanden, der alles für ihn gegeben hatte.

Eines Abends, kurz nachdem Willem und er ein Paar geworden waren,

**waren sie bei einem
Abendessen bei Richard
gewesen, es war ein lauter,
lockerer Abend, und es
waren nur Menschen da, die
sie liebten oder mochten -
JB und Malcolm und der
schwarze Henry Young und
der asiatische Henry Young
und Phaedra und Ali und all
ihre Partner und
Partnerinnen, ihre
Ehemänner und Ehefrauen.
Er stand in der Küche und
half Richard, den Nachtsch
vorzubereiten, als JB**

hereinkam - er war ein wenig betrunken -, ihm den Arm um den Hals legte und ihn auf die Wange küsste.

»Na, Judy«, sagte er, »du hast jetzt wirklich alles, was man zum Glücklichsein braucht, oder? Die Karriere, das Geld, die Wohnung, den Mann. Womit hast du dieses Glück bloß verdient?« JB hatte ihn angegrinst, und er hatte zurückgegrinst. Er war froh, dass Willem nicht da war, um die Bemerkung zu hören, weil er wusste,

dass Willem gereizt auf das reagieren würde, was er als JBs Eifersucht betrachtete, auf JBs Überzeugung, dass alle anderen es im Leben leichter hatten und immer schon gehabt hatten als er und dass er, Jude, vom Glück verwöhnt war wie sonst niemand.

Aber er sah es anders. Er wusste, dass es nicht zuletzt JBs Art von Ironie war, seine Art und Weise, ihm zu einem Lebensglück zu gratulieren, das, wie sie

beide wussten, tatsächlich überbordend war, aber auch mit großer Dankbarkeit aufgenommen wurde. Und war er ehrlich, dann schmeichelte ihm JBs Eifersucht sogar: Für JB war er kein Krüppel, den das Schicksal für eine miese Zeit entschädigte; er war ihm ebenbürtig, jemand, an dem JB nur die zu beneidenden Dinge sah und nie die zu bemitleidenden. Und außerdem hatte JB recht: Womit *hatte* er dieses

Glück verdient? Wie *war* er zu all dem gekommen, was er besaß? Er würde es niemals herausfinden; er würde es sich immer fragen.

»Ich weiß es nicht, JB«, sagte er, gab ihm das erste Stück Kuchen und lächelte ihn an, während er hörte, wie Willem im Esszimmer etwas sagte, woraufhin alle anderen in schallendes Gelächter ausbrachen, ein einziger Laut reinen Entzückens. »Aber, weißt

**du, ich habe schon immer
Glück gehabt.«**

Die Frau heißt Claudine und ist die Freundin der Freundin einer Bekannten, eine Schmuckdesignerin, was für ihn eine Abweichung vom Schema darstellt, denn normalerweise schläft er nur mit Leuten aus der Filmbranche, die eher an vorübergehende Arrangements gewöhnt sind und keine Schwierigkeiten

damit haben.

Sie ist dreiunddreißig und hat langes dunkles Haar, das sich an den Spitzen aufhellt, und sehr kleine Hände, Hände wie die eines Kindes, an denen sie Ringe trägt, die sie selbst entworfen hat, aus dunklem Gold und funkelnden Steinen; vor dem Sex zieht sie sie als Letztes aus, so als wären es diese Ringe und nicht ihre Unterwäsche, die die intimsten Stellen ihres Körpers bedeckten.

Sie schlafen seit fast zwei Monaten miteinander - sie sind nicht liiert, weil er sich mit niemandem liiert -, was auch eine Abweichung von seinem Schema darstellt, und er weiß, dass er es bald wird beenden müssen. Als es anfang, hatte er ihr gesagt, dass es nur Sex sei, dass er jemand anderen liebe und dass er nicht über Nacht bleiben könne, niemals, und es schien ihr nichts auszumachen; zumindest hatte sie gesagt,

es mache ihr nichts aus und sie liebe selbst jemand anderen. Doch in ihrer Wohnung hat er keine Hinweise auf einen anderen Mann entdeckt, und wenn er sie anschreibt, hat sie immer Zeit. Ein weiteres Warnsignal; er wird es beenden müssen.

Jetzt küsst er sie auf die Stirn und setzt sich im Bett auf. »Ich muss los«, sagt er.

»Nein«, sagt sie. »Bleib noch. Nur ein bisschen.«

»Ich kann nicht«, sagt er.

»Fünf Minuten«, sagt sie.

»Fünf«, willigt er ein und legt sich wieder hin. Doch nach fünf Minuten küsst er sie auf die Wange. »Ich muss wirklich«, sagt er zu ihr, und sie gibt ein Geräusch von sich, einen Laut des Protests und der Resignation, und dreht sich auf die Seite.

Er geht in ihr Badezimmer, duscht und spült sich den Mund aus, kommt zurück und gibt ihr noch einen Kuss. »Ich

schicke dir eine SMS«, sagt er und ist selbst angewidert davon, auf ein Vokabular reduziert zu sein, das fast nur noch aus Klischees besteht. »Danke, dass ich vorbeikommen durfte.«

Zu Hause geht er still durch die verdunkelte Wohnung, und im Schlafzimmer zieht er sich aus, lässt sich ächzend ins Bett fallen, rollt sich auf die Seite und legt die Arme um Jude, der aufwacht und sich zu ihm dreht. »Willem«,

**sagt er, »du bist zu Hause«,
und Willem küsst ihn, um
das schlechte Gewissen und
das Bedauern zu
überdecken, die ihn jedes
Mal befallen, wenn er die
Erleichterung und Freude
in Judes Stimme hört.**

**»Na klar«, sagt er. Er
kommt immer nach Hause;
er hat noch nie eine
Ausnahme gemacht. »Tut
mir leid, dass es so spät
geworden ist.«**

**Es ist ein feuchtwarmer
Abend, und die Luft steht**

im Zimmer, aber trotzdem presst er sich an Jude, wie um sich zu wärmen, schlingt seine Beine um Judes. Am nächsten Tag, schwört er sich, wird er die Sache mit Claudine beenden.

Sie haben nie offen darüber gesprochen, aber er weiß, dass Jude weiß, dass er mit anderen Sex hat. Er hat ihm sogar sein Einverständnis gegeben. Das war nach diesem schrecklichen Thanksgiving

gewesen, als Jude sich ihm nach Jahren der Verborgenheit erstmals vollständig offenbart hatte und die Wolkenfetzen, hinter denen er stets verborgen gewesen war, auf einen Schlag fortgewischt worden waren. Danach hatte er tagelang nicht gewusst, was er tun solle (außer sich umgehend selbst wieder in Therapie zu begeben; er hatte seinen Therapeuten am selben Tag angerufen, an dem Jude

seinen ersten Termin bei Dr. Loehmann vereinbart hatte), und jedes Mal wenn er Jude ansah, schossen ihm Bruchstücke von dessen Erzählung in den Kopf, und er beobachtete ihn verstohlen und fragte sich dabei, wie er von dort, wo er gewesen war, dorthin gelangt war, wo er jetzt war, wie er zu dem Menschen geworden war, der er heute war, obwohl alles an seinem Leben dagegengesprochen hatte. Die Ehrfurcht, die er

dann vor ihm empfunden hatte, und der heilige Schrecken, das war etwas, das man Göttern und nicht anderen Menschen gegenüber empfand, zumindest keinen anderen Menschen, die er kannte.

»Ich weiß, wie du dich fühlst, Willem«, hatte Andy während einer ihrer geheimen Unterredungen zu ihm gesagt, »aber er will nicht, dass du ihn bewunderst; er will, dass du ihn so wahrnimmst, wie er

**ist. Er will von dir hören,
dass sein Leben, so
unbegreiflich es auch sein
mag, trotz allem ein Leben
ist.« Er verstummte kurz.
»Verstehst du, was ich
meine?«**

**»Ja, ich verstehe«, sagte
er.**

**In den ersten trüben
Tagen nachdem Jude seine
Geschichte erzählt hatte,
spürte er, wie Jude in seiner
Gegenwart sehr schweigsam
wurde, als versuchte er,
keine Aufmerksamkeit auf**

sich zu ziehen, als wollte er Willem nicht daran erinnern, was er nun wusste. Eines Abends, etwa eine Woche später, saßen sie in der Wohnung über einem stummen Abendessen zusammen, als Jude mit sanfter Stimme sagte: »Du kannst mich nicht einmal mehr anschauen.« Da hatte er aufgeblickt und sein blasses, ängstliches Gesicht gesehen, und er hatte seinen Stuhl nah an Judes

**herangezogen und
dagesessen und ihn
angesehen.**

**»Es tut mir leid«,
murmelte er. »Ich habe
einfach nur Angst,
irgendetwas Dummes zu
sagen.«**

**»Willem«, sagte Jude und
verstummte einen
Augenblick lang. »In
Anbetracht der Umstände
bin ich doch ziemlich
normal, findest du nicht?«,
und Willem hatte die
Anstrengung und die**

Hoffnung gehört, die in seiner Stimme lagen.

»Nein«, sagte er, und Jude zuckte zusammen. »Ich finde, du bist absolut großartig, Umstände hin oder her«, und endlich lächelte Jude.

An jenem Abend hatten sie besprochen, wie es weitergehen sollte. »Ich fürchte, du hast mich weiter am Hals«, begann er, und als er sah, wie erleichtert Jude war, verfluchte er sich dafür, nicht früher

klargemacht zu haben, dass er bleiben werde. Dann nahm er sich zusammen, und sie sprachen über konkrete Einzelheiten: wie weit er gehen konnte, was Jude nicht tun wollte.

»Wir können alles machen, was du willst, Willem«, sagte Jude.

»Aber du magst es doch nicht«, hatte er gesagt.

»Aber ich bin es dir schuldig«, hatte Jude gesagt.

»Nein«, sagte er zu ihm.

**»Es soll nicht etwas sein,
das du mir schuldig bist;
und außerdem schuldest du
mir gar nichts.« Er
verstummte. »Wenn es dich
nicht erregt, erregt es mich
auch nicht«, fügte er hinzu,
obwohl er zu seiner
Schande trotzdem Sex mit
Jude haben wollte. Er würde
es nicht tun, jetzt nicht
mehr, nicht wenn Jude es
nicht wollte, aber das hieß
nicht, dass er plötzlich kein
Verlangen mehr danach
verspüren würde.**

»Aber du hast so viel aufgegeben, um mit mir zusammen zu sein«, sagt Jude nach kurzem Schweigen.

»Was denn zum Beispiel?«, fragte er neugierig.

»Normalität«, sagte Jude. »Gesellschaftliche Akzeptanz. Sorglosigkeit. Sogar Kaffee. Ich kann nicht auch noch Sex auf die Liste setzen.«

Sie hatten geredet und geredet, und schließlich

hatte er Jude überzeugen können, hatte ihn dazu bringen können, ihm zu beschreiben, was er eigentlich mochte. (Es war nicht viel gewesen.) »Aber was ist mit dir?«, fragte Jude ihn.

»Ach, ich komme schon zurecht«, hatte er gesagt, ohne es selbst zu wissen.

»Weißt du, Willem«, hatte Jude gesagt, »du sollst auf jeden Fall schlafen können, mit wem du willst. Ich will ...« - er suchte nach

Worten - »ich weiß, dass das egoistisch ist, aber ich will einfach nur nichts davon mitbekommen.«

»Das ist nicht egoistisch«, sagte er und streckte einen Arm aus, um ihn zu berühren. »Und ich würde das niemals tun, nie im Leben.«

Das war vor acht Monaten gewesen, und in diesen acht Monaten war alles besser geworden. Nicht subjektiv besser, wie es früher für ihn gewesen war, als er so

getan hatte, als wäre alles in Ordnung, und alle unliebsamen Beweise oder Vermutungen ignoriert hatte, die in eine andere Richtung deuteten, sondern tatsächlich besser. Er merkte, dass Jude entspannter war: Er war weniger gehemmt, er war zärtlicher, beides weil er wusste, dass Willem ihn von dem befreit hatte, was er als seine Verpflichtungen betrachtete. Er schnitt sich viel seltener. Er brauchte

**jetzt nicht mehr Harolds
oder Andys Bestätigung,
dass es Jude besserging: Er
wusste jetzt, dass es so war.
Die einzige Schwierigkeit
bestand darin, dass er Jude
weiterhin begehrte, und hin
und wieder musste er sich
ermahnen, dass er nicht zu
weit gehen durfte, dass er
sich der Grenze dessen
näherte, was für Jude
zumutbar war, und sich zum
Aufhören zwingen. In
diesen Momenten wurde er
wütend, nicht auf Jude oder**

auf sich - er hatte nie ein schlechtes Gewissen gehabt, weil er Sex wollte, und er hatte auch keines, weil er jetzt welchen wollte -, sondern auf das Leben, auf die Perfidie, mit der es Jude vor etwas Angst gemacht hatte, das für ihn seit jeher nur mit Freude und Genuss verbunden war.

Er überlegte sich gut, mit wem er schlief: Er wählte Menschen aus (Frauen, um genau zu sein; es waren fast ausnahmslos Frauen

**gewesen), denen er
entweder anmerkte oder
von denen er aus Erfahrung
wusste, dass sie nur Sex von
ihm wollten und
verschwiegen sein würden.
Oft waren sie etwas
verwirrt, und er konnte es
ihnen nicht verübeln.
»Lebst du nicht mit einem
Mann zusammen?«, fragten
sie, und er sagte ihnen, das
tue er, aber sie führten eine
offene Beziehung. »Dann
bist du gar nicht wirklich
schwul?«, fragten sie, und**

er sagte: »Nein, nicht grundsätzlich.« Den jüngeren Frauen fiel es leichter, das zu akzeptieren: Sie hatten schon Freunde gehabt (oder hatten sie noch), die auch mit Männern geschlafen hatten; sie hatten selbst mit Frauen geschlafen. »Ah«, sagten sie und ließen es dabei bewenden - wenn sie darüber hinaus noch Bedenken oder Fragen hatten, behielten sie sie für sich. Diese jüngeren

**Frauen -
Schauspielerinnen,
Assistentinnen in der
Maske oder der
Kostümabteilung - wollten
auch keine Beziehung mit
ihm; oft wollten sie gar
keine Beziehung.
Manchmal erkundigten sich
die Frauen nach Jude - wie
sie sich kennengelernt
hätten, was für ein Typ er
sei -, und er beantwortete
ihre Fragen, und dann
wurde er wehmütig und
vermisste ihn.**

**Aber er war peinlich
darauf bedacht, dieses
Leben nicht in sein
häusliches Leben
eindringen zu lassen.
Einmal war es in einer
Klatschkolumne, die Kit
ihm weitergeleitet hatte,
eindeutig um ihn gegangen,
auch wenn keine Namen
genannt wurden, und
nachdem er eine Zeit lang
hin und her überlegt hatte,
ob er Jude davon erzählen
solle oder nicht, hatte er
sich letzten Endes dagegen**

entschieden; Jude würde den Artikel nie zu Gesicht bekommen, und es gab keinen Grund, ihn zu zwingen, sich mit etwas, von dem er theoretisch wusste, konkret auseinanderzusetzen.

JB dagegen *hatte* die Kolumne gesehen (er vermutete, dass noch weitere seiner Bekannten sie gesehen hatten, aber JB war der Einzige, der ihn darauf ansprach) und ihn gefragt, ob es stimme, was

darin stand. »Ich wusste gar nicht, dass ihr eine offene Beziehung habt«, sagte er, eher neugierig als anklagend.

»Doch, doch«, sagte er leichthin. »Schon von Anfang an.«

Natürlich machte es ihn traurig, dass sein Sexleben und sein häusliches Leben zwei getrennte Sphären sein mussten, aber er war mittlerweile alt genug, um zu wissen, dass es in jeder Beziehung unerfüllte

Wünsche und Enttäuschungen gab, dass man manche Dinge nur außerhalb der Beziehung fand. Sein Freund Roman war beispielsweise mit einer Frau verheiratet, die zwar schön und loyal war, aber für ihre mangelnde Intelligenz berüchtigt: Lisa verstand die Filme, in denen Roman mitspielte, nicht, und wenn man mit ihr sprach, merkte man, wie man die Geschwindigkeit, die Komplexität und den

Inhalt der Unterhaltung an sie anpasste, weil sie so häufig einen verwirrten Eindruck machte, wenn sich das Gespräch um Politik, Finanzwesen, Literatur, Kunst, Essen, Architektur oder die Umwelt zu drehen begann. Er wusste, dass Roman sich über dieses Defizit seiner Frau und ihrer gemeinsamen Beziehung durchaus im Klaren war. »Ach, weißt du«, hatte er einmal unvermittelt zu Willem

gesagt, »wenn mir mal nach einem guten Gespräch ist, kann ich ja auch mit meinen Freunden reden, oder?« Roman war einer der Ersten seiner Freunde gewesen, die geheiratet hatten, und damals hatte er seiner Wahl fasziniert und ungläubig gegenübergestanden. Doch heute wusste er: Irgendetwas musste man immer opfern. Die Frage war nur, was man opferte. Er wusste, dass sein eigenes

**Opfer für manche Leute -
JB, wahrscheinlich Roman -
unvorstellbar wäre. Es hatte
Zeiten gegeben, da wäre es
auch für ihn unvorstellbar
gewesen.**

**In letzter Zeit musste er
häufig an ein Stück denken,
in dem er an der Graduate
School gespielt hatte und
das aus der Feder einer
käferhaft vor sich hin
schuftenden Frau vom
Fachbereich Dramatik
stammte, die später als
Drehbuchautorin für**

Spionagefilme großen Erfolg haben sollte, sich aber an der Graduate School an pinteresken Dramen über unglücklich verheiratete Paare versucht hatte. *Wenn das ein Film wäre* handelte von einem unglücklich verheirateten Paar - er war Professor für klassische Musik, sie Librettistin -, das in New York lebte. Weil sie in ihren Vierzigern waren (zu jener Zeit ein graues Land, unendlich weit entfernt und

**unvorstellbar trostlos),
waren sie beide humorlos
und voller Sehnsucht nach
der Vergangenheit, nach
ihrem alten Leben voller
Versprechen und voller
Hoffnung, als sie
romantisch gewesen waren,
als das Leben selbst eine
Romanze gewesen war. Er
hatte den Mann gespielt,
und obwohl er längst
gemerkt hatte, dass das
Stück wirklich fürchterlich
war (es fielen darin Sätze
wie: »Das hier ist nicht**

Tosca, verstehst du! Das ist *das Leben!*«), hatte er nie den Schlussmonolog vergessen, den er im zweiten Akt hielt, als die Frau verkündet, dass sie gehen will, dass die Ehe sie nicht ausfüllt, dass sie sich sicher ist, dass dort draußen jemand Besseres auf sie wartet:

SETH: Aber begreifst du denn nicht, Amy? Du irrst dich. Man findet nie *alles* in einer Beziehung. Von all

**den Dingen, die einem ein
einzelner Mensch geben
kann - zum Beispiel
sexuelle Erfüllung oder
befriedigende Gespräche
oder finanzielle
Unterstützung oder
intellektuelle
Übereinstimmung oder
schlichte Freundlichkeit -,
bekommt man drei. *Drei* -
mehr nicht. Vielleicht vier,
wenn man großes Glück
hat. Den Rest muss man
sich woanders suchen. Nur
im Film findet man**

jemanden, der einem alles gibt. Aber das hier ist kein Film. Im wahren Leben muss man sich darüber klarwerden, mit welchen drei Eigenschaften man sein restliches Leben verbringen will, und diese drei Eigenschaften muss man dann in einem anderen Menschen suchen. So ist es im wahren Leben. Siehst du nicht, dass es eine Falle ist? Wenn du versuchst, alles zu finden, stehst du am Ende mit leeren Händen da.

AMY: *(weinend)* Und für welche Eigenschaften hast du dich entschieden?

SETH: Ich weiß es nicht.
(Erschöpft) Ich weiß es nicht.

Damals hatte er diesen Worten keinen Glauben geschenkt, weil zu jener Zeit wirklich alles möglich zu sein schien: Er war dreiundzwanzig, und um ihn herum waren alle jung, attraktiv, klug und glamourös. Alle dachten, sie würden jahrzehntelang

Freunde bleiben, für immer. Doch natürlich war es den meisten anders ergangen. Während man älter wurde, erkannte man, dass die Eigenschaften, die man an den Menschen schätzte, mit denen man schlief oder ausging, nicht unbedingt die Eigenschaften waren, mit denen man zusammenleben oder zusammen sein oder sich durch den Tag kämpfen wollte. Wenn man klug war und wenn man

Glück hatte, begriff man das und akzeptierte es. Man fand heraus, was einem am wichtigsten war, und suchte danach, und man lernte, realistisch zu sein. Sie wählten alle unterschiedlich: Roman hatte sich für Schönheit, Anmut und Formbarkeit entschieden; Malcolm, dachte er, hatte Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit (Sophie war geradezu furchterregend effizient) und ästhetische

**Übereinstimmung gewählt.
Und er? Er hatte
Freundschaft gewählt. Gute
Gespräche. Freundlichkeit.
Intelligenz. In seinen
Dreißigern hatte er sich die
Beziehungen mancher
Leute angeschaut und die
Frage gestellt, um die
unzählige Gespräche auf
Dinnerpartys gekreist
waren (und noch immer
kreisten): Was geht da vor
sich? Doch heute
betrachtete er die
Beziehungen der Menschen**

als Spiegelbilder ihrer tiefsten, aber unsagbarsten Begierden, sah darin ihre Hoffnungen und Unsicherheiten, die sich in Gestalt einer anderen Person manifestiert hatten. Jetzt betrachtete er Paare - in Restaurants, auf der Straße, auf Partys - und fragte sich: Warum seid ihr zusammen? Für welche grundlegenden Eigenschaften habt ihr euch entschieden? Was fehlt euch, dass ihr es in jemand

anderem sucht? Eine erfolgreiche Beziehung war für ihn jetzt eine, in der beide Partner die beste Eigenschaft des anderen erkannt und beschlossen hatten, sie wertzuschätzen.

Und vielleicht nicht ganz von ungefähr zweifelte er zum ersten Mal an der Psychotherapie - ihren Versprechungen, ihren Voraussetzungen. Er hatte nie zuvor infrage gestellt, dass eine Therapie im schlimmsten Fall eine

**ungefährliche
Behandlungsmethode war:
In jüngeren Jahren hatte er
es sogar als eine Art Luxus
betrachtet, hatte in dem
Recht, fünfzig Minuten lang
mehr oder weniger ohne
Unterbrechung über sein
Leben zu sprechen, den
Beweis gesehen, dass er
irgendwie zu jemandem
geworden war, dessen
Leben eine so eingehende
Betrachtung, einen so
duldsamen Zuhörer
verdiente. Doch jetzt war**

**ihm die Ungeduld bewusst,
mit der er dem
gegenüberstand, was er
inzwischen als die sinistre
Pedanterie der Therapie
erkannt hatte, die
Grundannahme, dass das
Leben in irgendeiner Weise
reparabel war, dass eine
gesellschaftliche Norm
existierte und dem
Patienten geholfen werden
sollte, ihr zu entsprechen.**

**»Sie scheinen etwas
zurückzuhalten, Willem«,
sagte Idriss - bereits seit**

**Jahren sein Therapeut -,
und er schwieg. Das
Versprechen der Therapie,
der Therapeuten war, auf
jedes Urteil zu verzichten
(war das denn überhaupt
möglich: mit jemandem zu
sprechen, ohne beurteilt zu
werden?), und doch verbarg
sich hinter jeder Frage ein
Stupser, der einen mit
sanfter Gewalt dazu bringen
sollte, einen Fehler
anzuerkennen, ein Problem
zu lösen, von dem man
nicht einmal gewusst hatte,**

dass es existierte. Im Laufe der Jahre hatte er Freunde gehabt, die davon überzeugt gewesen waren, eine glückliche Kindheit und alles in allem liebende Eltern gehabt zu haben, bis die Therapie ihnen eröffnet hatte, dass das nicht stimmte. Er wollte nicht, dass ihm das widerfuhr; er wollte nicht erfahren, dass seine Zufriedenheit gar keine Zufriedenheit war, sondern bloße Selbsttäuschung.

»Und wie geht es Ihnen damit, dass Jude nie Sex haben will?«, hatte Idriss gefragt.

»Ich weiß es nicht«, hatte er gesagt. Aber er wusste es, und er sprach es aus: »Ich wünschte, er wollte, ich wünschte es für ihn. Es macht mich traurig, dass ihm eine der wunderbarsten menschlichen Erfahrungen entgeht. Aber ich glaube, er hat sich das Recht verdient, es nicht zu tun.« Idriss saß ihm schweigend gegenüber.

Wenn er ganz ehrlich war, wollte Willem nicht, dass Idriss seine Beziehungsprobleme zu diagnostizieren versuchte. Er wollte nicht hören, wie er sie reparieren könne. Er wollte nicht versuchen, Jude oder sich selbst dazu zu bringen, etwas zu tun, das sie beide nicht tun wollten, nur weil es von ihnen erwartet wurde. Nach seinem Empfinden war ihre Beziehung ungewöhnlich, aber funktionsfähig: Etwas

anderes wollte er nicht hören. Manchmal fragte er sich, ob es nur einem Mangel an Kreativität - sowohl auf seiner als auch auf Judes Seite - geschuldet war, dass sie beide der Meinung waren, Sex müsse überhaupt Teil ihrer Beziehung sein. Doch damals war es ihm als die einzige Möglichkeit erschienen, eine tiefere Gefühlsebene zum Ausdruck zu bringen. Das Wort »Freund« war so vage,

so nichtssagend und unbefriedigend - wie konnte er sich desselben Wortes bedienen, das er für India oder die Henry Youngs gebrauchte, um zu beschreiben, was Jude für ihn war? Und so hatten sie sich für eine andere, vertrautere Form der Beziehung entschieden, die jedoch nicht funktioniert hatte. Und jetzt erfanden sie ihre eigene Beziehungsform, eine, die historisch nicht anerkannt,

nicht in Gedichten oder Liedern unsterblich gemacht worden war, sich aber wahrhaftiger und weniger einengend anfühlte.

Mit Jude sprach er allerdings nicht über seine wachsende Skepsis der Therapie gegenüber, denn ein Teil von ihm glaubte noch immer an ihren Nutzen für Menschen, die wirklich krank waren, und Jude - so konnte er sich endlich eingestehen - war

wirklich krank. Er wusste, dass Jude es hasste, zum Therapeuten zu gehen; nach den ersten Sitzungen war er jedes Mal so still, so in sich gekehrt gewesen, dass Willem sich ins Gedächtnis rufen musste, dass es nur zu Judes Bestem war, wenn er ihm das abverlangte.

Schließlich hielt er es nicht länger aus. »Wie war's bei Dr. Loehmann?«, fragte er eines Abends, etwa einen Monat nachdem Jude mit

der Therapie begonnen hatte.

Jude seufzte. »Willem«, sagte er, »wie lange muss ich das noch machen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Darüber habe ich nicht nachgedacht.«

Jude hatte sein Gesicht studiert. »Dann dachtest du, ich würde für immer hingehen«, sagte er.

»Na ja«, sagte er. (Das hatte er tatsächlich gedacht.) »Ist es denn wirklich so schlimm?« Er

überlegte. »Liegt es an Loehmann? Sollen wir uns nach jemand anderem umsehen?«

»Nein, es ist nicht Loehmann«, sagte Jude. »Es ist der Vorgang an sich.«

Er seufzte ebenfalls. »Hör mal«, sagte er. »Ich weiß, es ist schwer für dich. Ich weiß das. Aber ... halt ein Jahr durch, Jude, okay? Ein Jahr. Und gib dir Mühe. Und dann schauen wir, wie es weitergeht.« Jude hatte es versprochen.

Und dann war er im Frühjahr fort gewesen, bei Dreharbeiten, und als Jude und er eines Abends telefonierten, hatte Jude plötzlich gesagt: »Willem, ich will mit offenen Karten spielen: Ich muss dir etwas sagen.«

»Okay«, sagte er und umklammerte das Telefon fester. Er war in London, um *Henry & Edith* zu drehen. Er spielte - zwölf Jahre zu jung und dreißig Kilo zu leicht, wie Kit bemerkte,

aber wen interessierte das schon? - Henry James zu Beginn seiner Freundschaft zu Edith Wharton. Der Film war im Grunde eine Art Roadmovie, zu großen Teilen in Frankreich und Südengland gedreht, und er arbeitete sich gerade durch seine letzten Szenen.

»Ich bin nicht stolz darauf«, hörte er Jude sagen. »Aber ich bin nicht zu den letzten vier Sitzungen mit Dr. Loehmann gegangen.

Das heißt ... ich bin dort gewesen, aber sie haben nicht stattgefunden.«

»Was soll das heißen?«, fragte er.

»Na ja, ich fahre hin«, sagte Jude, »aber dann ... dann sitze ich im Auto und lese, so lange die Sitzung dauert, und wenn sie vorbei ist, fahre ich zurück ins Büro.«

Er schwieg, und Jude schwieg ebenfalls, und dann begannen sie beide zu lachen. »Was liest du

denn?«, fragte er, als er endlich wieder sprechen konnte.

»Freud, ›Zur Einführung des Narzissmus‹«, gestand Jude, und sie fingen wieder beide an zu lachen, so heftig, dass Willem sich setzen musste.

»Jude -«, setzte er schließlich an, aber Jude unterbrach ihn. »Ich weiß, Willem«, sagte er, »ich weiß: Ich gehe wieder hin. Es war dumm von mir. Ich habe es die letzten paar Male einfach nicht über

**mich gebracht, hinzugehen;
ich weiß gar nicht genau,
warum.«**

**Beim Auflegen lächelte er
noch immer, und als er in
Gedanken Idriss' Stimme
hörte - »Und, Willem, was
denkst du darüber, dass
Jude nicht geht, obwohl er
es versprochen hat?« -,
machte er eine fächernde
Handbewegung vor seinem
Gesicht, wie um die Worte
davonzuwedeln. Judes
Lügen, seine eigenen
Selbsttäuschungsmechanismen**

beides, begriff er, waren Formen des Selbstschutzes, die sie seit der Kindheit ausübten, Angewohnheiten, die ihnen halfen, die Welt erträglicher zu machen, als sie es manchmal war. Doch Jude versuchte jetzt, weniger zu lügen, und er selbst versuchte zu akzeptieren, dass es gewisse Dinge gab, die niemals mit seiner Auffassung davon übereinstimmen würden, wie das Leben sein sollte, und wenn er sich noch so

**sehr wünschte oder
einredete, dass sie es täten.
Und so wusste er im
Grunde, dass die Therapie
für Jude nur von
begrenztem Nutzen sein
würde. Er wusste, dass Jude
sich auch weiterhin
schneiden würde. Er wusste,
er würde ihn nie heilen
können. Der Mensch, den er
liebte, war krank und würde
immer krank sein, und
seine Aufgabe war nicht,
ihn wieder gesund zu
machen, sondern ihn**

**weniger krank zu machen.
Idriss konnte er diesen
Perspektivwechsel nie
begreiflich machen;
manchmal begriff er ihn ja
selbst kaum.**

**An diesem Abend lud er
eine Frau zu sich ein, die
zweite Bühnenbildnerin,
und während sie
nebeneinanderlagen,
beantwortete er die immer
gleichen Fragen: Er
erklärte, wie er Jude
kennengelernt hatte; er
erklärte, wer er war oder**

zumindest wer die Version von ihm war, die er für solche Antworten entworfen hatte.

»Was für eine schöne Wohnung«, sagte Isabel, und er warf ihr einen leicht argwöhnischen Blick zu; als JB die Wohnung gesehen hatte, hatte er gesagt, sie sehe aus wie vom Großen Basar vergewaltigt, und Isabel, so hatte der Kameramann einmal verkündet, hatte einen ausgezeichneten

Geschmack. »Wirklich«, sagte sie, als sie sein Gesicht sah. »Sie ist echt hübsch.«

»Danke«, sagte er. Die Wohnung gehörte ihm - ihm und Jude. Sie hatten sie erst vor zwei Monaten gekauft, als sich abzuzeichnen begann, dass sie beide häufiger in London zu tun haben würden. Es war seine Aufgabe gewesen, etwas zu finden, und weil es seine Entscheidung war, hatte er bewusst das ruhige, durch

und durch langweilige Marylebone gewählt - nicht aus Bequemlichkeit oder wegen der nüchternen Hübschheit des Viertels, sondern aufgrund seiner hohen Dichte an Ärzten.

»Oh«, hatte Jude gesagt, als er die Übersicht über die Parteien im Haus studiert hatte, während sie auf den Makler warteten, der sie in die favorisierte Wohnung führen sollte, »guck mal, was direkt unter dem Apartment ist: eine

orthopädische Klinik.« Er sah Willem mit einer hochgezogenen Augenbraue an. »Interessanter Zufall, oder?«

Er hatte gelächelt. »Ja, oder?« Doch ihrer Witzelei lag etwas zugrunde, das bislang keiner von ihnen hatte ansprechen können, nicht nur im Laufe ihrer Beziehung, sondern während ihrer nahezu gesamten Freundschaft: die Tatsache, dass es irgendwann so weit sein

**würde; wann wussten sie
nicht, nur dass es
geschehen würde - dass es
Jude schlechter gehen
würde. Was genau das hieß,
wusste Willem nicht, doch
im Zuge seines neuen
Bekenntnisses zur
Ehrlichkeit versuchte er
sich, versuchte er sie beide
auf eine Zukunft
vorzubereiten, die er nicht
voraussehen konnte, eine
Zukunft, in der Jude
vielleicht nicht mehr gehen,
nicht mehr würde stehen**

können. Und so war die Wohnung im vierten Stock in der Harley Street letztlich die einzige Option gewesen; von allen Wohnungen, die er sich angesehen hatte, war diese jener in der Greene Street am nächsten gekommen: eine Etagenwohnung mit großen Türen und breiten Korridoren, großen quadratischen Räumen und Bädern, die sich rollstuhltauglich gestalten ließen (die orthopädische

Praxis darunter war das letzte, nicht zu ignorierende Argument dafür gewesen, dass dies ihre Wohnung werden sollte). Sie kauften das Apartment; er hatte all die Läufer und Lampen und Decken hergebracht, die er im Laufe seines Berufslebens zusammengesammelt hatte und die in Kartons verpackt im Keller des Hauses in der Greene Street gestanden hatten; und bevor er nach

Ende der Dreharbeiten nach New York zurückgekehrte, würde ein junger ehemaliger Mitarbeiter von Malcolm, der zurück nach London gezogen war, um in der dortigen Filiale von Bellcast zu arbeiten, mit der Renovierung beginnen.

Ach, dachte er jedes Mal, wenn er sich die Pläne für das Apartment ansah, manchmal war es so traurig, in der Realität zu leben. Das war ihm auch ins Bewusstsein gerufen

worden, als er sich zuletzt mit Vikram, dem Architekten, getroffen und ihn gefragt hatte, warum sie nicht die alten holzgerahmten Fenster in der Küche behalten konnten, durch die man auf die geklinkerte Terrasse mit Blick über die Dächer von Weymouth Mews schaute. »Können die nicht drinbleiben? Sie sind so schön.«

»Sie *sind* schön«, stimmte Vikram zu, »aber diese

Fenster sind im Sitzen sehr schwer zu öffnen - man muss sie erst aus den Beinen heraus ein Stückchen anheben.« Da begriff er, dass Vikram sich an das gehalten hatte, worum er ihn während ihres ersten Gesprächs gebeten hatte: davon auszugehen, dass einer der Bewohner des Apartments irgendwann in seiner Beweglichkeit stark eingeschränkt sein könnte.

»Oh«, hatte er gesagt und

**mehrmals rasch
hintereinander geblinzelt.
»Richtig. Danke. Danke.«**

**»Na klar«, hatte Vikram
gesagt. »Ich verspreche dir,
Willem, es wird für euch
beide ein gutes Zuhause
sein.« Er hatte eine sanfte,
angenehme Stimme, und
Willem war sich nicht ganz
sicher gewesen, ob die
Traurigkeit, die er in jenem
Moment verspürte, Vikrams
freundlichen Worten
entsprang oder der
Freundlichkeit, mit der er**

sie sprach.

Jetzt, in New York, muss er daran zurückdenken. Es ist Ende Juli; er hat Jude überredet, einen Tag Urlaub zu nehmen, und sie sind zu ihrem Haus in Upstate New York gefahren. Jude war wochenlang müde und ungewöhnlich schwach gewesen, aber plötzlich war er es nicht mehr, und es waren Tage wie diese - der Himmel über ihnen strahlend blau; die Luft heiß und trocken; Büschel

**von Schafgarben und
Dotterblumen, die die
Felder um ihr Haus buttrig
glänzen ließen; die Steine,
die den Pool einfassten,
kühl unter seinen Füßen;
Jude, der in der Küche leise
vor sich hin sang, während
er für Julia und Harold, die
zu Besuch gekommen
waren, Limonade machte -,
an denen Willem wieder in
die alte Gewohnheit
zurückfiel, so zu tun, als ob.
An diesen Tagen fügte er
sich in eine Art Zauber,**

**einen Zustand, in dem ihm
sein Leben sowohl nicht
verbesserungsfähig als
auch, paradoxerweise,
absolut reparabel erschien.
Natürlich würde es Jude
nicht schlechter gehen.
Natürlich könnte man ihn
wieder hinbekommen.
Natürlich würde Willem
derjenige sein, der ihn
wieder hinbekam. Natürlich
war das möglich; natürlich
war es wahrscheinlich. Tage
wie diese schienen keine
Nächte zu haben, und wenn**

es keine Nächte gab, gab es kein Ritzen, gab es keine Traurigkeit, gab es kein Entsetzen.

»Du träumst von Wundern, Willem«, hätte Idriss gesagt, wenn er seine Gedanken gekannt hätte, und er wusste, dass er sie kannte. Aber, dachte er, war sein Leben - und auch Judes Leben - denn kein Wunder? Seine Bestimmung war es gewesen, in Wyoming zu bleiben und Rancharbeiter zu werden. Und Jude ... was

**hätte aus Jude werden
sollen? Er hätte im
Gefängnis oder einer Klinik
enden sollen oder als Toter
oder Schlimmeres. Aber das
war nicht geschehen. War
es denn kein Wunder, dass
jemand mehr oder weniger
Durchschnittliches ein
Leben lebte, in dem er
Millionen damit verdiente,
andere Menschen
darzustellen, dass dieser
Jemand in diesem Leben
von einer Stadt in die
andere flog, dass man ihm**

**von morgens bis abends
jeden Wunsch von den
Augen ablas, dass er in
einem künstlich
geschaffenen Umfeld
arbeitete, in dem man ihn
wie den Herrscher einer
Bananenrepublik
behandelte? War es kein
Wunder, mit dreißig
adoptiert zu werden,
Menschen zu finden, von
denen man so sehr geliebt
wurde, dass sie einen in
ihre Familie aufnahmen?
War es kein Wunder, das**

Unüberlebbares überlebt zu haben? War Freundschaft an sich kein Wunder - einen anderen Menschen zu finden, der die ganze einsame Welt irgendwie weniger einsam erscheinen ließ? War dieses Haus kein Wunder, diese Schönheit, diese Behaglichkeit, dieses Leben? Wer konnte ihm also verübeln, dass er auf ein weiteres hoffte, dass er wider besseres Wissen, wider die Biologie, wider die Zeit, wider die

**Geschichte darauf hoffte,
dass sie die Ausnahme sein
würden, dass mit Jude nicht
geschehen würde, was mit
anderen Menschen
geschah, die ähnliche
Verletzungen erlitten
hatten, dass er nach allen
Hürden, die er überwunden
hatte, noch eine weitere
überwinden würde?**

**Er sitzt am Pool und
spricht mit Harold und
Julia, als er mit einem Mal
dieses seltsame hohle
Gefühl in seinem Magen**

verspürt, das ihn manchmal selbst dann beschleicht, wenn Jude und er im selben Haus sind: das Gefühl, ihn zu vermissen, das eigentümliche, heftige Verlangen, ihn zu sehen. Und auch wenn er ihm das niemals sagen würde, ist es das, was Jude in seinen Augen mit Hemming verbindet - die Erkenntnis, die ihn manchmal zart wie Flügel streift, dass die Menschen, die er liebt, auf irgendeine Weise

vergänglicher sind als andere, dass er sie nur geliehen hat und sie irgendwann von ihm zurückgefordert werden. »Geh nicht«, hatte er bei ihren Telefonaten zu Hemming gesagt, als Hemming im Sterben lag. »Verlass mich nicht, Hemming«, obwohl die Schwestern, die Hunderte von Kilometern entfernt den Hörer an Hemmings Ohr hielten, ihn gebeten hatten, genau das Gegenteil

**zu sagen: dass es in
Ordnung war zu gehen; dass
Willem ihn freigab. Aber er
konnte es nicht.**

**Und er hatte es auch nicht
gekonnt, als Jude im
Krankenhaus gelegen hatte,
vor lauter Schmerzmitteln
so tief im Delirium, dass
seine Augen in einer
Geschwindigkeit hin- und
hergeflattert waren, die ihn
beinahe mehr als alles
andere geängstigt hatte.
»Lass mich gehen, Willem«,
hatte Jude ihn da angefleht,**

»lass mich gehen.«

**»Ich kann nicht, Jude«,
hatte er weinend gesagt,
»ich kann es nicht.«**

**Jetzt schüttelt er den
Kopf, um die Erinnerung zu
vertreiben. »Ich gehe mal
nach ihm schauen«, sagt er
zu Harold und Julia, aber
dann hört er, wie die
Glastür aufgeschoben wird,
und sie drehen sich alle
drei um und sehen den
sanften Hügel hinauf, wo
Jude mit einem Tablett
voller Gläser erscheint, und**

sie stehen alle drei auf, um ihm zu helfen. Aber bevor sie den Hügel hinaufsteigen und Jude ihnen entgegengeht, gibt es einen Moment, in dem sie alle kurz in ihrer jeweiligen Pose verharren, und es erinnert ihn an ein Filmset, bei dem jede Szene nachgedreht, jeder Fehler korrigiert, jeder Schmerz uminszeniert werden kann. Und in jenem Moment stehen sie an einem Rand des Bildes und Jude am

**anderen, aber sie lächeln
sich an, und die Welt
scheint nichts als
Freundlichkeit für sie
bereitzuhalten.**

**Das letzte Mal in seinem
Leben, dass er ohne Hilfe
gehen konnte - richtig
gehen: sich nicht nur an
der Wand entlang von
einem Zimmer zum
nächsten schieben; nicht
nur bei Rosen Pritchard die
Gänge entlangschlurfen;**

**sich nicht nur
zentimeterweise von der
Eingangshalle zur Garage
vorantasten, um sich mit
einem Seufzer der
Erleichterung in den
Autositz fallen zu lassen -,
war während ihres
Weihnachtsurlaubs
gewesen. Er war
sechshundvierzig. Sie waren
in Bhutan: eine, wie ihm
später bewusst wurde, gute
Wahl für seine letzten
echten Schritte (auch wenn
er das damals natürlich**

nicht gewusst hatte), weil es ein Land war, in dem alle zu Fuß gingen. Die Leute, die sie dort trafen, darunter ein alter Bekannter von ihnen aus College-Zeiten, Karma, der jetzt der Landwirtschaftsminister war, bemaßen zurückgelegte Strecken nicht in Kilometern, sondern in Stunden. »O ja«, hatte Karma gesagt, »als mein Vater ein Junge war, lief er vier Stunden, um am Wochenende seine Tante zu

besuchen. Und dann lief er vier Stunden zurück.«
Willem und er hatten erstaunt zugehört, aber später auch darin übereingestimmt, dass die Landschaft so wunderschön war - eine Reihe steiler, bewaldeter Parabeln, der Himmel darüber von einem blassen, klaren Blau -, dass die Zeit, die man dort gehend verbrachte, schneller und angenehmer vergehen musste als andernorts.

Er war während der Reise nicht ganz auf der Höhe gewesen, wenn er auch immerhin seinen Rollstuhl nicht gebraucht hatte. In den Monaten davor hatte er sich schwächer gefühlt, ohne die Ursache jedoch näher bestimmen zu können und nicht so gravierend, dass es auf ein tieferliegendes Problem hinzudeuten schien. Seine Kräfte ließen nur schneller nach. Was nicht nachließ, war der Schmerz: ein

dumpfer, unablässiger Schmerz, der ihm in den Schlaf folgte und ihn empfing, wenn er aufwachte. Es war der Unterschied, sagte er zu Andy, zwischen einem Monat mit zahlreichen Wolkenbrüchen und einem Monat, in dem es täglich regnete: nicht heftig, aber unaufhörlich, eine Art trübes, enervierendes Unbehagen. Im Oktober war er nicht einen Tag ohne den Rollstuhl ausgekommen,

**der längste
zusammenhängende
Zeitraum, in dem er ihn
gebraucht hatte. Im
November war es ihm gut
genug gegangen, um an
dem Thanksgiving-Dinner
bei Harold teilzunehmen,
doch dann hatte er zu
starke Schmerzen gehabt,
um sich zum Essen an den
Tisch zu setzen, und er
hatte den Abend in seinem
Zimmer verbracht, wo er so
still lag, wie er konnte, und
halb wahrnahm, dass**

Harold, Willem und Julia hereinkamen, um nach ihm zu sehen, halb wahrnahm, dass er sich dafür entschuldigte, ihnen den Feiertag ruiniert zu haben, halb wahrnahm, dass die drei sich gedämpft mit Laurence und Gillian, James und Carey unterhielten, die er halb hatte aus dem Esszimmer kommen hören. Danach hatte Willem ihre Reise absagen wollen, aber er hatte darauf bestanden, dass sie fuhren, und er war

froh darüber, denn er fand es erholsam und stärkend, die Schönheit der Landschaft, die Reinheit und Stille der Berge wahrzunehmen und Willem inmitten von Bächen und Bäumen sehen zu können, wo er sich immer am wohlsten zu fühlen schien.

Es war ein schöner Urlaub, doch am Ende war er froh, wieder nach Hause zu fahren. Eines der Argumente, mit denen er Willem hatte überreden

können, die Reise überhaupt anzutreten, war, dass sein Freund Elijah, der inzwischen einen Hedgefonds betrieb, dessen rechtliche Interessen er vertrat, mit seiner Familie in Nepal Urlaub machte und sie sowohl auf dem Hin- als auch auf dem Rückflug nach New York in seiner Privatmaschine mitfliegen konnten. Er hatte befürchtet, dass Elijah in Plauderlaune sein werde, doch die Sorge hatte sich

**als unberechtigt erwiesen,
und er hatte
dankbarerweise beinahe
den gesamten Heimweg
über schlafen können,
während der Schmerz in
seinen Füßen und seinem
Rücken loderte.**

**Am Tag nach ihrer
Rückkehr in die Greene
Street schaffte er es nicht
aus dem Bett heraus. Er litt
solche Qualen, dass sein
Körper ein einziger
bloßliegender, an beiden
Enden ausgefranker Nerv**

zu sein schien; er hatte das Gefühl, wäre ein Tropfen Wasser auf ihn gefallen, dann hätte er von Kopf bis Fuß gezischt. Er war so erschöpft, so wund vor Schmerz, dass er sich nicht einmal im Bett aufrichten konnte, und er merkte, dass Willem - in dessen Gegenwart er sich besonders zusammenriss, damit er sich keine Sorgen machte - alarmiert war, und musste ihn eindringlich bitten, Andy nicht

anzurufen. »Ist gut«, hatte Willem zögerlich gesagt, »aber wenn es dir morgen nicht bessergeht, rufe ich ihn an.« Er nickte, und Willem seufzte. »Verdammt, Jude«, sagte er, »ich *wusste*, wir hätten nicht fahren sollen.«

Aber am nächsten Tag ging es ihm besser: zumindest so viel besser, dass er das Bett verlassen konnte. Er konnte nicht laufen; seine Beine, seine Füße und sein Rücken

fühlten sich den ganzen Tag über an wie von eisernen Bolzen durchbohrt, aber er zwang sich zu lächeln und zu sprechen und sich zu bewegen; doch wenn Willem aus dem Zimmer ging oder ihm den Rücken zuwandte, fühlte er sein Gesicht vor Erschöpfung erschlaffen.

Und so war es von da an, und sie gewöhnten sich beide daran: Auch wenn er den Rollstuhl jetzt täglich brauchte, versuchte er jeden Tag so viel zu gehen,

**wie er konnte, selbst wenn
es nur bis zum Badezimmer
war, und er achtete darauf,
seine Kraft nicht zu
vergeuden. Beim Kochen
legte er sich alle Zutaten
auf der Arbeitsplatte
zurecht, bevor er begann,
um nicht immer wieder zum
Kühlschrank gehen zu
müssen; er lehnte
Einladungen zu
Abendessen, Partys,
Ausstellungseröffnungen,
Benefizveranstaltungen ab,
erzählte den Leuten,**

erzählte Willem, die Arbeit lasse es nicht zu, aber in Wirklichkeit kam er nach Hause und rollte langsam durch die Wohnung, die gnadenlos große Wohnung, ruhte sich aus, wenn er nicht mehr konnte, döste im Bett, damit er genug Kraft hatte, um sich mit Willem unterhalten zu können, wenn er nach Hause kam.

Ende Januar ging er endlich zu Andy, der ihm zuhörte und ihn dann sorgfältig untersuchte. »Dir

**fehlt nichts Bestimmtes«,
sagte er, als er fertig war.
»Du wirst einfach älter.«**

**»Ah«, sagte er, und sie
schwiegen beide, denn was
hätten sie sagen sollen?**

**»Na ja«, sagte er
schließlich, »vielleicht bin
ich ja bald schwach genug,
um Willem davon
überzeugen zu können, dass
mir die Kraft für die
Sitzungen bei Loehmann
fehlt«, denn im
vergangenen Herbst hatte
er Willem - aus Dummheit,**

**aus Betrunkenheit,
vielleicht sogar aus
Romantik - versprochen,
weitere neun Monate zu
Loehmann zu gehen.**

**Andy hatte geseufzt, aber
ebenfalls gelächelt. »Du
bist so ein Rabenaas«, hatte
er gesagt.**

**Aber jetzt denkt er
liebevoll an diese Zeit
zurück, denn in jeder
anderen Beziehung war
dieser Winter eine
wunderbare Zeit gewesen.
Im Dezember war Willem**

für seinen Auftritt in *Der vergiftete Apfel* für einen wichtigen Preis nominiert worden; im Januar hatte er ihn gewonnen. Dann wurde er abermals nominiert, für einen größeren und noch bedeutenderen Preis, den er ebenfalls gewann. Am Abend der Preisverleihung war Jude geschäftlich in London gewesen, aber er hatte sich den Wecker auf zwei Uhr morgens gestellt, um die Zeremonie im Internet live verfolgen zu

**können; als Willems Name
verkündet wurde, schrie er
laut auf, sah, wie ein
strahlender Willem Julia
küsste - die er als
Begleitung mitgenommen
hatte - und die
Treppenstufen zur Bühne
hinaufsprang, hörte zu, wie
er den Filmmachern
dankte, dem Studio, Emil,
Kit, Alan Turing, Roman,
Cressy, Richard, Malcolm,
JB und »meinen
Schwiegereltern, Julia
Altmann und Harold Stein,**

**die mir stets das Gefühl
gegeben haben, selbst ihr
Sohn zu sein, und
schließlich und vor allem
Jude St. Francis, meinem
besten Freund und der
Liebe meines Lebens, für
alles«. In diesem Moment
musste er sich
zusammennehmen, um
nicht in Tränen
auszubrechen, und als er
Willem eine halbe Stunde
später erreichte, musste er
sich wieder
zusammennehmen. »Ich bin**

**so stolz auf dich, Willem«,
sagte er. »Ich wusste, dass
du gewinnst, ich wusste es.«**

**»Das glaubst du immer«,
lachte Willem, und er lachte
auch, weil Willem recht
hatte: Er tat es immer. Er
dachte immer, dass Willem
den jeweiligen Preis
verdiente, für den er gerade
nominiert war; gewann er
nicht, war er aufrichtig
erstaunt - wie konnte die
Jury, wie konnten die
Abstimmenden, von
politischen Erwägungen**

**und persönlichen Vorlieben
einmal abgesehen, eine so
offensichtlich
herausragende Darbietung,
einen so offensichtlich
herausragenden
Schauspieler, eine so
offensichtlich
herausragende
Persönlichkeit übergehen?**

**In den Besprechungen,
die er am Morgen darauf
hatte - während deren er
sich immer wieder darauf
konzentrieren musste, nicht
die ganze Zeit über**

dümmlich vor sich hin zu grinsen -, gratulierten ihm seine Kollegen und fragten ihn wieder, warum er nicht an der Preisverleihung teilgenommen habe, und er schüttelte den Kopf. »Das ist nichts für mich«, sagte er, und das stimmte; von all den Preisverleihungen, Filmpremieren und Partys, an denen Willem beruflich teilnehmen musste, war er nur bei zweien oder dreien dabei gewesen. Als Willem während des vergangenen

Jahres für einen langen Artikel von einem seriösen Literaturmagazin begleitet worden war, hatte er sich jedes Mal zurückgezogen, wenn er wusste, dass der Journalist anwesend sein würde. Er wusste, dass Willem ihm das nicht übelnahm, dass er es dem Schutz seiner Privatsphäre zuschrieb, die ihm so wichtig war. Aber wenngleich das stimmte, war es doch nicht der einzige Grund.

Kurz nachdem sie ein Paar geworden waren, hatte die *Times* einmal einen Artikel über Willem und den ersten Teil einer Spionagefilmtrilogie, den er gerade abgedreht hatte, gebracht, der von einem Foto begleitet wurde, auf dem sie beide zu sehen waren. Es war während der Eröffnung von JBs fünfter, mehrfach verschobener Ausstellung, »Frosch und Kröte«, aufgenommen worden, die nur Bilder von

**ihnen beiden enthielt,
welche aber stark
verfremdet und wesentlich
abstrakter als JBs vorherige
Arbeiten waren. (Sie hatten
nicht recht gewusst, was sie
von dem Titel der
Ausstellung halten sollten,
wenngleich JB auch
behauptet hatte, er sei
liebepoll gemeint. »Arnold
Lobel?«, hatte er krächzend
ausgerufen, als sie ihn
darauf angesprochen
hatten. »Hallo?!« Doch weder
Willem noch er hatten als**

**Kinder Lobels Bücher
gelesen, und sie hatten
losgehen und sie kaufen
müssen, um die Anspielung
zu verstehen.)**

**Seltsamerweise war es eher
diese Ausstellung als die
ursprüngliche Story über
Willems neues Leben in der
Zeitschrift *New York*
gewesen, die ihre
Beziehung für ihre
Kollegen und Bekannten
hatte real werden lassen,
trotz der Tatsache, dass die
meisten der Gemälde auf**

Fotos basierten, die entstanden waren, bevor sie ein Paar wurden.

Diese Ausstellung war es auch, die, wie JB später sagte, seinen Aufstieg einleitete: Sie wussten, dass es ihm trotz seiner Verkaufszahlen, seiner Kritiken, seiner Fellowships und Auszeichnungen keine Ruhe ließ, dass Richard (ebenso wie der asiatische Henry Young) eine Museumsretrospektive bekommen hatte, die auf

die erste Hälfte seines künstlerischen Schaffens zurückblickte, und er nicht. Aber durch »Frosch und Kröte« veränderte sich JBs Leben, so wie sich Willems Leben durch *Sycamore Court* verändert hatte, so wie sich Malcolms Leben durch das Museum in Doha verändert hatte, so wie sich selbst sein eigenes Leben - wenn er auf diese prahlerische Weise darauf blickte - durch den Prozess gegen Malgrave and Baskett verändert hatte.

Erst wenn er unter dem Firmament seiner Freunde hervortrat, wurde ihm bewusst, dass diese Veränderung, die Veränderung, auf die sie alle gehofft und die sich bei ihnen allen eingestellt hatte, rarer und wertvoller war, als sie ahnten. Von ihnen allen war JB als Einziger fest davon überzeugt gewesen, dass er diese Veränderung *verdiente*, dass sie in jedem Fall stattfinden würde;

Willem und ihm hatte diese Überzeugung gefehlt, und sie waren verwirrt gewesen, als sie sich ereignet hatte. Doch auch wenn JB am längsten darauf hatte warten müssen, dass sein Leben diese Wandlung erfuhr, war er ruhig und gelassen, als es passierte - etwas in ihm schien entschärft zu werden; zum ersten Mal seit sie ihn kannten, wirkte er wirklich entspannt, und der beißende Humor, der ihn

umgab wie knisternde Reibungselektrizität, wurde entmagnetisiert und gedämpft. Er freute sich für JB; er freute sich, dass er nunmehr die Anerkennung fand, die er sich wünschte, die Art von Anerkennung, die JB in seinen Augen schon nach »Sekunden, Minuten, Stunden, Tage« hätte zuteilwerden sollen.

»Fragt sich bloß, wer von uns Frosch ist und wer Kröte«, sagte Willem, nachdem sie die

**Ausstellung in JBs Atelier
zum ersten Mal gesehen
und einander die
warmherzigen Bücher
vorgelesen und sich dabei
vor Lachen ausgeschüttet
hatten.**

**Er hatte gelächelt; sie
hatten im Bett gelegen.
»Ich bin eindeutig Kröte.«**

**»Nein«, sagte Willem, »ich
glaube, du bist Frosch;
deine Augen haben dieselbe
Farbe wie seine Haut.«**

**Willem klang so ernst,
dass er grinsen musste.**

»Das ist dein Beweis?«, fragte er. »Und was hast du dann mit Kröte gemeinsam?«

»Ich glaube, ich habe tatsächlich so eine Jacke wie er«, sagte Willem, und sie fingen wieder an zu lachen.

Doch in Wahrheit wusste er es: Er *war* Kröte, und ihr gemeinsames Foto in der *Times* zu sehen hatte ihm das wieder ins Gedächtnis gerufen. Dabei störte es ihn weniger um seiner selbst

willen - er versuchte seiner Unsicherheit weniger Beachtung zu schenken -, aber für Willem tat es ihm leid, weil ihm bewusst war, wie schlecht sie äußerlich zusammenpassten, wie verzerrt das Bild wirkte, das sie als Paar abgaben, und er schämte sich an seiner statt und fürchtete, dass seine pure Anwesenheit Willem in irgendeiner Weise schaden könnte. Also versuchte er sich in der Öffentlichkeit von ihm fernzuhalten. Er

hatte immer geglaubt, dass Willem ihm helfen könnte, gesund zu werden, doch im Laufe der Jahre reifte die Angst in ihm heran: Wenn Willem ihn gesundmachen konnte, hieß das nicht auch, dass er Willem krankmachen konnte? Und wenn Willem etwas aus ihm machen konnte, dessen Betrachtung weniger schmerzte, konnte er Willem dann nicht in derselben Weise zu etwas Hässlichem machen? Er

**wusste, dass das nicht
logisch war, aber er dachte
es dennoch, und manchmal
wenn sie sich abends zum
Ausgehen bereitmachten,
erhaschte er im
Badezimmerspiegel einen
Blick auf sich, auf seinen
dummen, zufriedenen
Gesichtsausdruck, absurd
und grotesk wie ein Affe in
teuren Kleidern, und ihn
überkam der Wunsch, das
Glas mit der Faust
einzuschlagen.**

Aber der andere Grund

**dafür, dass er sich nicht
gern mit Willem zusammen
in der Öffentlichkeit zeigte,
war die Sichtbarkeit, die
das mit sich brachte. Seit
seinem ersten Tag auf dem
College fürchtete er,
jemand aus seiner
Vergangenheit - ein Kunde;
einer der Jungen aus dem
Heim - könnte versuchen,
mit ihm in Kontakt zu
treten und sich für sein
Schweigen bezahlen zu
lassen. »Das wird niemand
tun, Jude«, hatte ihm Ana**

versichert. »Das verspreche ich dir. Dann müssten sie ja zugeben, woher sie dich kennen.« Aber die Angst verließ ihn nie, und im Laufe der Jahre hatten sich einige Geister eingestellt. Der erste erschien kurz nach seinem Einstieg bei Rosen Pritchard: eine einfache Postkarte, abgeschickt von jemandem, der behauptete, ihn aus dem Heim zu kennen - jemandem mit dem wenig hilfreichen

**Allerweltsnamen Rob
Wilson, jemandem, an den
er keine Erinnerung hatte -,
und eine Woche lang hatte
er in Panik gelebt, hatte
nachts kaum schlafen
können, während sein
Verstand Szenarien
durchspielte, die ihm
ebenso schreckenerregend
wie unausweichlich
erschieden. Was, wenn
dieser Rob Wilson sich an
Harold wandte oder an
seine Kollegen in der
Kanzlei und ihnen sagte,**

wer er war, was er in der Vergangenheit getan hatte? Aber er zwang sich, nicht zu reagieren, nicht zu tun, was er am liebsten getan hätte - eine hysterische Unterlassungsaufforderung zu verfassen, die nichts weiter als ein Beweis für seine Existenz und die Existenz seiner Vergangenheit gewesen wäre -, und er hörte nie wieder von Rob Wilson.

Doch nachdem einige Bilder von Willem und ihm

in der Presse erschienen waren, erhielt er zwei weitere Briefe und eine E-Mail, alle an seine Firma adressiert. Einer der Briefe und die E-Mail waren ebenfalls von Männern, die behaupteten, mit ihm zusammen im Heim gewesen zu sein, aber wieder hatte er ihre Namen nicht erkannt und nie geantwortet, und sie hatten sich nie wieder gemeldet. Aber der zweite Brief enthielt die Kopie eines

Fotos, das einen unbekleideten Jungen auf einem Bett zeigte, schwarz-weiß und von so schlechter Qualität, dass er nicht erkennen konnte, ob es sich um ihn handelte oder nicht. Und mit diesem Brief hatte er getan, was man ihm vor all den Jahren, als er ein Kind gewesen war, das in einem Krankenhausbett in Philadelphia lag, für den Fall geraten hatte, dass einmal einer der Kunden seine Identität in Erfahrung

brächte und mit ihm in Kontakt zu treten versuchte: Er hatte den Brief in einen Umschlag gesteckt und ihn ans FBI geschickt. Im dortigen Büro wusste man immer, wo er war, und alle vier oder fünf Jahre erschien ein Agent an seinem Arbeitsplatz, um ihm Bilder zu zeigen und ihn zu fragen, ob er sich an diesen oder jenen Mann erinnere, Männer, die auch nach Jahrzehnten noch als Freunde und Mittäter von

Dr. Traylor und Bruder Luke enttarnt wurden. Er erhielt vor diesen Besuchen kaum Vorwarnungen, und im Laufe der Jahre hatte er gelernt, was er in den Tagen danach tun musste, um ihre Nachwirkungen aufzuheben, dass er sich mit Menschen umgeben musste, mit Ereignissen, mit Lärm und Trubel, mit handfesten Zeugnissen des Lebens, das er jetzt lebte.

In dieser Zeit, während der er den Brief erhalten

und sich vom Hals geschafft hatte, hatte er sich zutiefst geschämt und sich durch und durch allein gefühlt - Willem hatte er damals noch nicht von seiner Kindheit erzählt, und auch Andy war zu lückenhaft informiert, als dass er wirklich hätte begreifen können, welchen Schrecken er durchlebte -, und anschließend hatte er sich endlich dazu durchgerungen, ein Detektivbüro (allerdings

nicht dasselbe, das Rosen Pritchard beschäftigte) zu beauftragen, alles in Erfahrung zu bringen, was sich über ihn herausfinden ließ. Die Ermittlungen hatten einen Monat lang gedauert, doch am Ende war nichts Entscheidendes dabei herausgekommen oder zumindest nichts, anhand dessen man ihn zuverlässig als denjenigen identifizieren konnte, der er einmal gewesen war. Da erst gestattete er sich zu

entspannen, endlich einzusehen, dass Ana recht gehabt hatte, zu akzeptieren, dass der größte Teil seiner Vergangenheit so gründlich ausgelöscht war, dass es war, als hätte er nie existiert. Die Menschen, die am meisten darüber wussten, die Zeugen und Urheber seines Schicksals gewesen waren - Bruder Luke, Dr. Traylor, selbst Ana -, waren tot, und die Toten sprechen zu

niemandem. *Du bist in Sicherheit*, rief er sich in Erinnerung. Doch das hieß trotzdem nicht, dass er sich nicht weiterhin vorgesehen hätte; es hieß nicht, dass er sein Foto in Zeitschriften und Zeitungen sehen wollte.

Natürlich akzeptierte er, dass sein Leben mit Willem so aussehen würde, aber manchmal wünschte er, es könnte anders sein, er könnte weniger zurückhaltend sein, wenn

es darum ging, sich öffentlich zu Willem zu bekennen, wie Willem sich öffentlich zu ihm bekannt hatte. Wenn er Zeit hatte, spielte er immer wieder den Clip von Willems Rede ab und fühlte dabei denselben Kitzel wie damals, als Harold ihn zum ersten Mal jemand anderem als seinen Sohn vorgestellt hatte. Es ist wirklich passiert, hatte er da gedacht. Ich habe es mir nicht bloß ausgedacht. Und jetzt dasselbe Delirium:

Er gehörte wirklich zu Willem. Das hatte er selbst gesagt.

Im März, als die Zeit der Preisvergaben zu Ende ging, hatten Richard und er in der Greene Street eine Party für Willem gegeben. Eine große Lieferung von mit Schnitzereien verzierten Türrahmen und Sitzbänken aus Teakholz hatte gerade die vierte Etage verlassen, und Richard hatte die Decke mit Lichterketten dekoriert und

**an den Wänden entlang
Kerzen in großen Gläsern
aufgestellt. Richards
Atelierassistent hatte zwei
der größten Arbeitstische
nach oben gebracht, und er
hatte Catering und einen
Barkeeper bestellt. Sie
hatten alle eingeladen, die
ihnen einfielen: all ihre
gemeinsamen Freunde und
alle Freunde von Willem.
Harold und Julia, James und
Carey, Laurence und
Gillian, Lionel und Sinclair
waren aus Boston**

**gekommen; Kit war aus
L. A. angereist, Caroline aus
Yountville, Phaedra und
Citizen aus Paris, Willems
Freunde Cressy und
Susannah aus London,
Miguel aus Madrid. Er
zwang sich, während der
Party zu stehen und zu
laufen, und er wurde von
Leuten angesprochen, die
er nur aus Willems
Erzählungen kannte -
Regisseuren, Schauspielern
und Dramatikern - und die
ihm sagten, Willem erzähle**

**schon seit Jahren von ihm,
und es sei so schön, ihn
endlich einmal persönlich
kennenzulernen - sie hätten
schon geglaubt, Willem
habe ihn erfunden; und
obwohl er gelacht hatte, war
er auch ein wenig traurig
darüber gewesen, weil er
seine Ängste nicht ignoriert
und sich mehr an Willems
Leben beteiligt hatte.**

**So viele der Menschen
dort hatten sich seit so
vielen Jahren nicht
gesehen, dass die Party**

förmlich brummte. Es war eine Party wie die, auf die sie gegangen waren, als sie noch jung gewesen waren, wo Menschen sich über die Musik, die einer von Richards Assistenten, der Amateur-DJ war, spielte, hinweg anschrien, und nach wenigen Stunden war er erschöpft und lehnte sich an die nördliche Wand der Wohnung, um den anderen beim Tanzen zuzusehen. Inmitten des Gedränges sah er Willem mit Julia tanzen,

und er schaute ihnen lächelnd zu, als er Harold erblickte, der auf der anderen Seite des Raumes stand und ihnen ebenfalls lächelnd zusah. Dann erblickte Harold auch ihn und prostete ihm zu, und er hob sein eigenes Glas und sah dann zu, wie Harold sich seinen Weg zu ihm herüber bahnte.

»Gute Party«, schrie Harold ihm ins Ohr.

»Das ist hauptsächlich Richards Verdienst«, schrie

er zurück, aber als er gerade noch etwas hinzusetzen wollte, wurde die Musik lauter, und Harold und er sahen sich schulterzuckend an und lachten. Eine Zeit lang standen sie einfach lächelnd da und sahen den Tanzenden zu, die vor ihnen wogten und ineinander verschwammen. Er war müde, er hatte Schmerzen, aber es machte ihm nichts aus; die Müdigkeit fühlte sich süß und warm an, der

Schmerz war vertraut und erwartet, und in diesen Momenten wurde ihm bewusst, dass er in der Lage war, Freude zu empfinden, dass das Leben schön war. Dann veränderte sich die Musik, wurde langsam und verträumt, und Harold schrie, er wolle Julia aus Willems Fängen befreien.

»Geh nur«, sagte er, aber bevor Harold losging, veranlasste ihn irgendetwas, die Arme um ihn zu legen; es war das

erste Mal seit dem Vorfall mit Caleb, dass er Harold von sich aus berührte. Er sah, dass Harold zuerst erstaunt und dann hochofrenut war, und Schuldgeföhle durchströmten ihn, und er machte rasch einen Schritt zurück und scheuchte Harold zugleich auf die Tanzfläche.

In einer der Ecken hatte Richard ein Nest aus mit Baumwolle ausgestopften Jutesäcken gebaut, in dem

**man sich gemütlich
ausstrecken konnte, und er
ging gerade darauf zu, als
Willem vor ihm erschien
und ihn bei der Hand nahm.
»Komm, tanz mit mir«,
sagte er.**

**»Willem«, mahnte er ihn
lächelnd zur Vernunft, »du
weißt doch, dass ich nicht
tanzen kann.«**

**Willem taxierte ihn.
»Komm mit«, sagte er, und
er folgte Willem ans
östliche Ende des Lofts und
zum Bad, in das Willem ihn**

hineinzog, worauf er die Tür hinter ihnen zuschloss und seinen Drink auf den Rand des Waschbeckens stellte. Sie konnten die Musik noch immer hören - ein Lied, das während ihrer College-Zeit angesagt gewesen war, peinlich und doch irgendwie berührend in seiner unverhohlenen Sentimentalität, seiner Aufrichtigkeit -, aber drinnen klang sie gedämpft, als wehte sie aus einem fernen Tal herüber. »Leg

die Arme um mich«, sagte Willem zu ihm, und er tat es. »Beweg deinen rechten Fuß nach hinten, wenn ich meinen linken darauf zubewege«, sagte er dann, und er tat es.

Eine Zeit lang bewegten sie sich langsam und ungelenk und blickten sich stumm in die Augen.

»Siehst du?«, sagte Willem leise. »Du tanzt.«

»Ich kann das nicht gut«, murmelte er verlegen.

»Du kannst es perfekt«,

**sagte Willem, und obwohl
Judes Füße zu diesem
Zeitpunkt schon so
wehtaten, dass ihn die
Disziplin, die es ihm
abverlangte, nicht zu
schreien, schon in Schweiß
ausbrechen ließ, bewegte er
sich weiter, aber so
minimal, dass sie sich am
Ende des Liedes nur hin-
und herwiegten, ohne dass
ihre Füße den Boden
verließen, wobei Willem ihn
festhielt, damit er nicht fiel.
Als sie aus dem**

Badezimmer kamen, begannen die Leute in ihrer Nähe zu johlen, und er errötete - das letzte Mal, das für immer letzte Mal, dass er mit Willem Sex gehabt hatte, lag sechzehn Monate zurück -, aber Willem grinste und hob den Arm in die Höhe wie ein Preisboxer, der gerade einen Titel errungen hat.

Und dann kam der April und mit ihm sein siebenundvierzigster Geburtstag, und dann war

es Mai, und an jeder seiner Waden entstand eine Wunde, und Willem flog nach Istanbul, um den zweiten Teil seiner Spionagefilmreihe zu drehen. Er hatte Willem von den Wunden erzählt - er versuchte ihm von jeder Veränderung zu berichten, auch wenn sie ihm selbst nicht wichtig erschien -, und Willem war besorgt gewesen.

Aber er hatte sich keine Sorgen gemacht. Wie viele

dieser Wunden hatte er über die Jahre hinweg gehabt? Zig; Dutzende. Das Einzige, was sich geändert hatte, war die Zeit, die er aufwenden musste, um sie wieder verschwinden zu lassen. Er ging jetzt zweimal wöchentlich zu Andy - jeden Dienstag in der Mittagspause und jeden Freitagabend -, einmal zur Wundtoilette und einmal zu einer Vakuumtherapie, die Andys Arzthelferin durchführte. Andy war

**immer der Meinung
gewesen, seine Haut sei zu
brüchig für diese
Behandlungsmethode, bei
der etwas steriler Schaum
auf der offenen Wunde
platziert und eine Art
Saugstutzen darüber
bewegt wurde, der das tote
und absterbende Gewebe in
den Schwamm
hineinsaugte, doch in den
letzten Jahren hatte er sie
gut vertragen, und sie hatte
sich als erfolgreicher
erwiesen, als die**

Wundtoilette allein es war.

Je älter er wurde, desto schlimmer waren die Wunden geworden - die Häufigkeit, mit der sie auftraten, ihre Tiefe, ihre Größe, das Ausmaß an Unbehagen, das sie erzeugten, all das hatte zugenommen. Längst vergangen, seit Jahrzehnten vergangen waren die Tage, an denen er nach ihrem Auftreten noch längere Strecken hatte gehen können. (Die Erinnerung

daran, wie er - wenn auch nicht ohne Schmerzen - mit einer dieser Wunden von Chinatown zur Upper East Side spaziert war, fühlte sich so seltsam und fremd an, dass sie gar nicht mehr ihm, sondern jemand anderem zu gehören schien.) Als er jünger gewesen war, hatte es einige Wochen dauern können, bis eine von ihnen verheilt war. Doch jetzt dauerte es Monate. Von all den gesundheitlichen

**Problemen stand er diesem
am gleichgültigsten
gegenüber, und doch
konnte er sich nie an ihr
Auftauchen gewöhnen. Und
auch wenn ihm natürlich
nicht vor Blut graute,
verstörte ihn der Anblick
von Eiter und fauligem
Fleisch, der verzweifelten
Versuche seines Körpers,
sich selbst zu heilen, indem
er Teile von sich abtötete,
auch nach all den Jahren
noch.**

Als Willem aus Istanbul

**zurückkehrte, hatte sich
Judes Zustand noch immer
nicht gebessert. Er hatte
jetzt vier Wunden an den
Waden, so viele hatte er
noch nie auf einmal gehabt,
und auch wenn er nach wie
vor versuchte, täglich zu
gehen, war es mitunter
schon schwierig genug,
bloß zu stehen, und er war
sehr darauf bedacht, seine
Versuche voneinander
abzugrenzen, zu
bestimmen, wann er zu
gehen versuchte, weil er es**

zu können glaubte, und wann er es tat, um sich selbst zu beweisen, dass er es noch konnte. Er spürte, dass er an Gewicht verloren hatte, er spürte, dass er schwächer geworden war - er konnte nicht mehr jeden Morgen schwimmen -, doch erst als er Willems Gesicht sah, hatte er die Gewissheit. »Judy«, hatte Willem leise gesagt und sich neben ihn aufs Sofa gekniet. »Warum hast du mir denn nichts gesagt?« Aber es hatte

eigentlich gar nichts zu sagen gegeben: Das war er nun einmal. Und abgesehen von seinen Beinen, seinen Füßen, seinem Rücken, fühlte er sich ganz gut. Er fühlte sich - auch wenn er zögerte, das von sich selbst zu sagen, so kühn erschien ihm die Behauptung - seelisch gesund. Er ritzte sich nur noch einmal die Woche. Er hörte sich ein Lied pfeifen, wenn er abends die Hose auszog und den Bereich um die

**Bandagen herum
untersuchte, um
sicherzugehen, dass
nirgends Flüssigkeit
austrat. Die Menschen
gewöhnten sich an alles,
was ihre Körper ihnen
gaben; er bildete da keine
Ausnahme. War der Körper
gut in Schuss, erwartete
man, dass er beständig und
ausgezeichnet
funktionierte. War er es
nicht, hatte man andere
Erwartungen. Das
zumindest versuchte er**

hinzunehmen.

Kurz nachdem er Ende Juli zurückgekehrt war, gab Willem ihm die Erlaubnis, seine größtenteils stumme Beziehung zu Dr. Loehmann zu beenden, aber nur weil ihm inzwischen tatsächlich die Zeit dafür fehlte. Er verbrachte jede Woche vier Stunden in Arztpraxen - zwei bei Andy, zwei bei Loehmann -, und er benötigte zwei dieser Stunden, um zweimal die Woche ins Krankenhaus

gehen zu können, wo er die Hose auszog, seine Krawatte über die Schulter legte und in eine Überdruckkammer geschoben wurde, einen gläsernen Sarg, in dem er lag und arbeitete und hoffte, dass der konzentrierte Sauerstoff, der von allen Seiten hineingepumpt wurde, seine Heilung beschleunigen würde. Er hatte ein schlechtes Gewissen gehabt wegen seiner achtzehn Monate bei

Dr. Loehmann, in deren Verlauf er kaum etwas preisgegeben und den größten Teil der Zeit damit verbracht hatte, auf geradezu kindische Weise seine Privatsphäre zu schützen, versucht hatte, möglichst gar nichts zu sagen, und sowohl seine eigene Zeit als auch die des Arztes verschwendet hatte. Doch eines der Themen, über die sie gesprochen hatten, waren seine Beine gewesen - nicht wie es zu

der Verletzung gekommen war, sondern welche Maßnahmen sie erforderlich machte -, und in der letzten Sitzung hatte Dr. Loehmann gefragt, was passieren würde, sollte sich sein Zustand nicht verbessern.

»Amputation, nehme ich an«, hatte er gesagt und versucht, gelassen zu klingen, obwohl er natürlich nicht gelassen war und es sich auch nicht um eine bloße Annahme

handelte: So sicher, wie er wusste, dass er eines Tages sterben würde, wusste er, dass er es ohne seine Beine tun würde. Er konnte nur hoffen, dass es nicht so bald wäre. Bitte, flehte er seine Beine manchmal an, wenn er in der gläsernen Kammer lag. Bitte. Gebt mir wenigstens noch ein paar Jahre. Gebt mir noch ein Jahrzehnt. Lasst mich heil durch meine Vierziger, meine Fünfziger kommen. Ich Sorge auch gut für euch, ich schwöre es.

Bis zum Spätsommer war dieser neue Ansturm von Leiden und Behandlungen für ihn so normal geworden, dass er nicht bedacht hatte, wie sehr Willem damit zu kämpfen hatte. Anfang August hatten sie überlegt, was sie anlässlich Willems neunundvierzigstem Geburtstag unternehmen sollten (oder ob sie überhaupt etwas unternehmen sollten), und Willem hatte gesagt, er finde, sie sollten in diesem

Jahr nicht groß feiern.

»Na ja, nächstes Jahr, zu deinem Fünfzigsten, werden wir groß feiern«, hatte er gesagt. »Das heißt, wenn ich dann noch lebe«, und erst als er Willems Schweigen gehört hatte, hatte er vom Herd aufgeschaut und Willems Gesicht gesehen und gemerkt, dass er einen Fehler gemacht hatte. »Willem, es tut mir leid«, sagte er, drehte die Herdplatte ab und machte

**sich auf den langsamen,
schmerzhaften Weg zu ihm.**

»Es tut mir leid.«

**»Darüber macht man
keine Witze, Jude«, sagte
Willem, und er legte die
Arme um ihn.**

»Ich weiß«, sagte er.

**»Bitte entschuldige. Das
war dumm von mir.**

**Natürlich bin ich nächstes
Jahr noch da.«**

**»Und noch viele Jahre
danach.«**

**»Und noch viele Jahre
danach.«**

**Jetzt ist es September,
und er liegt in Andys Praxis
auf dem
Untersuchungstisch, seine
nicht bedeckten Wunden
noch immer klaffend wie
gespaltene Granatäpfel, und
nachts liegt er neben
Willem im Bett. Er ist sich
oft der
Unwahrscheinlichkeit ihrer
Beziehung bewusst und
fühlt sich schuldig, weil er
sich weigert, einer der
Kernpflichten des
Paarlebens nachzukommen.**

Hin und wieder denkt er, dass er es noch einmal versuchen wird, doch dann hält er inne, wenn er gerade die Worte zu Willem sagen will, und eine weitere Gelegenheit zieht still an ihm vorüber. Doch so groß seine Schuldgefühle auch sind, wiegen sie doch nicht schwerer als seine Erleichterung und seine Dankbarkeit: Dass Willem trotz seiner Unfähigkeiten bei ihm geblieben ist, ist ein Wunder, und sooft er

kann, versucht er ihm auf alle erdenklichen anderen Arten mitzuteilen, wie dankbar er ihm ist.

Eines Nachts wacht er auf und schwitzt so heftig, dass sich das Laken unter ihm anfühlt, als wäre es durch eine Pfütze gezogen worden, und in seiner Benommenheit steht er auf, bevor er merkt, dass er es gar nicht kann, und stürzt. Da erwacht auch Willem, holt ihm das Thermometer und bleibt an seiner Seite

stehen, während er es unter seiner Zunge festhält.

»Achtunddreißig neun«, sagte er nach einem genauen Blick darauf und legt ihm eine Hand auf die Stirn. »Aber du bist eiskalt.« Er sieht ihn besorgt an. »Ich rufe Andy an.«

»Nein, ruf ihn nicht an«, sagt er, und trotz des Fiebers, des Schüttelfrosts, des Schwitzens fühlt er sich normal; er fühlt sich nicht krank. »Ich brauche nur ein

bisschen Aspirin.« Also holt Willem welches, bringt ihm ein T-Shirt mit, bezieht das Bett frisch und umschlingt ihn, während sie wieder einschlafen.

In der Nacht darauf erwacht er wieder mit Fieber, mit Schüttelfrost, mit Schweißausbrüchen. »Im Büro geht etwas herum«, sagt er Willem diesmal. »Irgend so ein Achtundvierzigstundenvirus Das muss ich mir eingefangen haben.«

Wieder nimmt er eine Aspirin; wieder hilft es; wieder schläft er daraufhin ein.

Der Tag danach ist ein Freitag, und er geht zu Andy, um seine Wunden reinigen zu lassen, aber er erwähnt das Fieber nicht, das bei Tagesanbruch verschwindet. Abends ist Willem nicht zu Hause, er ist mit Roman zum Essen verabredet, und er geht früh schlafen und nimmt vorher etwas Aspirin. Er

schläft so tief, dass er nicht einmal hört, wie Willem hereinkommt, aber als er am Morgen erwacht, ist er so verschwitzt, dass er aussieht, als hätte er unter der Dusche gestanden, und seine Arme und Beine sind taub und zittrig. Neben ihm schnarcht Willem sanft, und er setzt sich langsam auf und fährt sich mit den Händen durch das nasse Haar.

Am Samstag geht es ihm tatsächlich besser. Er geht

zur Arbeit. Willem trifft sich mit einem Regisseur zum Essen. Bevor er Feierabend macht, schickt er Willem eine Nachricht und bittet ihn, Richard und India zu fragen, ob sie Lust haben, gemeinsam Sushi zu essen, in einem kleinen Restaurant auf der Upper East Side, in das Andy und er manchmal nach ihren Terminen gehen. In der Nähe der Greene Street gibt es zwei Sushi-Restaurants, die Willem und er lieben,

doch zu beiden führen viele Stufen hinab, und sie sind seit Monaten nicht dort gewesen, weil die Treppen für ihn zu schwierig zu bewältigen sind. Er isst reichlich an diesem Abend, und selbst als ihn die Müdigkeit mitten beim Essen trifft, ist ihm bewusst, dass er sich amüsiert, dass er froh ist, in diesem kleinen, warmen Raum zu sitzen, über sich die gelben Laternen und vor sich die getaartige

**Holzplatte, auf der die
Zungen aus Makrelen-
Sashimi liegen, die Willem
am liebsten isst.**

**Irgendwann lehnt er sich,
aus Erschöpfung und aus
Zuneigung, an Willem,
merkt es aber erst, als
Willem seinen Arm bewegt
und ihn um ihn legt.**

**Später wacht er in ihrem
Bett auf, schaut sich
orientierungslos um und
sieht Harold, der neben ihm
sitzt und ihn starr anblickt.
»Harold«, sagt er, »was**

machst du denn hier?« Aber statt etwas zu erwidern, stürzt Harold sich auf ihn, und er begreift mit einem Anflug von Schwindel, dass Harold versucht, ihm die Kleider vom Leib zu reißen. *Nein, sagt er zu sich. Nicht Harold. Das kann nicht sein. Es ist eine seiner tiefsten, hässlichsten, geheimsten Ängste, und nun wird sie wahr. Doch dann erwacht sein alter Instinkt: Harold ist ein weiterer Kunde, und er wird ihn abwehren. Er*

**schreit, windet sich, rudert
mit den Armen, tritt um
sich, so gut er kann,
versucht den stummen,
zielstrebigem Harold, den er
da vor sich hat,
einzuschüchtern,
durcheinanderzubringen,
fleht Bruder Luke laut
schreiend um Hilfe an.**

**Und dann verschwindet
Harold plötzlich, und
Willem tritt an seine Stelle;
sein Gesicht ist dicht vor
seinem eigenen, und er sagt
etwas, das er nicht versteht.**

Aber hinter Willems Kopf sieht er wieder den von Harold, sieht seine seltsame, grauenvolle Miene, und er wehrt sich erneut. Er hört Worte, die von oben zu ihm dringen, hört, dass Willem mit jemandem spricht, nimmt noch durch seine eigene Furcht hindurch Willems Furcht wahr. »Willem«, ruft er. »Er will mir wehtun; mach, dass er mir nicht wehtut, Willem. Hilf mir. Hilf mir. Bitte - hilf mir.«

**Dann ist da nichts mehr -
ein Stück geschwärzter
Zeit -, und als er wieder
aufwacht, ist er im
Krankenhaus. »Willem«,
sagt er in den Raum hinein,
und gleich ist Willem bei
ihm, sitzt auf seiner
Bettkante, nimmt seine
Hand. Aus seinem
Handrücken schlängelt sich
ein Plastikschilauch hervor
und aus dem der anderen
Hand ebenfalls. »Achtung«,
sagt Willem, »die
Infusionsschläuche.«**

Sie schweigen eine Zeit lang, und Willem streicht ihm über die Stirn. »Er hat versucht, mich anzugreifen«, gesteht er Willem schließlich stotternd. »Ich hätte nie gedacht, das Harold mir so was antun könnte, nie im Leben.«

Er sieht, wie Willem erstarrt. »Nein, Jude«, sagt er. »Harold war gar nicht da. Du hast im Fieber halluziniert; es ist überhaupt nichts passiert.«

Er ist sowohl erleichtert, das zu hören, als auch erschrocken. Erleichtert zu hören, dass es nicht wahr gewesen ist; erschrocken, weil es sich so real, so echt angefühlt hat. Erschrocken darüber, was es über ihn, über seine Denkweise und seine Ängste aussagt, dass er selbst Harold so etwas zutraut. Wie grausam kann sein eigener Verstand sein, dass er ihn dazu zu bringen versucht, sich gegen jemanden zu wenden, zu

**dem er mühsam Vertrauen
aufgebaut hat, jemanden,
der immer nur
liebenswürdig zu ihm
gewesen ist? Er fühlt, wie
sich Tränen in seinen
Augen sammeln, aber er
muss Willem fragen: »Er
würde mir doch nichts
antun, oder, Willem?«**

**»Nein«, sagt Willen, und
seine Stimme klingt
gepresst. »Niemals, Jude.
Harold würde dir nie im
Leben etwas tun, um keinen
Preis der Welt.«**

Als er wieder aufwacht, wird ihm bewusst, dass er nicht weiß, welcher Wochentag ist, und als Willem ihm sagt, es sei Montag, gerät er in Panik. »Die Arbeit«, sagt er. »Ich muss los.«

»Auf gar keinen Fall«, sagt Willem in scharfem Ton. »Ich habe in der Kanzlei angerufen, Jude. Du gehst nirgendwohin, bevor Andy nicht herausgefunden hat, was mit dir los ist.«

Später kommen Harold

und Julia, und er zwingt sich, Harolds Umarmung zu erwidern, obwohl er ihm nicht ins Gesicht sehen kann. Über Harolds Schulter hinweg sieht er, wie Willem ihm aufmunternd zunickt.

Sie sind alle zusammen, als Andy hereinkommt.

»Osteomyelitis«, sagt er leise zu ihm.

»Knochenmarkentzündung.«

Er erklärt, wie es weitergehen wird: Er wird mindestens eine Woche

**lang im Krankenhaus
bleiben müssen - »Eine
Woche!«, ruft er aus, und
alle vier beginnen lautstark
auf ihn einzureden, bevor
er weiter protestieren
kann -, vielleicht sogar zwei
Wochen, so lange jedenfalls,
bis sie das Fieber unter
Kontrolle gebracht haben.
Das Antibiotikum wird
durch einen
Zentralvenenkatheter
verabreicht, aber während
der übrigen zehn oder elf
Wochen seiner Behandlung**

wird er es auf ambulanter Basis erhalten. Jeden Tag wird eine Krankenpflegerin zu ihm kommen und den Katheter anlegen: Die Behandlung wird eine Stunde lang dauern, und er darf nicht eine einzige ausfallen lassen. Als er wieder zu protestieren versucht, wird er von Andy unterbrochen. »Jude«, sagt er. »Die Sache ist ernst. Ich mache hier keinen Spaß. Rosen Pritchard ist mir scheißegal. Wenn dir deine

Beine lieb sind, tust du genau, was ich sage, hast du das verstanden?«

Um ihn herum schweigen die anderen. »Ja«, sagt er schließlich.

Eine Schwester kommt, um den Zentralvenenkatheter so weit vorzubereiten, dass Andy ihn an seine Schlüsselbeinvene anlegen kann. »Die Vene ist etwas schwer zu erreichen, weil sie so tief liegt«, sagt die Schwester, während sie den

**Ausschnitt seines
Patientenkittels
hinunterzieht und eine
rechteckige Hautstelle
säubert. »Aber Sie haben
Glück, dass Dr. Contractor
Sie behandelt. Er kann sehr
gut mit Nadeln umgehen; er
sticht nie vorbei.« Er macht
sich keine Sorgen, aber er
weiß, dass Willem es tut,
und er hält Willems Hand,
als Andy erst seine Haut mit
der kalten metallischen
Nadel durchsticht und dann
den zusammengerollten**

Führungsdraht in ihn einfädelt. »Schau nicht hin«, sagt er zu Willem. »Es ist nicht schlimm.« Und so starrt Willem stattdessen in sein Gesicht, während er versucht, keine Miene zu verziehen, bis Andy fertig ist und den dünnen Plastikschauch des Katheters an seiner Brust festklebt.

Er schläft. Er hatte sich vorgestellt, er könnte von der Klinik aus arbeiten, aber er ist erschöpfter und

benebelter, als er gedacht hat, und nachdem er mit den Vorsitzenden der verschiedenen Ausschüsse und einigen seiner Kollegen gesprochen hat, fehlt ihm die Kraft, noch irgendetwas anderes zu tun.

Harold und Julia verabschieden sich - sie haben Seminare und Sprechstunden -, aber außer Richard und einigen Kollegen sagen sie niemandem, dass er im Krankenhaus ist; er wird

**nicht allzu lange dort
bleiben, und Willem hat
entschieden, dass er Schlaf
nötiger hat als Besuch. Er
fiebert noch immer, aber
weniger stark, und er ist
nicht noch einmal ins
Delirium verfallen. Und
trotz allem ist er
seltsamerweise wenn nicht
optimistisch, so doch
zumindest ruhig und
gelassen. Um ihn herum
sind alle so ernst, so
schmallippig, dass er das
Gefühl hat, ihnen etwas**

**entgegenzusetzen, der
schlimmen Lage, in der er
sich ihrer Aussage nach
befindet, trotzen zu müssen.**

**Er kann sich nicht mehr
erinnern, wann Willem und
er angefangen haben, das
Krankenhaus Andy zu
Ehren als »Hotel
Contractor« zu bezeichnen,
aber es kommt ihm vor, als
hätten sie es schon immer
getan. »Pass auf«, hatte
Willem selbst in der
Lispenard Street schon zu
ihm gesagt, wenn er ein**

**Steak in Streifen schnitt,
das irgendein von Willem
verzückter Souschef ihm am
Ende seiner Schicht
zugesteckt hatte, »das
Messer ist echt scharf, und
wenn du dir einen Daumen
abhackst, müssen wir ins
Hotel Contractor fahren.«
Oder einmal hatte er
Willem, als er wegen einer
Hautinfektion ins
Krankenhaus gemusst
hatte, eine Nachricht
geschickt, in der stand:
»Bin im Hotel Contractor.**

Nichts Schlimmes, wollte nur nicht, das du es von M oder JB hörst.« Doch wenn er jetzt Witze über das Hotel Contractor zu machen versucht - sich über den schlechten Zimmerservice und die mangelnde Qualität der Bettwäsche beschwert -, reagiert Willem nicht mehr.

»Das ist nicht witzig, Jude«, fährt er ihn am Freitagabend an, als sie darauf warten, dass Harold und Julia ihnen etwas zu essen vorbeibringen. »Ich

wünschte, du würdest dich mal wie ein Erwachsener verhalten.« Da verstummt er, und sie schauen sich an. »Ich hatte solche Angst«, sagt Willem mit gesenkter Stimme. »Es ging dir so schlecht, und ich wusste nicht, was los ist, und ich hatte solche Angst.«

»Willem«, sagt er sanft. »Ich weiß. Ich bin so froh, dass ich dich habe.« Er spricht schnell weiter, bevor Willem ihm sagen kann, dass er keine

Dankbarkeit von ihm erwartet, sondern dass er die Situation ernst nimmt. »Ich höre auf Andy, versprochen. Ich verspreche dir, dass ich die Sache ernst nehme. Und ich schwöre dir, dass ich keine Schmerzen habe. Es geht mir gut. Alles wird gut.«

Nach zehn Tagen stellt Andy zufrieden fest, dass das Fieber ausgetrieben wurde, und er wird entlassen und nach Hause geschickt, wo er sich noch

zwei weitere Tage ausruhen soll; am Freitag ist er wieder im Büro. Er hat sich immer geweigert, einen Fahrer zu beschäftigen - er fährt gern selbst, schätzt die Unabhängigkeit, die Einsamkeit -, aber jetzt hat Willems Assistent einen für ihn angeheuert, einen kleinen, ernsthaften Mann, der Mr Ahmed genannt wird, und auf dem Weg zur Arbeit und zurück schläft er. Mr Ahmed holt auch seine Pflegerin Patrizia ab,

**die schweigsam, aber sehr
liebenswert ist und jeden
Tag um dreizehn Uhr zu
Rosen Pritchard kommt.
Sein Büro dort ist
rundumverglast und vom
Gang aus einsehbar, und er
lässt die Jalousien herunter,
um seine Privatsphäre zu
wahren, legt Jackett,
Krawatte und Hemd ab und
legt sich im Unterhemd aufs
Sofa, und Patrizia säubert
den Katheter, sucht die
Haut um die Einstichstelle
herum nach Anzeichen für**

**eine Infektion ab -
Schwellungen, gerötete
Stellen -, legt dann den
Katheter und wartet,
während die Lösung in
seine Venen träufelt.
Während sie warten,
arbeitet er, und sie liest
eine medizinische
Fachzeitschrift oder strickt.
Bald ist auch das normal:
Jeden Freitag geht er zu
Andy, der die Wundtoilette
durchführt, ihn
anschließend untersucht
und nach ihrem Termin**

zum Röntgen in die Klinik schickt, damit er die Infektion beobachten und sichergehen kann, dass sie sich nicht weiter ausbreitet.

Wegen der Behandlung können sie an den Wochenenden nicht wegfahren, aber Anfang Oktober, nach vier Wochen Antibiotika, erklärt Andy, er habe mit Willem gesprochen, und wenn er nichts dagegen habe, würden Jane und er das Wochenende bei ihnen in

Garrison verbringen, wo er den Katheter selbst legen werde.

Es ist ein seltenes, wunderbares Vergnügen, aus der Stadt herauszukommen, und sie alle genießen sie die Gesellschaft der anderen. Er fühlt sich sogar gut genug, um Andy eine verkürzte Führung über das Gelände zu geben, das Andy bisher nur im Frühling oder Sommer gesehen hat, das im Herbst aber verwandelt

**ist: rau, traurig, anmutig,
das Scheunendach mit
gelben Ginkgoblättern
übersät, die ihm den
Anschein verliehen, mit
Blattgold gedeckt zu sein.**

**An diesem Samstagabend
fragt Andy ihn beim Essen:
»Dir ist schon bewusst, dass
wir uns jetzt dreißig Jahre
kennen, oder?«**

**»Durchaus«, lächelt er.
Tatsächlich hat er zu ihrem
Jahrestag sogar ein
Geschenk für Andy - eine
Safarireise für ihn und**

seine Familie, die sie antreten können, wann immer sie wollen -, von dem er ihm aber noch nicht erzählt hat.

»Dreißig Jahre Ungehorsam«, stöhnt Andy, und die anderen lachen.

»Dreißig Jahre unbezahlbarer medizinischer Ratschläge, die aus jahrelanger Berufserfahrung und dem Studium an erstklassigen Institutionen erwachsen sind, nur um von einem

Firmenanwalt in den Wind geschlagen zu werden, der entschieden hat, dass sein eigenes Verständnis der Humanbiologie meins überschreitet.«

Als ihr Gelächter verebbt ist, sagt Jane: »Aber weißt du, Andy, wenn Jude nicht wäre, hätte ich dich nie geheiratet.« Zu ihm gewandt, sagt sie: »Während des Studiums habe ich Andy immer für einen ziemlich selbstsüchtigen Arsch

gehalten, Jude; er war so arrogant und dabei noch fast grün hinter den Ohren« - »Was!«, ruft Andy mit gespielter Entrüstung aus -, »dass ich immer dachte, er würde einer dieser typischen Chirurgen werden - ihr wisst schon, nach dem Motto: ›Man muss nicht immer recht haben, man darf bloß nicht an sich zweifeln‹. Aber dann habe ich gehört, wie er von dir sprach, wie sehr er dich liebte und respektierte, und

ich dachte, es könnte vielleicht doch mehr an ihm dran sein. Und ich hatte recht.«

»Das hattest du«, sagt er, nachdem sie abermals alle gelacht haben. »Du hattest recht«, und sie sehen alle Andy an, der sich peinlich berührt ein frisches Glas Wein eingießt.

In der Woche darauf beginnen die Proben für Willems neuen Film. Einen Monat zuvor, als Jude krank war, ist er von dem Projekt

**zurückgetreten, und dann
ist es extra für ihn
verschoben worden, und
jetzt hat sich alles so weit
stabilisiert, dass er wieder
teilnehmen kann. Er
begreift nicht, warum
Willem überhaupt
ausgestiegen war - der Film
ist ein Remake von
Verzweifelte Menschen, und
die Dreharbeiten werden
zum größten Teil gleich auf
der anderen Seite des
Flusses in Brooklyn Heights
stattfinden -, aber er ist**

erleichtert, dass er wieder arbeitet und ihn nicht die ganze Zeit sorgenvoll umkreist und fragt, ob er denn auch wirklich genug Kraft für die einfachsten Dinge habe, die er gern tun möchte (Lebensmittel einkaufen, Essen kochen, Überstunden).

Anfang November kommt er noch einmal mit Fieber ins Krankenhaus, aber nach zwei Nächten wird er wieder entlassen. Patrizia nimmt ihm jede Woche Blut ab,

**aber Andy hat ihm gesagt,
dass er geduldig sein muss;
Knochenmarkentzündungen
heilen langsam, und am
Ende der zwölf Wochen wird
er selbst wahrscheinlich
nicht merken, ob er
wirklich geheilt ist oder
nicht. Doch davon
abgesehen, geht alles
seinen Gang: Er geht zur
Arbeit. Er geht zur
Behandlung in der
Überdruckkammer. Er geht
zur Vakuumbehandlung. Er
geht zur Wundtoilette. Eine**

der Nebenwirkungen der Antibiotika ist Durchfall; eine andere ist Übelkeit. Er verliert mit einer Geschwindigkeit an Gewicht, die selbst ihm problematisch erscheint; er lässt acht seiner Hemden und zwei seiner Anzüge enger machen. Andy verschreibt ihm Kaloriendrinks, die eigentlich für unterernährte Kinder bestimmt sind, und er trinkt sie fünfmal am Tag und

spült mit reichlich Wasser nach, um ihren kalkigen Geschmack auszulöschen, der sich belagartig auf seine Zunge legt.

Abgesehen von seinen Arbeitszeiten, ist er folgsamer als je zuvor, bemüht sich, jede von Andys Warnungen, jeden einzelnen Rat zu befolgen. Er versucht noch immer, nicht darüber nachzudenken, wie dieser jüngste Krankheitsausbruch enden könnte, um sich

**nicht zu beunruhigen, aber
in dunklen, stillen
Momenten ruft er sich ins
Gedächtnis, was Andy bei
einer seiner letzten
Untersuchungen zu ihm
gesagt hat: »Herz: perfekt.
Lunge: perfekt.
Sehvermögen,
Hörvermögen, Cholesterin,
Prostata, Blutzucker,
Blutdruck, Blutfette,
Leberwerte,
Nierenfunktion,
Schilddrüsenfunktion: alles
perfekt. Dein Körper ist**

**bestens ausgestattet, um
für dich zu arbeiten, Jude;
sorg dafür, dass er es auch
kann.« Er weiß, dass diese
Werte nur ein Teil der
Wahrheit sind -**

**Durchblutung zum Beispiel:
nicht perfekt; Reflexe: nicht
perfekt; alles unterhalb der
Gürtellinie: eingeschränkt
funktionsfähig -, aber er
versucht, in Andys
aufmunternden Worten
Trost zu finden und sich zu
erinnern, dass alles
schlimmer sein könnte, dass**

er im Großen und Ganzen noch immer ein gesunder, ein vom Glück begünstigter Mensch ist.

Ende November. Willem dreht *Verzweifelte Menschen* ab. Sie feiern Thanksgiving bei Harold und Julia im Norden von Manhattan, und auch wenn die beiden jedes zweite Wochenende in die Stadt gekommen sind, um ihn zu besuchen, spürt er, welche Anstrengung es sie kostet, keine Bemerkungen über sein Aussehen zu

**machen, ihn nicht mit
Kommentaren darüber zu
plagen, wie wenig er beim
Essen zu sich nimmt. Die
Woche, in der Thanksgiving
liegt, ist auch die letzte
Woche seiner antibiotischen
Behandlung, und er lässt
eine weitere Runde von
Bluttests und
Röntgenuntersuchungen
über sich ergehen, bevor
Andy ihm sagt, dass er
aufhören darf. Er
verabschiedet sich zum
hoffentlich letzten Mal von**

Patrizia und dankt ihr mit einem Geschenk für ihre Pflege.

Seine Wunden haben sich zwar verkleinert, aber nicht so sehr, wie Andy gehofft hatte, und auf seine Empfehlung hin bleiben sie über Weihnachten in Garrison. Sie versprechen Andy, dass es eine ruhige Woche wird; es wird ohnehin niemand in der Stadt sein, also sind es nur sie beide und Harold und Julia.

**»Deine zwei Ziele sind:
schlafen und essen«, sagt
Andy, der über die
Feiertage Beckett in San
Francisco besuchen wird.
»Am ersten Freitag im
Januar will ich dich drei
Kilo schwerer haben.«**

**»Drei Kilo sind eine
Menge«, sagt er.**

**»Drei«, wiederholt Andy.
»Und dann idealerweise
noch mal sieben.«**

**An Heiligabend selbst, auf
den Tag genau ein Jahr
nachdem Willem und er in**

Punakha über den Grat eines niedrigen, gezackten Berghangs gewandert waren, der sie hinter die Jagdhütte des Königs geführt hatte, einen einfachen Holzbau, der aussah, als beherbergte er einen Haufen chaucerscher Pilger statt der königlichen Familie, sagt er Harold, dass er einen Spaziergang unternehmen möchte. Julia und Willem sind zum Reiten auf der nahen Ranch eines Bekannten, und er fühlt

**sich so stark wie schon
lange nicht mehr.**

**»Ich weiß nicht, Jude«,
sagt Harold skeptisch.**

**»Komm schon, Harold«,
sagt er. »Nur bis zur ersten
Bank.« Malcolm hat drei
Bänke entlang des Weges
platziert, den er durch den
Wald hindurch zum
Hintereingang des Hauses
gehackt hat; eine erreicht
man etwa nach einer
Drittelumrundung des Sees,
die zweite nach der Hälfte
und die dritte nach zwei**

Dritteln.

»Wir gehen langsam, und ich nehme meinen Stock mit.« Er hat jahrelang keinen Gehstock benutzen müssen - nicht seit er ein Teenager gewesen ist -, aber jetzt braucht er ihn für jede Strecke ab etwa fünfzig Metern. Schließlich stimmt Harold zu, und er schnappt sich Schal und Mantel, bevor Harold es sich anders überlegen kann.

Sobald sie draußen sind, nimmt seine Euphorie noch

weiter zu. Er liebt dieses Haus: Er liebt, wie es aussieht, er liebt die Ruhe, und am meisten liebt er daran, dass es Willem und ihm gehört, so weit von der Lispenard Street entfernt, wie es überhaupt nur sein könnte, und doch nicht minder ihr Zuhause, etwas, das sie gemeinsam geschaffen haben und miteinander teilen. Das Haus, dessen Vorderfront auf einen zweiten, anderen Wald hinausgeht, besteht

aus einer Reihe von Glaswürfeln, und es führt eine lange Auffahrt darauf zu, die sich in Serpentinien durch den Wald schlängelt, sodass man während der Fahrt nur Teile davon sieht und es dann wieder ganz verschwindet. Brennen nachts im Inneren die Lichter, leuchtet es wie eine Laterne, und so hat Malcolm es auch in seiner Monografie genannt: das Laternenhaus. Hinter der Rückseite des Hauses öffnet

sich ein weitläufiger Rasen und dahinter ein See. Am Ende der Rasenfläche liegt einer der beiden Pools, der mit Schieferplatten ausgekleidet ist, sodass das Wasser selbst an den heißesten Tagen kühl und klar bleibt, und in der Scheune befinden sich der andere Pool und ein Wohnzimmer; die Scheunenwände können einzeln angehoben und seitlich verschoben werden, sodass das gesamte Innere

**sich nach außen hin öffnen
lässt, zu den
Baumpfingstrosen und
Blaukissen hin, die im
Frühling um die Scheune
herum zu blühen beginnen,
und den Blauregenrispen,
die im Frühsommer von
ihrem Dach herabtropfen.
Zur Rechten des Hauses
liegt ein Feld, das sich im
Juli klatschmohnrot färbt,
zur Linken ein weiteres, auf
dem Willem und er
Tausende
Wildblumensamen verstreut**

**haben: Kosmeen,
Gänseblumen, Fingerhut,
Wiesenkerbel. An einem
Wochenende kurz nach
ihrem Einzug durchquerten
sie zwei Tage lang die
Wälder vor und hinter dem
Haus, bepflanzten die
bemoosten kleinen Hügel,
die den Eichenbaum und
die Ulmen umgaben, mit
Lilien und Maiglöckchen
und säten ringsum Minze.
Sie wussten, dass Malcolm
nicht viel von ihren
landschaftsgärtnerischen**

Bemühungen hielt - er fand sie sentimental und öde -, und sie wussten auch, dass er damit wohl recht hatte, aber es war ihnen egal. Im Frühling und im Sommer, wenn die Luft von Wohlgeruch erfüllt war, dachten sie oft an die Lispenard Street, an ihre aggressive Hässlichkeit zurück und überlegten, dass sie damals wohl nicht einmal das visuelle Vorstellungsvermögen besessen hätten, sich einen

**Ort wie diesen auszumalen,
dessen Schönheit so
unkompliziert und so
unleugbar war, dass sie
mitunter wie eine Illusion
wirkte.**

**Harold und er setzen sich
in Richtung Wald in
Bewegung, wo er auf dem
inzwischen entstandenen
groben Trampelpfad besser
gehen kann als zu Beginn
der Bauarbeiten. Trotzdem
muss er sich konzentrieren,
denn der Weg wird nur
einmal in jeder Jahreszeit**

freigeräumt, und in den Monaten dazwischen sammeln sich Jungholz, Farne, Zweige, Laub und Eicheln darauf.

Sie haben noch nicht die Hälfte der Strecke bis zur ersten Bank zurückgelegt, da weiß er, dass er einen Fehler gemacht hat. Seine Beine haben schmerzhaft zu pulsieren begonnen, sobald sie den Rasen hinter sich gelassen hatten, und jetzt pocht es auch in seinen Füßen, und jeder Schritt

bereitet ihm Qual. Aber er sagt nichts, umklammert nur seinen Gehstock fester, um den Schmerz abzuleiten, und marschiert mit zusammengebißenen Zähnen und angespanntem Kiefer weiter. Als sie die Bank erreichen - die eigentlich ein Block aus dunkelgrauem Kalkstein ist -, ist ihm schwindelig, und sie bleiben lange dort sitzen, reden und schauen auf den See hinaus, der in der kalten Luft silbrig

glänzt.

»Es wird kühl«, sagt Harold irgendwann, und es stimmt; er spürt die Kälte des Steins durch seine Hose hindurch. »Wir sollten dich wieder ins Haus schaffen.«

»Okay«, sagt er kehlig und steht auf, und augenblicklich schießt ein glühender Pfahl aus Schmerz durch seine Füße nach oben, und er ringt nach Luft, aber Harold bemerkt es nicht.

Sie sind dreißig Schritte

**in den Wald
hineingegangen, als er
Harold bittet, stehen zu
bleiben. »Harold«, sagt er,
»ich brauche ... ich
brauche ...« Aber er kann
den Satz nicht beenden.**

**»Jude«, sagt Harold, und
er merkt, dass Harold
besorgt ist. Er ergreift
seinen linken Arm, legt ihn
sich um den Hals und
nimmt seine Hand in die
eigene. »Stütz dich auf
mich, so gut es geht«, sagt
Harold und legt den**

**anderen Arm um seine
Taille, und er nickt.**

»Bereit?« Er nickt wieder.

**Er schafft noch einmal
zwanzig Schritte - sehr
langsame Schritte, bei
denen seine Füße sich
immer wieder in der
Bodendecke verfangen -,
bis er sich schlicht nicht
mehr vorwärtsbewegen
kann. »Ich kann nicht,
Harold«, sagt er und kann
kaum noch sprechen, so
extrem sind seine
Schmerzen, mit nichts zu**

vergleichen, was er seit langer Zeit gespürt hat. Seit er in der Klinik in Philadelphia war, hat er nicht mehr so heftige Schmerzen in Beinen, Rücken und Füßen gehabt, und er lässt Harold los und fällt auf den Waldboden.

»O Gott, Jude«, sagt Harold und beugt sich über ihn, hilft ihm, sich an einen Baum zu lehnen, und er denkt, wie dumm und egoistisch er ist. Harold ist zweiundsiebzig. Er sollte

**keinen
zweiundsiebzigjährigen
Mann, nicht einmal einen
bewundernswert gesunden
zweiundsiebzigjährigen
Mann, um körperliche Hilfe
bitten. Er kann die Augen
nicht öffnen, weil die Welt
sich dann um ihn herum
dreht, aber er hört, wie
Harold sein Telefon
herausholt, wie er versucht,
Willem anzurufen, doch im
dichten Wald ist der
Empfang zu schlecht, und
Harold flucht. »Jude«, hört**

er Harold sagen, aber seine Stimme klingt weit entfernt, »ich muss zurück zum Haus gehen und deinen Rollstuhl holen. Es tut mir leid. Ich bin gleich wieder zurück.« Er nickt kaum merklich und spürt, wie Harold ihm den Mantel zuknöpft, seine Hände in die Manteltaschen schiebt, etwas um seine Beine wickelt - Harolds eigenen Mantel, wie er begreift. »Bin gleich zurück«, sagt Harold. »Bin gleich zurück.« Er hört, wie

Harolds Schritte sich rasch von ihm entfernen, das Knirschen der Äste und Blätter, die unter seinen Füßen zerbrechen und zerfallen.

Er dreht den Kopf zur Seite, und der Boden unter ihm neigt sich bedrohlich, und er übergibt sich, würgt alles hinaus, was er an diesem Tag gegessen hat, spürt, wie es von seinen Lippen fließt und an seiner Wange herabtropft. Danach fühlt er sich etwas besser,

**und er lehnt den Kopf
wieder an den Baum. Er
muss daran denken, wie er
damals aus dem Heim
fortgelaufen und in den
Wald geflüchtet war, wie er
gehofft hatte, die Bäume
würden ihn beschützen, und
jetzt hofft er es wieder. Er
nimmt eine Hand aus der
Tasche, tastet nach seinem
Stock und drückt ihn, so
fest er kann. Hinter seinen
Lidern zerbersten bunt
gesprenkelte Lichtpunkte
zu Konfetti und werden**

**dann zu matten, öligen
Schlieren. Er konzentriert
sich auf den Klang seines
Atems und auf seine Beine,
die er sich als große,
klobige Holzstücke
vorstellt, in die Dutzende
langer Eisenschrauben
hineingedreht wurden, jede
einzelne so dick wie ein
Daumen. Er sieht vor sich,
wie die Schrauben wieder
herausgezogen werden, sich
nach und nach langsam aus
ihm herausdrehen und laut
klirrend auf einem**

Zementboden landen. Er übergibt sich wieder. Ihm ist so kalt. Er spürt, wie er unkontrolliert zu zucken beginnt.

Und dann hört er jemanden auf sich zurennen, und er kann riechen, dass es Willem ist - sein süßer Sandelholzgeruch -, bevor er seine Stimme hört. Willem hebt ihn vom Boden auf, und wieder gerät alles ins Wanken, und er glaubt, sich übergeben zu müssen,

aber er tut es nicht, und er legt den rechten Arm um Willems Hals, lehnt das mit Erbrochenem beschmierte Gesicht an seine Schulter und lässt sich tragen. Er hört Willem ächzen - er mag leichter sein als Willem, aber sie sind trotzdem gleich groß, und er weiß, wie schwierig es sein muss, ihn zu tragen, während sein Gehstock, den er noch immer in der Hand hält, gegen Willems Schenkel klopft und seine

**Waden gegen Willems
Rippen schlagen -, und er
ist froh, als er spürt, wie er
in seinen Rollstuhl
hinuntergelassen wird, und
Harolds und Willems
Stimmen über sich
vernimmt. Er beugt sich
vor, legt die Stirn auf die
Knie und wird aus dem
Wald hinaus und den Hügel
hinauf zum Haus geschoben
und drinnen aufs Bett
gehoben. Jemand zieht ihm
die Schuhe aus, und er
schreit auf und hört, wie**

**sich jemand entschuldigt;
jemand wischt ihm das
Gesicht ab; jemand faltet
seine Hände um eine
Wärmflasche; jemand
wickelt ihm eine Decke um
die Beine. Über sich hört er
Willems wütende Ausrufe -
»Wieso hast du diese
Scheiße überhaupt
mitgemacht? Du wusstest
doch, dass er das nicht
packt!« - und Harolds
entschuldigende,
zerknirschte Erwidierungen:
»Ich weiß, Willem. Es tut**

mir so leid. Es war idiotisch. Aber er wollte es unbedingt.« Er versucht zu sprechen, Harold in Schutz zu nehmen, Willem zu sagen, dass es nicht seine Schuld gewesen sei, dass er Harold zum Mitkommen überredet habe, aber er kann es nicht.

»Mach den Mund auf«, sagt Willem, und er spürt, wie ihm eine Pille, bitter wie Metall, auf die Zunge gelegt wird. Er spürt, wie ein Glas Wasser an seine

Lippen geführt wird.

»Schluck sie runter«, sagt Willem, und er tut es, und kurz darauf hört die Welt auf zu existieren.

Beim Aufwachen dreht er sich zur Seite und sieht, dass Willem neben ihm im Bett liegt und ihn unverwandt ansieht. »Es tut mir leid«, flüstert er, aber Willem antwortet nicht. Er streckt die Hand aus und fährt Willem durchs Haar. »Willem«, sagt er, »es war nicht Harolds Schuld. Ich

habe ihn überredet.«

Willem schnaubt. »So viel ist klar«, sagt er. »Aber er hätte sich trotzdem nicht darauf einlassen sollen.«

Sie schweigen lange, und er überlegt, was er sagen muss, was er schon immer gedacht, aber nie ausgesprochen hat. »Ich weiß, dass sich das für dich unlogisch anhören wird«, sagt er zu Willem, der ihn ansieht. »Aber selbst nach all den Jahren sehe ich mich nicht als Behinderten.

Ich meine ... ich weiß, dass ich es bin. Ich weiß, dass ich es bin. Ich bin es jetzt schon doppelt so lange, wie ich es nicht war. Du kennst mich nur so: als jemanden, der ... der Hilfe braucht. Aber ich habe mich noch als jemanden in Erinnerung, der gehen konnte, wenn er es wollte, als jemand, der rennen konnte. Ich glaube, jeder, der irgendeine Behinderung erleidet, hat das Gefühl, dass ihm etwas gestohlen wird. Aber ich

**hatte immer das Gefühl,
dass ... wenn ich anerkenne,
dass ich wirklich behindert
bin, dass Dr. Traylor dann
gewonnen hat, dass er die
Richtung meines Lebens
vorgegeben hat. Also tue
ich so, als wäre ich es nicht;
ich tue so, als wäre ich der,
der ich war, bevor ich ihm
begegnet bin. Und ich weiß,
dass das nicht logisch oder
praxistauglich ist. Aber vor
allem tut es mir leid, weil ...
weil ich weiß, dass es
egoistisch ist. Ich weiß, dass**

meine Scharade Folgen für dich hat. Also ... werde ich damit aufhören.«

Er holt tief Luft, schließt und öffnet die Augen. »Ich habe eine Behinderung«, sagt er. »Ich bin behindert.« Und so absurd das auch ist - er ist schließlich siebenundvierzig; er hatte zweiunddreißig Jahre lang Zeit, sich das einzugestehen -, merkt er, dass er den Tränen nah ist. »Ach, Jude«, sagt Willem

und zieht ihn an sich. »Ich weiß, dass es dir leidtut. Ich weiß, dass es schwierig ist. Ich verstehe, warum du es nie zugeben wolltest, das tue ich wirklich. Ich mache mir nur Sorgen um dich - manchmal habe ich das Gefühl, dein Leben liegt mir mehr am Herzen als dir selbst.«

Er erschauert, als er das hört. »Nein, Willem«, sagt er. »Ich meine ... einmal war es vielleicht schon so weit. Aber jetzt nicht

mehr.«

»Dann beweis es mir«, sagt Willem nach einem Augenblick des Schweigens.

»Das werde ich«, sagt er.

Januar, Februar. Er hat im Büro mehr zu tun als je zuvor. Willem probt ein Theaterstück. März: Zwei frische Wunden tun sich auf, beide am rechten Bein. Die Schmerzen sind jetzt kaum mehr auszuhalten; den Rollstuhl verlässt er nur noch, um zu duschen, auf die Toilette zu gehen

und sich umzuziehen. Es ist ein Jahr, über ein Jahr her, dass der Schmerz in seinen Füßen einmal unterbrochen war. Und doch setzt er sie jeden Morgen nach dem Aufwachen auf den Boden auf und ist eine Sekunde lang hoffnungsvoll. Vielleicht wird es heute besser gehen. Vielleicht wird heute der Schmerz nachlassen. Aber das tut es nie; das tut er nie. Und dennoch hofft er immer weiter. April: sein

**Geburtstag. Das Stück
kommt auf die Bühne. Mai:
Die nächtlichen
Schweißausbrüche sind
zurück, das Fieber, das
Zittern, der Schüttelfrost,
das Delirium. Es geht
wieder ins Hotel Contractor.
Wieder kommt der Katheter
zum Einsatz, diesmal auf
der linken Seite seiner
Brust. Doch etwas ist
diesmal anders: Es sind
diesmal andere Bakterien;
diesmal muss er nicht alle
vierundzwanzig, sondern**

alle acht Stunden an einen Tropf mit Antibiotika. Wieder kommt Patrizia, zweimal am Tag jetzt: um sechs Uhr morgens in die Greene Street, um vierzehn Uhr zu Rosen Pritchard; und um zweiundzwanzig Uhr, wenn er wieder in der Greene Street ist, kommt eine Nachtpflegerin, Yasmin. Zum ersten Mal seit Beginn ihrer Freundschaft sieht er nur eine einzige Aufführung von Willems Stück: Seine

**Tage sind so streng
gegliedert, die Abläufe so
sehr von seiner Medikation
bestimmt, dass er es einfach
kein zweites Mal schafft.
Zum ersten Mal, seit dieser
Kreislauf ein Jahr zuvor
begonnen hat, sieht er sich
der Verzweiflung
entgegentaumeln; er merkt,
wie er aufgibt. Er muss sich
sein Versprechen in
Erinnerung rufen. Er muss
Willem beweisen, dass er
am Leben bleiben will,
während er eigentlich nur**

will, dass es aufhört. Nicht weil er depressiv ist, sondern weil er am Ende seiner Kräfte ist. Nach einem ihrer Termine betrachtet Andy ihn mit einem seltsamen Ausdruck auf dem Gesicht und sagt ihm, er wisse nicht, ob es ihm selbst aufgefallen sei, aber es sei einen Monat her, dass er sich zuletzt geritzt habe, und er überlegt. Andy hat recht. So müde, so ausgelaugt ist er gewesen, dass ihm nicht

einmal der Gedanke gekommen ist, sich zu schneiden.

»Na ja«, sagt Andy.

»Eigentlich freut es mich ja. Aber es tut weh, dass das der Grund ist, Jude.«

»Ja«, sagt er. Sie schweigen beide, sehnen sich, so fürchtet er, beide nach den Tagen zurück, in denen das Schneiden sein schwerwiegendstes Problem war.

Jetzt ist es Juni, jetzt ist es Juli. Die Wunden an seinen

Beinen - die alten, die er seit über einem Jahr hat, und die frischeren, die er seit März hat - sind nicht verheilt. Sie haben sich kaum verkleinert. Und dann, direkt nach dem Wochenende des Unabhängigkeitstags, fragt Andy, ob er zu ihnen kommen kann, um mit Willem und ihm zu reden. Und weil er weiß, was Andy sagen wird, lügt er und sagt, Willem sei beschäftigt, Willem habe keine Zeit, so

**als könnte er durch
Hinauszögen des Gesprächs
auch seine Zukunft
aufschieben, doch eines
Samstagabends kommt er
vom Büro nach Hause, und
da sitzen sie schon und
warten auf ihn.**

**Andys Ansprache verläuft
wie vorhergesehen. Er rät -
er rät dringend - zur
Amputation. Andy ist sehr
behutsam, sehr einfühlsam,
doch seine einstudiert
klingende Rede und sein
förmliches Auftreten**

verraten, wie nervös er ist.

»Wir haben immer gewusst, dass dieser Tag kommen wird«, beginnt Andy, »aber das macht es nicht einfacher. Jude, nur du allein weißt, wie viel Schmerzen, wie viel Unannehmlichkeiten du zu ertragen in der Lage bist. Das kann ich dir nicht sagen. Was ich dir sagen kann, ist, dass du schon weitaus mehr verkraftet hast, als die meisten anderen es getan hätten.

**Ich kann dir sagen, dass du
außerordentlich mutig
gewesen bist - mach nicht
so ein Gesicht: Das warst
du; das bist du immer
noch -, und ich kann dir
sagen, dass ich mir nicht
einmal ansatzweise
vorstellen kann, was du
durchgemacht hast.**

**Doch trotz alledem - und
selbst wenn du das Gefühl
haben solltest, noch lange
so weitermachen zu
können - müssen wir uns
mit einigen Fakten**

**auseinandersetzen. Die
Behandlungen schlagen
nicht an. Die Wunden
schließen sich nicht. Dass
du zwei
Knochenmarkentzündungen
innerhalb von einem Jahr
hattest, bereitet mir
Sorgen. Ich habe die
Befürchtung, dass du eine
Allergie gegen eines der
Antibiotika entwickeln
könntest, und das wäre
richtig, richtig beschissen.
Und selbst wenn das nicht
der Fall sein sollte,**

**verträgst du die
Medikamente nicht so gut,
wie ich gehofft hatte: Du
hast viel zu stark
abgenommen,
besorgniserregend stark,
und jedes Mal wenn ich
dich sehe, siehst du etwas
schwächer aus.**

**Das Gewebe in deinen
Oberschenkeln scheint so
gesund zu sein, dass ich
ziemlich sicher bin, dass wir
beide Knie retten können.
Und Jude, ich verspreche
dir, dass deine**

**Lebensqualität sich
schlagartig verbessern wird,
wenn wir amputieren. Du
wirst die Schmerzen in den
Füßen los sein. An den
Oberschenkeln hast du nie
Wunden gehabt, und ich
glaube nicht, dass wir damit
rechnen müssen. Die
heutigen Prothesen sind
denen, die es noch vor zehn
Jahren gab, so unendlich
weit überlegen, wenn wir
ehrlich sind, wirst du damit
höchstwahrscheinlich
weniger humpeln als auf**

deinen eigenen Beinen. Die Operation an sich ist ziemlich unkompliziert - es wird vielleicht vier Stunden dauern -, und ich operiere dich selbst. Und die stationäre Nachbehandlung dauert gar nicht lange: Du musst nicht mal eine Woche in der Klinik bleiben und bekommst sofort vorläufige Prothesen.«

Andy verstummt, legt die Hände auf die Knie und sieht die beiden an. Lange Zeit spricht niemand, und

dann beginnt Willem Fragen zu stellen, kluge Fragen, Fragen, die er selbst stellen sollte: Wie lange wird sich die ambulante Nachbehandlung hinziehen? Welche Art von Physiotherapie würde sich anschließen? Welche Risiken sind mit der Operation verbunden? Er hört den Antworten nur halb zu; er kennt sie größtenteils schon, weil er sich Jahr für Jahr über genau diese Fragen, über

genau dieses Szenario informiert hat, seit Andy es vor siebzehn Jahren zum ersten Mal skizziert hat.

Schließlich unterbricht er die beiden. »Was ist, wenn ich Nein sage?«, fragt er, und er sieht die Bestürzung auf ihren Gesichtern aufflackern.

»Wenn du Nein sagst, machen wir mit allem weiter, was wir bisher getan haben, und hoffen, dass es irgendwann anschlägt«, sagt Andy. »Aber, Jude, eine

Amputation ist in jedem Fall besser, wenn man sich *dafür entscheiden* kann und nicht dazu gezwungen ist.« Er denkt kurz nach. »Wenn du eine Blutinfektion bekommst, wenn du eine Sepsis entwickelst, dann *müssen* wir amputieren, und ich kann nicht garantieren, dass du dann deine Knie behalten wirst. Ich kann nicht garantieren, dass du nicht irgendeine andere Extremität verlieren wirst - einen Finger, eine Hand -,

**dass die Infektion sich nicht
weit über deine
Unterschenkel hinaus
ausbreiten wird.«**

**»Aber du kannst mir ja
auch so noch nicht mal
garantieren, dass ich meine
Knie behalte«, sagt er
gereizt. »Du kannst mir
nicht garantieren, dass ich
nicht irgendwann eine
Blutvergiftung bekomme.«**

**»Nein«, gibt Andy zu.
»Aber wie gesagt glaube
ich, die Chancen stehen
gut, dass du sie behältst.**

Und ich glaube, wenn wir den Teil deines Körpers entfernen, der so stark entzündet ist, hilft uns das in jedem Fall, zukünftige Erkrankungen zu vermeiden.«

Sie schweigen wieder. »Das klingt nach einer Wahl, bei der man keine Wahl hat«, murren sie.

Andy seufzt. »Wie gesagt, Jude«, sagt er, »du *hast* die Wahl. Es *ist* deine Entscheidung. Du musst sie nicht morgen treffen, nicht

mal diese Woche. Aber ich will, dass du gut darüber nachdenkst.«

Andy geht nach Hause, und Willem und er bleiben allein zurück. »Müssen wir jetzt darüber sprechen?«, fragt er, als er Willem endlich ansehen kann, und Willem schüttelt den Kopf. Draußen färbt sich der Himmel rosig; die Dämmerung wird lang und schön werden. Aber er will keine Schönheit. Er wünscht plötzlich, er könnte

schwimmen, aber er ist seit der ersten Knochenmarkinfektion nicht mehr geschwommen. Er hat gar nichts getan. Er ist nirgends gewesen. Er hat seine Londoner Mandanten einem Kollegen übergeben müssen, weil die Infusionen ihn an New York gefesselt haben. Seine Muskeln sind verschwunden: Er besteht aus weichem Fleisch über Knochen; er bewegt sich wie ein alter Mann. »Ich gehe schlafen«, sagt er zu

Willem, und als Willem leise sagt: »Yasmin kommt in ein paar Stunden«, könnte er weinen. »Ach ja«, sagt er in Richtung des Fußbodens. »Tja. Dann lege ich mich nur kurz aufs Ohr. Wenn Yasmin kommt, stehe ich wieder auf.«

Später am Abend, nachdem Yasmin gegangen ist, schneidet er sich zum ersten Mal seit Langem; er sieht, wie das Blut über den Marmor und in den Abfluss rinnt. Er weiß, wie

irrational sein Wunsch wirken muss, seine Beine zu behalten, diese Beine, die ihm so viele Probleme bereitet haben, die zu erhalten ihn wie viele Stunden gekostet hat, wie viel Geld, wie viel Schmerz? Und dennoch: Sie gehören ihm. Es sind seine Beine. Sie sind er. Wie kann er freiwillig einen Teil von sich abschneiden? Ihm ist bewusst, dass er im Laufe der Jahre so viel von sich weggeschnitten hat:

Fleisch, Haut, Narben. Doch das hier ist etwas anderes. Wenn er seine Beine opfert, lässt er Dr. Traylor gewinnen; dann gibt er sich ihm, gibt er sich jener Nacht mit dem Auto auf dem Feld geschlagen.

Und es ist auch deshalb anders, weil er weiß, wenn er sie erst einmal verloren hat, kann er sich nichts mehr vormachen. Dann kann er sich nicht mehr einreden, eines Tages wieder laufen zu können,

**dann kann er sich nicht
mehr einreden, eines Tages
wieder gesund zu werden.
Dann kann er sich nicht
mehr einreden, keine
Behinderung zu haben.
Sein Freakshow-Faktor wird
ein weiteres Mal steigen. Er
wird für immer und ewig
jemand sein, der zuallererst
durch das definiert ist, was
ihm fehlt.**

**Und er ist müde. Er will
das Gehen nicht wieder
lernen müssen. Er will sich
nicht anstrengen, Gewicht**

**zurückzugewinnen, das er
doch wieder verlieren wird,
zusätzlich zu dem Gewicht,
das er nach der ersten
Knochenmarkinfektion mit
Mühe und Not
zurückgewonnen hat, um es
dann augenblicklich wieder
zu verlieren. Er will nicht
zurück ins Krankenhaus,
will nicht orientierungslos
und verwirrt aufwachen,
will nicht von nächtlichen
Schrecken heimgesucht
werden, will seinen
Kollegen nicht erklären**

**müssen, dass er schon
wieder krank ist, will nicht
wieder Monate und Monate
schwach sein und darum
kämpfen, sein
Gleichgewicht
zurückzugewinnen. Er will
nicht, dass Willem ihn ohne
Beine sieht, will nicht, dass
er ein weiteres Hindernis
überwinden, sich mit einer
weiteren Groteske
arrangieren muss. Er will
normal sein, er wollte
immer nur normal sein, und
doch entfernt er sich mit**

jedem Jahr weiter von der Normalität. Er weiß, dass es trügerisch ist, sich Geist und Körper als zwei voneinander getrennte, sich bekriegende Einheiten vorzustellen, aber er kann nicht anders. Er will nicht, dass sein Körper eine weitere Schlacht gewinnt, dass er die Entscheidung für ihn trifft, dass er ihm das Gefühl gibt, hilflos zu sein. Er will nicht von Willem abhängig sein, will ihn nicht bitten, ihm ins

**Bett und aus dem Bett
heraus zu helfen, weil seine
eigenen Arme zu nutzlos
und schlaff sein werden,
ihn beim Toilettengang zu
begleiten, wo er die zu
Stummeln gerundeten
Überreste seiner Beine
sieht. Er hatte immer
geglaubt, dass vor diesem
Punkt so etwas wie eine
Warnung erfolgen würde,
dass sein Körper ihn
alarmieren würde, bevor
sich sein Zustand ernsthaft
verschlechterte. Natürlich**

**weiß er, dass die
vergangenen eineinhalb
Jahre diese Warnung
gewesen sind - eine lange,
langsame, andauernde,
nicht zu überhörende
Warnung -, aber in seiner
Arroganz und Dummheit
hat er beschlossen, diese
Warnung nicht als solche zu
erkennen. Er hat sich
entschieden zu glauben,
weil er sich immer wieder
erholt habe, werde er es
auch dieses Mal tun, dieses
eine Mal noch. Er hat sich**

die Freiheit genommen zu erwarten, dass er unendlich viele Chancen bekommen wird.

Drei Nächte später erwacht er wieder mit Fieber; wieder muss er in die Klinik; wieder wird er entlassen. Diesmal hat eine Entzündung um den Katheter herum das Fieber verursacht. Der Katheter wird entfernt und ein neuer an seine innere Halsvene angelegt, wo er eine Beule bildet, die auch sein

**Hemdkragen nicht
vollständig verdecken kann.**

**In der ersten Nacht, die er
wieder zu Hause verbringt,
trudelt er durch seine
Träume, um irgendwann die
Augen zu öffnen und zu
sehen, dass Willem nicht
neben ihm im Bett liegt,
und er hievt sich in seinen
Rollstuhl und rollt aus dem
Zimmer.**

**Er sieht Willem, bevor
Willem ihn sieht; er sitzt am
Esstisch, den Kopf unter der
Lampe, den Rücken dem**

**Bücherregal zugewandt,
und starrt in den Raum
hinein. Vor ihm steht ein
Glas Wasser, sein Ellbogen
ruht auf dem Tisch, die
Hand stützt sein Kinn. Er
betrachtet Willem und
sieht, wie erschöpft, wie alt
er ist, wie weißlich sein
helles Haar geworden ist. Er
kennt Willem seit so langer
Zeit, hat ihm so oft ins
Gesicht geblickt, dass er ihn
nie mehr neu sehen kann:
Er kennt dieses Gesicht
besser als sein eigenes. Er**

kennt jeden Ausdruck, zu dem es fähig ist. Er weiß, was Willems unterschiedliche Arten zu lächeln bedeuten; sieht er im Fernsehen ein Interview mit ihm, weiß er immer, wann er lächelt, weil er tatsächlich amüsiert ist, und wann er es aus reiner Höflichkeit tut. Er weiß, welche seiner Zähne überkront sind, und er weiß, welche er auf Kits Wunsch hat begradigen lassen, als sich abzeichnete,

**dass er zum Star aufsteigen
würde, dass er nicht nur in
Theaterstücken und
Independentfilmen
auftreten würde, sondern
dass eine andere Art von
Karriere, eine andere Art
von Leben auf ihn wartete.
Doch jetzt betrachtet er
Willem, sein Gesicht, das
noch immer sehr hübsch,
aber auch sehr müde
aussieht, auf dem sich jene
Art von Müdigkeit spiegelt,
von der er geglaubt hat,
dass nur er selbst sie**

**empfindet, und er begreift,
dass auch Willem sie
verspürt, dass sein Leben -
Willems Leben mit ihm -
eine Plackerei ist; eine
einzige Schinderei,
bestehend aus Krankheiten,
Klinikaufenthalten und
Angst, und er weiß, was er
tun wird, was er tun muss.**

**»Willem«, sagt er und
sieht, wie Willem aus seiner
Trance hochschreckt und
ihn anblickt.**

**»Jude«, sagt Willem. »Was
ist los? Geht es dir nicht**

gut? Warum bist du denn nicht im Bett?«

»Ich mache es«, sagt er und denkt dabei, dass sie wie zwei Schauspieler auf einer Bühne sind, die über eine große Entfernung hinweg miteinander sprechen, und er rollt näher an ihn heran. »Ich mache es«, wiederholt er, und Willem nickt, und dann lehnen sie die Köpfe Stirn an Stirn aneinander und fangen beide an zu weinen. »Es tut mir leid«, sagt er zu

Willem, und Stirn reibt an Stirn, als Willem den Kopf schüttelt.

»Mir tut es leid«, gibt Willem zurück. »Es tut mir leid, Jude. Es tut mir so leid.«

»Ich weiß«, sagt er, und das tut er wirklich.

Am nächsten Tag ruft er Andy an, der seine Erleichterung aus Respekt vor ihm unterdrückt. Danach geht es rasch voran. Sie entscheiden sich für ein Datum: Der erste Tag, den

Andy vorschlägt, ist Willems Geburtstag, und auch wenn sie beschlossen haben, Willems Fünfzigsten erst zu feiern, wenn es ihm wieder bessergeht, will er nicht ausgerechnet an diesem Tag operiert werden. Stattdessen soll die Operation Ende August stattfinden, in der Woche vor dem Labor Day, der Woche, in der sie normalerweise nach Truro fahren würden. Beim nächsten Treffen des

**Führungsausschusses
macht Jude eine kurze
Ankündigung, erklärt, dass
es sich um eine freiwillige
Operation handelt, dass er
nur eine Woche,
allerhöchstens zehn Tage
lang nicht im Büro sein
wird, dass es halb so wild
ist, dass ihm nichts
passieren wird. Dann
erzählt er es in seiner
Abteilung; normalerweise
würde er das nicht tun, sagt
er, aber er wolle nicht, dass
die Klienten sich Gedanken**

**machten, dass sie dächten,
die Sache sei ernster, als sie
es in Wahrheit sei, er wolle
nicht, dass es Gerüchte und
Gerede um ihn gebe
(obwohl er weiß, dass es
trotzdem so kommen wird).
Er gibt im Büro so wenig
von sich preis, dass er,
wann immer er es tut,
sehen kann, wie sich die
Leute auf ihren Stühlen
aufrichten und vorbeugen,
förmlich sehen kann, wie
sie die Ohren spitzen. Er
hat alle ihre Ehefrauen,**

Ehemänner, Partner und Partnerinnen getroffen, aber sie haben Willem nie kennengelernt. Er hat ihn nie eingeladen, nicht zu einer der Klausurtagungen, nicht zur jährlichen Weihnachtsfeier, nicht zum jährlichen Picknick im Sommer. »Du würdest es hassen«, sagt er zu Willem, obwohl er weiß, dass es nicht stimmt: Willem kann sich überall amüsieren. »Glaub mir.« Und Willem hat immer nur mit den

Schultern gezuckt. »Ich würde gern mal mitkommen«, hat er immer gesagt, aber er hat ihn nie gelassen. Er hat sich immer gesagt, dass er Willem vor einer Reihe von Veranstaltungen bewahrt, die er mit Sicherheit langweilig finden würde, ohne dass ihm der Gedanke gekommen wäre, seine Weigerung, ihn miteinzubeziehen, könnte Willem kränken, Willem könnte auch über ihr Leben

in der Greene Street und ihren Freundeskreis hinaus ein Teil seines Lebens sein wollen. Er errötet, als ihm das jetzt bewusst wird.

»Irgendwelche Fragen?«, sagt er, ohne ernsthaft damit zu rechnen, dass welche kommen könnten, als er sieht, wie einer der Juniorpartner, ein kaltschnäuziger, aber beängstigend leistungsfähiger Mann namens Gabe Freston, die Hand hebt. »Freston?«, sagt

er.

»Ich wollte nur sagen, dass es mir wirklich leidtut, Jude«, sagt Freston, und überall um ihn herum wird beifällig gemurmelt.

Er will dem Moment die Ernsthaftigkeit nehmen, will - weil es die Wahrheit ist - sagen: »Das ist die erste echte Gefühlsregung, die Sie zeigen, seit ich Ihnen letztes Jahr gesagt habe, wie hoch Ihr Bonus ausfallen wird, Freston«, aber stattdessen holt er nur

tief Luft. »Danke, Gabe«, sagt er. »Ich danke ihnen allen. Und jetzt alle wieder an die Arbeit«, und sie verstreuen sich.

Die Operation wird an einem Montag stattfinden, und er bleibt zwar am Freitag länger im Büro, geht aber am Samstag nicht hin. Am Nachmittag packt er seine Tasche fürs Krankenhaus; abends gehen Willem und er in das winzig kleine Sushi-Restaurant, in dem sie erstmals ihr Letztes

Abendmahl begangen hatten. Patrizia und Yasmin sind am Donnerstag zum letzten Mal bei ihm gewesen; Andy ruft am frühen Samstagabend an, um ihm mitzuteilen, dass er die Röntgenaufnahmen bekommen hat und dass die Entzündung zwar nicht zurückgegangen ist, sich aber auch nicht ausgebreitet hat. »Von Montag an wird das natürlich sowieso kein Problem mehr sein«, sagt

er, und er schluckt mühsam, so wie einige Tage zuvor, als Andy gesagt hat: »Die Schmerzen in den Füßen wirst du ab Montag nicht mehr haben.« Er muss daran denken, dass es nicht das Problem ist, das beseitigt wird: Es ist der *Ursprung* des Problems, der beseitigt wird. Das ist nicht dasselbe, aber er muss wohl dankbar sein, dass überhaupt endlich eine Beseitigung, welcher Art auch immer, stattfindet.

Die letzte Mahlzeit nimmt er um neunzehn Uhr zu sich; er wird um acht Uhr morgens operiert und soll den restlichen Abend über nichts essen oder trinken und keine weiteren Medikamente einnehmen.

Eine Stunde später fahren Willem und er im Aufzug nach unten, für den letzten Spaziergang auf seinen eigenen Beinen. Willem hat ihm versprechen müssen, dass sie diesen Spaziergang machen, und noch bevor sie

losgehen - sie werden auf der Greene Street einen Block weit nach Süden bis zur Grand Street laufen, dann wieder einen Block weit zur Wooster Street, dann die Wooster Street vier Blocks weit bis zur Houston Street, dann wieder zur Greene Street und in Richtung Süden bis zu ihrer Wohnung -, weiß er nicht, ob er es bis zum Ende schaffen wird. Der Himmel über ihnen hat die Farbe eines Blutergusses, und mit

einem Mal muss er daran denken, wie er von Caleb nackt auf die Straße getrieben wurde.

Er hebt den linken Fuß vom Boden und geht los. Sie laufen die stille Straße entlang, und als sie an der Grand Street rechts abbiegen, nimmt er Willems Hand, was er in der Öffentlichkeit sonst nie tut, doch jetzt hält er sie fest, und sie biegen wieder rechts ab und beginnen die Wooster Street

hinaufzugehen.

Er hatte diesen Rundgang so gern beenden wollen, aber dass er nicht dazu in der Lage ist - in der Spring Street, noch zwei Blöcke unterhalb der Houston Street, sieht Willem ihn von der Seite an und schlägt, ohne ihn auch nur zu fragen, den Weg nach Osten zurück zur Greene Street ein -, macht ihm bizarrerweise Mut: Er hat die richtige Entscheidung getroffen. Er ist gegen das

**Unvermeidliche geprallt,
und er hat die einzige Wahl
getroffen, die er treffen
konnte, nicht nur in
Willems, sondern auch in
seinem eigenen Interesse.
Der Spaziergang ist ihm
unendlich schwergefallen,
und zurück in der
Wohnung, stellt er
überrascht fest, dass sein
Gesicht tränennass ist.**

**Am Morgen darauf treffen
sie sich an der Klinik mit
Harold und Julia, die grau
und ängstlich aussehen. Er**

**merkt, dass sie ihm zuliebe
ruhig zu bleiben versuchen;
er umarmt und küsst sie
beide, versichert ihnen,
dass alles gutgehen wird,
dass es keinen Grund zur
Sorge gibt. Er wird
davongeführt, um für die
Operation vorbereitet zu
werden. Seit der Verletzung
ist seine Beinbehaarung
immer unregelmäßig
gewachsen, zwischen den
Narben und um sie herum,
aber jetzt wird er ober- und
unterhalb der Kniescheiben**

rasiert. Andy kommt herein, nimmt sein Gesicht in die Hände und küsst ihn auf die Stirn. Ohne etwas zu sagen, holt er einen Filzstift hervor, malt wenige Zentimeter unterhalb der Knie je eine konkave, an Morsezeichen erinnernde gestrichelte Linie und sagt ihm, er komme bald zurück, werde aber in der Zwischenzeit Willem zu ihm schicken.

Willem kommt und setzt sich auf die Kante seines

Bettes, und sie halten sich stumm bei den Händen. Er will gerade irgendetwas sagen, irgendeinen dummen Witz machen, als Willem anfängt zu weinen. Und er weint nicht einfach nur, er wehklagt, vornübergebeugt und stöhnend, schluchzend, wie er noch nie jemanden schluchzen gehört hat. »Willem«, sagt er verzweifelt, »nicht weinen, Willem: Es passiert mir doch nichts. Wirklich nicht.

Nicht weinen, Willem.« Er setzt sich im Bett auf und schlingt die Arme um Willem. »Ach, Willem«, seufzt er, selbst den Tränen nah. »Willem, es wird alles gut. Ich verspreche es dir.« Aber er kann ihn nicht beschwichtigen, und Willem weint und weint.

Er merkt, dass Willem etwas zu sagen versucht, und er streicht ihm über den Rücken und bittet ihn, es zu wiederholen. »Geh nicht«, hört er Willem

sagen. »Verlass mich nicht.«

»Ich verspreche dir, das werde ich nicht«, sagt er.

»Ich verspreche es dir.

Willem ... es ist keine schwierige Operation. Dir ist doch klar, dass ich schon allein deshalb auf der anderen Seite wieder rauskommen muss, damit Andy mir weiter die Leviten lesen kann, oder?«

In diesem Moment kommt Andy herein. »Kann's losgehen, Männer?«, fragt

**er, und dann sieht und hört
er Willem. »Ach Gott«, sagt
er, durchquert den Raum
und legt die Arme um sie.
»Willem«, sagt er, »ich
verspreche dir, dass ich auf
ihn aufpasse, als wäre er
mein Fleisch und Blut. Das
weißt du doch, oder? Du
weißt, dass ich nie zulassen
würde, dass ihm etwas
passiert?«**

**»Ich weiß«, hören sie
Willem irgendwann
hervorpressen. »Ich weiß,
ich weiß.«**

Schließlich gelingt es ihnen, Willem zu beruhigen, der sich entschuldigt und sich über die Augen wischt. »Es tut mir leid«, sagt Willem, aber Jude schüttelt den Kopf, zieht Willem an der Hand zu sich heran, bis sein Gesicht ganz nah an seinem ist, und küsst ihn zum Abschied. »Das braucht es nicht«, sagt er zu ihm.

Vor dem Operationssaal beugt Andy den Kopf zu ihm herunter und küsst ihn

noch einmal, diesmal auf die Wange. »So, gleich kann ich dich nicht mehr anfassen«, sagt er. »Ich werde jetzt sterilisiert.« Plötzlich müssen sie beide grinsen, und Andy schüttelt den Kopf. »Werden wir nicht langsam zu alt für diese Art von Humor?«, fragt er.

»Wirst du denn zu alt?«, fragt Jude. »Du bist fast sechzig.«

»Niemals.«

Dann sind sie im

Operationssaal, und er schaut in die Scheibe aus blendend weißem Licht über ihm. »Hallo, Jude«, sagt eine Stimme hinter ihm, und er sieht, dass es der Anästhesist ist, ein Freund von Andy namens Ignatius Mba, den er einmal auf einer von Andys und Janes Dinnerpartys kennengelernt hat.

»Hallo, Ignatius«, sagt er.

»Kannst du für mich von zehn herunterzählen?«, sagt Ignatius, und er fängt

an, aber nach sieben kann er nicht mehr weiterzählen; das Letzte, was er fühlt, ist ein Kitzeln in den Zehen seines rechten Fußes.

Drei Monate später. Es ist Thanksgiving, und sie feiern in der Greene Street. Willem und Richard haben das gesamte Essen gekocht und alles vorbereitet, während er geschlafen hat. Seine Genesung ist langsamer und schwieriger verlaufen als erwartet, und er hat sich zwei Infektionen

zugezogen. Eine Zeit lang musste er künstlich ernährt werden. Aber Andy hatte richtiggelegen: Er hat beide Knie behalten. In der Klinik war er immer wieder aufgewacht und hatte Harold und Julia, hatte Willem gesagt, dass es sich anfühlte, als säße ein Elefant auf seinen Füßen und schaukelte vor und zurück, bis seine Knochen zu Paniermehl geworden waren, zu etwas, das feiner als Asche war. Aber sie

sagten ihm nie, dass er es sich nur einbildete; sie sagten nur, die Schwester habe seinem Tropf ein Schmerzmittel beigegeben, das dagegen helfen werde, und er werde sich bald besser fühlen. Jetzt leidet er immer seltener an diesen Phantomschmerzen, aber sie sind nicht vollständig verschwunden. Und er ist noch immer sehr müde, er ist noch immer sehr schwach, weshalb Richard ihm einen mit

malvenfarbenem Samt bezogenen Ohrensessel auf Rollen - den India manchmal für ihre Sitzungen benutzt - an den Kopf des Tisches geschoben hat, damit er den Kopf anlehnen kann, wenn er erschöpft ist.

An der Thanksgiving-Tafel sitzen Richard und India, Harold und Julia, Malcolm und Sophie, JB und seine Mutter und Andy und Jane, deren Kinder bei Andys Bruder in San Francisco

sind. Jude bringt einen Toast aus, dankt allen für all das, was sie ihm gegeben und für ihn getan haben, aber bevor er bei dem angelangt ist, dem er am dankbarsten ist - Willem, der zu seiner Rechten sitzt -, merkt er, dass er nicht widersprechen kann, und er blickt von seinem Zettel auf und schaut seine Freunde an und sieht, dass sie alle den Tränen nah sind, also hört er auf.

Das Essen macht ihm

Spaß; es amüsiert ihn sogar, wie von allen Seiten die verschiedensten Speisen auf seinen Teller geladen werden, obwohl er kaum etwas von seiner ersten Portion gegessen hat, aber er ist so schläfrig, und irgendwann lehnt er sich in seinem Sessel zurück, schließt die Augen und hört lächelnd zu, wie die vertrauten Gespräche, die vertrauten Stimmen die Luft um ihn herum erfüllen. Irgendwann merkt

Willem, dass er kurz davor ist, einzuschlafen, und Jude hört, wie er aufsteht.

»Okay«, sagt er, »Zeit für die Diva, die Bühne zu verlassen«, und er dreht den Sessel vom Tisch weg und beginnt ihn in Richtung ihres Schlafzimmers zu schieben, und er verwendet seine letzten Kräfte darauf, ihr Lachen, ihre Abschiedsgesänge zu erwidern, um die Sessellehne herumzulugen

**und sie anzulächeln und
seine Finger in einer
spielerisch theatralischen
Geste hinter sich
herschweben zu lassen.
»Bleibt«, ruft er, während
er von ihnen fortgeführt
wird. »Bitte bleibt. Bitte
bleibt und verschafft
Willem ein bisschen
Unterhaltung«, und sie
sichern es ihm zu; es ist
schließlich noch nicht
einmal neunzehn Uhr -
ihnen bleiben noch
Stunden. »Ich liebe euch«,**

ruft er ihnen zu, und sie erwidern es, rufen wie aus einem Mund, und doch hört er jede einzelne Stimme aus ihrem Chor heraus.

In der Tür zu ihrem Schlafzimmer hebt Willem ihn aus dem Sessel - er hat so viel Gewicht verloren, und ohne die Prothesen ist sein Körper so viel weniger storchenhaft, dass selbst Julia ihn jetzt heben kann - und trägt ihn zu ihrem Bett, hilft ihm beim Ausziehen, hilft ihm, die vorläufigen

Prothesen abzulegen, zieht die Decke wieder über ihn. Er gießt ihm ein Glas Wasser ein, gibt ihm die Tabletten: ein Antibiotikum, eine Handvoll Vitamine. Er schluckt sie alle, während Willem zusieht, und dann bleibt Willem noch eine Zeit lang neben ihm auf dem Bett sitzen; er berührt ihn nicht, ist ihm einfach nur nah.

»Versprich mir, dass du da rausgehst und bis in die Puppen feierst«, sagt er zu

Willem, und Willem zuckt mit den Schultern.

»Vielleicht bleibe ich einfach hier bei dir«, sagt er. »Sie scheinen sich auch ohne mich bestens zu amüsieren.« Und wie auf Kommando dringt aus dem Esszimmer eine Lachsalve herüber, und sie sehen sich an und lächeln.

»Nein«, sagt er, »versprich es mir«, und Willem verspricht es schließlich. »Danke, Willem«, sagt er wenig

einfallsreich, während ihm bereits die Augen zufallen.

»Das war ein schöner Tag.«

»Ja, nicht wahr?«, hört er Willem sagen, und dann sagt er noch etwas anderes, aber er hört es nicht mehr, weil er eingeschlafen ist.

In der Nacht wird er von seinen Träumen geweckt. Sie sind eine der Nebenwirkungen dieses bestimmten Antibiotikums, diese Träume, und diesmal sind sie schlimmer als je zuvor. Nacht für Nacht

**träumt er. Er träumt, er sei
in den Motelzimmern, er sei
in Dr. Traylors Haus. Er
träumt, er sei noch
fünfzehn und die
vergangenen
dreißig Jahre hätten
nie stattgefunden. Er
träumt von bestimmten
Kunden, bestimmten
Vorfällen, von Dingen, von
denen er nicht einmal
gewusst hat, dass er sich
überhaupt an sie erinnert.
Er träumt, er selbst sei
Bruder Luke. Er träumt**

wieder und wieder, Harold sei Dr. Traylor, und wenn er aufwacht, schämt er sich, Harold mit solch einem Verhalten in Verbindung zu bringen, und sei es nur in seinem Unterbewusstsein, und fürchtet zugleich, der Traum könne wahr werden, und er muss sich Willems Versprechen ins Gedächtnis rufen: *Niemals, Jude. Harold würde dir nie im Leben etwas tun, um keinen Preis der Welt...*

Manchmal sind die Träume so lebhaft, so real,

**dass er Minuten, eine
Stunde braucht, um wieder
in sein Leben
zurückzufinden, um sich
klarzumachen, dass das,
was er im Wachzustand
wahrnimmt, wirklich das
wahre Leben, sein wahres
Leben ist. Manchmal
erwacht er so weit von sich
selbst entfernt, dass er sich
nicht einmal erinnern kann,
wer er ist. »Wo bin ich?«,
fragt er verzweifelt, und
dann: »Wer bin ich? Wer
bin ich?«**

**Und dann hört er, so dicht
an seinem Ohr, dass es ist,
als käme die Stimme aus
seinem eigenen Kopf,
Willems geflüsterte
Beschwörungsformel. »Du
bist Jude St. Francis. Du bist
mein ältester, liebster
Freund. Du bist der Sohn
von Harold Stein und Julia
Altman. Du bist ein Freund
von Malcolm Irvine, von
Jean-Baptiste Marion, von
Richard Goldfarb, von Andy
Contractor, von Lucien
Voigt, von Citizen van**

**Straaten, von Rhodes
Arrowsmith, von Elijah
Kozma, von Phaedra de los
Santos, von den Henry
Youngs.**

**Du bist New Yorker. Du
bist Bäcker. Du bist Koch.
Du bist Leser. Du hast eine
herrliche Stimme, auch
wenn du in letzter Zeit gar
nicht mehr singst. Du bist
ein ausgezeichneter Pianist.
Du bist Kunstsammler. Du
schickst mir wunderschöne
Nachrichten, wenn ich weg
bin. Du bist geduldig. Du**

bist großzügig. Du bist der beste Zuhörer, den ich kenne. Du bist in jeder Hinsicht der klügste Mensch, den ich kenne. Du bist in jeder Hinsicht der tapferste Mensch, den ich kenne.

Du bist Anwalt. Du bist Vorsitzender der Zivilprozessabteilung von Rosen Pritchard and Klein. Du liebst deinen Beruf; du arbeitest hart.

Du bist Mathematiker. Du bist Logiker. Du hast immer

wieder versucht, mir etwas davon beizubringen.

Du wurdest fürchterlich behandelt. Du hast es hinter dir. Du bist immer du selbst geblieben.«

Weiter und weiter spricht Willem, und seine Worte holen ihn zu sich zurück, und während des Tages - manchmal noch Tage später - erinnert er sich an Teile dessen, was Willem gesagt hat, und er hält sie ganz fest, erfüllt von dem, was Willem gesagt hat, aber

**auch von dem, was er nicht
gesagt, wie er ihn nicht
beschrieben hat.**

**Doch nachts ist er zu
verängstigt, zu verloren, um
das zu erkennen. Seine
Panik ist zu real, zu
zersetzend. »Und wer bist
du?«, fragt er und sieht den
Mann an, der ihn festhält,
der ihm jemanden
beschreibt, den er nicht
erkennt, jemanden, der so
viel zu besitzen scheint,
jemanden, der ein so
beneidenswerter, von Liebe**

umgebener Mensch zu sein scheint. »Wer bist du?«

Der Mann hat auch auf diese Frage eine Antwort. »Ich bin Willem Ragnarsson«, sagt er. »Und ich werde dich niemals gehen lassen.«

»Ich gehe«, sagt er zu Jude, bleibt aber, wo er ist. Eine Libelle, schillernd wie ein Rosenkäfer, summt über ihren Köpfen. »Ich gehe«, wiederholt er, setzt sich

aber noch immer nicht in Bewegung, und erst als er es zum dritten Mal sagt, schafft er es endlich, sich aus dem Klubsessel zu erheben, trunken von der heißen Luft, und in seine Slipper hineinzuschlüpfen.

»Limetten«, sagt Jude und schaut zu ihm auf, die Augen mit einer Hand gegen die Sonne abgeschirmt.

»Alles klar«, sagt er, beugt sich vor, nimmt Jude die Sonnenbrille ab, küsst

ihn auf die Augenlider und setzt ihm die Brille wieder auf. Der Sommer, hat JB immer gesagt, ist Judes Jahreszeit: Seine Haut wird dunkler und sein Haar heller, bis sie fast dieselbe Farbe angenommen haben, was seine Augen in einem unnatürlichen Grün erstrahlen lässt, und Willem muss an sich halten, um ihn nicht zu oft zu berühren. »Ich bin bald wieder da.«

Gähnend tritt er den Hügel zum Haus hinauf,

**stellt sein Glas mit dem
halb geschmolzenen Eis und
dem Tee ins Spülbecken
und geht mit knirschenden
Schritten die gekieste
Auffahrt hinunter bis zum
Auto. Es ist einer jener
Sommertage, an denen die
Luft so heiß, so trocken, so
unbewegt ist, dass man
seine Umgebung weniger
sieht, als dass man sie hört
und riecht und schmeckt:
das rasenmäherartige
Surren der Bienen und
Heuschrecken, der leichte**

**Pfeffergeruch der
Sonnenblumen, der seltsam
mineralische Geschmack,
den die Hitze auf der Zunge
hinterlässt, als hätte man
gerade an Steinen
gelutscht. Die Hitze ist
energierend, aber nicht auf
eine bedrückende Weise,
nur auf eine Weise, die sie
beide schläfrig und wehrlos
macht, auf eine Weise, die
Hitzestarre nicht nur
akzeptabel, sondern
notwendig macht. Wenn es
so heiß ist, liegen sie**

stundenlang am Pool, essen nichts, trinken nur - krügenderweise geeisten Pfefferminztee zum Frühstück, literweise Limonade zum Mittagessen, flaschenweise Aligoté zum Abendessen - und lassen jedes Fenster, jede Tür des Hauses geöffnet und die Deckenventilatoren eingeschaltet, sodass sie, wenn sie das Haus zur Nacht hin endlich versiegeln, den Duft der Wiesen und Bäume darin

einfangen.

Es ist der Samstag vor dem Labor Day, und normalerweise wären sie jetzt in Truro, aber dieses Jahr haben Harold und Julia den ganzen Sommer über ein Haus außerhalb von Aix-en-Provence gemietet, und sie verbringen den Feiertag stattdessen in Garrison. Die beiden werden morgen eintreffen - vielleicht mit Laurence und Gillian, vielleicht ohne sie -, aber heute holt Willem Malcolm

**und Sophie und JB und
seinen Immer-mal-wieder-
Freund Fredrik vom
Bahnhof ab. In letzter Zeit
sind sie mit ihren Freunden
selten
zusammengekommen: JB ist
während der letzten sechs
Monate als Fellow in Italien
gewesen, und Malcolm und
Sophie waren so sehr mit
der Konstruktion eines
neuen Museums für
Töpferkunst in Schanghai
beschäftigt, dass sie alle
zusammen zuletzt im April**

in Paris gesehen haben - er hatte dort gedreht, und Jude war aus London vorbeigekommen, wo er beruflich gewesen war, und JB aus Rom, und Malcolm und Sophie hatten auf dem Rückflug nach New York einen mehrtägigen Zwischenstopp eingelegt.

Beinahe jeden Sommer denkt er: Das ist der beste Sommer. Aber dieser Sommer, das weiß er, ist wirklich der beste. Und nicht nur der Sommer: der

Frühling, der Winter, der Herbst. Je älter er wird, desto mehr neigt er dazu, sein Leben als eine Reihe von Retrospektiven zu betrachten, bewertet er jede vergangene Jahreszeit wie einen Weinjahrgang, unterteilt Jahre, die er gerade hinter sich hat, in historische Epochen: Die Ambitionierten Jahre. Die Unsicheren Jahre. Die Glorreichen Jahre. Die Wahnhaften Jahre. Die Hoffnungsvollen Jahre.

Jude hatte gelächelt, als er ihm das erzählte. »Und in welcher Ära leben wir jetzt gerade?, fragte er, und Willem hatte sein Lächeln erwidert. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich habe noch keinen Namen dafür gefunden.«

Aber sie waren sich beide einig darüber, dass sie zumindest Die Schrecklichen Jahre hinter sich gelassen hatten. Zwei Jahre zuvor hatte er dieses Wochenende - das Labor-

Day-Wochenende - in einem Krankenhaus auf der Upper East Side verbracht und mit einem Hass, der so heftig war, dass er ihm Übelkeit verursachte, aus dem Fenster auf die Krankenträger, Schwestern und Ärzte in ihren jadegrünen Pyjamas hinuntergestarrt, die sich vor dem Gebäude versammelten, aßen und tranken und telefonierten, als wäre nichts, als lägen über ihnen nicht Menschen

in verschiedenen Stadien des Sterbens, seinen liebsten Menschen eingeschlossen, der sich in diesem Moment in einem künstlichen Koma befand, dessen Haut vor Fieber kribbelte, der vier Tage zuvor, am Tag nach der Operation, zum letzten Mal die Augen geöffnet hatte.

»Er wird es gut überstehen, Willem«, hatte Harold auf ihn eingeredet, Harold, der sich für gewöhnlich noch mehr

Sorgen machte, als Willem selbst es in letzter Zeit tat. »Er wird es gut überstehen. Andy hat es gesagt.« Immer weiter plapperte Harold, käute alles wieder, was Willem schon von Andy selbst gehört hatte, bis er ihn angeblafft hatte: »Gottverdammte Scheiße, Harold, lass es doch jetzt mal gut sein. Glaubst du alles, was Andy sagt? *Sieht er aus, als würde es ihm bessergehen? Sieht er aus, als hätte er es gut*

**überstanden?« Und dann
hatte er gesehen, wie
Harolds Gesicht sich
veränderte, einen Ausdruck
flehentlicher, panischer
Verzweiflung annahm, das
Gesicht eines alten,
hoffnungsvollen Mannes,
und Reue hatte ihn
überkommen, und er war zu
ihm hinübergewandert und
hatte ihn in den Arm
genommen. »Es tut mir
leid«, sagte er zu Harold,
Harold, der bereits einen
Sohn verloren hatte, der**

sich selbst einzureden versuchte, dass er nicht noch einen weiteren verlieren würde. »Es tut mir leid, Harold, es tut mir leid. Verzeih mir. Ich bin ein Arschloch.«

»Du bist kein Arschloch, Willem«, hatte Harold gesagt. »Aber du darfst mir nicht sagen, dass er sich nicht erholen wird. Das darfst du mir nicht sagen.«

»Ich weiß«, sagte er. »Natürlich wird er sich erholen«, sagte er und

**klang dabei wie Harold -
Harold, der Harold
gegenüber Harolds Worte
wiederholte.**

**»Selbstverständlich wird er
das.« Aber in seinem
Inneren spürte er das
käferartige Scharren der
Angst: Selbstverständlich
gab es kein
selbstverständlich. Hatte es
nie gegeben.**

***Selbstverständlich* hatte sich
vor achtzehn Monaten
verflüchtigt.**

***Selbstverständlich* war für**

alle Zeiten aus ihrem Leben verschwunden.

Er war immer ein Optimist gewesen, doch in jenen Monaten hatte ihn der Mut verlassen. Er hatte alle Projekte bis zum Ende des Jahres abgesagt, aber während der Herbst sich dahinschleppte, hätte er sich gewünscht, es nicht getan zu haben; er hätte sich gewünscht, es gäbe etwas, um ihn abzulenken. Ende September wurde Jude aus dem Krankenhaus

**entlassen, aber er war so
dünn, wirkte so
zerbrechlich, dass Willem
Angst hatte, ihn zu
berühren, ihn auch nur
anzusehen. Es machte ihm
Angst zu sehen, dass seine
Wangenknochen
mittlerweile so
hervorstanden, dass sie
deutlich sichtbare Schatten
um seinen Mund herum
warfen, dass er beobachten
konnte, wie Judes
Pulsschlag in seiner
Halskuhle klopfte, als lebte**

da etwas in ihm, das sich durch Fußstritte zu befreien versuchte. Er spürte, dass Jude ihn zu trösten versuchte, dass er Witze zu machen versuchte, und das machte ihm noch mehr Angst. Die wenigen Male, die er die Wohnung verließ - »Du musst raus«, hatte Richard rundheraus zu ihm gesagt, »du wirst sonst verrückt, Willem« -, war er versucht, sein Telefon abzuschalten, denn jedes Mal, wenn es klingelte

**und er sah, dass es Richard
war (oder Malcolm oder
Harold oder Julia oder JB
oder Andy oder die Henry
Youngs oder Rhodes oder
Elijah oder India oder
Sophie oder Lucien oder
wer auch immer sonst
gerade während der Stunde
bei Jude war, in der er
gedankenverloren durch die
Straßen irrte oder unten im
Fitnessraum trainierte oder
während einer Massage still
zu liegen oder geduldig ein
Abendessen mit Roman und**

Miguel hinter sich zu bringen versuchte), sagte er sich: *Das war's. Er stirbt. Er ist tot, und er wartete eine Sekunde und noch eine Sekunde, bis er den Anruf annahm, um zu hören, dass es sich nur um einen Lagebericht handelte: dass Jude etwas gegessen hatte. Dass er nichts gegessen hatte. Dass er schlief. Dass ihm übel zu sein schien. Irgendwann musste er ihnen sagen: Ruft mich nur an, wenn es ein echtes*

Problem gibt. Es ist mir egal, ob ihr irgendwelche Fragen habt und ein Anruf schneller geht; schickt mir eine Nachricht. Wenn ihr anruft, gehe ich vom Schlimmsten aus. Zum ersten Mal in seinem Leben war ihm durch und durch bewusst, was es bedeutete, wenn einem das Herz bis zum Hals schlug, nur dass es nicht allein sein Herz war, was er spürte, sondern seine sämtlichen Organe, die aufwärtsdrängten,

durch seinen Mund zu entkommen versuchten, während sein Inneres sich vor ängstlicher Aufregung zusammenzog.

Von Genesung sprach man immer so, als handelte es sich dabei um etwas Vorhersagbares, stetig Fortschreitendes, eine entschlossene diagonale Linie, die durchgehend von der unteren linken Ecke eines Graphs bis zur oberen rechten gezogen war. Aber Hemmings Genesung - die

**nicht einmal mit seiner
Gesundung geendet hatte -
war nicht so verlaufen und
Judes ebenfalls nicht: Es
waren Gebirgszüge voller
Gipfel und Täler gewesen,
und nachdem Jude Mitte
Oktober wieder arbeiten
gegangen war (noch immer
furchterregend dünn, noch
immer furchterregend
schwach), war er eines
Nachts mit so hohem Fieber
aufgewacht, dass er
Krämpfe bekommen hatte,
und Willem war sich sicher**

**gewesen, dass dies der
Moment sei, dass dies das
Ende sei. Da hatte er
begriffen, dass es ihm trotz
seiner Angst nie gelungen
war, sich richtig darauf
vorzubereiten, dass er nie
richtig darüber
nachgedacht hatte, was es
bedeuten würde, und auch
wenn er von Natur aus
niemand war, der feilschte,
tat er es jetzt, feilschte er
mit jemandem oder etwas,
von dem er nicht einmal
wusste, ob er an ihn oder es**

**glaubte. Er versprach,
geduldiger zu sein,
dankbarer zu sein, weniger
zu fluchen, weniger eitel zu
sein, weniger Sex zu haben,
überhaupt weniger häufig
seinen Gelüsten
nachzugeben, sich weniger
oft zu beklagen, weniger
ichbezogen, weniger
selbstsüchtig, weniger
ängstlich zu sein. Als Jude
überlebt hatte, war Willems
Erleichterung so heftig
gewesen, hatte ihn so sehr
mitgenommen, dass er**

**zusammengebrochen war,
und Andy hatte ihm ein
Medikament gegen
Angststörungen
verschrieben und ihn übers
Wochenende nach Garrison
geschickt, zusammen mit
JB, der ihm Gesellschaft
leisten sollte, und Andy und
Richard hatten sich in der
Zwischenzeit um Jude
gekümmert. Willem hatte
immer geglaubt, im
Gegensatz zu Jude könne er
Hilfe annehmen, wenn sie
angeboten wurde, doch in**

dem Moment, in dem es am allermeisten darauf angekommen war, hatte er diese Fähigkeit verloren, und er war froh und dankbar, dass seine Freunde sich die Mühe gemacht hatten, ihn daran zu erinnern.

Bis Thanksgiving war vielleicht nicht alles wieder gut, aber es war zumindest nicht mehr alles schlecht, was ihnen genügte. Doch erst im Rückblick hatten sie in dieser Zeit eine Art Dreh-

**und Angelpunkt erkannt,
die Phase, in der sich erst
tagelang, dann wochenlang
und dann einen ganzen
Monat lang nichts
verschlechterte, in der sie
die Fähigkeit
wiedererlangten, beim
morgendlichen Erwachen
dem Tag nicht voller
Furcht, sondern voller
Entschlossenheit
entgegenzusehen, in der sie
endlich in der Lage waren,
vorsichtige Gespräche über
die Zukunft zu führen, sich**

**nicht nur Gedanken
darüber zu machen, wie sie
den jeweiligen Tag
überstehen, sondern
darüber, wie sie Tagen
entgegengehen konnten,
die bislang nicht einmal in
ihrer Vorstellung
existierten. Da erst konnten
sie darüber sprechen, was
getan werden musste, da
erst begann Andy ernsthaft,
Pläne aufzustellen - Pläne
mit Zielen, die einen Monat,
zwei Monate, sechs Monate
in der Zukunft lagen -, in**

denen er festhielt, wie viel Jude zunehmen sollte, wann er seine endgültigen Prothesen erhalten würde, wann er die ersten Schritte machen und wann er wieder richtig gehen können sollte. Einmal mehr gaben sie sich dem Sog des Lebens hin; einmal mehr lernten sie, dem Kalender zu folgen. Im Februar begann Willem wieder, Drehbücher zu lesen. Im April und zu seinem neunundvierzigsten Geburtstag konnte Jude

wieder laufen - er lief langsam, unelegant, aber er lief - und sah wieder wie ein normaler Mensch aus. An Willems Geburtstag im August, fast ein Jahr nach seiner Operation, lief er, wie von Andy prophezeit, besser - geschmeidiger, selbstbewusster -, als er es auf seinen eigenen Beinen getan hatte, und sah wieder besser als ein normaler Mensch aus: Er sah wieder wie er selbst aus.

»Wir haben immer noch

nicht die Riesenparty zu deinem Fünzigsten gefeiert«, hatte Jude ihn während des Essens zu seinem einundfünfzigsten Geburtstag erinnert - des Essens, das Jude selbst zubereitet hatte, wofür er stundenlang allein vor dem Herd gestanden hatte, ohne irgendwelche Anzeichen von Müdigkeit zu zeigen -, und Willem hatte gelächelt.

»Das hier ist alles, was ich will«, hatte er gesagt, und es war ihm ernst gewesen.

Ihm war bewusst, dass die Strapazen dieser zwei so zehrenden, brutalen Jahre nicht mit dem zu vergleichen waren, was Jude selbst währenddessen durchgestanden hatte, und doch hatte er das Gefühl, dass sie ihn verändert hatten. Es war, als wäre aus seiner Verzweiflung eine Art Unverwundbarkeit erwachsen; es kam ihm so vor, als wäre alles Unwesentliche und Weiche, das er an sich gehabt hatte,

verbrannt worden, und ein nackter Stahlkern wäre zurückgeblieben, unzerstörbar und doch formbar, der allem standhalten würde.

Sie verbrachten seinen Geburtstag in Garrison, nur sie zwei allein, und nach dem Abendessen gingen sie zum See hinunter, und er zog sich aus und sprang vom Kai ins Wasser, das roch und aussah wie eine große Teepfütze. »Komm rein«, sagte er zu Jude, und

dann, als er zögerte: »Als Geburtstagskind befehle ich es dir.« Und Jude hatte sich langsam entkleidet und seine Prothesen abgelegt und sich schließlich mit den Händen vom Kai abgestoßen, und Willem hatte ihn aufgefangen. Je weiter Jude körperlich genesen war, desto unsicherer war er auch in Bezug auf seinen Körper geworden, und daran, wie sehr Jude sich manchmal zurückzog, wie sorgfältig er

sich abschirmte, wenn er seine Beine an- oder ablegte, erkannte Willem, wie schwer es ihm fiel, sein neues Erscheinungsbild zu akzeptieren. Als er schwächer gewesen war, hatte er sich von Willem beim Ausziehen helfen lassen, doch nun da er stärker war, bekam Willem seinen nackten Körper nur flüchtig, nur versehentlich zu sehen. Aber er hatte entschieden, Judes wachsende Unsicherheit als

eine Art von Gesundung zu betrachten, da sie zumindest seine körperliche Stärke belegte, da sie bewies, dass er allein in die Dusche und wieder heraus, allein ins Bett und wieder heraus steigen konnte - Dinge, die er neu hatte lernen müssen, Dinge, für die ihm einst die Kraft gefehlt hatte.

Jetzt ließen sie sich auf dem See treiben, schwammen oder umarmten sich stumm, und als Willem

**aus dem Wasser stieg, tat
Jude es auch, stemmte sich
mit den Armen auf den Kai,
und eine Zeit lang saßen sie
beide nackt in der sanften
Sommerluft und starrten
beide auf die sich
verjüngenden Enden von
Judes Beinen. Es war seit
Monaten das erste Mal, dass
er Jude nackt gesehen
hatte, und er hatte nicht
gewusst, was er sagen
sollte, und am Ende hatte er
einfach nur den Arm um
ihn gelegt und ihn dicht an**

sich herangezogen, und damit (so glaubte er) letztlich doch das Richtige gesagt.

Zwischendurch hatte er noch immer Angst. Im September, wenige Wochen bevor er sein erstes Projekt seit über einem Jahr drehen würde, war Jude abermals nachts mit Fieber aufgewacht, und diesmal bat er Willem nicht, Andy nicht anzurufen, und Willem bat ihn nicht um Erlaubnis. Sie waren direkt

**zu Andys Praxis gefahren,
und Andy hatte
Röntgenuntersuchungen
angeordnet,
Blutuntersuchungen, alles,
und sie hatten dort
gewartet, hatten beide in
verschiedenen
Untersuchungsräumen im
Bett gelegen, bis der
Radiologe anrief und sagte,
es gebe keinerlei Anzeichen
für eine
Knochenmarkentzündung,
und jemand aus dem Labor
anrief und sagte, es gebe**

keine Auffälligkeiten.

»Rhinopharyngitis«, hatte Andy lächelnd zu ihnen gesagt. »Eine einfache Erkältung.« Aber er hatte Jude die Hand auf den Hinterkopf gelegt, und sie waren alle erleichtert gewesen. Wie schnell, wie erschütternd schnell war ihr Angstinstinkt wieder geweckt worden, die Angst selbst ein Virus, das zwischendurch schlummerte, das sie aber nie auf Dauer würden

vertreiben können. Freude, Ausgelassenheit: das mussten sie von Neuem lernen, mussten sie sich von Neuem verdienen. Aber die Angst würden sie nie von Neuem erlernen müssen; sie würde in ihnen dreien leben, als eine Krankheit, die sie miteinander teilten, ein schillernder Strang, der sich ungefragt in ihre DNA eingewoben hatte.

Und so reiste er zum Film in Richtung Spanien, Galizien ab. So

lange er Jude kannte, hatte dieser stets davon geträumt, eines Tages einmal den Camino de Santiago zu gehen, jenen mittelalterlichen Pilgerpfad, der in Galizien endete. »Wir fangen am Somport-Pass in den Pyrenäen an«, hatte Jude gesagt (zu diesem Zeitpunkt waren sie beide noch nie in Frankreich gewesen), »und gehen von dort aus nach Westen. Es wird Wochen dauern! Wir übernachten in

**diesen öffentlichen
Pilgerherbergen, über die
ich gelesen habe, und
ernähren uns nur von
Schwarzbrot mit Kümmel,
Joghurt und Salatgurken.«**

**»Ich weiß nicht«, sagte er,
auch wenn er sich damals
noch weniger über Judes
Einschränkungen Gedanken
gemacht hatte - er war zu
jung gewesen, sie waren
beide zu jung gewesen, um
ernsthaft zu glauben, dass
Jude Einschränkungen
unterliegen könnte -,**

sondern eher um sich selbst. »Das klingt ziemlich anstrengend, Jude.«

»Dann trage ich dich«, hatte Jude ohne Zögern gesagt, und Willem hatte gelächelt. »Oder wir besorgen uns einen Esel, und *der* trägt dich. Aber eigentlich ist der Sinn des Ganzen schon, den Weg zu *gehen*, und nicht, ihn zu reiten, Willem.«

Je älter sie wurden, je deutlicher wurde, dass dieser Traum von Jude für

immer ein Traum bleiben würde, desto ausgeklügelter wurden ihre Fantasien über den Camino. »Hier ist der Pitch«, sagte Jude dann. »Vier Fremde - eine chinesische daoistische Nonne, die sich mit ihrer Sexualität auseinandersetzt; ein kürzlich entlassener britischer Sträfling, der Gedichte schreibt; ein ehemaliger Waffenhändler aus Kasachstan, der um seine verstorbene Frau trauert; und ein gut

**aussehender und sensibler,
aber problembehafteter
Amerikaner, der das
College geschmissen hat -
das bist du, Willem -, lernen
sich auf dem Camino
kennen, und eine
lebenslange Freundschaft
entsteht zwischen ihnen. Es
wird in Echtzeit gedreht,
also werden die
Dreharbeiten nur so lange
dauern, wie es dauert, den
Weg zu gehen. Und du
musst die ganze Zeit über
laufen.«**

An diesem Punkt musste er jedes Mal schon lachen. »Was passiert am Schluss?«, fragte er.

»Die daoistische Nonne verliebt sich in einen ehemaligen Offizier der israelischen Armee, den sie unterwegs kennenlernt, und geht mit ihm zurück nach Tel Aviv, um eine Lesbenbar namens Radclyffe's zu eröffnen. Der Sträfling und der Waffenhändler werden ein Paar. Und deine Figur wird

**unterwegs ein jungfräulich
wirkendes, aber, wie sich
herausstellt, heimlich
nymphomanes schwedisches
Mädchen kennenlernen und
in den Pyrenäen eine
luxuriöse
Frühstückspension
eröffnen, in der die
ursprüngliche Gruppe jedes
Jahr ein
Wiedersehenstreffen
abhält.**

**»Wie heißt der Film
denn?«, fragte er grinsend.
Jude überlegte. »*Santiago***

Blues«, sagte er, und Willem lachte wieder.

Seitdem hatten sie immer wieder auf *Santiago Blues* angespielt, dessen Rollen sich veränderten, damit er auch mit zunehmendem Alter immer eine von ihnen spielen konnte, dessen Ausgangssituation und Handlungsort aber stets dieselben blieben. »Wie ist das Drehbuch?«, fragte Jude ihn jedes Mal, wenn ihm etwas Neues angeboten wurde. »Ganz okay«, sagte

**er dann. »Es ist kein
Santiago Blues, aber es ist
ganz okay.«**

**Und dann, kurz nach
jenem Wendepunkt an
Thanksgiving, hatte Kit,
dem Willem irgendwann
einmal von Judes und ihrem
gemeinsamen Interesse am
Jakobsweg erzählt hatte,
ihm ein Drehbuch
geschickt, an dem ein Zettel
haftete, auf dem nur
»*Santiago Blues!*« stand. Und
auch wenn es nicht wirklich
ein zweites *Santiago Blues***

**war - gottlob war es, wie
Jude und er
übereinstimmend
feststellten, weitaus
besser -, spielte es
tatsächlich auf dem
Camino, es sollte
tatsächlich zum Teil in
Echtzeit gedreht werden,
und die Geschichte begann
tatsächlich in den
Pyrenäen, in Saint-Jean-
Pied-de-Port, und endete
in Santiago de Compostela.
Die Handlung von *Sterne
über dem Jakobsweg* folgte**

zwei Männern, die beide Paul hießen und beide von demselben Schauspieler verkörpert werden würden: Der erste war ein im sechzehnten Jahrhundert lebender französischer Mönch, der seine Pilgerreise am Vorabend der Reformation in Wittenberg antrat; der zweite war ein Pastor aus einer zeitgenössischen amerikanischen Kleinstadt, der seinen Glauben zu hinterfragen begann. Von

**einer Handvoll
Nebenfiguren abgesehen,
welche die Schicksale der
beiden Pauls flüchtig
streiften, wären seine
Rollen die einzigen in dem
Film.**

**Er gab Jude das Drehbuch
zu lesen, und als er es
gelesen hatte, seufzte Jude.
»Brillant«, sagte er traurig.
»Ich wünschte, ich könnte
dabei sein, Willem.«**

**»Das wünschte ich auch«,
sagte er leise. Er wünschte,
Jude hätte einfachere**

**Träume, Träume, die
erreichbar wären, Träume,
bei deren Erfüllung Willem
ihm hätte helfen können.
Aber Judes Träume
handelten immer von
Bewegung: Sie handelten
davon, viel zu große
Strecken zu Fuß zu
überwinden oder viel zu
unwegsames Gelände zu
durchqueren. Und obwohl
er jetzt laufen konnte, und
obwohl er jetzt weniger
unter Schmerzen litt, als er
es Willems Erinnerung nach**

seit Jahren getan hatte, würde sein Leben, das wussten sie, niemals ganz frei von Schmerzen sein. Das Unmögliche würde das Unmögliche bleiben.

Er traf sich mit Emanuel, dem jungen, aber bereits von der Kritik gefeierten spanischen Regisseur, zum Essen. Der Komplexität und Melancholie seines Drehbuchs zum Trotz trat er heiter beschwingt auf und verlieh wiederholt seiner Überraschung darüber

Ausdruck, dass er, Willem, in seinem Film mitspielen werde, dass es ein Traum von ihm gewesen sei, mit ihm zu arbeiten. Willem erzählte Emanuel seinerseits von *Santiago Blues* (Emanuel hatte gelacht, als Willem den Plot beschrieben hatte. »Nicht schlecht!«, sagte er, und Willem hatte ebenfalls gelacht. »Es *soll* schlecht sein!«, korrigierte er Emanuel). Er erzählte ihm, dass Jude den Weg immer

schon habe gehen wollen und welche Ehre es für ihn sei, dass er es nun an seiner Stelle tun dürfe.

»Ah«, sagte Emanuel.

»Das muss der Mann sein, für den du deine Karriere ruiniert hast, oder?«

Er hatte zurückgelächelt.

»Ja«, sagte er. »Das ist er.«

Die Drehtage von *Sterne über dem Jakobsweg* waren lang, und wie Jude versprochen hatte, wurde viel gelaufen (und anstelle von Eseln gab es eine

**Karawane langsam
dahinrollender
Wohnwagen). Der
Handyempfang war
stellenweise schlecht,
weshalb er Jude lieber
Nachrichten schrieb, was
ohnehin angemessener,
pilgerartiger erschien, und
morgens schickte er ihm
Fotos von seinem Frühstück
(Schwarzbrot mit Kümmel,
Joghurt, Salatgurke) und
einem Stück der Straße, auf
der er an jenem Tag laufen
würde. Ein großer Teil des**

Weges führte durch belebte Städte, und dann wichen sie aufs Land aus. Jeden Tag klaubte er ein paar weiße Kiesel vom Straßenrand auf und legte sie in ein Einmachglas, um sie mit nach Hause zu nehmen; nachts saß er in seinem Hotelzimmer, die Füße in heiße Handtücher gewickelt.

Die Dreharbeiten endeten zwei Wochen vor Weihnachten, und er flog zu Besprechungen nach

London und dann zurück nach Madrid, wo er sich mit Jude verabredet hatte und sie ein Auto mieteten, um nach Süden zu fahren, durch Andalusien. In einer Stadt auf einer Klippe hoch über dem Meer machten sie halt, um sich mit dem asiatischen Henry Young zu treffen, dem sie dabei zusahen, wie er den Berg heraufgetrottet kam, mit beiden Armen wedelte, als er sie sah, und die letzten hundert Meter rennend

**zurücklegte. »Gott sei Dank
habt ihr mir einen Grund
gegeben, um aus diesem
Kackhaus rauszukommen«,
sagte er. Henry hatte den
vergangenen Monat in
einer Künstlerresidenz
verbracht, die in einem mit
Orangebäumen
bewachsenen Tal am Fuß
des Hügels lag, aber in
einer für ihn ganz
untypischen Weise hasste er
die anderen sechs Leute,
die in der Kolonie lebten,
und während sie zu dritt**

Orangenscheiben aßen, die mit Zimt und zerstoßenen Nelken und Mandeln bestreut in einem Likör aus ihrem eigenen Saft schwammen, lachten sie über die Geschichten, die Henry von seinen Künstlernachbarn erzählte. Später, nachdem sie sich von ihm verabschiedet und für den kommenden Monat in New York verabredet hatten, gingen sie langsam zusammen durch die mittelalterliche Stadt, in

**der jedes einzelne Gebäude
einem glänzenden weißen
Salzblock glich und
gestreifte Katzen auf den
Straßen lagen, deren
Schwanzspitzen hin und her
schnippten, während
Menschen mit Handwagen
langsam um sie
herumholperten.**

**Am Abend darauf, in einer
Ortschaft außerhalb von
Granada, sagte Jude, er
habe eine Überraschung für
ihn, und sie stiegen in den
Wagen, der vor dem**

Restaurant auf sie wartete, Jude mit dem braunen Umschlag in der Hand, den er während des gesamten Essens nicht aus den Augen gelassen hatte.

»Wohin fahren wir?«, fragte er. »Was ist in dem Umschlag?«

»Das wirst du schon sehen«, sagte Jude.

Es ging Berge hinauf und hinunter, bis der Wagen vor dem Torbogen der Alhambra hielt, wo Jude dem Wachmann einen Brief

aushändigte, den dieser aufmerksam las und mit einem Nicken quittierte, und dann glitt der Wagen durch das Tor und hielt wieder an, und sie stiegen aus und standen auf dem stillen Innenhof.

»Das gehört dir«, sagte Jude schüchtern und machte eine Kopfbewegung zu den Gebäuden und Gärten hinüber, die unter ihnen lagen. »Jedenfalls für die nächsten drei Stunden«, und als Willem nichts sagte,

setzte er leise hinzu: »Weißt du noch?«

Er nickte kaum merklich. »Natürlich«, sagte er ebenso leise. So hatte ihre Reise auf dem Camino immer enden sollen: mit einer Zugfahrt in Richtung Süden zur Alhambra. Und in all den Jahren hatte er, obgleich er wusste, dass diese Reise niemals stattfinden würde, die Alhambra nie besucht, hatte nie nach irgendeinem Dreh einen Tag dafür abgezweigt,

weil er darauf wartete, dass Jude mitkäme.

»Einer meiner Mandanten«, sagte Jude, bevor er fragen konnte. »Da verteidigst du jemanden, und dann stellt sich heraus, dass sein Patenonkel der spanische Kultusminister ist, der dich im Austausch für das Privileg, die Alhambra allein zu sehen, eine großzügige Spende zu ihrem Instandhaltungsfonds beisteuern lässt.« Er grinste Willem an. »Ich habe dir

**doch gesagt, dass ich mir
für deinen Fünzigsten
etwas einfallen lasse - wenn
auch mit
anderthalbjähriger
Verspätung.« Er legte
Willem eine Hand auf den
Arm. »Nicht weinen,
Willem.«**

**»Werde ich nicht«, sagte
er. »Ich kann auch noch was
anderes als weinen, weißt
du«, wobei er sich da in
letzter Zeit gar nicht mehr
so sicher war.**

Er öffnete den Umschlag,

den Jude ihm gegeben hatte, und darin lag ein kleines Päckchen, und als er die Schleife löste und das Papier abriss, fand er ein handgemachtes Buch, das in mehrere Kapitel unterteilt war - »Die Alcazaba«, »Der Löwenpalast«, »Die Gärten«, »Generalife« -, die alle handschriftliche Anmerkungen von Malcolm enthielten, der seine Doktorarbeit über die Alhambra geschrieben und

sie von seinem zehnten Lebensjahr an alljährlich besucht hatte. Nach jedem Kapitel lag eine gezeichnete Darstellung eines der vielschichtigen Details - ein Jasminstrauch mit kleinen weißen Blüten, eine mit kobaltblauen Fliesen getüpfelte Steinfassade - zwischen den Seiten, jede mit einer Widmung versehen und signiert von einem ihrer Freunde: Richard, JB, India, dem asiatischen Henry Young,

**Ali. Jetzt begann er
tatsächlich zu weinen, er
lächelte und weinte, bis
Jude sagte, sie sollten sich
besser in Bewegung setzen,
sie könnten ja nicht die
ganze Zeit heulend im
Eingang stehen, und er
packte ihn und küsste ihn,
ohne sich um die stummen,
schwarz gekleideten
Wachmänner hinter ihnen
zu scheren. »Danke«, sagte
er. »Danke, danke, danke.«**

**Los ging es durch die
stille Nacht, und Judes**

Taschenlampe ließ eine Linie aus Licht vor ihnen hüpfen. Sie betraten Paläste aus Marmor, der so alt war, dass die Gebäude aussahen wie aus weicher weißer Butter geschnitzt, und Empfangshallen mit Gewölbedecken, die so hoch waren, dass Vögel lautlos darunter kreisten, und Fenstern, die in so ausgeklügelter Symmetrie angeordnet waren, dass der Raum von strahlendem Mondlicht erhellt war.

Während ihres Rundgangs blieben sie immer wieder stehen und schauten in Malcolms Anmerkungen, nahmen Details in Augenschein, die ihnen entgangen wären, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht darauf gelenkt worden, stellten fest, dass sie in dem Raum standen, in dem vor mehr als tausend Jahren ein Sultan seine Briefe diktiert hatte. Sie studierten die Illustrationen, ordneten die Bilder dem zu, was sie vor

sich sahen. Gegenüber jeder Zeichnung befanden sich kurze Texte der jeweiligen Künstler, in denen sie erklärten, wann sie die Alhambra das erste Mal besucht hatten und warum sie sich für das jeweilige Motiv entschieden hatten. Einmal mehr überkam sie das Gefühl aus ihren Jugendtagen, dass alle, die sie kannten, so viel von der Welt gesehen hatten und sie nicht, und obwohl sie wussten, dass

**das nicht länger stimmte,
blickten sie noch immer mit
derselben Ehrfurcht auf die
Leben ihrer Freunde,
darauf, wie viel sie
unternommen und erlebt
hatten, wie sehr sie die
Eindrücke wertschätzen
konnten, wie gut es ihnen
gelang, sie festzuhalten. In
den Gärten des Generalife-
Teils gelangten sie an einen
Raum, der in ein
Heckenlabyrinth aus
Zypressen
hineingeschnitten war, und**

**Willem küsste Jude,
stürmischer, als er es sich
seit langer Zeit erlaubt
hatte, obwohl sie die leisen
Schritte eines der
Wachmänner auf dem
Steinpflaster hören
konnten.**

**Wieder im Hotel
angekommen, machten sie
weiter, und er ertappte sich
bei dem Gedanken, dass sie
in der Filmversion dieses
Abends jetzt Sex hätten,
und um ein Haar hätte er es
laut gesagt, doch dann kam**

**er wieder zur Vernunft,
hörte auf und wich ein
Stück zurück. Aber es war
beinahe, als hätte er doch
gesprochen, denn sie sahen
sich eine Zeit lang stumm
in die Augen, und dann
sagte Jude leise: »Willem,
wenn du willst, können
wir.«**

**»Willst *du* denn?«, fragte
er schließlich.**

**»Natürlich«, sagte Jude,
doch daran, wie er den
Blick senkte, und an dem
leichten Stocken, mit dem**

er es sagte, merkte Willem, dass er log.

Eine Sekunde lang glaubte er, er werde sich nicht daran stören, werde sich einreden, Jude sage die Wahrheit. Aber er konnte es nicht. Also sagte er »Nein« und rollte sich von ihm hinunter. »Ich glaube, das war genug Aufregung für einen Abend.« Neben ihm atmete Jude aus, und beim Einschlafen hörte er ihn noch flüstern: »Es tut mir leid, Willem«, und er wollte

Jude sagen, dass er ihn verstand, doch da hatte er die Grenze zur Bewusstlosigkeit schon überschritten und konnte die Worte nicht mehr aussprechen.

Doch das war der einzige traurige Moment in dieser Zeit, und sie waren aus unterschiedlichen Gründen traurig: Judes Traurigkeit, so wusste er, erwuchs aus einem Gefühl des Versagens, der Gewissheit - die Willem nie ganz

**zerstreuen konnte -, dass er
seinen Verpflichtungen
nicht nachkam. Und seine
eigene Traurigkeit galt Jude
selbst. Hin und wieder
erlaubte Willem sich,
darüber nachzusinnen, wie
Judes Leben wohl verlaufen
wäre, wenn Sex etwas
gewesen wäre, das er
eigenständig hätte
entdecken können, statt
dazu gezwungen zu sein, es
zu lernen - aber diese
Gedanken waren nicht
hilfreich, und sie regten ihn**

zu sehr auf, also versuchte er, nicht weiter darüber nachzudenken. Aber es war immer da, durchzog ihre Freundschaft, ihr Leben wie eine sich verästelnde türkise Ader einen Stein.

Doch einstweilen waren da Normalität und Routine, was beides besser war als Sex oder Aufregung. Da war die Erkenntnis, dass Jude an jenem Abend fast drei Stunden - langsam, aber selbstsicher - gelaufen war. Da war ihr Leben zu Hause

in New York, da waren die Dinge, die sie immer getan hatten und jetzt wieder zu tun begannen, weil Jude jetzt wieder die Kraft hatte, sie zu tun, weil er jetzt ein ganzes Theaterstück, eine Oper oder ein Abendessen über wach bleiben konnte, weil er die Stufen, die zu Malcolms Haustür in Cobble Hill führten, hinauf, und den unebenen Bürgersteig, der zu JBs Gebäude in Vinegar Hill führte, hinuntergehen konnte. Da

**waren das trostreiche
Gefühl, das ihn beschlich,
wenn Judes Wecker
morgens um halb sechs
klingelte und er sich für
seine morgendliche
Schwimmpartie
bereitmachte, die
Erleichterung, wenn er in
einen Karton schaute, der
auf dem Küchentresen
stand, und sah, dass er
voller medizinischer
Utensilien war -
Reservepackungen von
Katheterschläuchen, sterile**

**Mullläppchen,
übriggebliebene
Kaloriendrinks, die Jude mit
Andys Erlaubnis erst seit
Kurzem nicht mehr trank -,
die Jude zu Andy
zurückbringen würde, der
sie dann dem Krankenhaus
spendete. In einigen
Augenblicken würde er
daran denken müssen, wie
er auf den Tag genau vor
zwei Jahren aus dem
Theater nach Hause
gekommen war und Jude
schlafend im Bett**

vorgefunden hatte, so zerbrechlich wirkend, dass es schien, als wäre der Katheter unter seinem Hemd in Wahrheit eine Arterie, als reduzierte sich Judes Existenz stetig und unwiderruflich auf nichts als Nerven, Gefäße und Knochen. Manchmal dachte er an diese Momente und verspürte eine Art Orientierungslosigkeit: Waren das wirklich sie gewesen, diese Menschen damals? Wohin waren diese

**Menschen gegangen?
Würden sie wiederkommen?
Oder waren sie jetzt völlig
andere Menschen? Und
dann stellte er sich vor,
dass diese Menschen nicht
wirklich verschwunden,
sondern in ihnen waren,
dass sie darauf warteten,
wieder an die Oberfläche
zurückzuschwimmen, ihre
Körper und Geister
zurückzufordern; es waren
Identitäten, die sich für den
Augenblick zurückgezogen
hatten, die sie aber immer**

weiter begleiten würden.

Die Zeit der Krankheit war ihnen noch so frisch im Gedächtnis, dass sie nicht vergaßen, für jeden Tag dankbar zu sein, der ereignislos verlief, selbst dann nicht, als sie wieder damit zu rechnen begannen. Als Willem Jude zum ersten Mal seit Monaten in seinem Rollstuhl gesehen hatte, ihn vom Sofa hatte aufstehen sehen, während sie einen Film anschauten, weil ihn

**eine Attacke überfallen
hatte und er allein sein
wollte, war er beunruhigt
gewesen, und er hatte sich
ins Gedächtnis rufen
müssen, dass Jude auch dies
war: Er war jemand, der von
seinem Körper im Stich
gelassen wurde, und er
würde es immer bleiben.
Letztlich hatte die
Operation das nicht
geändert - sie hatte nur
Willems Reaktion darauf
verändert. Und als er
merkte, dass Jude sich**

wieder ritzte - nicht häufig, aber regelmäßig -, musste er sich einmal mehr in Erinnerung rufen, dass Jude auch dies war und dass die Operation auch daran nichts geändert hatte.

Dennoch sagte er eines Morgens zu Jude: »Ich glaube, wir sollten es Die Glücklichen Jahre nennen.« Es war Februar, draußen schneite es, und sie lagen noch im Bett, wie sie es jetzt jeden Sonntag bis in den Vormittag hinein taten.

»Ich weiß nicht«, sagte Jude, und auch wenn er nur den äußersten Rand seines Gesichts sehen konnte, merkte Willem, dass er lächelte. »Stellen wir damit nicht das Schicksal ein wenig auf die Probe? Wir nennen es so, und dann fallen mir beide Arme ab. Außerdem ist der Name schon vergeben.«

Das stimmte - es war der Titel von Willems nächstem Projekt, zu dem er in nur einer Woche aufbrechen

würde: sechswöchige Proben, gefolgt von elfwöchigen Dreharbeiten. Aber es war nicht der ursprüngliche Titel. Der ursprüngliche Titel war *Der Tänzer und die Bühne* gewesen, aber Kit hatte ihm gerade mitgeteilt, dass die Produzenten ihn in *Die glücklichen Jahre* geändert hatten.

Der neue Titel hatte ihm nicht gefallen. »Das ist so zynisch«, hatte er zu Jude gesagt, nachdem er sich

erst bei Kit und dann beim Regisseur beklagt hatte.
»Es hat so was Falsches, Ironisches.« Das war einige Abende zuvor gewesen: Sie hatten nach seiner täglichen, durch und durch anstrengenden Ballettstunde auf dem Sofa gelegen, und Jude hatte ihm die Füße massiert. Er sollte Rudolf Nurejew in seinen letzten Lebensjahren spielen, von seiner Anstellung als Direktor des Pariser Opernballetts im

Jahr 1983 über seine HIV-Diagnose bis zu dem Zeitpunkt, an dem er die ersten Symptome der Krankheit bemerkt, ein Jahr bevor er schließlich verstarb.

»Ich weiß, was du meinst«, hatte Jude gesagt, als er seine Tirade beendet hatte. »Aber vielleicht waren es für ihn ja wirklich glückliche Jahre. Er war frei; er liebte seine Arbeit; er betreute junge Tänzer als Mentor; er hatte ein ganzes

Ensemble auf den Kopf gestellt. Er entwarf einige seiner besten Choreografien. Er war noch mit diesem dänischen Tänzer -«

»Erik Bruhn.«

»Genau. Er war noch mit Erik Bruhn zusammen, zumindest noch eine Zeit lang. Er hatte Dinge erlebt, von denen er als jüngerer Mann wahrscheinlich nicht einmal zu träumen gewagt hätte, und er war noch jung genug, um es alles zu

genießen: Geld und Ruhm und künstlerische Freiheit. Liebe. Freundschaft.« Er presste die Knöchel in Willems Fußsohle, und Willem zuckte zusammen. »Für mich hört sich das nach einem glücklichen Leben an.«

Eine Zeit lang schwiegen sie beide. »Aber er war krank«, sagte Willem schließlich.

»Da noch nicht«, erinnert Jude ihn. »Zumindest war die Krankheit noch nicht

ausgebrochen.«

»Nein, das vielleicht nicht«, sagte er. »Aber er war schon dabei zu sterben.«

Jude hatte ihn angelächelt. »Ach, sterben«, winkte er ab. »Sterben müssen wir alle. Er wusste nur, dass sein Tod früher kommen würde als geplant. Aber das heißt nicht, dass es keine glücklichen Jahre waren, dass es kein glückliches Leben war.«

Da hatte er Jude

angesehen, und dasselbe Gefühl hatte ihn befallen, das sich manchmal einstellte, wenn er ernsthaft, wirklich ernsthaft über Jude und über das Leben nachdachte, das er gehabt hatte: Er hätte es als Traurigkeit bezeichnen können, aber es war keine mitleidige Traurigkeit; es war eine umfassendere Traurigkeit, eine, die all die armen, strebsamen Menschen einzuschließen schien, die

Milliarden, die er gar nicht kannte, die alle ihr Leben lebten, eine Traurigkeit, in die sich Verwunderung und Ehrfurcht angesichts dessen mischten, wie sehr sich die Menschen allerorten anstrebten zu leben, mochten ihre Tage noch so hart, ihre Lebensumstände noch so ungünstig sein. Das Leben ist so traurig, dachte er in solchen Momenten. Es ist so traurig, und trotzdem tun wir es alle. Wir hängen alle

daran; wir suchen alle nach etwas, das uns Trost spenden könnte.

Aber das sagte er natürlich nicht; er richtete sich nur auf und nahm Judes Gesicht in die Hände und küsste ihn und fiel dann wieder in die Kissen zurück. »Wie bist du nur so klug geworden?«, fragte er Jude, und Jude grinste ihn an.

»Zu fest?«, fragte er zurück und knetete Willems Fuß weiter.

»Nicht fest genug.«

Jetzt drehte er Jude zu sich, um ihn ansehen zu können. »Ich glaube, wir müssen bei Die Glücklichen Jahre bleiben«, sagte er zu ihm. »Das Risiko, dass uns die Arme abfallen, müssen wir halt in Kauf nehmen«, und Jude lachte.

In der Woche darauf fuhr er nach Paris. Es war einer der schwierigsten Drehs, die er je gehabt hatte; für die anspruchsvolleren Szenen gab es ein Double,

einen echten Tänzer, aber er tanzte auch selbst ein wenig, und es gab Tage - Tage, an denen er richtige Ballerinen emporheben musste und staunte, wie fest, wie muskulös und sehnig ihre Körper waren -, die so anstrengend waren, dass er am Abend gerade noch die Kraft hatte, sich in die Badewanne fallen zu lassen und sich anschließend selbst aus ihr herauszuheben. In den letzten Jahren hatte es ihn

unbewusst zu immer körperlicheren Rollen hingezogen, und er war stets aufs Neue verblüfft darüber und dankbar dafür, mit welcher Heldenhaftigkeit sein Körper jeder seiner Forderungen nachkam. Er entwickelte ein neues Bewusstsein für ihn, und als er jetzt im Sprung die Arme hinter sich warf, spürte er, wie jeder seiner wunden Muskel für ihn zum Leben erwachte, wie sie ihn

tun ließen, was immer er tun wollte, wie nichts in ihm jemals kaputtging, wie sein Körper ihm jedes Mal gehorchte. Er wusste, dass er nicht der Einzige war, der so empfand, der diese Dankbarkeit verspürte: Wenn sie in Cambridge waren, spielten Harold und er jeden Tag Tennis, und ohne dass sie je darüber gesprochen hatten, wusste er, wie dankbar sie beide inzwischen ihren eigenen Körpern waren, wie viel es

ihnen beiden bedeutete, sich ohne nachzudenken auf den Boden werfen zu können, um einen Ball in letzter Sekunde zu erwischen.

Ende April besuchte Jude ihn in Paris, und obwohl Willem ihm versprochen hatte, für seinen Fünfzigsten nichts Besonderes auf die Beine zu stellen, hatte er als Überraschung ein Dinner organisiert, und zusätzlich zu JB und Malcolm und

Sophie waren auch noch Richard, Elijah, Rhodes, Andy, der schwarze Henry Young und Harold und Julia gekommen, zusammen mit Phaedra und Citizen, die ihm bei der Planung geholfen hatte. Tags darauf war Jude am Set gewesen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen, eines der wenigen Male, dass er das getan hatte. In der Szene, an der sie an jenem Morgen arbeiteten, versuchte Nurejew die Cabriole eines

**jungen Tänzers zu
korrigieren, und nachdem
er es ihm wieder und wieder
erklärt hat, führt er
schließlich selbst vor, wie
es geht; aber in einer
früheren Szene, die sie
noch nicht gedreht hatten,
die dieser im Film aber
direkt vorausgehen würde,
war er gerade mit HIV
diagnostiziert worden, und
als er in die Luft springt
und die Beine überkreuzt,
stürzt er, und im
Ballettstudio wird es still.**

Die Szene endet mit einer Nahaufnahme seines Gesichts, ein Moment, in dem er Nurejews plötzliche Einsicht darstellen musste, dass er die Art seines Todes kennt, und dann, nur eine Sekunde später, seine Entscheidung, dieses Wissen zu ignorieren.

Sie filmten Einstellung um Einstellung dieser Szene, und nach jeder neuen Einstellung musste Willem zur Seite treten und warten, bis sein Atem sich

**wieder beruhigt hatte, und
Haarstylistinnen und
Visagistinnen
scharwenzelten um ihn
herum, tupften ihm den
Schweiß von Gesicht und
Hals, und als er so weit war,
stellte er sich wieder auf
seine Markierung. Als der
Regisseur schließlich
zufrieden war, war er außer
Atem, aber ebenfalls
zufrieden.**

**»Tut mir leid«,
entschuldigte er sich, als er
endlich zu Jude**

hinübergehen konnte. »Die Eintönigkeit des Filmemachens.«

»Nein, Willem«, sagte Jude. »Das war großartig. Du warst so wunderschön da draußen.« Er zögerte einen Augenblick lang. »Ich konnte fast nicht glauben, dass du das bist.«

Er nahm Judes Hand und hielt sie fest, was, wie er wusste, das Maximum an unverhohlener Zuneigung war, das Jude in der Öffentlichkeit dulden

würde. Aber er wusste nie genau, wie Jude auf derart offen zur Schau gestellte Körperlichkeit reagieren würde. Als im vergangenen Frühjahr zwischen JB und Fredrik wieder einmal Schluss gewesen war, hatte JB sich häufiger mit dem Leiter eines bekannten Modern-Dance-Ensembles getroffen, und sie hatten sich gemeinsam eine von dessen Aufführungen angesehen. Während Josiahs Solotanz hatte er

**kurz zu Jude
hinübergeschaut und
gesehen, dass er sich leicht
vorbeugte, das Kinn in die
Hand gestützt, und das
Geschehen auf der Bühne
so gebannt verfolgte, dass
er zusammenzuckte, als
Willem ihm die Hand auf
den Rücken legte.**

**»Entschuldigung«, hatte
Willem geflüstert. Als sie
später im Bett lagen, war
Jude sehr still gewesen, und
er hatte sich gefragt, was in
seinem Kopf vorging: War**

**er verärgert? Schwermütig?
Traurig? Aber es wäre ihm
unhöflich erschienen, von
Jude zu verlangen, dass er
laut aussprach, was er
vielleicht nicht einmal sich
selbst gegenüber
formulieren konnte, also
hatte er es nicht getan.**

**Es war bereits Mitte Juni,
als er nach New York
zurückkehrte, und im Bett
hatte Jude ihn gemustert:
»Du hast jetzt einen Körper
wie ein Balletttänzer«,
sagte er, und am nächsten**

Morgen hatte er sich im Spiegel angesehen und festgestellt, dass Jude recht hatte. Noch in derselben Woche hatten sie auf dem Dach zu Abend gegessen, das sie endlich mit Richards und Indias Hilfe renoviert hatten und das Richard und Jude mit Gras und Obstbäumen bepflanzt hatten, und er hatte ihnen einiges von dem gezeigt, was er gelernt hatte, und dabei gespürt, wie seine anfängliche Unsicherheit

sich in Ausgelassenheit verwandelte, während er im Scherenschritt über den Holzboden sprang, seine Freunde hinter ihm applaudierten und die Sonne über ihnen in den Abend schmolz.

»Noch ein verstecktes Talent«, hatte Richard hinterher gesagt und ihn angelächelt.

»Ich weiß«, hatte Jude gesagt und ihn ebenfalls angelächelt. »Willem steckt voller Überraschungen,

auch nach all den Jahren noch.«

Aber sie steckten alle voller Überraschungen, wie er herausgefunden hatte. Als sie noch jung gewesen waren, waren ihre Geheimnisse das Einzige gewesen, das sie miteinander teilen konnten: Geständnisse waren eine Währung, Beichten eine Form der Intimität. Seinen Freunden Details über das eigene Leben vorzuenthalten wurde

**zunächst als irgendwie
mysteriös betrachtet und
dann als eine Art von Geiz,
ein Geiz, der wahrer
Freundschaft im Weg stand.
»Irgendetwas verheimlichst
du mir, Willem«, hatte JB
ihn hin und wieder
beschuldigt, und: »Hast du
Geheimnisse vor mir?
Vertraust du mir nicht? Ich
dachte, wir wären gute
Freunde.«**

**»Das sind wir auch, JB«,
hatte er dann gesagt. »Ich
verheimliche dir nichts.«**

Und das tat er wirklich nicht: Es gab nichts zu verheimlichen. Jude war der Einzige von ihnen, der Geheimnisse hatte, echte Geheimnisse, und wenngleich Willem diese scheinbar grundlose Weigerung, sie mit ihnen zu teilen, lange Zeit frustriert hatte, hatte er nie das Gefühl gehabt, ihre Freundschaft sei darum weniger eng; seine Fähigkeit, ihn zu lieben, hatte es nie beeinträchtigt.

Dennoch war es ihm nicht leichtgefallen, den Gedanken anzunehmen, dass Jude ihm nie ganz gehören würde, dass er jemanden liebte, der für ihn auf ewig in ganz grundlegender Weise unkenndbar und unerreichbar bleiben würde.

Und doch entdeckte er immer neue Seiten an Jude, selbst vierunddreißig Jahre nachdem sie sich kennengelernt hatten, und

was er sah, faszinierte ihn noch immer. In diesem Juli hatte er ihn erstmals zum jährlichen Grillfest von Rosen Pritchard eingeladen. »Du musst nicht mitkommen, Willem«, hatte Jude augenblicklich hinzugefügt. »Das wird eine sehr, sehr langweilige Veranstaltung.«

»Das bezweifle ich«, sagte er. »Und ich komme mit.«

Das Picknick fand auf dem Gelände einer großen alten Villa am Hudson statt, einer

**herausgeputzteren Cousine
des Hauses, in dem er *Onkel
Wanja* gedreht hatte, und
die gesamte Kanzlei - alle
Partner, Teilhaber und
Mitarbeiter samt Familien -
war eingeladen. Während
sie über den dicht mit Klee
bewachsenen Rasen hinter
dem Haus auf das Fest
zugegangen waren, hatte
ihn aus heiterem Himmel
eine für ihn ganz
untypische Schüchternheit
erfasst, begleitet von dem
deutlichen Gefühl, ein**

Eindringling zu sein, und als der Firmenvorstand ihm Jude wenige Minuten später mit den Worten entriss, er müsse kurz, aber dringend etwas mit ihm besprechen, hatte er sich beherrschen müssen, um nicht buchstäblich nach Jude zu greifen, der sich im Fortgehen umdrehte, entschuldigend lächelte und eine Hand - *fünf Minuten* - hochhielt.

Er war daher dankbar für das plötzliche Erscheinen

Sanjays, der zu den wenigen Kollegen von Jude gehörte, die er kannte, und im Vorjahr zum Koleiter von Judes Abteilung ernannt worden war, damit Jude sich auf die Akquise konzentrieren konnte, während Sanjay sich um die administrativen und die Führungsaufgaben kümmerte. Sanjay und er blieben oben auf dem Hügel stehen und blickten auf die Menge unter ihnen, und Sanjay zeigte ihm

verschiedene Teilhaber und Juniorpartner, die Jude und er hassten. (Manchmal drehte sich einer dieser verurteilten Anwälte um und sah, dass Sanjay in seine Richtung schaute, und dann winkte Sanjay fröhlich und raunte Willem dabei Düsteres über ihre Unfähigkeit und Einfallslosigkeit zu.) Ihm wurde bewusst, dass einige Leute zu ihm heraufschauten und dann wegsahen, und eine Frau,

**die den Hügel heraufkam,
hatte linkisch die
entgegengesetzte Richtung
eingeschlagen, als sie ihn
dort hatte stehen sehen.**

**»Ich schlage hier ja ein
wie eine Bombe«, witzelte
er, und Sanjay erwiderte
sein Lächeln.**

**»Sie sind nicht von dir
eingeschüchtert, Willem«,
sagte er. »Sie sind von Jude
eingeschüchtert.« Er
grinste. »Na gut, und von
dir auch.«**

Endlich wurde ihm Jude

wieder zugeführt, und sie unterhielten sich noch eine Zeit lang mit dem Vorstand (»Ich bin ein großer Fan von Ihnen«) und Sanjay, bevor sie hinuntergingen, wo Jude ihn mit einigen der Leute bekanntmachte, von denen er ihm im Laufe der Jahre erzählt hatte. Einer der Anwaltsgehilfen fragte, ob er ein Foto mit ihm zusammen machen dürfe, und dann fragten auch andere, und als Jude wieder von ihm fortgezogen wurde,

**redete Isaac, einer der
Partner aus der
Steuerabteilung, auf ihn ein
und beschrieb ihm seine
eigenen Stuntsequenzen
aus einem seiner
Spionagefilme. Irgendwann
während Isaacs Monolog
hatte er den Blick über den
Rasen schweifen lassen und
dabei den Blick von Jude
aufgefangen, der sich
stumm entschuldigte, und
er hatte den Kopf
geschüttelt und ihn
angegrinst, um dann aber**

**an seinem linken Ohr zu
zupfen - ihr altes Signal -,
und obwohl er es nicht
erwartet hatte, sah er, als er
das nächste Mal in dieselbe
Richtung schaute, wie Jude
auf ihn zukam.**

**»Entschuldige, Isaac«,
hatte er in bestimmtem
Tonfall gesagt, »ich muss
Willem kurz entführen«,
und damit hatte er ihn
fortgezogen. »Es tut mir
wirklich leid, Willem«,
flüsterte er, während sie
sich entfernten, »die**

schlechten Umgangsformen nehmen heute überhand; kommst du dir wie ein Panda im Zoo vor? Aber ich habe dich ja gewarnt, dass es schrecklich wird. In zehn Minuten können wir gehen, versprochen.«

»Nein, ist schon gut«, sagte er. »Ich amüsiere mich.« Er hatte es immer erhellend gefunden, Jude in seinem anderen Leben zu beobachten, inmitten der Menschen, die Tag für Tag mehr Zeit mit ihm

verbrachten als Willem selbst. Vorher hatte er gesehen, wie Jude auf ein Grüppchen junger Mitarbeiter zugegangen war, die gellend über etwas gelacht hatten, das auf einem ihrer Telefone lief. Aber als sie sahen, dass Jude auf sie zukam, hatten sie sich gegenseitig in die Seite geknufft, waren ganz still und artig geworden und hatten ihn mit einer so ausgestellten Herzlichkeit begrüßt, dass Willem

erschaudert war, und erst als Jude sie hinter sich gelassen hatte, beugten sie sich wieder über das Telefon, diesmal jedoch etwas leiser.

Als Jude ihm ein drittes Mal weggenommen wurde, war er bereits selbstbewusst genug, um sich der kleinen Horde von Menschen vorzustellen, die in einigem Abstand einen Ring um ihn bildeten und lächelnd in seine Richtung schauten. Er lernte eine groß

gewachsene Asiatin namens Clarissa kennen und erinnerte sich, dass Jude sie lobend erwähnt hatte. »Ich habe viel Gutes über Sie gehört«, sagte er, und ein strahlendes, erleichtertes Lächeln breitete sich auf Clarissas Gesicht aus. »Jude hat über *mich* gesprochen?«, fragte sie. Einer der jungen Anwälte, dessen Name ihm nicht einfiel, erzählte ihm, *Black Mercury 3081* sei der erste Film ohne Jugendfreigabe gewesen,

**den er gesehen hatte,
worauf er sich unsäglich alt
vorkam. Er lernte einen
anderen Mitarbeiter
kennen, der sagte, er habe
während des Jurastudiums
zwei Seminare bei Harold
belegt und sich gefragt, was
er privat wohl für ein
Mensch sei. Er lernte die
Kinder von Judes Sekretärin
und Sanjays Sohn und
Dutzende weiterer
Menschen kennen, von
denen er einige mit Namen
kannte, die meisten aber**

nicht.

**Es war ein heißer,
windstiller, sonniger Tag,
und auch wenn er den
Nachmittag über reichlich
getrunken hatte - Limonata,
Wasser, Prosecco, Eistee -,
hatte sie die Feier so in
Anspruch genommen, dass
sie, als sie zwei Stunden
später gingen, beide nicht
dazu gekommen waren,
irgendetwas zu essen, und
sie hielten an einem
Gemüsestand, um Mais zu
kaufen, den sie zusammen**

mit Zucchini und Tomaten auf ihrem Dachgarten grillen konnten.

»Ich habe heute viel über dich erfahren«, sagte er zu Jude, als sie unter dem dunkelblauen Himmel zu Abend aßen. »Ich habe herausgefunden, dass die meisten der Mitarbeiter in Angst und Schrecken vor dir leben und glauben, wenn sie sich bei mir einschmeicheln, lege ich ein gutes Wort für sie ein. Ich habe herausgefunden,

dass ich noch älter bin, als ich mich fühle. Ich habe herausgefunden, dass du recht hattest: Deine Kollegen sind *wirklich* ein Haufen Nerds.«

Jude hatte gelächelt, aber jetzt lachte er auf. »Siehst du?«, sagte er. »Ich habe dich ja gewarnt, Willem.«

»Aber ich hatte großen Spaß«, sagte er. »Im Ernst! Ich würde gern mal wieder mitkommen. Aber ich finde, nächstes Mal sollten wir noch JB mitnehmen und

Rosen Pritchard endgültig sprachlos machen«, und Jude hatte wieder gelacht.

Das war vor beinahe zwei Monaten gewesen, und seitdem hat er den größten Teil seiner Zeit im Laternenhaus verbracht. Als vorgezogenes Geschenk zum zweiundfünfzigsten Geburtstag hatte er Jude gebeten, sich bis zum Ende des Sommers jeden Samstag freizunehmen, und Jude hat es getan: Jeden Freitag fährt er zum Haus; jeden

Montagsmorgen fährt er in die Stadt zurück. Weil Jude die Woche über das Auto haben würde, hatte er sich - eher als Witz, auch wenn es ihm heimlich Freude bereitete, darin herumzufahren - ein Cabrio gemietet, das eine alarmierende Farbe hatte, die Jude als »Dirnenrot« bezeichnete. An Werktagen liest er, schwimmt er, kocht er und schläft er; er hat einen sehr geschäftigen Herbst vor sich, und daran,

wie erholt und ruhig er sich fühlt, merkt er, dass er dafür bereit ist.

Im Lebensmittelmarkt füllt er eine Papiertüte mit Limetten und eine zweite mit Zitronen, kauft noch etwas Mineralwasser und fährt zum Bahnhof, wo er, den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen, wartet, bis er Malcolm seinen Namen rufen hört, und sich aufrichtet.

»JB ist nicht mitgekommen«, sagt

Malcolm, der leicht verärgert wirkt, während er ihn und Sophie zur Begrüßung küsst. »Fredrik und er haben heute Morgen - vielleicht - Schluss gemacht. Aber vielleicht auch nicht, er meinte nämlich, er würde morgen kommen. Ich habe keine Ahnung, was da genau abgeht.«

Er stöhnt. »Ich rufe ihn an, wenn wir beim Haus sind«, sagt er. »Hi, Soph. Habt ihr schon zu Mittag

gegessen? Wir können was kochen, sobald wir ankommen.«

Sie haben noch nicht gegessen, also ruft er Jude an, um ihm zu sagen, dass er das Nudelwasser aufstellen kann, aber Jude hat schon angefangen. »Die Limetten habe ich«, sagt er zu ihm. »Und JB kommt wohl erst morgen; irgendwelche Probleme mit Fredrik, die Malcolm nicht genau mitbekommen hat. Willst du ihn vielleicht

**anrufen und rausfinden,
was los ist?«**

**Er legt die Taschen seiner
Freunde auf den Rücksitz,
und Malcolm steigt ein und
betrachtet dabei den Rumpf
des Wagen. »Interessante
Farbe«, sagt er.**

**»Danke«, sagt er. »Sie
heißt ›Dirnenrot‹.«**

»Echt?«

**Malcolms beharrliche
Gutgläubigkeit bringt ihn
zum Lächeln. »Ja«, sagt er.
»Fertig, Leute?«**

Während der Fahrt reden

sie darüber, wie lange sie sich nicht gesehen haben, darüber, wie froh Sophie und Malcolm sind, wieder zu Hause zu sein, über Malcolms desaströse Fahrstunden, darüber, wie perfekt das Wetter ist, über den süßen Heuduft, der in der Luft liegt. Der beste Sommer, denkt er wieder.

Das Haus ist etwa eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt; wenn er sich beeilt, geht es ein wenig schneller, aber er beeilt

**sich nicht, weil es eine
schöne Strecke ist. Und als
er die letzte große
Kreuzung überquert, sieht
er im Gegenlicht nicht
einmal, wie der Lastwagen
auf ihn zukommt, wie er in
den fließenden Verkehr
hineinrast, und als er ihn
spürt, als gewaltigen Stoß,
der die Beifahrerseite des
Wagens eindrückt, dort wo
Sophie neben ihm sitzt,
schwebt er bereits in der
Luft, aus dem Wagen
katapultiert. »Nein!«,**

**schreit er, oder er glaubt,
dass er es tut, und dann
sieht er einen Augenblick
lang Judes Gesicht vor sich
aufblitzen: nur sein Gesicht,
dessen Miene noch nicht zu
erkennen ist, von seinem
Körper abgetrennt und vor
einen schwarzen Himmel
gehängt. Seine Ohren, sein
Kopf füllen sich mit dem
Lärmen
zusammengeschobenen
Metalls, explodierenden
Glases, seiner eigenen
nutzlosen Schreie.**

Doch seine letzten Gedanken gelten nicht Jude, sondern Hemming. Er sieht das Haus, in dem er als Kind gelebt hat, und er sieht Hemming, der in seinem Rollstuhl in der Mitte der Wiese sitzt, kurz vor der Stelle, an der sie zu den Ställen hin abzufallen beginnt, und ihn mit einem steten, unablässigen Blick fixiert, jener Art von Blick, mit der er ihn zu Lebzeiten nie hatte ansehen können.

Er steht am Ende ihrer

**Einfahrt, wo der
Schotterweg auf den
Asphalt trifft, und als er
Hemming sieht, überwältigt
ihn die Sehnsucht.**

**»Hemming!«, schreit er,
und dann, sinnlos: »Warte
auf mich!« Und er beginnt
auf seinen Bruder
zuzurennen, so schnell,
dass er nach einer Weile
nicht einmal mehr spürt,
wie seine Füße den Boden
unter ihm berühren.**

VI
WERTER GENOSSE

Einer der ersten Filme, in denen Willem eine Hauptrolle gespielt hatte, war ein Projekt namens *Das Leben nach dem Tod* gewesen. Der Film war eine Variation der Geschichte von Orpheus und Eurydike, aus wechselnder Perspektive erzählt und von zwei verschiedenen, vielbeachteten Regisseuren gedreht. Willem spielte O.,

einen jungen Musiker in Stockholm, dessen Freundin gerade gestorben war und der die Vorstellung zu entwickeln begann, dass sie neben ihm erschien, wenn er bestimmte Melodien spielte. Eine italienische Schauspielerin, Fausta, spielte E., O.s verblichene Freundin.

Der Witz des Films bestand darin, dass E. sich, während O. auf der Erde vor sich hin starrte, weinte und um seine Geliebte trauerte,

**in der Hölle hemmungslos
amüsierte, weil sie endlich
aufhören konnte, sich
anständig zu benehmen: Sie
konnte aufhören, sich um
ihre nörglerische Mutter
und ihren von Sorgen
geplagten Vater zu
kümmern; sie konnte
aufhören, sich das
Gejammer ihrer Mandanten
anzuhören, denen sie als
Armenverteidigerin zu
helfen versuchte, ohne dass
sie es ihr je dankten; sie
konnte aufhören, sich dem**

endlosen Geplapper ihrer Freunde auszusetzen; sie konnte aufhören zu versuchen, ihren lieben, aber ewig verdrießlichen Freund aufzumuntern. Stattdessen war sie in der Unterwelt, einem Ort, an dem es Essen in maßloser Fülle gab und die Bäume sich unter der Last ihrer Früchte neigten, an dem sie gehässige Kommentare über andere Menschen abgeben konnte, ohne Konsequenzen fürchten zu

müssen, einem Ort, an dem sie sogar die Aufmerksamkeit von Hades selbst erregte, den ein großer, muskulöser italienischer Schauspieler mit Namen Rafael darstellte.

Das Leben nach dem Tod
hatte die Kritiker gespalten. Manche liebten den Film: Sie liebten es, dass er so viel über die grundsätzlich verschiedenen Lebenseinstellungen zweier unterschiedlicher Kulturen

aussagte (O.s Geschichte war von einem bekannten schwedischen Regisseur in düsteren Grau- und Blautönen gefilmt worden; E.s Geschichte wurde von einem italienischen Filmemacher erzählt, der für seinen ästhetischen Überschwang bekannt war), wobei gelegentlich sanfte selbstparodistische Züge aufblitzten; sie liebten seine Tonlagenwechsel; sie liebten den zarten und unerwarteten Trost, den er

den Lebenden spendete.

Andere hingegen hassten ihn: Er war ihnen sowohl im Sound als auch in den Farben zu schrill; sie hassten den Ton ambivalenter Satire, den er anschlug; sie hassten die Musical-Nummer, an der E. sich in der Hölle beteiligt, während ihr armer O. an der Oberfläche seine kühlen, kargen Kompositionen klimpert.

Doch wenngleich die Debatte um den Film (den

so gut wie niemand in den Vereinigten Staaten gesehen, zu dem aber jeder eine Meinung hatte) leidenschaftlich geführt wurde, waren sich in einem Punkt alle einig: Die beiden Hauptdarsteller, Willem Ragnarsson und Fausta San Filippo, waren fantastisch und hatten große Karrieren vor sich.

Im Laufe der Zeit war *Das Leben nach dem Tod* neu betrachtet, neu durchdacht, neu bewertet, neu

untersucht worden, und als Willem Mitte vierzig war, wurde der Film einhellig verehrt, war ein Glanzstück im Œuvre seiner Regisseure, ein Symbol für jene gemeinschaftliche, ehrfurchtslose, unerschrockene und doch verspielte Art des Filmemachens, die nur noch so wenige Filmschaffende zu interessieren schien. Willem war in einer solchen Vielzahl so unterschiedlicher Filme

und Theaterstücke aufgetreten, dass es Jude immer interessiert hatte, welche davon die Leute, mit denen er sich unterhielt, am liebsten mochten, um Willem anschließend die Ergebnisse zu berichten: Die jüngeren Partner und Angestellten von Rosen Pritchard mochten beispielsweise die Spionagefilme. Die Frauen mochten *Duette*. Die Aushilfskräfte - viele von ihnen selbst Schauspieler -

mochten *Der vergiftete Apfel.*
JB mochte *Die Unbesiegten.*
Richard mochte *Sterne über*
dem Jakobsweg. **Harold und**
Julia mochten *Die*
Lakunendetektive **und Onkel**
Wanja. **Und Filmstudenten -**
die die geringste
Zurückhaltung an den Tag
legten, wenn es darum ging,
Willem in Restaurants oder
auf der Straße
anzusprechen - mochten
ausnahmslos *Das Leben nach*
dem Tod **am liebsten.** »**Es ist**
eine von Donizettis besten

**Arbeiten«, sagten sie
entschieden, oder: »Es muss
eine großartige Erfahrung
gewesen sein, mit
Bergesson zu arbeiten.«**

**Willem hatte immer
höflich reagiert. »Das
stimmt«, sagte er, und die
Filmstudenten strahlten.
»Das war es. Es war
großartig.«**

**In diesem Jahr steht das
zwanzigste Jubiläum der
Entstehung von *Das Leben
nach dem Tod an*, und eines
Tages im Februar tritt Jude**

**auf die Straße und sieht
Willems
dreißigjähriges
Gesicht, das an
Häuserfassaden, den
Rückseiten von
Bushaltestellenhäuschen,
in warholischer
Vervielfältigung an langen
Bauzäunen klebt. Es ist ein
Samstag, und obwohl er
eigentlich vorgehabt hat,
einen Spaziergang zu
machen, kehrt er um und
geht wieder nach oben in
seine Wohnung, wo er sich**

zurück ins Bett legt und die Augen schließt, bis er wieder einschläft. Am Montag sitzt er auf der Rückbank des Wagens und lässt sich von Mr Ahmed die Sixth Avenue hinauffahren, und als er das erste Plakat sieht, das ans Schaufenster eines leerstehenden Geschäfts gekleistert ist, schließt er die Augen und hält sie geschlossen, bis der Wagen hält und Mr Ahmed verkündet, dass sie am Büro angekommen sind.

In derselben Woche erhält er eine Einladung vom MoMA; offenbar wird *Das Leben nach dem Tod* als erster Film im Rahmen eines einwöchigen Festivals gezeigt, das im Juni Simon Bergessons filmisches Schaffen würdigen soll, und im Anschluss an die Vorführung wird eine Podiumsdiskussion stattfinden, an der die beiden Regisseure und Fausta teilnehmen werden, und man hofft sehr auf

**seine Anwesenheit und
wäre - wohl wissend, dass
man ihn schon einmal
eingeladen hat -
hoherfreut, wenn er sich
ebenfalls an der Diskussion
beteiligen und über
Willems Erfahrungen
während der Dreharbeiten
sprechen würde. An dieser
Stelle hört er auf zu lesen:
Hatten sie ihn wirklich
schon einmal eingeladen?
Vermutlich hatten sie das.
Aber er kann sich nicht
daran erinnern. Er kann**

**sich an wenig von dem
erinnern, was in den
vergangenen sechs
Monaten passiert ist. Jetzt
sieht er sich die Daten des
Festivals an: dritter Juni bis
elfter Juni. Er wird zusehen,
dass er dann die Stadt
verlässt; er muss es tun.
Willem hatte noch zwei
weitere Filme mit
Bergesson gedreht - sie
hatten ein
freundschaftliches
Verhältnis. Er will nicht
noch mehr Plakate mit**

Willems Gesicht darauf sehen, will seinen Namen nicht wieder in der Zeitung lesen. Er will Bergesson nicht treffen müssen.

Bevor er sich an diesem Abend ins Bett legt, geht er zu Willems Seite des Ankleidezimmers, die er noch immer nicht ausgeräumt hat. Da sind Willems Hemden auf ihren Kleiderbügeln und seine Pullover in ihren Fächern und seine Schuhe, die darunter in einer Reihe

**stehen. Er nimmt das Hemd
herunter, das er braucht,
ein burgunderrotes, mit
gelbem Garn durchwirktes
Holzfällerhemd, das Willem
im Frühling gern zu Hause
getragen hatte, und steckt
den Kopf durch die
Halsöffnung. Doch statt
auch in die Ärmel zu
schlüpfen, verknotet er sie
vor der Brust, wodurch das
Hemd wie eine Zwangsjacke
aussieht, er sich aber - mit
etwas Konzentration -
vorstellen kann, es seien**

Willems Arme, die ihn umarmen. Er steigt ins Bett. Dieses Ritual beschämt ihn und macht ihn verlegen, aber er tut es nur, wenn es nicht anders geht, und heute Abend geht es nicht anders.

Er liegt lange wach. Hin und wieder senkt er die Nase an den Kragen und versucht zu riechen, was sich von Willem noch an dem Hemd befindet, doch mit jedem Tragen des Hemdes wird der Duft

schwächer. Es ist das vierte Hemd von Willem, das er benutzt hat, und er gibt sich große Mühe, seinen Duft zu bewahren. Die ersten drei Hemden, die er monatelang beinahe täglich getragen hat, riechen nicht mehr nach Willem; sie riechen nach ihm.

Manchmal versucht er sich damit zu trösten, dass auch sein eigener Geruch etwas ist, zu dem Willem beigetragen hat, doch dieser Trost hält nie lange

vor.

Schon bevor sie ein Paar wurden, hatte Willem ihm jedes Mal etwas von dort mitgebracht, wo er gerade gearbeitet hatte, und als er von *Odyssee* zurückkehrte, hatte er zwei Flaschen Eau de Toilette im Gepäck gehabt, die er im Atelier eines bekannten Parfümeurs in Florenz eigens hatte anmischen lassen. »Ich weiß, dass das vielleicht komisch klingt«, hatte er gesagt. »Aber mir

hat mal jemand« - an dieser Stelle hatte er still in sich hineingelächelt, da er wusste, dass Willem von einem Mädchen sprach - »davon erzählt, und ich fand, dass es sich interessant anhörte.« Willem erklärte, dass er ihn dem Parfümeur hatte beschreiben müssen - welche Farben er gern mochte, welche Geschmacksrichtungen, welche Teile der Welt -, woraufhin dieser den Duft

**speziell für ihn kreiert
hatte.**

**Er hatte daran gerochen:
Es war ein grüner Duft, mit
einer leichten Pfeffernote
und einem rauen,
schmerzhaften Nachhall.
»Vetivergras«, hatte Willem
gesagt. »Probier es mal«,
und er hatte es getan, hatte
es auf den Handrücken
aufgetragen, weil er Willem
damals seine Handgelenke
noch nicht sehen ließ.**

**Willem hatte an ihm
gerochen. »Gefällt mir«,**

sagte er. »Es riecht gut an dir«, und mit einem Mal waren sie beide verlegen geworden.

»Danke, Willem«, hatte er gesagt. »Es ist wunderbar.«

Willem hatte auch für sich selbst einen Duft kreieren lassen. Seiner basierte auf Sandelholz, und bald assoziierte er den Duft dieses Holzes mit ihm: Roch er es irgendwo - besonders wenn er weit weg war: in Indien auf Geschäftsreise; in Japan; in Thailand -,

dachte er immer an Willem und fühlte sich weniger allein. Im Laufe der Jahre bestellten sie die Düfte immer wieder nach, und vor zwei Monaten war eines der ersten Dinge gewesen, an die er dachte, als er wieder einigermaßen bei Sinnen war, eine große Menge des eigens für Willem geschaffenen Dufts zu bestellen. Als das Paket endlich eintraf, war er so erleichtert, so fiebrig gewesen, dass seine Hände

gezittert hatten, während er das Packpapier entfernte und den Karton aufschlitzte. Er spürte bereits, wie Willem ihm entglitt, wusste, dass er versuchen musste, ihn irgendwie festzuhalten. Doch obwohl er Willems Hemd - behutsam; er wollte nicht zu viel verbrauchen - mit dem Duft eingesprüht hatte, war es nicht dasselbe gewesen. Es war letztlich doch nicht nur das Parfüm gewesen, das Willems

Sachen hatte nach Willem riechen lassen: Er war es gewesen, sein ganz spezielles Willem-Sein. In jener Nacht hatte er mit einem Hemd im Bett gelegen, das vor lauter Sandelholz süßlich roch, ein Duft, der so stark gewesen war, dass er jeden anderen Geruch überdeckt, dass er das, was von Willem übrig war, gänzlich zerstört hatte. In jener Nacht hatte er zum ersten Mal seit Langem geweint, und am Tag darauf

hatte er das Hemd aussortiert, hatte es gefaltet und in einen Karton in der Ecke des Ankleidezimmers gelegt, damit der Geruch nicht auf Willems übrige Kleidungsstücke übergehen konnte.

Der Duft, das Ritual mit dem Hemd: Es sind zwei Säulen des Gerüsts, das er, so wackelig und brüchig es auch sein mag, zu errichten gelernt hat, um weitermachen zu können, um sein Leben weiterleben

zu können. Wenn er auch oft das Gefühl hat, weniger zu leben, als schlicht zu existieren, durch seine Tage hindurchgeschleust zu werden, statt sie aus eigener Kraft hinter sich zu bringen. Aber er geißelt sich dafür nicht allzu sehr; schlicht zu existieren ist schwierig genug.

Er hatte Monate gebraucht, um herauszufinden, was funktionierte. Eine Zeit lang sah er sich einen von

Willems Filmen nach dem anderen an, bis er auf dem Sofa einschlief, sprang zu den Stellen, an denen Willem Text hatte. Doch die Dialoge und die Tatsache, dass Willem nur schauspielerte, ließen ihn weiter von ihm fortrücken statt näher an ihn heran, und schließlich begriff er, dass es besser war, einfach ein bestimmtes Bild einzufrieren; wenn er Willems Gesicht auf diese Weise eingefangen hatte

und es ihn anstarrte, dann sah er es so lange an, bis ihm die Augen brannten. Nach einem Monat erkannte er, dass er sich die Filme besser einteilen musste, wenn sie ihre Wirksamkeit nicht verlieren sollten. Also hatte er in chronologischer Reihenfolge begonnen, mit Willems allererstem Film - *Das Mädchen ohne Hände* -, den er sich Abend für Abend obsessiv angesehen und dabei die Wiedergabe

immer wieder an bestimmten Stellen angehalten und erneut gestartet hatte.

Wochenends sah er ihn sich stundenlang an, vom ersten Grau des Tages, bis der Himmel längst wieder schwarz war. Und dann wurde ihm bewusst, dass es gefährlich war, sich die Filme in chronologischer Reihenfolge anzusehen, weil es bedeutete, dass er Willems Tod mit jedem Film näherkam. Daher wählte er

den Film des Monats jetzt zufällig aus, und das hatte sich als die bessere Methode erwiesen.

Doch die größte, die tragfähigste Fiktion, die er für sich entworfen hat, ist, dass Willem einfach nur bei Dreharbeiten ist. Es ist ein sehr langer und schwieriger Dreh, aber irgendwann wird er zu Ende sein, und dann wird Willem wiederkommen. Diese Selbsttäuschung ist schwierig

aufrechtzuerhalten, denn es hatte nie Dreharbeiten gegeben, während deren Willem und er nicht jeden Tag miteinander gesprochen oder sich E-Mails oder Kurznachrichten geschrieben hatten (oder alles zugleich). Er ist froh, dass er so viele von Willems E-Mails gespeichert hat, und eine Zeit lang hatte er nachts diese alten Nachrichten lesen und so tun können, als hätte er sie gerade erst bekommen:

Selbst wenn er sie eine nach der anderen verschlingen wollte, hatte er es nicht getan, er achtete sorgfältig darauf, nie mehr als eine am Stück zu lesen. Aber er wusste, dass ihn das auf Dauer nicht befriedigen würde - er würde sich genauer überlegen müssen, wie er sich diese E-Mails einteilte. Jetzt liest er eine, nur eine einzige, pro Woche. Er darf Nachrichten lesen, die er in vergangenen Wochen

gelesen hat, aber keine, die er noch nicht gelesen hat. Das ist eine weitere Regel.

Aber das größere Problem, das Willems Schweigen darstellte, konnte er nicht lösen: Welche Umstände, fragte er sich, während er morgens schwamm, während er abends mit leerem Blick am Herd stand und darauf wartete, dass der Teekessel kreischte, würden Willem daran hindern, während eines Drehs mit ihm zu

sprechen? Schließlich gelang es ihm, ein entsprechendes Szenario zu entwerfen. Willem drehte einen Film über eine Crew russischer Kosmonauten zur Zeit des Kalten Krieges, und in diesem Fantasiefilm wären sie tatsächlich im Weltraum, weil der Film von einem möglicherweise verrückten russischen Unternehmersmilliardär finanziert wurde. Willem wäre also unerreichbar, würde Tag und Nacht

**kilometerweit über ihm
kreisen, würde sich
wünschen, nach Hause zu
kommen, und könnte nicht
mit ihm kommunizieren.
Auch für diesen imaginären
Film schämte er sich, für
die Verzweiflung, die
dahintersteckte, aber die
Geschichte erschien ihm
auch gerade plausibel
genug, um sich über
längere Zeiträume,
manchmal über mehrere
Tage hinweg einzureden,
dass sie stimmte. (Jetzt war**

er dankbar dafür, dass die Logistik und die weiteren Gegebenheiten, die Willems Beruf ausmachten, in vielen Fällen kaum glaublich gewesen waren: Nun da er darauf angewiesen war, stützte die ganz eigene Unglaublichkeit dessen, was in dieser Industrie vorging, seinen Glauben.)

Wie heißt denn der Film?, hörte er Willem fragen, sah ihn lächeln.

Werter Genosse, sagte er Willem, denn so hatten

**Willem und er sich
manchmal in ihren E-Mails
angeredet - *Werter Genosse;*
Werter Jude Haroldowitsch;
Werter Willem Ragnarowitsch.
Sie hatten damit begonnen,
als Willem den ersten Teil
seiner Spionagetrilogie
drehte, der im Moskau der
1960er-Jahre spielte. In
seiner Vorstellung würden
die Dreharbeiten zu *Werter
Genosse* ein Jahr lang
dauern, wenngleich ihm
auch bewusst war, dass er
Anpassungen vornehmen**

müsste: Es war bereits März, und in der Fantasie, die er entworfen hatte, würde Willem im November nach Hause kommen, aber ihm war klar, dass er dann noch nicht bereit sein würde, die Scharade zu beenden. Er wusste, er würde sich Nachdrehs, Verzögerungen ausdenken müssen. Er wusste, er würde ein Sequel ersinnen müssen, einen Grund dafür, dass Willem noch länger fort wäre.

Um die Glaubhaftigkeit der Fantasie zu erhöhen, schrieb er Willem jeden Abend eine E-Mail, in der er ihm berichtete, was sich tagsüber ereignet hatte, so wie er es getan hätte, wäre Willem noch am Leben gewesen. Jede Nachricht endete auf dieselbe Weise:
Ich hoffe, die Dreharbeiten laufen gut. Ich vermisse Dich so sehr. Jude.

Erst im vergangenen November war er schließlich aus seinem

Stupor erwacht, war die Endgültigkeit von Willems Abwesenheit wirklich zu ihm durchgedrungen. Da hatte er begriffen, dass er sich in Schwierigkeiten befand. Er kann sich an kaum etwas aus den vergangenen Monaten erinnern; er kann sich kaum an den Tag selbst erinnern. Er weiß noch, dass er mit dem Nudelsalat fertig gewesen war, die Basilikumblätter über der Schüssel

auseinandergezupft hatte, dass er auf die Uhr gesehen und sich gefragt hatte, wo sie blieben. Aber er war nicht beunruhigt gewesen: Willem fuhr gern über Schleichwege nach Hause, und Malcolm machte gern Fotos, also hatten sie vielleicht irgendwo angehalten, hatten die Zeit vergessen.

Er telefonierte mit JB, hörte sich seine Klagen über Fredrik an; er schnitt etwas Melone für den

Nachtisch klein. Inzwischen waren sie wirklich spät dran, und er rief Willem an, aber es klingelte ins Leere. Das irritierte ihn: Wo konnten sie nur sein?

Und dann war es noch später. Er ging nervös auf und ab. Er rief auf Malcolms Handy, auf Sophies Handy an: nichts. Er rief noch einmal Willem an. Er rief JB an: Hatten sie sich bei ihm gemeldet? Hatte er irgendetwas von ihnen gehört? Aber das

hatte JB nicht. »Mach dir keine Gedanken, Judy«, sagte er. »Sie sind bestimmt nur ein Eis essen gegangen oder so. Oder vielleicht sind sie auch zu dritt durchgebrannt.«

»Ha«, sagte er, aber er wusste, dass etwas nicht stimmte. »Okay. Ich melde mich nachher noch mal, JB.«

Und genau in dem Moment, als er aufgelegt hatte, hatte es an der Tür geklingelt, und er war vor

**Schreck erstarrt, weil nie
jemand an ihrer Tür
klingelte. Das Haus lag
versteckt; man musste
wirklich danach suchen,
und dann musste man von
der Hauptstraße zu Fuß
heraufgehen - ein weiter,
weiter Weg -, wenn einem
niemand das Tor öffnete,
und er hatte den Summer
nicht gehört. O Gott, dachte
er. O nein. Nein. Doch dann
klingelte es noch einmal,
und er merkte, wie er zur
Tür ging, und als er sie**

öffnete, erfasste er weniger die Mienen der Polizisten als die Tatsache, dass sie ihre Mützen abnahmen, und da wusste er es.

Danach verlor er sich. Er war nur sekundenweise bei Bewusstsein, und die Gesichter, die er sah - Harolds, JBs, Richards, Andys, Julias -, waren dieselben Gesichter, die er gesehen hatte, als er versucht hatte, sich umzubringen: dieselben Menschen, die gleichen

Tränen. Sie hatten damals geweint, und sie weinten jetzt, und in manchen Momenten war er verwirrt; er glaubte, dass das vergangene Jahrzehnt - die Jahre mit Willem, der Verlust seiner Beine - vielleicht doch nur ein Traum gewesen sei, dass er vielleicht noch in der psychiatrischen Klinik liege. Er erinnert sich daran, in jenen Tagen Dinge erfahren zu haben, aber er erinnert sich nicht

mehr daran, wie er sie erfahren hat, weil er sich nicht daran erinnert, mit irgendwem gesprochen zu haben. Aber er muss es getan haben. Er erfuhr, dass er Willems Körper identifiziert hatte, dass man ihn aber Willems Gesicht nicht hatte sehen lassen - er war aus dem Auto geschleudert worden und mit dem Kopf voran auf einer Ulme aufgeschlagen, die etwa zehn Meter weit entfernt auf der

**gegenüberliegenden
Straßenseite stand, und
sein Gesicht war zerstört
worden, jeder Knochen
darin gebrochen. Also hatte
er ihn anhand eines
Muttermals an seiner
rechten Schulter
identifiziert. Er erfuhr, dass
Sophies Körper zerquetscht
worden war - er erinnerte
sich, dass jemand den
Begriff »zerstört«
gebraucht hatte - und dass
Malcolm für hirntot erklärt
worden war und vier Tage**

**lang an einer
Beatmungsmaschine
gehangen hatte, bevor seine
Eltern entschieden hatten,
seine Organe zu spenden.
Er erfuhr, dass sie alle
angeschnallt gewesen
waren; dass die Airbags des
Mietwagens - dieses
dämlichen, *beschissenen*
Mietwagens - defekt
gewesen waren; dass der
Fahrer des Lastwagens,
eines Brauereilasters,
sturzbetrunken gewesen
und über eine rote Ampel**

gefahren war.

Die meiste Zeit über war er sediert. Er war sediert, als er an Sophies Beerdigung teilnahm, an die er sich nicht erinnern konnte, nicht an ein einziges Detail; er war sediert, als er an Malcolms Beerdigung teilnahm. Von Malcolms Beerdigung weiß er noch, dass Mr Irvine ihn gepackt und geschüttelt und dann so fest umarmt hat, dass er keine Luft mehr bekam, ihn festgehalten

**und an seiner Schulter
geschluchzt hat, bis
jemand - wahrscheinlich
Harold - etwas sagte und er
ihn freiließ.**

**Er wusste, dass es
irgendeine Art von
Trauerfeier für Willem
gegeben hatte, etwas in
kleinem Rahmen; er wusste,
dass Willem verbrannt
worden war. Aber er
erinnert sich an nichts
davon. Er weiß nicht, wer
sie organisiert hat. Er weiß
nicht einmal, ob er daran**

teilgenommen hat, und er traut sich nicht, danach zu fragen. Er erinnert sich daran, dass Harold ihm irgendwann gesagt hat, er müsse keine Trauerrede halten, er könne zu späterer Zeit eine Gedenkfeier abhalten, wenn er das Gefühl habe, so weit zu sein. Er erinnert sich daran, genickt zu haben, gedacht zu haben: Aber ich werde niemals so weit sein.

Irgendwann ging er wieder zur Arbeit: Ende

September, glaubte er. Zu diesem Zeitpunkt wusste er, was passiert war. Er wusste es. Aber er versuchte, es nicht zu wissen, und damals war das noch einfach. Er las keine Zeitung; er sah keine Nachrichten. Zwei Wochen nach Willems Tod waren Harold und er die Straße entlanggegangen und an einem Zeitungskiosk vorbeigekommen, und dort, vor seinen Augen, war eine Zeitschrift mit Willems Gesicht und zwei

Jahreszahlen auf dem Umschlag gewesen, und er hatte begriffen, dass die erste das Jahr war, in dem Willem geboren worden war, und die zweite das Jahr, in dem er gestorben war. Er hatte dagestanden und gestarrt, und Harold hatte seinen Arm genommen. »Komm, Jude«, hatte er sanft gesagt. »Schau nicht hin. Komm mit«, und er war ihm gehorsam gefolgt.

Bevor er wieder ins Büro

ging, hatte er Sanjay instruiert: »Ich will keine Beileidsbekundungen. Ich will nicht, dass es irgendjemand erwähnt. Ich will nicht, dass irgendjemand auch nur seinen Namen ausspricht. Nicht ein einziges Mal.«

»Alles klar, Jude«, hatte Sanjay leise gesagt und dabei ängstlich geschaut. »Ich verstehe.«

Und sie waren seinen Wünschen gefolgt. Niemand sagte, es tue ihm leid.

Niemand sprach Willems Namen aus. Und jetzt wünschte er, sie würden ihn aussprechen. Er selbst kann es nicht tun. Aber er wünschte, jemand täte es. Manchmal hört er jemanden auf der Straße etwas sagen, das sich wie sein Name anhört - »William!«: eine Mutter, die ihren Sohn ruft -, und er wendet sich gierig in die Richtung, aus der ihre Stimme kommt.

In jenen ersten Monaten gab es praktische Dinge, die

ihn beschäftigten, die seine Tage mit Zorn ausfüllten, der ihnen dadurch eine Form gab. Er verklagte den Autohersteller, den Hersteller der Airbags, die Mietwagenfirma. Er verklagte den Lkw-Fahrer und die Brauerei, für die er gearbeitet hatte. Der Fahrer, erfuhr er von dessen Anwalt, hatte ein chronisch krankes Kind; ein Gerichtsverfahren würde die Familie zerstören. Aber es interessierte ihn nicht.

**Früher einmal hätte es das
getan; jetzt nicht mehr. Er
war grob und gnadenlos
gestimmt. Soll er doch
zerstört werden, dachte er.
Soll er doch ruiniert
werden. Soll er doch alles
verlieren, alles, worauf es
ankommt. Er wollte ihnen
noch den letzten Dollar
abknöpfen, all den Firmen,
all den Menschen, die für
sie arbeiteten. Er wollte sie
ohne jede Hoffnung
zurücklassen. Er wollte sie
leer zurücklassen. Er wollte,**

dass sie in Schmutz und Elend lebten. Er wollte, dass sie sich in ihrem eigenen Leben verloren fühlten.

Jeder Einzelne von ihnen wurde auf die Summe dessen verklagt, was Willem im Verlauf einer normalen Lebensspanne noch hätte verdienen können, und es war ein absurder Betrag, ein erstaunlicher Betrag, und er konnte die Zahl nicht ansehen, ohne Verzweiflung zu empfinden: Nicht angesichts der Zahl

selbst, sondern angesichts der Jahre, für die sie stand.

Sie würden einen Vergleich anstreben, sagte sein Anwalt, ein notorisch aggressiver Schadensersatzexperte namens Todd, der damals mit ihm gemeinsam die Law Review betreut hatte, und die Vergleichssummen würden sehr großzügig bemessen sein.

Großzügig, nicht großzügig. Es war ihm gleich. Ihn interessierte

nur, ob sie darunter leiden würden. »Vernichte sie«, befahl er Todd mit vor Hass heiserer Stimme, und Todd sah ihn erschrocken an.

»Das werde ich, Jude«, sagte er. »Keine Sorge.«

Natürlich brauchte er das Geld nicht. Er hatte ja sein eigenes. Und abgesehen von Geldgeschenken an seine Assistentin und sein Patenkind und einem Betrag, der auf verschiedene Wohltätigkeitsorganisationen

**verteilt werden sollte -
dieselben**

**Wohltätigkeitsorganisationen:
denen Willem jährlich Geld
spendete, nebst einer
zusätzlichen: einer Stiftung,
die sich für missbrauchte
Kinder einsetzte -, hatte
Willem alles, was er besaß,
ihm vermacht: Es war wie
ein Fotonegativ seines
eigenen Testaments.**

**Wenige Monate zuvor
hatten Willem und er
anlässlich der
fünfundsiebzigsten**

Geburtstage von Harold und Julia zwei Stipendien an ihrem College ins Leben gerufen: eines im Fachbereich Jura unter Harolds Namen und eines im Fachbereich Medizin unter Julias Namen. Sie hatten sie gemeinsam gestiftet, und Willem hatte einen ausreichenden Betrag auf einem Treuhandkonto hinterlegt, um eine weitere gemeinsame Finanzierung sicherzustellen. Er kam Willems letzten Wünschen

**nach: Er unterschrieb die
Schecks für die
Wohltätigkeitsorganisationen:
Stiftungen, Museen und
Hilfsorganisationen, die
Willen in seinem Testament
bedacht hatte. Er händigte
Willems Freunden - Harold
und Julia, Richard, JB,
Roman, Cressy, Susannah,
Miguel, Kit, Emil, Andy,
aber nicht Malcolm, nicht
mehr - die Dinge (Bücher,
Bilder, Erinnerungsstücke
aus Filmen und
Theaterstücken,**

Kunstwerke) aus, die er ihnen vermacht hatte. Das Testament barg keine Überraschungen, auch wenn er manchmal wünschte, das wäre der Fall gewesen - wie dankbar wäre er für ein zuvor verheimlichtes Kind gewesen, das er hätte kennenlernen können und das Willems Lächeln gehabt hätte; wie ängstlich und zugleich gespannt hätte er einem geheimen Brief entgegengesehen, der ein

lange unausgesprochenes Geständnis enthielt. Wie dankbar wäre er für einen Grund gewesen, Willem hassen zu können, wütend auf ihn sein zu können, wie sehr hätte er sich ein Rätsel gewünscht, das ihn über Jahre hinweg beschäftigte. Doch da war nichts. Willems Leben war vorbei. Er war im Tod so rein wie im Leben.

Er glaubte, gut zurechtzukommen - oder zumindest gut genug. Eines Tages rief Harold an und

fragte, wie er Thanksgiving verbringen wolle, und einen Augenblick lang verstand er nicht, wovon Harold redete, was das Wort - Thanksgiving - überhaupt bedeutete. »Ich weiß es nicht«, sagte er.

»Es ist schon nächste Woche«, sagte Harold in dem neuen leisen Tonfall, den jetzt alle um ihn herum benutzten. »Willst du herkommen, oder sollen wir vorbeikommen, oder wollen wir vielleicht zusammen

irgendwohin fahren?«

»Ich glaube, ich kann nicht«, sagte er. »Ich muss arbeiten, Harold.«

Aber Harold hatte nicht lockergelassen. »Wo du willst, Jude«, hatte er gesagt. »Mit wem du willst. Oder mit gar niemandem. Aber wir müssen dich sehen.«

»Ihr werdet keine Freude an mir haben«, sagte er schließlich.

»Wir werden ohne dich keine Freude haben«, sagte

Harold. »Ohne dich werden wir gar nichts haben. Bitte, Jude. Wo du willst.«

Also flogen sie nach London. Sie blieben in der Wohnung. Er war erleichtert, das Land zu verlassen, den Familienszenen im Fernsehen und seinen Kollegen zu entgehen, die im Büro gutgelaunt über ihre Kinder und Frauen und Ehemänner und Schwiegereltern herziehen würden. In London war es

ein Tag wie jeder andere. Sie machten zu dritt Spaziergänge. Harold bereitete ambitionierte, schrecklich verunglückte Gerichte zu, die er aß. Er schlief und schlief. Dann flogen sie zurück.

Und dann war er eines Sonntags im Dezember aufgewacht und hatte gewusst: Willem war fort. Er war für immer fort. Er würde niemals zurückkommen. Er würde ihn niemals wiedersehen.

**Er würde nie wieder
Willems Stimme hören,
würde ihn nie wieder
riechen, würde nie wieder
Willems Arme spüren, die
sich um ihn legten. Er
würde sich nie wieder
schluchzend vor Scham
einer seiner Erinnerungen
entledigen können, würde
nie wieder blind vor Angst
aus einem seiner Träume
hochschrecken, um Willems
Hand an seinem Gesicht zu
spüren, Willems Stimme
über sich zu vernehmen:**

»Du bist in Sicherheit, Judy, du bist in Sicherheit. Es ist vorbei, es ist vorbei, es ist vorbei.« Und dann hatte er geweint, richtig geweint, zum ersten Mal seit dem Unfall. Er hatte um Willem geweint, hatte die Angst beweint, die er erduldet, die Qualen, die er durchlitten haben musste, hatte um sein armes kurzes Leben geweint. Doch vor allem hatte er um sich selbst geweint. Wie sollte er nach Willems Tod weiterleben?

**Sein ganzes Leben lang -
sein Leben nach Bruder
Luke, sein Leben nach
Dr. Traylor, sein Leben
nach dem Kloster und den
Motelzimmern und dem
Heim und den Lastwagen,
der einzige Teil seines
Lebens, der zählte - war
Willem da gewesen. Seit er
im Alter von sechzehn
Jahren Willem in ihrem
Zimmer in Hood Hall
begegnet war, hatte es nicht
einen Tag gegeben, an dem
er nicht auf irgendeine**

Weise mit ihm kommuniziert hatte. Selbst wenn sie Streit gehabt hatten, hatten sie noch miteinander geredet.

»Jude«, hatte Harold gesagt, »es *wird* besser werden. Ich schwöre es. Ich schwöre es. Es sieht im Moment vielleicht nicht danach aus, aber das wird es.« Das sagten sie alle: Richard und JB und Andy. Die Leute, die ihm Karten schickten. Kit. Emil. Alles, was sie sagten, war, dass es besser werden

würde. Aber auch wenn er klug genug war, es nicht laut auszusprechen, dachte er bei sich: Das wird es nicht. Harold hatte Jacob fünf Jahre lang gehabt. Er hatte Willem vierunddreißig Jahre lang gehabt. Das ließ sich nicht vergleichen. Willem war der erste Mensch gewesen, der ihn je geliebt hatte, der erste Mensch, der in ihm nicht ein Objekt gesehen hatte, das man benutzen oder bemitleiden konnte,

**sondern etwas anderes,
einen Freund; er war der
zweite Mensch gewesen, der
immer, wirklich immer
freundlich zu ihm gewesen
war. Hätte er Willem nicht
gehabt, dann hätte er
niemanden von ihnen
gehabt - nie hätte er Harold
vertrauen können, wenn er
nicht zuerst Willem vertraut
hätte. Er konnte sich ein
Leben ohne ihn nicht
vorstellen, weil Willem
einen so bestimmenden
Einfluss darauf gehabt**

hatte, was sein Leben war und sein konnte.

Am Tag darauf tat er etwas, das er nie tat: Er rief Sanjay an und sagte ihm, er werde zwei Tage lang zu Hause bleiben. Und dann hatte er im Bett gelegen und geweint, hatte in die Kissen hineingeschrien, bis er keine Stimme mehr hatte.

Doch in diesen zwei Tagen hat er eine andere Lösung gefunden. Er arbeitet jetzt sehr lange, so lange, dass er

schon die Sonne von seinem Büro aus hat aufgehen sehen. Er tut das an jedem Wochentag und auch samstags. Aber am Sonntag schläft er, solange er kann, und wenn er aufwacht, nimmt er eine Pille, eine, die ihn nicht nur wieder einschlafen lässt, sondern jeden Funken Wachheit niederknüppelt. Er schläft, bis die Wirkung der Pille nachlässt, und dann duscht er, legt sich wieder ins Bett und nimmt eine andere

Pille, eine, die den Schlaf leicht und gläsern macht, und schläft bis Montagmorgen. Am Montag hat er seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, manchmal länger, und er ist zittrig und geistesabwesend. Er schwimmt, er geht zur Arbeit. Wenn er Glück hat, hat er sonntags wenigstens ein bisschen von Willem geträumt. Er hat ein langes, dickes Kissen gekauft, so lang, wie ein Mann groß ist,

das eigentlich für Schwangere oder Menschen mit Rückenproblemen bestimmt ist, und er zieht eines von Willems Hemden darüber und hält es im Arm, während er schläft, auch wenn es eigentlich immer Willem war, der ihn gehalten hatte. Er hasst sich dafür, aber er kann nicht damit aufhören.

Er ist sich vage bewusst, dass seine Freunde ihn beobachten, dass sie sich Sorgen um ihn machen.

**Irgendwann hatte er
herausgefunden, dass er
sich an die Tage nach dem
Unfall nur so
bruchstückhaft erinnert,
weil er wegen
Selbstmordgefahr in der
Klinik unter Beobachtung
gestanden hatte. Jetzt
schleppt er sich durch seine
Tage und fragt sich, warum
er sich nicht tatsächlich
umbringt. Schließlich wäre
dies der Zeitpunkt dafür.
Niemand würde es ihm
verübeln. Und doch tut er**

es nicht.

**Wenigstens sagt ihm
niemand, dass er versuchen
soll, damit abzuschließen.
Er will mit nichts
abschließen, er will nichts
Neues beginnen: Er will in
genau diesem Zustand
bleiben, für immer.
Wenigstens sagt ihm
niemand, dass er die
Wahrheit verdrängt.
Verdrängung ist das
Einzigste, was ihn aufrecht
hält, und er fürchtet den
Tag, an dem seine**

**Selbsttäuschungen ihre
Überzeugungskraft
einbüßen. Zum ersten Mal
seit Jahrzehnten schneidet
er sich überhaupt nicht.
Wenn er sich nicht
schneidet, bleibt er taub,
und er muss taub bleiben;
die Welt darf ihm nicht zu
nahekommen. Endlich hat
er erreicht, was Willem ihm
immer gewünscht hat; alles,
was es dazu brauchte, war,
dass Willem ihm genommen
wurde.**

Im Januar träumte er,

**Willem und er seien in
ihrem Haus auf dem Land,
machten Abendessen und
redeten: etwas, das sie
Hunderte von Malen getan
hatten. Doch in dem Traum
konnte er zwar seine eigene
Stimme hören, nicht aber
Willems - er sah, wie sich
sein Mund bewegte, aber er
konnte seine Worte nicht
hören. Da war er
aufgewacht, hatte sich in
seinen Rollstuhl
geschwungen und war, so
schnell er konnte, in sein**

Arbeitszimmer gefahren, wo er all seine alten E-Mails durchsah, suchte und suchte, bis er einige Sprachnachrichten von Willem fand, die er zu löschen vergessen hatte. Es waren kurze, unbedeutende Nachrichten, aber er spielte sie wieder und wieder ab, weinte dabei, krümmte sich vor Trauer, sog die Banalität der Nachrichten - »Hi, Judy. Ich fahr noch zum Markt, Lauch kaufen. Wenn du sonst noch

irgendwas brauchst, sag Bescheid« - in sich auf, weil sie ihr gemeinsames Leben bewies.

»Willem«, sagte er in die Wohnung hinein, denn manchmal, wenn es besonders schlimm war, sprach er mit ihm. »Komm zurück zu mir. Komm zurück.«

Er empfindet keine Überlebensschuld, eher Überlebensunverständnis: Er hatte immer, immer gewusst, dass er vor Willem

sterben würde. Sie hatten es alle gewusst. Willem, Andy, Harold, JB, Malcolm, Julia, Richard: Er würde vor ihnen allen sterben. Die einzige Frage war, wie er sterben würde - entweder würde er seinem Leben selbst ein Ende setzen, oder er würde an einer Infektion sterben. Doch niemand von ihnen hätte je gedacht, dass ausgerechnet Willem vor ihm sterben würde. Für diesen Fall waren keine Vorkehrungen getroffen,

keine Rücklagen gebildet worden. Hätte er gewusst, dass die Möglichkeit bestand, wäre ihm die Vorstellung weniger absurd erschienen, dann hätte er Vorräte angelegt. Er hätte Willems Stimme aufgezeichnet, wenn er mit ihm sprach, und die Aufzeichnungen gespeichert. Er hätte mehr Fotos gemacht. Er hätte versucht, Willems gesamte Körperchemie zu destillieren. Er hätte ihn

**morgens noch im
Halbschlaf zu dem
Parfümeur in Florenz
geschleppt. »Hier«, hätte er
gesagt. »Das hier. Diesen
Geruch. Ich möchte, dass
Sie diesen Geruch in
Flaschen abfüllen.« Jane
hatte ihm einmal erzählt,
als Kind habe sie
schreckliche Angst gehabt,
ihr Vater könnte sterben,
und sie habe heimlich
digitale Kopien von den
Diktaten ihres Vaters
angelegt (er war ebenfalls**

Arzt gewesen) und auf USB-Sticks gespeichert. Und als ihr Vater dann vor vier Jahren wirklich gestorben war, hatte sie sie herausgesucht, sich in ein Zimmer gesetzt, die Aufnahmen abgespielt und ihrem Vater dabei zugehört, wie er in seinem ruhigen, geduldigen Tonfall Anweisungen in sein Diktiergerät sprach. Wie sehr er Jane darum beneidete; wie sehr er sich wünschte, er hätte daran

gedacht, dasselbe zu tun.

Zumindest blieben ihm Willems Filme und seine E-Mails und die Briefe, die er im Laufe der Jahre von ihm bekommen und alle aufbewahrt hatte.

Zumindest blieben ihm Willems Kleider und Artikel über Willem, die er alle aufgehoben hatte.

Zumindest blieben ihm JBs Bilder von Willem; zumindest blieben ihm die Fotos von Willem: Er hatte Hunderte, wobei er sich

immer nur eine gewisse Anzahl zugestand. Er entschied, sich in jeder Woche zehn von ihnen anschauen zu dürfen, und er sah sie sich stundenlang an. Es blieb ihm überlassen, ob er sich eines am Tag ansah oder alle zehn hintereinander. Er hatte schreckliche Angst, sein Computer könnte zerstört werden und die Bilder könnten verlorengehen; er erstellte mehrfache Kopien der Fotos und bewahrte die

**Festplatten an
unterschiedlichen Orten
auf: in seinem Safe in der
Greene Street, in seinem
Safe im Laternenhaus, in
seinem Schreibtisch bei
Rosen Pritchard, in seinem
Schließfach bei der Bank.**

**Er hat Willem nie für
jemanden gehalten, der
sein Leben eifrig
katalogisiert hatte - er
selbst tut es auch nicht -,
aber eines Sonntags Anfang
März lässt er seinen
betäubten Schlummer**

**ausfallen und fährt
stattdessen nach Garrison.
Seit jenem Tag im
September ist er nur
zweimal im Haus gewesen,
aber die Gärtner kommen
noch, und entlang der
Auffahrt beginnen die
Blumenzwiebeln zu keimen,
und als er eintritt, steht auf
dem Küchentresen eine
Vase mit abgeschnittenen
Pflaumenbaumzweigen, und
er bleibt stehen und starrt
sie an. Hatte er der
Haushälterin geschrieben,**

dass er kommen würde? Das musste er wohl getan haben. Aber einen Augenblick lang stellt er sich vor, dass zu Beginn jeder Woche jemand kommt und ein neues Blumenarrangement auf dem Tresen platziert, und am Ende jeder Woche, jeder weiteren Woche, in der niemand kommt und sie sieht, werden sie weggeworfen.

Er geht in sein Arbeitszimmer, das sie mit

**zusätzlichen Schränken
hatten ausstatten lassen,
damit auch Willem dort
seine Akten und Papiere
unterbringen konnte. Er
setzt sich auf den Boden,
legt seinen Mantel ab,
atmet tief durch und öffnet
die erste Schublade. Es sind
Aktenordner darin, jeder
mit dem Titel eines Films
oder Theaterstücks
beschriftet, und in jedem
Order befindet sich die
finale Drehbuchfassung,
mit Willems Anmerkungen**

**versehen. Manchmal sind
Ablaufpläne für bestimmte
Drehtage dabei, an denen
Willem mit einem
Schauspieler zusammen
gedreht hatte, den er
besonders bewunderte: Er
weiß noch, wie aufgeregt
Willem während der
Dreharbeiten zu *Sycamore
Court* gewesen war, wie er
ihm ein Foto des
Ablaufplans geschickt
hatte, auf dem sein Name
direkt neben dem von Clark
Butterfield stand. »Kannst**

**du dir das vorstellen?!«,
hatte die Nachricht dazu
gelautes.**

*Ich kann es mir bestens
vorstellen, hatte er
zurückgeschrieben.*

**Er blättert diese Ordner
durch, zieht sie in zufälliger
Reihenfolge heraus und
betrachtet vorsichtig ihren
Inhalt. Die nächsten drei
Schubladen enthalten die
gleichen Dinge: Filme,
Stücke, weitere Projekte.**

**In der fünften Schublade
befindet sich ein Ordner,**

**der mit »Wyoming«
beschriftet ist und in dem
sich hauptsächlich Fotos
befinden, die er allerdings
zum größten Teil schon
kennt: Bilder von Hemming;
Bilder von Willem und
Hemming; Bilder ihrer
Eltern; Bilder der
Geschwister, die Willem nie
kennengelernt hatte: Britte
und Aksel. Es gibt noch
einen Umschlag mit einem
Dutzend Bilder, auf denen
nur Willem zu sehen ist:
Schulfotos und Willem in**

einer Pfadfinderuniform und Willem im Football-Dress. Er starrt diese Fotos an, die Hände zu Fäusten geballt, bevor er sie in den Umschlag zurücklegt.

Es sind noch weitere Dinge in dem »Wyoming«-Ordner: eine in Willems sorgfältiger Schreibschrift verfasste Buchvorstellung aus der dritten Klasse über *Der Zauberer von Oz*, die ihn zum Lächeln bringt; eine selbstgemalte Geburtstagskarte für

Hemming, die ihm beinahe die Tränen in die Augen treibt. Die Todesanzeige seiner Mutter, die seines Vaters. Ein Durchschlag ihres Testaments. Einige Briefe, von ihm an seine Eltern, von seinen Eltern an ihn, alle auf Schwedisch - die legt er zur Seite, um sie übersetzen zu lassen.

Er weiß, dass Willem nie Tagebuch geführt hat, aber als er den Ordner »Boston« durchsieht, denkt er aus irgendeinem Grund, er

könnte vielleicht doch auf etwas stoßen. Doch da ist nichts. Stattdessen nur weitere Fotos, die er alle schon kennt: von Willem, so strahlend schön; von Malcolm, der argwöhnisch und leicht animalisch dreinblickt, mit dem strähnigen, missglückten Afro, den er auf dem College zu kultivieren versucht hatte; von JB, der mehr oder weniger so aussieht wie heute, fröhlich und pausbackig; von ihm,

**ängstlich und versunken
wirkend und sehr dünn, in
seinen fürchterlichen, viel
zu großen Klamotten und
mit seinen fürchterlichen,
viel zu langen Haaren und
den Schienen, die seine
Beine in ihrer schwarzen,
gepolsterten Umarmung
gefangen hielten. Bei einem
Foto, das sie beide auf dem
Sofa ihrer Zimmerflucht in
Hood Hall zeigt, hält er
inne. Willem beugt sich zu
ihm herüber und sieht ihn
lächelnd an, sagt offenbar**

etwas zu ihm, und er lacht, die Hand vor den Mund gelegt, was er sich angewöhnt hatte, nachdem einer der Betreuer im Heim ihm gesagt hatte, er sehe hässlich aus, wenn er lächle. Sie wirken wie zwei völlig verschiedene Wesen, nicht nur wie zwei verschiedene Menschen, und er muss das Bild schnell zurücklegen, um es nicht entzweizureißen.

Jetzt fällt ihm das Atmen schwer, aber er macht

weiter. Im »Boston«-Ordner, im »New Haven«-Ordner findet er Besprechungen der Campus-Zeitungen von Stücken, in denen Willem mitgespielt hat; er findet den Artikel über JBs von Lee Lozano inspirierte Kunstperformance. Er findet zu seiner Rührung den Analysis-Test, auf den Willem eine Zwei bekommen hatte, nachdem er monatelang mit ihm gelernt hatte.

Und dann greift er noch

einmal in die Schublade, die zum Großteil nicht von einem Hängeregister, sondern einem breiten, akkordeonartig zusammenschiebbaren Aktenregister ausgefüllt wird, wie sie sie in der Kanzlei benutzen. Er hebt es heraus und sieht, dass nur sein Name darauf steht, und öffnet es langsam.

Es enthält alles: jeden Brief, den er Willem je geschrieben hatte, einen Ausdruck jeder wichtigen E-

Mail. Es sind Geburtstagskarten darin, die er Willem gegeben hatte. Da sind Fotos von ihm, von denen er manche noch nie gesehen hat. Da ist die *Artforum*-Ausgabe, auf deren Umschlag *Jude mit Zigarette* abgebildet ist. Da ist eine Karte, von Harold kurz nach der Adoption geschrieben, in der er Willem für sein Kommen und für das Geschenk dankt. Da ist ein Artikel über eine Auszeichnung,

die er während des Jurastudiums erhalten hatte, den Willem mit Sicherheit nicht von ihm, aber offenbar von jemand anderem bekommen hatte. Er hatte sein Leben gar nicht katalogisieren müssen - Willem hatte es die ganze Zeit über für ihn getan.

Warum war er Willem so wichtig gewesen? Warum hatte Willem so viel Zeit mit ihm verbringen wollen? Er hat es nie verstanden, und

jetzt würde er es niemals tun.

Manchmal habe ich das Gefühl, dein Leben liegt mir mehr am Herzen als dir selbst,
hatte Willem einmal zu ihm gesagt, und als er jetzt daran denkt, nimmt er einen langen, zitternden Atemzug.

Und sie geht weiter und weiter, diese detaillierte Aufzeichnung seines Lebens, und als er in die sechste Schublade schaut, findet er darin ein weiteres

Ziehharmonikaregister, das mit dem ersten identisch ist, beschriftet mit »Jude II«, und dahinter »Jude III« und »Jude IV«. Doch er kann nicht länger hinsehen. Er stellt alles behutsam zurück, schließt die Schubladen, sperrt die Schränke wieder ab. Er steckt die Briefe von Willem und seinen Eltern in einen Umschlag und dann den Umschlag in einen weiteren Umschlag, um ihn zu schützen. Er nimmt die

Pflaumenbaumzweige aus der Vase, umwickelt die abgeschnittenen Enden mit einer Plastiktüte, leert die Vase ins Spülbecken, sperrt die Haustür hinter sich ab und fährt nach Hause, die Zweige neben sich auf dem Beifahrersitz. Bevor er in seine Wohnung hinaufgeht, betritt er Richards Atelier, füllt eine der leeren Kaffeedosen mit Wasser, stellt die Zweige hinein und lässt die Dose auf dem Arbeitstisch stehen, wo

Richard sie am Morgen finden wird.

Dann ist es Ende März; er ist im Büro. Ein Freitagabend oder eher Samstagmorgen. Er löst den Blick von seinem Computer und schaut aus dem Fenster. Er hat eine gute Aussicht auf den Hudson, und er sieht, wie sich über dem Fluss der Himmel weiß färbt. Lange steht er da und starrt auf das schmutzig graue Wasser, auf die kreisenden Vogelschwärme.

Er wendet sich wieder seiner Arbeit zu. Er spürt, dass er sich in den letzten Monaten verändert hat, dass die Leute sich vor ihm fürchten. Er hat im Büro nie für gute Stimmung gesorgt, aber er merkt, dass er jetzt völlig freudlos ist. Er spürt, dass er unbarmherziger geworden ist. Er spürt, dass er kühler geworden ist. Sanjay und er haben oft zusammen gegessen und sich dabei über ihre Kollegen

ausgelassen, aber jetzt kann er mit niemandem mehr sprechen. Er schafft Klienten heran. Er macht seine Arbeit, er macht mehr, als er müsste - aber er merkt, dass niemand gern in seiner Nähe ist. Er braucht Rosen Pritchard; ohne seine Arbeit wäre er verloren. Aber sie bereitet ihm keine Freude mehr. Das ist nicht schlimm, versucht er sich einzureden. Arbeit ist kein Vergnügen, für die meisten Leute ist sie es

nicht. Aber für ihn ist sie es einmal gewesen, und jetzt ist sie es nicht mehr.

Zwei Jahre zuvor, als er sich von seiner Operation erholte und so müde war, so müde, dass Willem ihn ins Bett und wieder heraus heben musste, hatten Willem und er sich eines Morgens unterhalten. Draußen musste es kalt gewesen sein, denn er weiß noch, wie warm und behaglich er sich gefühlt hatte, und hört sich sagen:

»Ich wünschte, ich könnte für immer hier liegen bleiben.«

»Dann tu's doch«, hatte Willem gesagt. (Ein Austausch, der regelmäßig stattfand: Sein Wecker klingelte, und er stand auf. »Geh nicht«, sagte Willem jedes Mal. »Wieso musst du überhaupt aufstehen? Wo musst du denn andauernd hin?«)

»Das kann ich nicht«, sagte er lächelnd.

»Hör mal«, hatte Willem

gesagt, »warum kündigst du nicht einfach?«

Er hatte gelacht. »Ich kann nicht kündigen«, sagte er.

»Warum nicht?«, hatte Willem gefragt. »Nenn mir einen Grund, abgesehen von totaler intellektueller Unterforderung und der Aussicht, deine Tage ausschließlich in meiner Gesellschaft zu verbringen.«

Er hatte wieder gelächelt. »Dann gibt es keinen

Grund«, sagte er. »Denn ich glaube, ich würde meine Tage gern nur in deiner Gesellschaft verbringen. Aber was würde ich den ganzen Tag lang machen, als Mann, der sich aushalten lässt?«

**»Kochen«, sagte Willem.
»Lesen. Klavier spielen.
Ehrenamtlich arbeiten. Mit mir durch die Gegend reisen. Mir zuhören, während ich über andere Schauspieler herziehe, die ich hasse. Zur**

**Gesichtsbehandlung gehen.
Mir vorsingen. Mir laufend
Beifall spenden.«**

**Er hatte gelacht, und
Willem hatte mit ihm
gelacht. Aber jetzt denkt er:
Warum *habe* ich nicht
gekündigt? Warum habe ich
Willem all die Jahre, all die
Monate von mir weggehen
lassen, wenn ich ihn doch
hätte begleiten können?
Warum habe ich mehr Zeit
bei Rosen Pritchard
verbracht als mit Willem?
Aber jetzt ist ihm die**

**Entscheidung aus der Hand
genommen worden, und
Rosen Pritchard ist alles,
was ihm bleibt.**

**Dann denkt er: Warum
habe ich Willem nie
gegeben, was ich ihm hätte
geben sollen? Warum habe
ich ihn gezwungen, sich
woanders Sex zu holen?
Warum konnte ich nicht
tapferer sein? Warum
konnte ich meiner Pflicht
nicht nachkommen? Warum
ist er überhaupt bei mir
geblieben?**

Er fährt zurück in die Greene Street, um zu duschen und ein paar Stunden lang zu schlafen; am Nachmittag wird er wieder ins Büro fahren. Auf der Fahrt nach Hause, die Augen vor den Plakaten von *Das Leben nach dem Tod* gesenkt, sieht er seine Mitteilungen durch: Andy, Richard, Harold, der schwarze Henry Young.

Die letzte Nachricht ist von JB, der ihn mindestens zweimal pro Woche anruft

oder anschreibt. Er weiß nicht, woran es liegt, aber er erträgt es nicht, JB zu treffen. Tatsächlich hasst er ihn sogar, hasst ihn, wie er seit Langem niemanden gehasst hat. Er ist sich völlig darüber im Klaren, wie irrational das ist. Er ist sich völlig darüber im Klaren, dass JB keine Schuld trifft, nicht die geringste. Sein Hass ergibt keinen Sinn. JB ist an jenem Tag nicht einmal mit im Auto gewesen; nicht einmal

**der verdrehtesten
Argumentation zufolge
kann er in irgendeiner
Weise dafür verantwortlich
sein, was geschehen ist.
Und doch hat er, als er JB
danach zum ersten Mal bei
vollem Bewusstsein gesehen
hat, eine Stimme in seinem
Kopf gehört, die klar und
deutlich und in ruhigem
Tonfall sagte: *Dich hätte es
treffen sollen, JB.* Er sprach
es nicht aus, aber in seinem
Gesicht musste sich etwas
gespiegelt haben, denn JB,**

**der gerade auf ihn zuing,
um ihn zu umarmen, war
unvermittelt stehen
geblieben. Seitdem hatte er
JB nur noch zweimal
gesehen, beide Male mit
Richard zusammen, und
beide Male hat er sich
beherrschen müssen, um
nicht irgendetwas
Bösartiges, irgendetwas
Unverzeihliches zu ihm zu
sagen. Und noch immer ruft
JB ihn an und hinterlässt
jedes Mal eine Nachricht,
und die Nachricht ist immer**

die gleiche: »Hey, Judy, ich bin's. Wollte nur mal hören, wie's dir geht. Ich hab viel an dich gedacht. Ich würde dich gern sehen. Okay. Alles Liebe. Tschüs.« Und wie er es jedes Mal tut, wird er JB dieselbe Nachricht zurückschreiben: »Hi, JB. Danke für Deine Nachricht. Tut mir leid, dass ich mich in letzter Zeit so selten gemeldet habe; auf der Arbeit war viel los. Ich lasse bald von mir hören. LG, J.« Doch der Nachricht zum

Trotz hat er nicht vor, mit JB zu sprechen, vielleicht nie wieder. Irgendetwas stimmt nicht mit dieser Welt, denkt er, einer Welt, in der von ihnen vier - JB, Willem, Malcolm und ihm - ausgerechnet die zwei besten, liebenswürdigsten und fürsorglichsten Menschen gestorben sind und die beiden armseligeren Vertreter des Menschengeschlechts weiterleben. JB ist immerhin ein talentierter

Künstler; er verdient es zu leben. Aber ihm fällt kein Grund ein, warum er selbst es sollte.

»Wir sind alles, was wir noch haben, Jude«, hatte JB irgendwann einmal zu ihm gesagt, »wenigstens haben wir noch uns«, und ihm war eine weitere dieser Aussagen durch den Kopf geschossen, die er erfolgreich unterdrücken konnte, bevor er sie *aussprach: Ich würde dich für ihn eintauschen. Er hätte*

jeden von ihnen für Willem eingetauscht. JB auf der Stelle. Richard und Andy - den armen Richard und den armen Andy, die alles für ihn taten! - auf der Stelle. Selbst Julia. Harold. Er hätte jeden Einzelnen von ihnen, hätte sie alle zusammen eingetauscht, um Willem zurückzubekommen. Er denkt an Hades mit seinen glänzenden italienischen Muskeln, der E. durch die Unterwelt nachstellt. *Ich*

*habe ein Angebot für dich,
sagt er zu Hades. Fünf
Seelen im Tausch gegen eine.
Kannst du das ausschlagen?*

**Eines Sonntags im April
wacht er davon auf, dass
jemand laut und beharrlich
an die Tür hämmert, und er
dreht sich benommen auf
die Seite, zieht sich das
Kissen über den Kopf und
hält die Augen geschlossen,
und irgendwann hört das
Klopfen auf. Daher schreit
er, als ihn jemand
vorsichtig am Arm berührt,**

und wirbelt herum, und dann sieht er, dass es Richard ist, der neben ihm sitzt.

»Entschuldige, Jude«, sagt Richard. Und dann: »Hast du den ganzen Tag geschlafen?«

Er schluckt, richtet sich halb auf. Sonntags lässt er die Jalousien immer unten, die Vorhänge geschlossen; er weiß nie genau, ob es Tag oder Nacht ist. »Ja«, sagt er. »Ich bin müde.«

»Na ja«, sagt Richard

**nach kurzem Schweigen,
»tut mir leid, dass ich hier
so reinplatze. Aber du bist
nicht ans Telefon gegangen,
und ich wollte gern, dass du
runterkommst und mit mir
zu Abend isst.«**

**»Ach, Richard, ich weiß
nicht«, sagt er und sucht
nach einer Ausrede.
Richard hat recht: In
seinem sonntäglichen
Kokon schaltet er sein
Telefon aus, stellt alle
Telefone in der Wohnung
ab, damit nichts seinen**

**Schlummer stört, seine
Versuche, Willem in seinen
Träumen zu finden. »Es
geht mir nicht so gut. Ich
werde keine gute
Gesellschaft abgeben.«**

**»Ich erwarte kein
Unterhaltungsprogramm,
Jude«, sagt Richard und
lächelt ihn ein wenig an.
»Komm schon. Du musst
doch was essen. Wir sind
allein; India ist übers
Wochenende zu einer
Freundin rausgefahren.«
Sie schweigen beide**

lange. Er lässt den Blick durch das Zimmer, über sein zerwühltes Bett wandern. Die Luft ist stickig, sie riecht nach Sandelholz und Verdampfungswärme von der Heizung. »Komm schon, Jude«, sagt Richard halblaut. »Komm und iss was mit mir.«

»Ist gut«, sagt er schließlich. »Ist gut.«

»Okay«, sagt Richard und steht auf. »Dann sehen wir uns in einer halben Stunde

unten.«

Er duscht, und dann geht er hinunter, mit einer Flasche Tempranillo, von dem er weiß, dass Richard ihn mag. Unten wird er aus der Küche gescheucht, also setzt er sich an den langen Tisch, der den Raum beherrscht und an dem vierundzwanzig Leute sitzen können und auch schon gesessen haben, und streichelt Mustache, Richards Katze, die ihm auf den Schoß gesprungen ist.

Er denkt daran zurück, wie er diese Wohnung mit den Hängeleuchtern und den großen Bienenwachsskulpturen zum ersten Mal gesehen hat; im Laufe der Jahre ist sie etwas zahmer geworden, aber mit ihrer Farbpalette aus Knochenweiß und Wachsgelb trägt sie noch immer unverkennbar Richards Handschrift, wenngleich jetzt auch Indias Gemälde, bunte, brachiale Abstraktionen

**weiblicher Akte, an den
Wänden hängen und
Teppiche auf dem Fußboden
liegen. Es ist Monate her,
dass er diese Wohnung
zuletzt betreten hat, in der
er früher mindestens
einmal pro Woche gewesen
ist. Natürlich sieht er
Richard noch immer
gelegentlich, aber es sind
nur flüchtige Begegnungen;
meist versucht er ihm aus
dem Weg zu gehen, und
wenn Richard ihn anruft,
um sich mit ihm zum Essen**

zu verabreden, oder ihn besuchen will, sagt er immer, er sei zu beschäftigt, zu müde.

»Ich war mir nicht mehr sicher, ob du meine berühmte Seitanpfanne mochtest oder nicht, also habe ich Muscheln besorgt«, sagt Richard und stellt einen Teller vor ihn hin.

»Ich mag deine berühmte Pfanne«, sagt er, obwohl er sich nicht mehr daran erinnern kann, worum es

sich handelt und ob er es mag oder nicht. »Danke, Richard.«

Richard schenkt ihnen beiden Wein ein und erhebt dann sein Glas. »Alles Gute zum Geburtstag, Jude«, sagt er feierlich, und ihm wird klar, dass Richard recht hat: Heute ist sein Geburtstag. Harold hat ihn die ganze Woche über mit Anrufen und E-Mails bombardiert, in einer Taktung, die selbst für ihn außergewöhnlich ist, und

**von ein paar flüchtigen
Antworten abgesehen, hat
er nicht mit ihm
gesprochen. Er weiß, dass
Harold sich Sorgen machen
wird. Auch Andy hat mehr
Nachrichten geschickt als
sonst, ebenso wie einige
andere Leute, und jetzt
weiß er, warum, und er
fängt an zu weinen: Er
beweint die allseitige
Freundlichkeit, die er nur
so spärlich erwidert hat; er
beweint seine Einsamkeit;
er beweint die Tatsache,**

**dass das Leben trotz seiner
Versuche, es anzuhalten,
offensichtlich
weitergegangen ist. Er ist
einundfünfzig, und Willem
ist seit acht Monaten tot.**

**Richard sagt nichts, setzt
sich nur neben ihn auf die
Bank und nimmt ihn in den
Arm. »Ich weiß, dass dir das
nicht weiterhilft«, sagt er
schließlich, »aber ich habe
dich auch lieb, Jude.«**

**Er schüttelt den Kopf,
unfähig zu sprechen. In den
letzten Jahren hat er eine**

**Entwicklung durchgemacht:
Anfangs war es ihm noch
peinlich gewesen,
überhaupt zu weinen, dann
hatte er ständig geweint,
wenn er allein war, dann
hatte er auch in Willems
Gesellschaft geweint, und
nun da er auch noch das
letzte bisschen Würde
verloren hatte, weinte er
vor jedem, zu jeder Zeit,
wegen allem.**

**Er lehnt sich an Richards
Brust und schluchzt in
dessen Hemd hinein.**

Richard ist ein weiterer Mensch, der ihn mit seiner uneingeschränkten, unerschütterlichen Freundschaft und Wohltätigkeit stets verblüfft hat. Er weiß, dass das, was Richard ihm gegenüber empfindet, untrennbar mit dem verbunden ist, was er für Willem empfunden hat, und so viel begreift er: Er hatte Willem ein Versprechen gegeben, und Richard nimmt seine Verpflichtungen ernst. Aber

**Richards Beständigkeit,
seiner absoluten
Zuverlässigkeit haftet etwas
an, das ihn - in Verbindung
mit seiner schieren
Körpergröße - an eine Art
monumentalen Baumgott
denken lässt, eine Eiche,
die Menschengestalt
angenommen hat, etwas
Solides, Uraltes und
Unzerstörbares. Ihre
Beziehung ist keine, in der
sehr viel geredet wird, aber
Richard ist zum Freund
seiner späteren Jahre**

geworden, ist in gewisser Weise nicht nur ein Freund, sondern eine Vaterfigur, obwohl er nur vier Jahre älter ist. Ein Bruder: Jemand, dessen Verlässlichkeit und Loyalität unverbrüchlich sind.

Endlich gelingt es Jude, aufzuhören und sich zu entschuldigen, und nachdem er sich im Bad wiederhergerichtet hat, essen sie langsam, trinken den Wein, sprechen über

**Richards Kunst. Als sie
aufgegessen haben, geht
Richard in die Küche und
kommt mit einem
ungleichmäßig geformten
kleinen Kuchen zurück, in
den er sechs Kerzen
gesteckt hat. »Fünf plus
eine«, erklärt Richard. Da
ringt er sich ein Lächeln ab;
er bläst die Kerzen aus;
Richard schneidet zwei
Stücke ab. Es ist ein
krümeliger Feigenkuchen,
mehr Scone als Kuchen,
und sie essen ihre Stücke**

schweigend.

Er steht auf, um Richard mit dem Geschirr zu helfen, aber als Richard sagt, er solle ruhig nach oben gehen, ist er erleichtert, denn er fühlt sich erschöpft; seit Thanksgiving hat er nicht so viel Zeit in Gesellschaft verbracht. An der Tür drückt Richard ihm etwas in die Hand, ein in braunes Papier eingewickeltes Päckchen, und umarmt ihn. »Er würde nicht wollen, dass du

unglücklich bist, Judy«, sagt er, und er nickt, das Gesicht an Richards Wange gelehnt. »Er würde es hassen, dich so zu sehen.«

»Ich weiß«, sagt er.

»Und tu mir einen Gefallen«, sagt Richard, ohne ihn loszulassen. »Ruf JB an, okay? Ich weiß, dass es schwer für dich ist, aber ... er hat Willem auch geliebt, weißt du. Nicht so wie du, das ist mir klar, aber trotzdem. Und Malcolm auch. Er vermisst ihn.«

**»Ich weiß«, wiederholt er,
und wieder schießen ihm
Tränen in die Augen. »Ich
weiß.«**

**»Komm nächsten Sonntag
wieder«, sagt Richard und
küsst ihn zum Abschied.**

**»Oder wann du willst. Ich
würde dich gern wieder
öfter sehen.«**

**»Das mache ich«, sagt er.
»Richard - danke.«**

**»Alles Gute zum
Geburtstag, Jude.«**

**Er fährt im Aufzug nach
oben. Es ist spät geworden.**

Zurück in seiner Wohnung, geht er ins Arbeitszimmer, setzt sich aufs Sofa. Da steht ein ungeöffneter Karton, den Flora ihm vor Wochen geschickt hat; darin sind die Dinge, die Malcolm ihm vermacht hat - und die, die er Willem vermacht hat und die jetzt ebenfalls ihm gehören. Wenn er Willems Tod irgendetwas Positives abgewinnen kann, dann nur, dass er geholfen hat, den Schock, den Schrecken

**von Malcolms Tod
abzumildern, und trotzdem
hat er es nicht über sich
gebracht, den Karton zu
öffnen.**

**Aber jetzt wird er es tun.
Doch zuerst packt er
Richards Geschenk aus und
sieht, dass es eine kleine,
aus Holz geschnitzte und
auf einen schweren
gusseisernen Sockel
montierte Büste von Willem
ist, und er keucht, als wäre
er geschlagen worden.
Richard hat immer**

**behauptet, Figuralplastiken
lägen ihm überhaupt nicht,
aber er weiß, dass das nicht
stimmt, und dieses Stück
beweist es. Er lässt die
Finger über Willems blinde
Augen gleiten, über
Willems Scheitel, und
danach riecht seine Hand
nach Sandelholz. In die
Unterseite des Sockels sind
die Worte »Für J zu seinem
51. In Liebe. R.« geprägt.**

**Er fängt wieder an zu
weinen; hört wieder auf. Er
stellt die Büste auf das**

**Kissen neben ihm und
öffnet den Karton. Zuerst
sieht er nichts als
zusammengeknülltes
Zeitungspapier, und er
tastet vorsichtig darin
herum, bis seine Hände sich
um einen festen
Gegenstand schließen, den
er heraushebt: Es ist das
maßstabgetreue Modell des
Laternenhauses, die Wände
aus Buchsbaumholz
gefertigt, das früher in der
Zentrale von Bellcast neben
den Modellen aller weiteren**

Bauprojekte gestanden hatte, die das Architekturbüro je gebaut hatte. Die Grundfläche des Modells beträgt etwa 20 Quadratzentimeter, und er legt es sich in den Schoß, bevor er es zu seinem Gesicht emporhebt, um durch die dünnen Plexiglasfenster zu schauen, das Dach abnimmt und seine Finger durch die Räume des Hauses wandern lässt.

Er wischt sich über die

Augen und greift wieder in den Karton hinein. Als Nächstes zieht er einen Umschlag heraus, der prall gefüllt ist mit Bildern, auf denen sie entweder alle vier oder nur Willem und er zu sehen sind: auf dem College, in New York, in Truro, in Cambridge, in Garrison, in Indien, in Frankreich, in Island, in Äthiopien - Orte, an denen sie gelebt, Reisen, die sie unternommen hatten.

Der Karton ist nicht sehr

**groß, aber er zieht weiter
Dinge daraus hervor: zwei
erlesene, seltene Bücher
mit Zeichnungen
japanischer Häuser eines
französischen Illustrators;
ein kleines abstraktes
Gemälde eines jungen
britischen Künstlers, den er
immer bewundert hatte;
eine größere Zeichnung
eines männlichen Gesichts
von einem bekannten
amerikanischen Künstler,
den Willem immer gemocht
hatte; zwei von Malcolms**

**frühesten Skizzenbüchern,
Seite für Seite mit seinen
imaginären Gebäuden
gefüllt. Und schließlich
hebt er den letzten
Gegenstand aus dem Karton
heraus, der in mehrere
Lagen Zeitungspapier
eingeschlagen ist, die er
langsam entfernt.**

**Hier, in seinen Händen,
liegt ihre Wohnung in der
Lispenard Street: die
Räume mit den
merkwürdigen
Proportionen, das schludrig**

**improvisierte zweite
Schlafzimmer, die engen
Flure und die
Miniaturküche. Man sieht,
dass es eines von Malcolms
frühen Modellen ist, weil
die Fenster aus
Glassinepapier statt aus
Pergament oder Plexiglas
gefertigt sind und die
Wände aus Pappe und nicht
aus Holz. Und in diese
Wohnung hat Malcolm aus
festem Papier
ausgeschnittene und
gefaltete Möbel**

hineingestellt: sein Futon-Doppelbett mit der knubbeligen Matratze auf ihrem Sockel aus Betonblöcken; das durchgesessene Sofa, das sie auf der Straße gefunden hatten; der quietschende Lehnstuhl mit Rollen, den sie von JBs Tanten bekommen hatten. Das Einzige, was fehlt, sind Pappversionen von Willem und ihm.

Er stellt die Wohnung neben sich auf den Boden.

Lange sitzt er ganz still da, die Augen geschlossen, erlaubt seinem Geist, sich nach der Vergangenheit auszustrecken und darin umherzuwandern: Es gibt vieles aus dieser Zeit, das er nicht romantisch verklärt, nicht mehr, doch damals, als er nicht gewusst hatte, was er sich noch erhoffen konnte, war ihm nicht klar gewesen, dass das Leben besser sein konnte als in der Lispenard Street.

»Was, wenn wir nie dort

weggezogen wären?«, hatte Willem ihn hin und wieder gefragt. »Was, wenn ich nie Erfolg gehabt hätte? Was, wenn du im Büro des U. S. Attorney geblieben wärst? Was, wenn ich immer noch im Ortolan arbeiten würde? Wie sähe unser Leben dann aus?«

»Wie spekulativ willst du denn werden, Willem?«, hatte er ihn dann lächelnd gefragt. »Wären wir zusammen?«

»Natürlich wären wir

**zusammen«, sagte Willem.
»Der Teil wäre
unverändert.«**

**»Na ja«, sagte er, »dann
würden wir als Erstes diese
Wand einreißen und das
Wohnzimmer wieder zum
Wohnzimmer machen. Und
als Zweites würden wir uns
ein anständiges Bett
besorgen.«**

**Willem lachte. »Und wir
würden den
Hauseigentümer darauf
verklagen, dass er ein für
alle Mal einen**

funktionierenden Fahrstuhl einbaut.«

»Richtig, das wäre der nächste Schritt.«

Er sitzt da und wartet darauf, dass sein Atem sich beruhigt. Dann schaltet er sein Telefon ein, geht die Anrufe in Abwesenheit durch: Andy, JB, Richard, Harold und Julia, der schwarze Henry Young, Rhodes, Citizen, noch mal Andy, noch mal Richard, Lucien, der asiatische Henry Young, Phaedra,

**Elijah, noch mal Harold,
noch mal Julia, Harold,
Richard, JB, JB, JB.**

**Er ruft JB an. Es ist schon
spät, aber JB geht nie zeitig
schlafen. »Hallo«, sagt er,
als JB abnimmt, hört die
Überraschung in seiner
Stimme. »Ich bin's. Können
wir reden?«**

An mindestens einem Samstag im Monat nimmt er sich jetzt einen halben Tag frei und fährt zur Upper East Side. Als er in der Greene Street aufbricht, sind die Boutiquen und Geschäfte im Viertel noch nicht geöffnet; als er zurückkommt, sind sie schon wieder geschlossen. An diesen Tagen kann er sich das SoHo vorstellen,

**das Harold als Kind
kennengelernt hat: ein
verrammelter,
menschenleerer Ort, ein Ort
ohne Leben.**

**Sein erster Halt ist das
Gebäude an der Ecke Park
Avenue und 78th Street, wo
er mit dem Fahrstuhl in den
fünften Stock hinauffährt.
Die Hausangestellte lässt
ihn herein, und er folgt ihr
zum Arbeitszimmer im
hinteren Teil der Wohnung,
das hell und groß ist und in
dem Lucien wartet - er**

wartet nicht unbedingt auf ihn, aber er wartet.

Es steht dort immer ein spätes Frühstück für ihn bereit: mal Räucherlachs in dünnen Scheiben und kleine Buchweizenpfannkuchen, mal ein Kuchen mit weißer Zitronenglasur. Er bringt es nie über sich, etwas zu essen, nur manchmal, wenn er sich besonders hilflos fühlt, lässt er sich von der Hausangestellten ein Stück Kuchen geben und hält den

Teller die ganze Zeit über auf dem Schoß. Aber auch wenn er nichts isst, trinkt er eine Tasse nach der anderen von dem Tee, der immer genau so zubereitet ist, wie er es am liebsten mag. Lucien isst ebenfalls nichts - er hat schon vorher etwas bekommen - und trinkt auch nichts.

Jetzt geht er zu Lucien und nimmt seine Hand. »Hallo, Lucien«, sagt er zu ihm.

Er war in London

**gewesen, als Meredith,
Luciens Frau, ihn
angerufen hatte: Es war die
Woche von Bergessons
Retrospektive im MoMA,
und er hatte sich eine
Dienstreise so gelegt, dass
er die Stadt verlassen
konnte. Lucien habe einen
schweren Schlaganfall
gehabt, sagte Meredith; er
werde es überleben, aber
die Ärzte könnten noch
nicht abschätzen, welche
Schäden er davontragen
werde.**

Lucien war zwei Wochen lang im Krankenhaus geblieben, und nach seiner Entlassung war klargewesen, dass die Folgen gravierend waren. Und auch wenn es schon fast fünf Monate her ist, hat sich sein Zustand bisher nicht verändert: die linke Hälfte seines Gesichts scheint zu schmelzen und herabzutropfen, und auch den linken Arm und das linke Bein kann er nicht bewegen. Er kann noch

sprechen, erstaunlich gut sogar, aber sein Gedächtnis ist ausgelöscht, die letzten zwanzig Jahre fehlen komplett. Anfang Juli war er gestürzt, hatte sich den Kopf gestoßen und im Koma gelegen; jetzt ist er zu wackelig auf den Beinen, um auch nur laufen zu können, und Meredith ist mit ihm von dem Haus in Connecticut in die Stadtwohnung gezogen, wo sie näher am Krankenhaus und an ihren Töchtern sind.

Er glaubt, dass Lucien sich freut, wenn er vorbeikommt, oder dass er zumindest nichts dagegen hat, aber ganz sicher ist er sich nicht. In jedem Fall weiß Lucien nicht, wer er ist: Er ist jemand, der in seinem Leben erscheint und wieder daraus verschwindet, und jedes Mal muss er sich von Neuem vorstellen.

»Wer bist du?«, fragt Lucien.

»Jude«, sagt er.

»Hilf mir auf die Sprünge«, sagt Lucien freundlich, so als begegneten sie sich auf einer Cocktailparty, »woher kennen wir uns noch gleich?«

»Du warst mein Mentor«, erklärt er.

»Ah«, sagt Lucien. Und dann herrscht Stille.

In den ersten Wochen versuchte er, Lucien sein eigenes Leben in Erinnerung zu rufen: Er sprach über Rosen

Pritchard, über Leute, die sie beide kannten, über Fälle, die sie diskutiert hatten. Doch dann begriff er, dass das, was sich in Luciens Gesicht spiegelte und was er - in seinem eigenen stupiden Optimismus - für Nachdenklichkeit gehalten hatte, in Wahrheit Angst war. Also thematisiert er die Vergangenheit jetzt nicht mehr oder zumindest nicht mehr ihre gemeinsame Vergangenheit. Er lässt

Lucien die Unterhaltung steuern, und auch wenn er nicht versteht, worauf Lucien sich bezieht, lächelt er und tut so, als ob.

»Wer bist du?«, fragt Lucien.

»Jude«, sagt er.

»Hilf mir auf die Sprünge: Woher kennen wir uns noch gleich?«

»Du warst mein Mentor.«

»Oh, in Groton!«

»Ja«, sagt er und versucht, Luciens Lächeln zu erwidern. »In Groton.«

Manchmal jedoch sieht Lucien ihn nur an.

»Mentor?«, sagt er dann.

»Ich bin viel zu jung, um dein Mentor zu sein!« Oder manchmal fragt er gar nicht und nimmt einfach einen Gesprächsfaden mittendrin auf, und Jude muss warten, bis er genügend Hinweise gesammelt hat, um zu wissen, welche Rolle ihm zugedacht ist - die des Freundes einer seiner Töchter zu Jugendzeiten, eines Kommilitonen vom

College oder eines Freundes aus dem Country Club -, bevor er entsprechend antworten kann.

In diesen Stunden lernt er mehr über Luciens früheres Leben, als Lucien je zuvor preisgegeben hat. Nur ist Lucien nicht mehr Lucien, zumindest nicht der Lucien, den er kannte. Dieser Lucien ist vage und gesichtslos; er ist so glatt, so frei von Ecken und Kanten wie ein Ei. Selbst seine Stimme - dieses urige

**heisere Grollen, mit dem
Lucien seine Sätze
vorgebracht hatte, jeder
einzelne eine
unumstößliche
Behauptung, die Pausen,
die er zwischen ihnen
machte, weil er so daran
gewöhnt war, dass gelacht
wurde; seine spezielle Art,
seine Absätze zu
strukturieren, die immer
mit einem Witz begannen
und endeten, der in
Wahrheit kein Witz war,
sondern eine in einen**

**Seidenumhang gehüllte
Beleidigung - hat sich
verändert. Schon als sie
noch miteinander
gearbeitet hatten, war ihm
klar gewesen, dass der
Lucien aus dem Büro nicht
der Lucien aus dem Country
Club war, doch diesen
anderen Lucien hatte er nie
zu Gesicht bekommen. Jetzt
aber sieht er ihn; er ist der
Einzigste, den er noch sieht.
Dieser Lucien spricht über
das Wetter, über Golf, über
das Segeln, über die Steuer,**

aber die Steuergesetze, die er zitiert, sind zwanzig Jahre alt. Nie stellt er ihm Fragen zu seiner Person: wer er ist, welchen Beruf er ausübt, warum er mal in einem Rollstuhl sitzt und mal nicht. Lucien redet, und er lächelt und nickt, die Hände um die Tasse mit dem kälter werdenden Tee gelegt. Wenn Luciens Hände zittern, nimmt er sie in seine eigenen Hände, denn er weiß, dass ihm das hilft, wenn er selbst zittert.

**Willem hatte das immer
getan und dazu mit ihm
gemeinsam geatmet, und
das hatte ihn immer
beruhigt. Wenn Lucien der
Speichel aus dem Mund
rinnt, tupft er ihn mit dem
Rand seiner Serviette ab.
Doch im Gegensatz zu ihm
scheint Lucien sein Zittern
und Sabbern nicht peinlich
zu sein, und er ist
erleichtert darüber. Er
schämt sich auch nicht für
Lucien, aber er schämt sich
seiner Unfähigkeit, ihm**

besser helfen zu können.

»Er liebt es, wenn du zu Besuch kommst, Jude«, sagt Meredith immer, aber er glaubt eigentlich nicht, dass das stimmt. Manchmal denkt er, dass er weniger Lucien zuliebe als vielmehr Meredith zuliebe kommt, und er begreift, dass es so ist, dass es so sein muss: Nicht die Verlorenen sind es, die man besucht, sondern die Menschen, die nach den Verlorenen suchen. Lucien ist das nicht

bewusst, aber er erinnert sich daran, dass es ihm bewusst gewesen war, als er selbst krank war, das erste und das zweite Mal, und Willem sich um ihn gekümmert hatte. Wie froh er gewesen war, wenn er aufwachte und einmal jemand anderes als Willem neben ihm saß. »Roman ist bei ihm«, sagten Richard oder Malcolm dann, oder: »Er ist mit JB was essen gegangen«, und sofort entspannte er sich. In den

Wochen nach seiner Amputation, als er nur noch hatte aufgeben wollen, waren diese Momente, in denen er sich vorstellen konnte, dass Willem ein wenig Trost fand, seine einzigen glücklichen Momente gewesen. Und so sitzt er mit Meredith zusammen, und sie reden, wobei sie sich ebenfalls nicht nach ihm erkundigt, was ihm auch nichts ausmacht. Sie ist einsam; er ist auch einsam. Lucien und

sie haben zwei Töchter, von denen eine in New York wohnt, aber ständig in der Entzugsklinik ist; die andere lebt mit ihrem Mann und den drei Kindern in Philadelphia und ist selbst Anwältin.

Er hat beide Töchter kennengelernt; sie sind um ein Jahrzehnt jünger als er, obwohl Lucien in Harolds Alter ist. Als er Lucien im Krankenhaus besucht hatte, hatte ihn die ältere, die, die in New York lebt, so

hasserfüllt angesehen, dass er beinahe vor ihr zurückgewichen wäre, und dann zu ihrer Schwester gesagt: »Ach, guck mal, wer da kommt: Papas Schoßhündchen. Was für eine Überraschung.«

»Werd endlich erwachsen, Portia«, hatte die jüngere sie angezischt. Zu ihm hatte sie gesagt: »Jude, danke, dass du gekommen bist. Das mit Willem tut mir furchtbar leid.«

»Danke, dass du

gekommen bist, Jude«, sagt Meredith jetzt und küsst ihn zum Abschied. »Sehe ich dich bald wieder?« Das fragt sie jedes Mal, so als rechnete sie damit, dass er die Frage eines Tages verneinen könnte.

»Ja«, sagt er. »Ich schicke dir eine Mail.«

»Tu das«, sagt sie und winkt ihm hinterher, als er den Korridor hinunter zum Fahrstuhl geht. Er hat immer das Gefühl, dass sonst nie jemand zu Besuch

kommt, aber wie kann das sein? Lass das bloß nicht wahr sein, bittet er.

Meredith und Lucien haben immer viele Freunde gehabt. Sie haben Dinnerpartys gegeben. Oft hatte er gesehen, wie Lucien das Büro mit einer schwarzen Krawatte verließ und die Augen verdrehte, während er ihm zum Abschied winkte.

»Benefizgala«, hatte er zur Entschuldigung gesagt.

»Party.« »Hochzeit.«

»Dinner.«

Nach diesen Besuchen ist er jedes Mal erschöpft, aber er läuft trotzdem weiter, geht sieben Blöcke weit in Richtung Süden und einen Viertelblock nach Osten zu den Irvines. Monatelang ist er den Irvines aus dem Weg gegangen, doch dann hatten sie letzten Monat, als sich der Unfall zum ersten Mal jährte, Richard, JB und ihn zum Essen zu sich nach Hause eingeladen, und er hatte gewusst, dass er nicht

absagen konnte.

Es war das Wochenende nach Labor Day gewesen. Die vier Wochen, die hinter ihm lagen - vier Wochen, in denen auch der Tag gelegen hatte, an dem Willem dreiundfünfzig geworden wäre; der Tag, an dem Willem gestorben war -, gehörten zu den schlimmsten seines Lebens. Er hatte gewusst, dass es schlimm werden würde; er hatte versucht, entsprechende

Vorkehrungen zu treffen. Jemand hatte für die Kanzlei nach Peking fliegen müssen, und obgleich ihm klar war, dass der Fall, an dem er gerade saß, seine Anwesenheit eher erfordert hätte als die Geschäfte in Peking, meldete er sich trotzdem dafür und trat die Reise an. Zunächst hatte er gehofft, dort in Sicherheit zu sein: Die wattierte Taubheit des Jetlags war teilweise nicht von der wattierten Taubheit seiner

**Trauer zu unterscheiden,
und anderes - darunter die
Hitze, die sich selbst wie
Watte anfühlte, wie
durchweichte Watte -, war
so körperlich unangenehm,
dass er gehofft hatte,
ausreichend abgelenkt zu
sein. Doch dann war er
eines Abends gegen Ende
seines Aufenthalts nach
einem langen Tag voller
Besprechungen ins Hotel
zurückgefahren worden,
und er hatte aus dem
Fenster geblickt und über**

**der Straße eine riesige
Werbetafel mit Willems
Gesicht darauf leuchten
sehen. Es war eine für den
gesamten ostasiatischen
Markt bestimmte
Bierreklame, für die Willem
zwei Jahre zuvor
fotografiert worden war.
Doch an der Werbetafel
hingen Menschen an
Flaschenzügen herab, und
ihm wurde klar, dass sie das
Plakat übermalten, dass sie
Willems Gesicht
auslöschten. Plötzlich**

**bekam er keine Luft mehr,
und um ein Haar hätte er
den Fahrer gebeten,
anzuhalten, doch das wäre
nicht möglich gewesen - an
der Straßenschleife, auf der
sie sich befanden, gab es
keine Abfahrten oder
Haltebuchten, und so war er
gezwungen, ganz still
dazusitzen, während sein
Herz fast zersprang, und die
Atemzüge zu zählen, die es
dauerte, am Hotel
anzukommen, dem Fahrer
zu danken, auszusteigen,**

**die Hotelloobby zu
durchqueren, im Fahrstuhl
nach oben zu fahren, den
Korridor entlangzugehen
und sein Zimmer zu
betreten, wo er sich, bevor
er nachdenken konnte,
gegen die kalte
Marmorwand der Dusche
warf, den Mund geöffnet
und die Augen geschlossen,
seinen Körper immer
wieder dagegenschleuderte,
bis er solche Schmerzen
hatte, dass es sich anfühlte,
als wäre jeder einzelne**

seiner Wirbel aus seiner Verankerung gerissen worden.

An diesem Abend schnitt er sich wild, unkontrollierbar, und als er zu stark zitterte, um weiterzumachen, wartete er ab, reinigte den Boden, trank etwas Saft, um wieder zu Kräften zu kommen, und begann von Neuem. Nach der dritten Runde kroch er in die Ecke der Duschkabine und weinte, die Arme über dem Kopf

**gefaltet, die Haare
blutverschmiert, und in der
Nacht schlief er dort, mit
einem Handtuch statt mit
einer Decke zugedeckt. Er
hatte das manchmal getan,
wenn ihn als Kind das
Gefühl überkam zu
explodieren, sich von sich
selbst abzulösen wie ein
sterbender Stern, und das
Bedürfnis gehabt hatte, in
den kleinsten Raum
hineinzukriechen, den er
finden konnte, damit seine
Knochen nicht**

**auseinanderstieben
konnten. Er hatte sich dann
vorsichtig unter Bruder
Luke herausgewunden und
sich unter dem Bett auf
dem schmutzigen
Motelteppich
zusammengerollt, der
stachelig vor Kletten und
heruntergefallenen
Reißnägeln war und
schleimig vor gebrauchten
Kondomen und
merkwürdige feuchte
Stellen hatte. Manchmal
hatte er in der Badewanne**

oder im Wandschrank geschlafen, wo er sich so klein zusammenkauerte, wie es nur ging. »Mein armer Kartoffelkäfer«, sagte Bruder Luke, wenn er ihn so fand. »Warum tust du das, Jude?« Er war freundlich und besorgt gewesen, aber er hatte es ihm nie erklären können.

Irgendwie brachte er diese Reise hinter sich; irgendwie hatte er ein Jahr hinter sich gebracht. In der Nacht, in der sich Willems

Tod jährte, hatte er von explodierenden Glasvasen geträumt, von Willems Körper, der wie ein Projektil durch die Luft schoss, seinem Gesicht, das an dem Baum zerschellte. Beim Aufwachen vermisste er Willem so sehr, dass er das Gefühl hatte zu erblinden. Am Tag nach seiner Rückkehr sah er das erste Plakat zu *Die glücklichen Jahre*. Der Film trug jetzt wieder den ursprünglichen Titel: *Der*

Tänzer und die Bühne. Auf manchen dieser Plakate war Willems Gesicht zu sehen, die Haare lang, wie Nurejew sie getragen hatte, das tief sitzende Trikot gab den Blick auf seine Brust und den langen, kräftigen Hals frei. Und manche bestanden lediglich aus riesigen Aufnahmen eines Fußes - es war, wie er wusste, tatsächlich Willems Fuß - in einem Ballettschuh, *en pointe*, aus solcher Nähe aufgenommen, dass man die

einzelnen Adern und Haare erkennen konnte, die dünnen, angespannten Muskeln und die dicken, sich vorwölbenden Sehnen. *Ab Thanksgiving im Kino* stand auf den Plakaten. O Gott, hatte er gedacht und war wieder nach drinnen gegangen, o Gott. Er wollte nicht mehr an ihn erinnert werden; er fürchtete den Tag, an dem er nicht mehr an ihn erinnert würde. In den letzten Wochen hatte er das Gefühl gehabt, dass

Willem sich von ihm entfernte, obwohl seine Trauer sich weigerte, schwächer zu werden.

In der Woche darauf fuhren sie zu den Irvines. Sie hatten sich wortlos darauf verständigt, gemeinsam zu fahren, und sich in Richards Wohnung getroffen, wo er Richard die Autoschlüssel gegeben hatte, der sich ans Steuer setzte. Sie schwiegen alle, selbst JB, und er war sehr nervös. Er hatte das Gefühl,

die Irvines seien wütend auf ihn; er hatte das Gefühl, ihren Zorn verdient zu haben.

Zu essen gab es Malcolms Leibspeisen; und während sie aßen, spürte er, wie Mr Irvine ihn anstarrte, und fragte sich, ob er wohl denke, was er selbst immer dachte: Warum Malcolm? Warum nicht er?

Mrs Irvine hatte den Vorschlag gemacht, dass sie reihum eine Erinnerung an Malcolm mit der Runde

**teilten, und er hatte
dagesessen und den
anderen zugehört -
Mrs Irvine, die erzählt
hatte, wie sie das Pantheon
besucht hatten, als Malcolm
sechs gewesen war, und auf
dem Heimweg fünf Minuten
nach dem Aufbruch
gemerkt hatten, dass
Malcolm fehlte, worauf sie
rasch zurückgerannt waren,
um ihn auf dem Boden
sitzend vorzufinden, den
Blick fest auf das
Kuppelauge geheftet; Flora,**

die erzählte, wie Malcolm sich als Zweitklässler ihr Puppenhaus vom Speicher geholt, alle Puppen herausgenommen und es mit kleinen Objekten gefüllt hatte, Dutzenden von Stühlen, Tischen und Sofas bis hin zu Möbelstücken, für die es keine Bezeichnung gab, die er alle aus Ton gefertigt hatte; JB, der erzählte, wie sie einmal an Thanksgiving alle einen Tag früher nach Hood Hall zurückgekehrt und ins

Wohnheim eingebrochen waren, um es ganz für sich allein zu haben, und wie Malcolm den Kamin im Wohnzimmer angezündet hatte, damit sie sich zum Abendessen Würste grillen konnten -, und als er an der Reihe war, erzählte er, wie Malcolm ihnen damals in der Lispenard Street ein Bücherregal gebaut hatte, welches das bisschen Wohnzimmer, das sie hatten, auf einen so schmalen Streifen reduziert

hatte, dass man, wenn man auf dem Sofa saß und die Beine ausstreckte, sie quasi in das Regal hineinlegte. Aber er hatte das Regal haben wollen, und Willem hatte zugestimmt. Und so war Malcolm mit dem billigsten Holz vorbeigekommen, das es gab, Verschnitt vom Holzplatz, und Willem und er hatten das Holz hinauf aufs Dach gebracht und das Regal dort zusammengebaut, damit die

Nachbarn sich nicht über das Gehämmer beschwerten, und dann hatten sie es hinuntergetragen und eingebaut.

Doch dabei war Malcolm aufgefallen, dass er sich vermessen hatte und das Regal acht Zentimeter zu breit war, weshalb sein Rand in den Flur hineinragte. Ihn hatte es nicht gestört und Willem auch nicht, aber Malcolm hatte den Fehler beheben

wollen.

»Lass es gut sein, Mal«, hatten sie beide gesagt. »Es ist super, es ist bestens.«

»Es ist nicht super«, hatte Malcolm trübsinnig gesagt. »Es ist nicht bestens.«

Schließlich hatten sie ihn überzeugen können, und Malcolm war nach Hause gegangen. Willem und er hatten das Regal in einem hellen Zinnoberrot gestrichen und ihre Bücher hineingestellt. Doch am Sonntag darauf war

Malcolm zurückgekehrt und hatte Entschlossenheit ausgestrahlt. »Ich kriege es einfach nicht aus dem Kopf«, hatte er gesagt. Und er hatte seine Tasche auf den Boden gestellt, hatte eine Bügelsäge herausgenommen und angefangen, an dem Regal herumzusägen, während die beiden ihn angeschrien hatten, bis ihnen klar wurde, dass er in jedem Fall weitermachen würde, ob sie ihm halfen oder

nicht. Also wurde das Regal wieder aufs Dach und wieder nach unten verfrachtet, und diesmal passte es perfekt.

»Ich muss immer wieder daran denken«, sagte er, während die anderen lauschten. »Denn es sagt so viel darüber aus, wie ernst Malcolm seine Arbeit nahm, wie sehr er dabei um Perfektion bemüht war, wie sehr er sein Arbeitsmaterial respektierte, egal ob es Marmor oder Sperrholz war.

**Aber ich glaube, es sagt
auch viel über seinen
Respekt für den Raum aus,
für *jeden* Raum, selbst eine
fürchterliche,
deprimierende Wohnung in
Chinatown, bei der Hopfen
und Malz verloren war:
Selbst dieser Raum
verdiente Respekt. Und es
sagt viel darüber aus, wie
sehr er seine Freunde
respektierte, wie sehr er
wollte, dass wir alle so
lebten, wie er es sich für
uns vorgestellt hatte: An**

einem so schönen und lebendigen Ort, wie seine imaginären Häuser es für ihn waren.«

Er verstummte. Was er ausdrücken wollte - ohne dass es ihm zu gelingen schien -, war, was er Malcolm hatte sagen hören, als er selbst im Bad gewesen war, um Farbe und Pinsel unter dem Waschbecken hervorzuholen, und Willem sich darüber beschwerte, dass sie das Bücherregal

**wieder zurück an seinen Platz wuchten mussten:
»Hätte ich es gelassen, wie es war, hätte er dagegenstoßen und hinfallen können, Willem«, hatte Malcolm geflüstert.
»Hättest du das gewollt?«**

**»Nein«, hatte Willem nach einer Pause gesagt und dabei beschämt geklungen.
»Nein, natürlich nicht. Du hast recht, Mal.« Malcolm, hatte er begriffen, war der Erste von ihnen gewesen, der seine Behinderung**

erkannt hatte; Malcolm hatte es sogar vor ihm selbst gewusst. Es war ihm immer bewusst gewesen, aber er hatte ihm nie das Gefühl gegeben, sich dafür schämen zu müssen. Alles, was Malcolm versucht hatte, war, ihm das Leben leichter zu machen, und es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er ihm das verübelt.

Als sie sich verabschiedeten, legte Mr Irvine ihm die Hand auf die Schulter. »Jude, hast du

noch einen Moment?

Monroe kann dich später nach Hause fahren.«

Ihm blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen, und er überließ Richard das Auto. Eine Zeit lang saßen Mr Irvine und er im Wohnzimmer - Malcolms Mutter war mit Flora, ihrem Mann und den Kindern im Esszimmer geblieben - und sprachen über seinen und Mr Irvines Gesundheitszustand, über Harold, über seine Arbeit,

als Mr Irvine plötzlich zu weinen begann. Da war er aufgestanden und hatte sich neben Mr Irvine gesetzt und ihm, begleitet von einem Gefühl der Hilflosigkeit und Schüchternheit, zögerlich die Hand auf den Rücken gelegt, während er die Jahrzehnte unter sich davonschlüpfen fühlte.

Mr Irvine war während ihres gesamten Erwachsenenendaseins für sie alle eine so

**einschüchternde Figur
gewesen. Seine
Körpergröße, seine
Beherrschtheit, seine
langen, harten
Gesichtszüge - er sah aus
wie einer Fotografie von
Edward Curtis entstiegen,
und so nannten sie ihn auch
alle: »der Häuptling«. »Was
wird der Häuptling dazu
sagen, Mal?«, hatte JB
gefragt, als Malcolm ihnen
von seinen Plänen erzählt
hatte, bei Ratstar
auszusteigen, und sie ihn**

alle zur Vernunft zu rufen versuchten. Oder (wieder JB): »Mal, kannst du den Häuptling fragen, ob ich die Wohnung benutzen kann, wenn ich nächsten Monat auf der Durchreise in Paris bin?«

Aber Mr Irvine war nicht länger der Häuptling: Auch wenn er noch immer ein aufrechter, logisch denkender Mann war, hatten seine dunklen Augen das nicht zu benennende Grau angenommen, das nur

die sehr Jungen und die sehr Alten auszeichnet: die Farbe des Meeres, aus dem wir kommen, die Farbe des Meeres, in das wir zurückkehren.

»Ich habe ihn geliebt«, sagte Mr Irvine zu ihm.

»Das weißt du doch, oder, Jude? Du weißt, dass ich das getan habe.«

»Ja, das weiß ich«, sagte er. Es war das, was er immer zu Malcolm gesagt hatte: »Natürlich liebt dich dein Vater, Mal. Natürlich

tut er das. Eltern lieben ihre Kinder.« Und als Malcolm einmal wegen irgendetwas in Rage gewesen war (worüber, wusste er nicht mehr), hatte er ihn angefahren: »Woher willst du das denn wissen, Jude?«, und daraufhin waren sie beide verstummt, und dann hatte Malcolm sich entsetzt bei ihm entschuldigt. »Es tut mir leid, Jude«, hatte er gesagt, »es tut mir so leid.« Und er hatte nichts erwidern

können, denn Malcolm hatte ja recht gehabt: Er wusste nicht, worüber er da sprach. Sein Wissen hatte er aus Büchern, und Bücher logen, sie beschönigten die Wahrheit. Es war das Schlimmste, was Malcolm je zu ihm gesagt hatte, und obgleich er es Malcolm gegenüber nie wieder erwähnt hatte, hatte Malcolm es selbst noch einmal angesprochen, kurz nach der Adoption.

»Ich werde nie vergessen

können, was ich damals zu dir gesagt habe.«

»Mal, vergiss es«, hatte er zu ihm gesagt, obwohl er sofort wusste, was Malcolm meinte, »du warst wütend, und es ist lange her.«

»Aber es war falsch von mir«, hatte Malcolm gesagt. »Und ich hatte unrecht. In jeder Hinsicht.«

Während er nun mit Mr Irvine dasaß, dachte er: Ich wünschte, Malcolm hätte diesen Moment erleben können. Das hätte

Malcolms Moment sein sollen.

Also besucht er jetzt die Irvines, nachdem er bei Lucien gewesen ist, und die Besuche ähneln sich. Es sind Ausflüge in die Vergangenheit, sie sind beide alte Männer, die mit ihm über Erinnerungen sprechen, die er nicht teilt, über Zusammenhänge, die er nicht kennt. Doch obwohl diese Besuche ihn deprimieren, hat er das Gefühl, sie auf sich nehmen

zu müssen: Beide gelten sie Menschen, die immer Zeit und ein offenes Ohr für ihn gehabt hatten, als er es gebraucht hatte, aber nicht wusste, wie er darum bitten sollte. Als er fünfundzwanzig und gerade in die Stadt gezogen war, hatte er bei den Irvines gewohnt, und Mr Irvine hatte mit ihm über den Markt und die Gesetze gesprochen und ihm Ratschläge gegeben: Er hatte ihm weniger gesagt,

**wie er zu denken, als
vielmehr, wie er zu sein
hatte, wie er als Kuriosität
in einer Welt existieren
konnte, die Kuriositäten mit
wenig Toleranz begegnete.**

**»Wegen deiner Art zu
gehen wird man dich in
eine bestimmte Schublade
stecken«, hatte Mr Irvine
einmal zu ihm gesagt, und
er hatte den Blick gesenkt.**

»Nein«, hatte er gesagt.

**»Schau nicht nach unten,
Jude. Das ist nichts, wofür
du dich schämen müsstest.**

Du bist ein brillanter Kopf, und du wirst brillant bleiben, und du wirst für deine Brillanz belohnt werden. Aber wenn du dich so verhältst, als würdest du nicht dazugehören, wenn du dich so verhältst, als würdest du dich deiner selbst schämen, dann wird man auch anfangen, dich so zu behandeln.« Er hatte tief durchgeatmet. »Glaub mir.«
Sei so hart, wie du willst, hatte Mr Irvine gesagt. Versuch nicht, die Leute dazu zu

bekommen, dass sie dich mögen. Verstell dich nicht, um deinen Kollegen ein besseres Gefühl zu geben. **Harold hatte ihn gelehrt, wie ein Anwalt zu denken, aber Mr Irvine hatte ihn gelehrt, sich wie einer zu benehmen. Und Lucien hatte beide Fähigkeiten erkannt und sie zu schätzen gewusst.**

An diesem Nachmittag fällt sein Besuch bei den Irvines kurz aus, weil Mr Irvine müde ist, und auf

**dem Weg nach draußen
begegnet er Flora - der
Fabelhaften Flora, auf die
Malcolm so stolz und so
neidisch gewesen war -, und
sie unterhalten sich noch
ein wenig, bevor er geht. Es
ist Anfang Oktober, aber
noch warm draußen;
morgens ist es wie im
Sommer, aber die
Nachmittage sind dunkel
und winterlich, und als er
die Park Avenue entlang zu
seinem Auto geht, erinnert
er sich an die Samstage, die**

**er vor zwanzig Jahren - vor
über zwanzig Jahren - hier
verbracht hat. Damals war
er zu Fuß nach Hause
gelaufen, und manchmal
hatte er unterwegs bei
einer berühmten und
teuren Bäckerei an der
Madison Avenue
haltgemacht, die er mochte,
und ein Walnussbrot
gekauft - ein Laib hatte so
viel gekostet, wie er damals
für ein ganzes Abendessen
auszugeben bereit war -,
das Willem und er mit**

Butter und Salz aßen. Die Bäckerei gibt es noch, und jetzt verlässt er die Park Avenue, um einen Laib von dem Brot zu kaufen, dessen Preis, zumindest seiner Erinnerung nach, unverändert geblieben, während alles andere so viel teurer geworden ist. Bevor er seine samstäglichen Besuche bei Lucien und den Irvines aufgenommen hatte, konnte er sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal tagsüber in dieser

Gegend gewesen war - seine Termine bei Andy liegen immer in den Abendstunden -, und jetzt beginnt er zu schlendern, sieht den hübschen Kindern zu, die die breiten, sauberen Bürgersteige entlangrennen, ihren hübschen Müttern, die hinter ihnen herspazieren, während die Lindenbäume über ihm ihre Blätter in ein blasses, zögerliches Gelb tauchen. Er geht an der 75th Street vorbei, wo er früher

**Felix unterrichtet hat, Felix,
der jetzt
unglaublicherweise
dreiunddreißig Jahre alt ist
und nicht mehr in einer
Punkband singt, sondern,
was noch unglaublicher ist,
als Hedgefondsmanager in
die Fußstapfen seines
Vaters getreten ist.**

**In der Wohnung schneidet
er das Brot an, schneidet
etwas Käse in Scheiben,
geht mit dem Teller zum
Tisch und starrt darauf. Er
gibt sich Mühe, richtige**

Mahlzeiten zu sich zu nehmen, die Gewohnheiten und Praktiken der Lebenden wiederaufzunehmen. Doch das Essen fällt ihm schwer. Der Appetit hat ihn verlassen, und alles schmeckt wie Brei oder wie das angerührte Kartoffelpüree aus der Tüte, das sie im Heim bekommen hatten. Aber er versucht es. Das Essen fällt ihm leichter, wenn er Zuschauer hat, also trifft er

**sich jeden Freitag mit Andy
und jeden Samstag mit JB.
Und fast jeden
Sonntagabend erscheint er
bei Richard - zusammen
kochen sie eines von
Richards vegetarischen
Kohlgerichten, und zum
Essen setzt India sich zu
ihnen.**

**Er hat auch wieder
begonnen, die Zeitung zu
lesen, und jetzt schiebt er
Brot und Käse beiseite und
schlägt so behutsam, als
könnte es ihn beißen, den**

**Kulturteil auf. Zwei
Sonntage zuvor war er
übermütig geworden und
hatte die erste Seite brüsk
umgeblättert, um sich
einem Artikel über den Film
gegenüberzusehen, den
Willem im vergangenen
September hätte drehen
sollen. In dem Bericht
stand, es seien neue
Darsteller für den Film
gefunden worden, der bei
der Kritik auf breite
Zustimmung gestoßen sei,
und die Hauptfigur sei in**

**Willem umbenannt worden.
Er hatte die Zeitung
zugeschlagen, sich ins Bett
gelegt und ein Kissen über
den Kopf gezogen, bis er
wieder aufstehen konnte. Er
weiß, dass er in den
kommenden zwei Jahren
immer wieder auf Artikel,
Plakate, Werbetafeln und
Filmtrailer für Projekte
stoßen wird, die Willem in
den vergangenen zwölf
Monaten hätte drehen
sollen. Heute aber ist nur
eine ganzseitige Anzeige**

**für *Der Tänzer und die Bühne*
in der Zeitung, und lange,
lange starrt er in Willems
beinahe lebensgroßes
Gesicht, bedeckt die Augen
auf dem Papier mit seiner
Hand und nimmt sie wieder
fort. Wäre er in einem Film,
denkt er, würde das Gesicht
jetzt anfangen, zu ihm zu
sprechen. Wäre er in einem
Film, würde er aufblicken,
und Willem stünde vor ihm.**

**Manchmal denkt er: Es
geht aufwärts. Es geht mir
besser. Manchmal erwacht**

**er voller Stärke und Elan.
Heute ist der Tag, denkt er
dann. Heute ist der erste
Tag, an dem es mir wirklich
bessergeht. Heute ist der
Tag, an dem ich anfangen,
Willem weniger zu
vermissen. Und dann
passiert irgendetwas,
irgendetwas Alltägliches,
vielleicht geht er ins
Ankleidezimmer, wo sein
Blick auf den einsam
wartenden Ständer mit
Willems Hemden fällt, die
niemals wieder getragen**

**werden, und sein Ehrgeiz
und sein Optimismus
schwinden, und er wird
wieder in Verzweiflung
gestürzt. Manchmal denkt
er: Ich kann es schaffen.
Doch ihm wird mehr und
mehr bewusst: Ich schaffe
es nicht. Er hat sich
geschworen, jeden Tag
einen Grund zu finden,
weiterzumachen. Manche
dieser Gründe sind kleine
Gründe: ein Geschmack,
den er mag, eine
Symphonie, die er mag, ein**

**Gemälde, das er mag, ein
Gebäude, das er mag, eine
Oper, die er mag, ein Buch,
Orte, die er besuchen will,
noch einmal oder zum
ersten Mal. Manche dieser
Gründe sind
Verpflichtungen: weil er es
tun sollte. Weil er es kann.
Weil Willem wollen würde,
dass er es tut. Und manche
der Gründe sind große
Gründe: wegen Richard.
Wegen JB. Wegen Julia. Und
ganz besonders wegen
Harold.**

Etwas weniger als ein Jahr nach seinem Selbstmordversuch waren Harold und er gemeinsam spazieren gegangen. Es war Labor Day, und sie waren in Truro. Er erinnert sich daran, dass ihm das Laufen an jenem Wochenende schwerfiel; er erinnert sich daran, wie vorsichtig er die Dünen überquert hat; er erinnert sich daran, gespürt zu haben, wie Harold sich bemühte, ihn nicht anzufassen, ihm nicht zu

helfen.

Schließlich hatten sie sich hingesetzt und ausgeruht, hatten aufs Meer hinausgeblickt und geredet: über einen Fall, an dem er gerade arbeitete, über Laurence, der in Rente ging, über Harolds neues Buch. Und dann hatte Harold plötzlich gesagt: »Jude, du musst mir versprechen, dass du das nie wieder tust«, und es war Harolds Tonfall gewesen - streng hatte er geklungen,

obwohl Harold nie streng klang -, der ihn gezwungen hatte, ihn anzusehen.

»Harold«, setzte er an.

»Ich versuche, dich nie um etwas zu bitten«, sagte Harold, »weil du nicht glauben sollst, du wärst mir etwas schuldig: Und das bist du auch nicht.« Er sah ihn an, und auch sein Blick war streng. »Aber darum bitte ich dich. Ich bitte dich. Du musst es mir versprechen.«

Er zögerte. »Ich verspreche es«, sagte er

schließlich, und Harold nickte.

»Danke«, sagte er.

Sie hatten dieses Gespräch nie wieder erwähnt, und obwohl er wusste, dass das nicht sehr logisch war, wollte er das Versprechen, das er Harold gegeben hatte, nicht brechen. Manchmal kam es ihm vor, als wäre dieses Versprechen - dieser mündliche Vertrag - das Einzige, was ihn davon abhielt, es noch einmal zu

versuchen, wobei er wusste, wenn er es noch einmal täte, würde es nicht bei einem Versuch bleiben: Diesmal würde er es wirklich tun. Er wusste, wie er es tun würde; er wusste, dass es funktionieren würde. Seit Willem gestorben war, hatte er nahezu täglich darüber nachgedacht. Er kannte den Zeitplan, dem er würde folgen müssen, er wusste, wie er es einrichten würde, dass man ihn fand. Als er

zwei Monate zuvor eine sehr schlechte Woche gehabt hatte, hatte er sogar sein Testament geändert, das sich jetzt las wie der letzte Wille eines Menschen, der sich bei seinen Nächsten entschuldigen muss, dessen Vermächtnis darin besteht, um Vergebung zu bitten. Und obgleich er nicht die Absicht hat, sein Testament in dieser Form zu belassen - wie er sich selbst ins Gedächtnis ruft -, hat er es bislang auch nicht ändern

lassen.

Er hofft auf eine Infektion, irgendetwas Schnelles, Tödliches, etwas, das ihn umbringen und schuldlos sterben lassen wird. Doch es kommt keine Infektion. Seit der Amputation hat es keine neuen Wunden mehr gegeben. Er hat noch Schmerzen, aber nicht mehr - tatsächlich sogar weniger - als zuvor. Er ist gesund oder zumindest so gesund, wie er es sein kann.

Er hat daher auch keinen Grund, einmal in der Woche zu Andy zu gehen, aber er tut es trotzdem, weil er weiß, dass Andy fürchtet, er könnte sich umbringen. Er fürchtet selbst, er könnte sich umbringen. Also fährt er jeden Freitag nach Uptown. An den meisten dieser Freitage treffen sie sich nur zum Abendessen, lediglich an jedem zweiten Freitag im Monat geht dem Essen eine Untersuchung voraus. Die

Untersuchungen laufen ab wie stets: Nur das Fehlen seiner Füße, seiner Waden, beweist, dass sich etwas verändert hat. In anderen Aspekten hat er sich zu dem Menschen zurückentwickelt, der er Jahrzehnte zuvor gewesen ist. Er ist wieder unsicher. Er schreckt vor Berührungen zurück. Drei Jahre vor Willems Tod war er endlich so weit gewesen, dass er ihn hatte bitten können, die Narben auf

seinem Rücken mit der Salbe einzureiben, und Willem hatte es getan, und eine Zeit lang hatte er sich anders gefühlt, wie eine Schlange, die sich gehäutet hat. Doch jetzt ist natürlich niemand mehr da, der ihm helfen kann, und die Narben sind wieder gespannt und wulstig, überziehen seinen Rücken als ein Geflecht elastischer Fesseln.

Er weiß jetzt: Menschen ändern sich nicht. Er kann

sich nicht ändern. Willem hatte geglaubt, er habe sich verändert, während er ihn durch seine Genesung begleitet hatte; er war von seinen eigenen Reserven, der eigenen Geduld überrascht gewesen. Doch er - er und jeder andere - hatte schon immer gewusst, dass Willem diese Eigenschaften besaß. Diese Monate mochten Willem sein eigenes Wesen deutlicher vor Augen geführt haben, aber die

Merkmale, die er dabei an sich entdeckt hatte, hatten niemanden außer ihn selbst überrascht. Und Willem zu verlieren ist für ihn in derselben Weise erhellend gewesen. Während der Jahre mit Willem hatte er sich einreden können, ein anderer Mensch zu sein, ein glücklicherer, freier und tapferer Mensch. Doch jetzt ist Willem fort, und er ist wieder der, der er zwanzig, dreißig, vierzig Jahre zuvor gewesen ist.

**Wieder ein Freitag also.
Er fährt zu Andy. Die
Waage: Andys Seufzen. Die
Fragen: seine Antworten,
eine Reihe von Jas und
Neins. Ja, er fühlt sich gut.
Nein, keine Anzeichen, die
auf Wunden hindeuten. Ja,
alle zehn bis vierzehn Tage
eine Attacke. Ja, er hat
geschlafen. Ja, er ist unter
Leute gegangen. Ja, er hat
gegessen. Ja, drei
Mahlzeiten am Tag. Ja,
jeden Tag. Nein, er weiß
auch nicht, wieso er dann**

abnimmt. Nein, er will nicht darüber nachdenken, wieder zu Dr. Loehmann zu gehen. Die Inspektion seiner Arme: Andy wendet sie in seinen Händen, sucht nach frischen Schnitten, findet keine. In der Woche nachdem er aus Peking zurückgekehrt war, der Woche, in der er die Beherrschung verloren hatte, hatte Andy sie angesehen und nach Luft geschnappt, und er hatte auch auf sie

hinuntergeschaut und sich daran erinnert, wie schlimm es gewesen, wie sehr es ausgeartet war. Doch Andy hatte nichts gesagt, hatte nur die Wunden gereinigt, und als er fertig war, hatte er die Hände um seine gelegt.

»Ein Jahr«, hatte Andy gesagt.

»Ein Jahr«, hatte er wiederholt. Und sie hatten beide geschwiegen.

Nach dem Termin gehen sie in ein kleines

italienisches Restaurant um die Ecke, das sie beide gern mögen. Beim Essen behält Andy ihn immer im Auge, und wenn er das Gefühl hat, dass er nicht genug bestellt hat, lässt er noch etwas kommen und piesackt ihn so lange, bis er es gegessen hat. Doch diesmal merkt er, dass Andy etwas auf dem Herzen hat: Während sie auf das Essen warten, trinkt Andy schnell und redet über Football, obwohl er weiß, dass er sich nicht

dafür interessiert, und sonst nie mit ihm darüber spricht. Manchmal hatten Willem und Andy sich über Sport unterhalten, und dann hatte er zugehört, wie sie über diese oder jene Mannschaft palaverten, während sie am Tisch in der Greene Street saßen und Pistazien aßen und er den Nachtsch vorbereitete.

»Entschuldige«, sagte Andy schließlich. »Ich quatsche dich voll.« Die Vorspeise kommt, und sie

**essen schweigend, bevor
Andy einen tiefen Atemzug
nimmt.**

**»Jude«, sagt er, »ich gebe
die Praxis auf.«**

**Er hatte sich gerade ein
Stück Aubergine
abgeschnitten, aber jetzt
hält er inne und lässt die
Gabel sinken. »Nicht in
nächster Zeit«, fügt Andy
schnell hinzu. »Ich mache
bestimmt noch drei Jahre
weiter. Aber ich werde
dieses Jahr anfangen, mir
die Praxis mit jemandem zu**

**teilen, damit der Übergang
möglichst glatt abläuft: für
die Mitarbeiter, aber vor
allem für die Patienten. Er
wird mit jedem Jahr mehr
Patienten übernehmen.« Er
verstummt kurz, bevor er
weiserspricht. »Ich glaube,
du wirst ihn mögen. Ich
weiß, dass du es tun wirst.
Ich bleibe dein Arzt bis zum
letzten Tag, und ich sage
dir früh genug Bescheid,
bevor ich gehe. Aber ich
möchte, dass ihr euch
kennenlernt, um mal zu**

**schauen, ob die Chemie
zwischen euch stimmt« -
Andy lächelt ein wenig,
aber er bringt es nicht über
sich, das Lächeln zu
erwidern -, »und sollte das
aus irgendeinem Grund
nicht der Fall sein, haben
wir genügend Zeit, um
jemand anderen für dich zu
finden. Ich habe da noch
ein paar Leute im
Hinterkopf, von denen ich
weiß, dass sie bereit wären,
dir das Komplettprogramm
anzubieten. Und ich gehe**

nicht, bevor wir dich nicht irgendwo untergebracht haben.«

Er kann noch immer nichts sagen, kann nicht einmal den Kopf heben, um Andy anzusehen. »Jude«, hört er Andy sagen, sanft, flehentlich. »Ich wünschte, ich könnte dir zuliebe für immer bleiben. Du bist der Einzige, für den ich gern bleiben würde. Aber ich bin müde. Ich bin fast zweiundsechzig, und ich habe mir immer

geschworen, in Rente zu gehen, bevor ich fünfundsechzig bin. Ich -«

Aber er unterbricht ihn. »Andy«, sagt er, »natürlich sollst du in Rente gehen können, wann immer du willst. Du bist mir überhaupt keine Erklärung schuldig. Ich freue mich für dich. Wirklich. Es ist bloß ... Ich werde dich bloß vermissen. Du bist immer so gut zu mir gewesen.« Er verstummt kurz. »Ich bin so sehr auf dich angewiesen«,

gesteht er schließlich.

»Jude«, beginnt Andy, und dann schweigt er. »Jude, ich werde immer dein Freund bleiben. Ich bin immer da, wenn du Hilfe brauchst, in medizinischer Hinsicht oder wobei auch immer. Aber du brauchst jemanden, der mit dir zusammen alt werden kann. Der Kerl, der jetzt bei mir anfängt, ist sechsvierzig; er kann sich für den Rest deines Lebens um dich kümmern, wenn du das willst.«

»Solange ich in den nächsten neunzehn Jahren sterbe«, hört er sich sagen. Wieder schweigen sie. »Es tut mir leid, Andy«, sagt er, erschrocken darüber, wie elend er sich fühlt, wie kleinkariert er sich aufführt. Schließlich hat er immer gewusst, dass Andy eines Tages in Rente gehen würde. Aber jetzt wird ihm bewusst, dass er nie damit gerechnet hatte, dann noch am Leben zu sein. »Es tut mir leid«, wiederholt er.

»Hör gar nicht auf mich.«

»Jude«, sagt Andy leise.

»Auf die eine oder andere Weise werde ich immer für dich da sein. Ich habe es dir vor Ewigkeiten versprochen, und ich stehe nach wie vor dazu.«

Dann, nach einer Pause, fährt er fort. »Hör zu, Jude, ich weiß, dass das nicht einfach wird. Ich weiß, dass niemand unsere gemeinsame Geschichte ersetzen kann. Das soll nicht arrogant klingen; ich

glaube nur nicht, dass jemand anderes das unbedingt verstehen wird. Aber wir finden die bestmögliche Lösung. Und wie sollte man dich nicht augenblicklich ins Herz schließen?« Wieder lächelt Andy ihn an, aber es gelingt ihm wieder nicht, zurücklächeln. »In jedem Fall will ich, dass du dir den Neuen mal anschaust: Linus. Er ist ein guter Arzt und, was genauso wichtig ist, ein guter Typ. Ich

verrate ihm keine Einzelheiten über dich; ich will nur, dass du ihn mal triffst, okay?«

Am Freitag darauf macht er sich also auf den Weg, und in Andys Praxis ist ein zweiter Mann, klein gewachsen und gut aussehend und mit einem Lächeln, das ihn an Willem erinnert. Andy stellt sie einander vor, und sie geben sich die Hand. »Ich habe schon so viel von dir gehört, Jude«, sagt Linus. »Es freut

mich sehr, dich endlich einmal kennenzulernen.«

»Ebenso«, sagt er. »Ich gratuliere.«

Andy lässt sie allein, damit sie sich in Ruhe unterhalten können, und sie tun es leicht verschämt, witzeln darüber, dass das Treffen etwas von einem Blind Date hat. Andy hat Linus nur von der Amputation erzählt, und sie sprechen kurz darüber und über die Knochenmarkentzündung,

die ihr vorausgegangen war. »Diese Behandlungen können einen echt fertigmachen«, sagt Linus, aber er drückt nicht sein Bedauern wegen der verlorenen Beine aus, wofür er ihm dankbar ist. Linus hat als Arzt in einer Gemeinschaftspraxis gearbeitet, die Andy ihm gegenüber schon einmal erwähnt hatte; er scheint Andy aufrichtig zu bewundern und sich wirklich auf die

Zusammenarbeit zu freuen.

Es gibt an Linus nichts auszusetzen. An seinen Fragen und dem Respekt, mit dem er sie stellt, merkt er, dass er tatsächlich ein guter Arzt und wahrscheinlich auch ein guter Mensch ist. Aber er weiß auch, dass er sich niemals vor Linus wird ausziehen können. Er kann sich nicht vorstellen, die Gespräche, die Dinge, die er mit Andy bespricht, mit jemand anderem zu

besprechen. Er kann sich nicht vorstellen, jemand anderem denselben Zugang zu seinem Körper, zu seinen Ängsten zu gewähren. Wenn er daran denkt, wie jemand anderes seinen Körper zum ersten Mal sieht, verlässt ihn der Mut: Seit der Amputation hat er sich selbst nur ein einziges Mal angesehen. Er studiert Linus' Gesicht, sein verstörend willemhaftes Lächeln, und obwohl er nur fünf Jahre älter als Linus

**ist, fühlt er sich um
Jahrhunderte älter, fühlt
sich zerbrochen und
verdorrt, so wie etwas, das
man kurz ansieht, um rasch
wieder die Plane
darüberzuwerfen. »Den
könnt ihr wieder
mitnehmen«, würde es dann
heißen, »der ist im Arsch.«**

**Er denkt an das Gespräch,
das er wird führen müssen,
die Erklärungen, die er wird
geben müssen: über seinen
Rücken, seine Arme, seine
Beine, seine Krankheiten.**

**Er hat seine eigenen
Ängste, seine eigene
Beklemmung so satt, aber
so überdrüssig er ihrer
auch ist, kann er doch nicht
anders, als ihnen
nachzugeben. Er stellt sich
vor, wie Linus langsam
seine Akte durchblättert,
wie er die Jahre, die
Dekaden an Notizen sieht,
die Andy sich über ihn
gemacht hat: Auflistungen
seiner Schnittwunden, der
Medikamente, die er
genommen hat, der**

ausgebrochenen Infektionen. Notizen über seinen Selbstmordversuch, über Andys Versuche, ihn dazu zu überreden, dass er zu Dr. Loehmann geht. Er weiß, dass Andy all das aufgeschrieben hat; er weiß, wie gründlich er ist.

»Du musst es irgendeinem Menschen erzählen«, hatte Ana immer gesagt, und mit fortschreitendem Alter hatte er beschlossen, diesen Satz wörtlich zu nehmen. Irgendeinem. Eines Tages,

**dachte er, würde er
irgendwie einen Weg
finden, es irgendeinem,
einem einzigen Menschen
zu erzählen. Und dann hatte
er es getan, hatte es einem
Menschen erzählt, dem er
vertraute, und dieser
Mensch war gestorben, und
ihm fehlte die Kraft, seine
Geschichte noch einmal zu
erzählen. Aber erzählte
nicht jeder seine
Lebensgeschichte - seine
wirkliche
Lebensgeschichte - nur**

**einem einzigen Menschen?
Wie oft sollte er sich denn
wiederholen müssen, wo er
doch jedes Mal, wenn er die
Geschichte erzählte, die
Kleider von seiner Haut
abstreifte und das Fleisch
von seinen Knochen, bis er
so verletzlich war wie eine
kleine rosa Maus? Da wird
ihm bewusst, dass er
niemals in der Lage sein
wird, zu einem anderen Arzt
zu gehen. Er wird so lange
zu Andy gehen, wie er kann,
so lange, wie Andy ihn lässt.**

Wie es danach weitergeht, weiß er nicht - er wird es sich überlegen, wenn es so weit ist. Im Moment gehört seine Privatsphäre, gehört sein Leben noch ihm. Er denkt so viel an Willem - versucht ihn vor seinem inneren Auge erstehen zu lassen, sein Gesicht und seine Stimme im Kopf festzuhalten, ihn bei sich zu behalten -, dass seine eigene Vergangenheit weiter entfernt ist als je zuvor: Er befindet sich in

der Mitte eines Sees und versucht, nicht unterzugehen; er erträgt den Gedanken nicht, ans Ufer zurückzukehren und wieder umgeben von all seinen Erinnerungen leben zu müssen.

Er will an jenem Abend nicht mit Andy essen gehen, aber sie tun es und verabschieden sich auf dem Weg nach draußen von Linus. Sie laufen schweigend zu ihrem Sushi-Restaurant, nehmen

schweigend Platz, bestellen etwas und warten dann schweigend auf das Essen.

»Wie ist dein Eindruck?«, fragt Andy schließlich.

»Er hat etwas Ähnlichkeit mit Willem«, sagt er.

»Tatsächlich?«, sagt Andy, und er zuckt mit den Schultern.

**»Ein bisschen«, sagt er.
»Das Lächeln.«**

»Ah«, sagt Andy. »Ja, das kann sein.« Sie verstummen wieder. »Aber was hältst du von ihm? Ich weiß, dass es

manchmal schwer zu sagen ist, wenn man jemanden nur ein Mal getroffen hat, aber meinst du, du würdest mit ihm zurechtkommen?«

»Ich glaube nicht, Andy«, sagt er schließlich, und er spürt Andys Enttäuschung.

»Wirklich nicht, Jude? Was gefällt dir denn nicht an ihm?« Aber er antwortet nicht, und schließlich seufzt Andy. »Tut mir leid«, sagt er. »Ich hatte gehofft, du würdest ihn sympathisch genug finden, um es

wenigstens in Erwägung zu ziehen. Wirst du trotzdem noch mal darüber nachdenken? Vielleicht kannst du ihm noch eine Chance geben. Und in der Zwischenzeit gibt es noch diesen anderen Arzt, Stephan Wu, den du vielleicht mal kennenlernen solltest. Er ist kein Orthopäde, aber in meinen Augen könnte das sogar ein Vorteil sein; er ist mit Sicherheit der beste Internist, mit dem ich je

**zusammengearbeitet habe.
Oder du könntest es mal
mit -«**

**»Gott, Andy, hör auf«, sagt
er und hört den Zorn in
seiner Stimme, einen Zorn,
von dem er nicht gewusst
hat, dass er ihn in sich
trägt. »Hör auf.« Er hebt
den Blick, sieht in Andys
betroffenes Gesicht. »Willst
du mich so dringend
loswerden? Kannst du mir
nicht mal eine Pause
gönnen? Darf ich das nicht
mal ein bisschen sacken**

lassen? Begreifst du nicht, wie schwierig das für mich ist?« Er weiß, wie egoistisch, wie unvernünftig, wie selbstsüchtig er gerade ist, und es macht ihn betroffen, aber er kommt nicht dagegen an, und er steht auf und stößt dabei gegen den Tisch. »Lass mich in Frieden«, sagt er zu Andy. »Wenn du nicht für mich da sein kannst oder willst, dann lass mich in Frieden.«

»Jude«, sagt Andy, aber er

hat sich schon am Tisch vorbeigeschoben, und in diesem Moment kommt die Kellnerin mit dem Essen, und er hört Andy fluchen und sieht, wie er nach seinem Portemonnaie greift, und dann humpelt er aus dem Restaurant.

Mr Ahmed arbeitet freitags nicht, weil er immer selbst zu Andy fährt, aber statt jetzt zum Auto zurückzugehen, das vor Andys Praxis steht, hält er ein Taxi an, steigt rasch ein

und bittet den Fahrer, rasch loszufahren, bevor Andy ihn erwischen kann.

Am Abend stellt er seine Telefone ab, betäubt sich mit Medikamenten und kriecht ins Bett. Er wacht am nächsten Tag auf, schreibt JB und Richard, dass er sich nicht wohlfühlt und die Verabredungen zum Essen absagen muss, und betäubt sich wieder, bis es Montag ist. Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag. Er hat alle

**Anrufe, Kurzmitteilungen
und E-Mails von Andy, hat
alle seine
Sprachnachrichten
ignoriert, aber obwohl er
nicht mehr wütend ist, sich
nur noch schämt, bringt er
es nicht über sich, sich
noch ein weiteres Mal zu
entschuldigen, erträgt er
seine eigene Gemeinheit,
seine eigene Schwachheit
nicht mehr. »Ich habe
Angst, Andy«, will er sagen.
»Was soll ich nur ohne dich
machen?«**

**Andy liebt Süßigkeiten,
und am Donnerstagabend
lässt er eine seiner
Sekretärinnen bei Andys
liebstem Süßwarenladen
eine absurde, eine groteske
Menge Pralinen bestellen.
»Soll irgendeine Nachricht
dabei sein?«, fragt die
Sekretärin, und er schüttelt
den Kopf. Sie nickt und
wendet sich zum Gehen,
und er ruft sie noch einmal
zu sich, nimmt sich ein
Stück Notizpapier von
seinem Schreibtisch,**

kritzelt *Andy* – *es ist mir so
peinlich. Bitte verzeih mir. Jude
darauf und gibt es ihr.*

**Doch am Abend darauf
geht er nicht zu Andy; er
geht nach Hause, um
Harold, der ihm gerade
einen seiner
unangekündigten Besuche
abstattet, etwas zu essen zu
machen. Im vergangenen
Sommer ist Harolds letztes
Semester am College zu
Ende gegangen, was ihm
erst im September
klargeworden war. Willem**

und er hatten immer vorgehabt, eine Party für Harold zu schmeißen, wenn er sich irgendwann zur Ruhe setzte, so wie sie es für Julia getan hatten, als sie in Rente gegangen war. Aber er hatte es vergessen, und er hatte gar nichts organisiert. Und dann war es ihm wieder eingefallen, und er hatte trotzdem nichts organisiert.

Er ist müde. Er will Harold nicht sehen. Aber er macht trotzdem

**Abendessen, ein
Abendessen, von dem er
weiß, dass er es nicht essen
wird, serviert es Harold und
setzt sich dann selbst an
den Tisch.**

**»Hast du gar keinen
Hunger?«, fragt Harold ihn,
und er schüttelt den Kopf.
»Ich habe erst um fünf zu
Mittag gegessen«, lügt er.
»Ich esse später noch
etwas.«**

**Er schaut Harold beim
Essen zu und sieht, dass er
alt ist, dass die Haut an**

**seinen Händen weich und
seidig geworden ist wie die
eines Babys. Ihm ist
zunehmend bewusst
geworden, dass er ein Jahr,
zwei Jahre und mittlerweile
sechs Jahre älter ist, als
Harold es bei ihrer ersten
Begegnung war. Und
dennoch ist Harold in
seiner Wahrnehmung stur
fünfundvierzig Jahre alt
geblieben; das Einzige, was
sich verändert hat, ist seine
eigene Einschätzung, wie
alt man mit fünfundvierzig**

eigentlich ist. Er schämt sich, es zuzugeben, aber er hat erst in letzter Zeit in Erwägung zu ziehen begonnen, dass die Möglichkeit besteht, ja dass es sogar wahrscheinlich ist, dass er Harold überleben wird. Er hat bereits länger gelebt, als er es sich je ausgemalt hatte; ist es da nicht wahrscheinlich, dass er noch länger leben wird?

Er muss an ein Gespräch denken, das sie geführt hatten, als er

fünfunddreißig geworden war. »Ich bin jetzt ein Mann mittleren Alters«, hatte er gesagt, und Harold hatte gelacht.

»Du bist jung«, hatte er gesagt. »Du bist so jung, Jude. Du bist nur ein Mann mittleren Alters, wenn du die Absicht hast, mit siebzig zu sterben. Und das solltest du besser nicht tun. Ich werde nicht in der Stimmung sein, auf deine Beerdigung zu gehen.«

»Dann wärest du

fünfundneunzig«, sagte er.
**»Hast du ernsthaft vor,
dann noch am Leben zu
sein?«**

**»Ich werde am Leben und
äußerst kregel sein und von
einer reichen Auswahl an
vollbusigen jungen
Schwestern gepflegt
werden.«**

**Da hatte er lächeln
müssen. »Und wer wird für
diese Flotte vollbusiger
junger Schwestern
aufkommen?«**

»Du natürlich«, sagte

Harold. »Du und das Vermögen, das du der Pharmaindustrie abgeknöpft hast.«

Aber jetzt befürchtet er, dass es doch nicht dazu kommen wird. Verlass mich nicht, Harold, denkt er, aber es ist ein stumpfer, geistloser Wunsch, einer, bei dem er gar nicht damit rechnet, dass er beantwortet wird, der eher Routine als echter Hoffnung entspringt. Verlass mich nicht.

**»Du sagst ja gar nichts«,
sagt Harold jetzt, und er
reißt sich zusammen.**

**»Tut mir leid, Harold«,
sagt er. »Ich war kurz in
Gedanken.«**

**»Das habe ich gemerkt«,
sagt Harold. »Ich sagte:
Julia und ich haben
überlegt, mehr Zeit hier in
der Stadt zu verbringen,
dauerhaft in Manhattan zu
wohnen.«**

**Er blinzelt. »Du meinst,
ihr wollt hierherziehen?«**

»Na ja, das Haus in

Cambridge würden wir schon behalten«, sagt Harold, »aber ja. Ich will nächsten Herbst vielleicht ein Seminar an der Columbia geben, und wir sind immer gern hier.« Er sieht ihn an. »Und wir dachten, es wäre auch schön, etwas näher bei dir zu sein.«

Er weiß nicht, was er davon halten soll. »Wollt ihr euer Leben dort oben denn ganz aufgeben?«, fragt er. Die Nachricht verwirrt ihn;

Julia und Harold lieben Cambridge - er hätte nie gedacht, dass sie einmal von dort wegziehen könnten. »Was ist denn mit Laurence und Gillian?«

»Laurence und Gillian sind oft genug in der Stadt; so wie alle anderen auch.« Harold studiert wieder sein Gesicht. »Du scheinst nicht sehr glücklich darüber zu sein, Jude.«

»Es tut mir leid«, sagt er und schlägt die Augen nieder. »Ich hoffe bloß, ihr

wollt nicht wegen ... wegen mir umziehen.« Sie schweigen. »Ich will nicht anmaßend klingen«, sagt er schließlich. »Aber *falls* ich der Grund bin, solltet ihr es lieber nicht tun, Harold. Es geht mir gut. Ich komme gut zurecht.«

»Wirklich, Jude?«, fragt Harold leise, und plötzlich steht er rasch auf und geht ins Bad neben der Küche, wo er sich auf den Toilettendeckel setzt und das Gesicht in die Hände

legt. Er hört, wie Harold auf der anderen Seite der Tür wartet, aber er sagt nichts, und Harold tut es auch nicht. Minuten später, als er die Selbstbeherrschung wiedererlangt hat, öffnet er schließlich wieder die Tür, und sie sehen sich an.

»Ich bin einundfünfzig«, sagt er zu Harold.

»Was soll das denn heißen?«, fragt Harold.

»Es heißt, dass ich allein auf mich aufpassen kann«, sagt er. »Es heißt, dass ich

niemanden brauche, der mir hilft.«

Harold seufzt. »Jude«, sagt er, »es gibt kein Ablaufdatum dafür, dass man Hilfe braucht oder dass man Menschen braucht. Es ist nicht so, dass man ein bestimmtes Alter erreicht und es einfach aufhört.« Sie schweigen wieder. »Du bist so dünn«, fährt Harold fort, und als er nichts darauf erwidert: »Was sagt denn Andy?«

»Ich kann dieses Gespräch

nicht führen«, sagt er schließlich mit kratziger, heiserer Stimme. »Ich kann es nicht, Harold. Und du kannst es auch nicht. Es kommt mir vor, als wäre ich eine einzige Enttäuschung für dich, und das tut mir leid, es tut mir alles leid. Aber ich gebe mir wirklich Mühe. Ich gebe mein Bestes. Es tut mir leid, wenn das nicht ausreicht.« Harold versucht etwas zu sagen, aber er lässt ihn nicht zu Wort kommen. »Ich

bin, wie ich bin. So und nicht anders, Harold. Es tut mir leid, dass du es so schwer mit mir hast. Es tut mir leid, dass ich dir deinen Ruhestand kaputtmache. Es tut mir leid, dass ich nicht glücklicher bin. Es tut mir leid, dass ich nicht über Willem hinweg bin. Es tut mir leid, dass ich einen Beruf habe, den du nicht respektierst. Es tut mir leid, dass ich so ein Nichts bin.«
Er weiß nicht länger, was er sagt; er weiß nicht länger,

was er fühlt: Er will sich schneiden, will verschwinden, will sich hinlegen und nie wieder aufstehen, will sich ins Weltall schleudern. Er hasst sich; er bemitleidet sich; er hasst sich dafür, dass er sich bemitleidet. »Ich glaube, du gehst besser«, sagt er. »Du solltest wirklich gehen.«

»Jude«, sagt Harold.

»Bitte geh«, sagt er.

»Bitte. Ich bin müde. Ich muss allein sein. Bitte lass

mich allein.« Und er wendet sich von Harold ab und steht da und wartet, bis er Harold davongehen hört.

Als Harold gegangen ist, fährt er mit dem Fahrstuhl bis hinauf zum Dach. Dort zieht sich eine brusthohe Steinmauer um das Haus herum, und er lehnt sich dagegen, saugt die kühle Luft ein, legt die Hände flach auf die Mauer, um sie am Zittern zu hindern. Er denkt an Willem, daran, wie sie beide nachts auf diesem

**Dach gestanden und
schweigend in die
Wohnungen geschaut
hatten, in denen andere
Menschen lebten. Vom
südlichen Ende des Daches
aus konnten sie beinahe das
Dach ihres alten Hauses in
der Lispenard Street sehen,
und manchmal taten sie so,
als könnten sie nicht nur
das Haus sehen, sondern
auch sich selbst in seinem
Inneren, ihre früheren Ichs,
die an einer Aufführung
ihres alltäglichen Lebens**

teilnahmen.

»Es muss einen Knick im Raum-Zeit-Kontinuum geben«, sagte Willem dann mit seiner

Actionheldenstimme. »Du sitzt hier neben mir, aber gleichzeitig ... *sehe ich dich in diesem Dreckloch von Wohnung. Mein Gott,*

St. Francis: *Ist dir klar, was hier gerade passiert?!«*

Damals hatte er immer darüber gelacht, doch als er jetzt daran zurückdenkt, kann er es nicht. Die

Gedanken an Willem sind dieser Tage seine einzige Freude, doch dieselben Gedanken machen ihn trauriger als alles andere. Er wünschte, er könnte alles so vollständig vergessen wie Lucien: dass Willem jemals existiert hat, das Leben, das sie geteilt haben.

Auf dem Dach stehend, überdenkt er, was er getan hat: Er ist irrational gewesen. Er ist wütend auf jemanden geworden, der

ihm einmal mehr seine Hilfe angeboten hat, jemanden, für den er dankbar ist, jemanden, in dessen Schuld er steht, den er liebt. Warum verhalte ich mich so?, denkt er. Aber es kommt keine Antwort.

Lass mich gesund werden,
bittet er. Lass mich gesund werden oder sterben. Er hat das Gefühl, sich in einem Raum mit Mauern aus kaltem Zement zu befinden, von dem mehrere Ausgänge abgehen, und er schließt

die Türen eine nach der anderen und sperrt sich selbst in dem Raum ein, beseitigt seine Fluchtmöglichkeiten. Doch warum tut er das? Warum hält er sich selbst an diesem Ort gefangen, den er hasst und fürchtet, wenn es andere Orte gibt, an die er gehen könnte? Dies, denkt er, ist die Strafe dafür, dass er sich von anderen abhängig gemacht hat: Einer nach dem anderen werden sie ihn

**verlassen, und er wird
wieder allein sein, und
diesmal wird es noch
schlimmer sein, weil er sich
daran erinnern wird, dass
es einmal besser gewesen
war. Einmal mehr hat er das
Gefühl, dass sein Leben
rückwärts abläuft, dass es
kleiner und kleiner wird,
die Zementkiste um ihn
herum schrumpft, bis der
verbleibende Raum so eng
ist, dass er sich in der
Hocke zusammenkauern
muss, denn wenn er sich**

hinlegt, wird sich die Decke auf ihn herabsenken und ihn zerquetschen.

Bevor er schlafen geht, schreibt er Harold noch einen kurzen Brief, in dem er sich für sein Verhalten entschuldigt. Er arbeitet den ganzen Samstag durch; er schläft den ganzen Sonntag durch. Und es beginnt eine neue Woche. Am Dienstag bekommt er eine Nachricht von Todd. Die ersten Gerichtsprozesse sind entschieden, ihm

werden riesige Summen zugesprochen, aber selbst Todd hat genug Verstand, um nicht in Feierstimmung zu geraten. Seine Nachrichten, ob per Telefon oder E-Mail, sind knapp und nüchtern: der Name der Firma, die zu einem Vergleich bereit ist, die vorgeschlagene Summe, ein kurzes »Gratuliere«.

Am Mittwoch soll er eigentlich bei der gemeinnützigen Organisation sein, für die er

noch immer unentgeltlich arbeitet, aber er trifft sich stattdessen mit JB im Whitney Museum, das ihn mit einer Retrospektive würdigt. Die Ausstellung ist ein weiteres Andenken an die Vergangenheit, das ihn heimsucht: Sie ist seit beinahe zwei Jahren in Planung. Als JB ihnen davon erzählt hatte, hatten sie in der Greene Street zu dritt eine kleine Party für ihn veranstaltet.

»Tja, JB, du weißt ja wohl,

was das heißt, oder?«, hatte Willem gefragt und eine Handbewegung zu den beiden Gemälden - *Willem und das Mädchen* und *Willem und Jude, Lispenard Street, II* - hinüber gemacht, die Seite an Seite in ihrem Wohnzimmer hingen.

»Sobald die Ausstellung vorbei ist, landet das alles bei Christie's«, und sie hatten gelacht, JB am lautesten von allen, stolz und glücklich und erleichtert.

**Ebenso wie Willem, London, 8. Oktober, 9.08 Uhr aus
»Sekunden, Minuten, Stunden, Tage«, das er
gekauft hatte, und Jude, New York, 14. Oktober, 7.02 Uhr,
das Willem gekauft hatte, ebenso wie die Bilder aus
»Alle, die ich je kennengelernt habe«,
»Selbsthass für Narzissten« und »Frosch und Kröte«, die ihnen gehören, und alle Zeichnungen, Malereien, Skizzen von JB, die sie irgendwann einmal von ihm**

bekommen und aufbewahrt hatten, manche seit dem College, werden diese Bilder neben bisher nicht gezeigten Arbeiten im Whitney ausgestellt werden.

In JBs Galerie wird außerdem eine Begleitausstellung mit neuen Bildern stattfinden, und drei Wochenenden zuvor war er zu JBs Atelier in Greenpoint hinausgefahren, um sie sich anzusehen. Der Zyklus trägt den Titel »Die goldene

Hochzeit« und ist eine Chronik des Lebens von JB's Eltern, sowohl ihrer gemeinsamen Vergangenheit vor seiner Geburt als auch einer imaginierten Zukunft, in der sie bis ins hohe Alter gemeinsam weiterleben. In der Realität ist JB's Mutter noch am Leben, so wie seine Tanten auch, aber auf den Bildern lebt auch JB's Vater noch, der in Wahrheit mit sechsunddreißig Jahren gestorben ist. Der Zyklus

bestand aus nur sechzehn Bildern, viele davon kleiner als JBs vorherige Arbeiten, und als er durch JBs Atelier ging und diese Szenen häuslichen Lebens betrachtete, die JBs Fantasie entsprungen waren - sein sechzigjähriger Vater, der einen Apfel schält, während seine Mutter ein Sandwich macht; sein siebzigjähriger Vater, der auf dem Sofa sitzend die Zeitung liest, während im Hintergrund die Beine

**seiner Mutter zu sehen
sind, die eine Treppe
herunterkommt -, konnte er
nicht umhin, darin auch
sein eigenes Leben zu
sehen, wie es war und wie
es hätte sein können. Es
waren genau solche Szenen
aus seinem gemeinsamen
Leben mit Willem, die ihm
jetzt am meisten fehlten,
die unbedeutenden
Zwischenmomente, in
denen nichts zu passieren
schien, deren Fehlen jedoch
eine Lücke hinterlassen**

hatte, die er durch nichts zu schließen vermochte.

Zwischen die Porträts waren Stilleben der Gegenstände eingestreut, die das gemeinsame Leben von JBs Eltern ausgemacht hatten: zwei Kissen auf einem Bett, beide leicht eingedrückt, so als hätte jemand die Unterseite eines Löffels durch eine Schale voll dicker Sahne gezogen; zwei Kaffeetassen, der Rand der einen von Lippenstift leicht rosa gefärbt; ein

Bilderrahmen, der ein Foto von JB im Teenageralter mit seinem Vater einfasst: das einzige Mal, dass JB auf diesen Bildern zu sehen war. Und während er diese Bilder betrachtete, verblüffte ihn einmal mehr die Perfektion, mit der JB erfasste, wie ein geteiltes Leben, wie sein Leben aussah, wie sich jeder Gegenstand in seiner Wohnung - Willems Trainingshose, die noch immer über dem Rand des

**Wäschekorbs hing; Willems
Zahnbürste, die noch immer
in ihrem Becher auf dem
Waschbecken wartete;
Willems Armbanduhr, deren
Glas bei dem Unfall
gesplittert war, die noch
immer unberührt auf
seinem Nachttisch lag - in
ein Totem verwandelt hatte,
eine Folge von Runen, die
nur er allein entziffern
konnte. Der Tisch auf
Willems Seite des Bettes im
Laternenhaus war zu einer
Art unabsichtlichem**

Schrein geworden: Dort stand die Tasse, aus der er zuletzt getrunken hatte, dort lagen die schwarz gerahmte Brille, die er seit Kurzem getragen hatte, und das Buch, das er gelesen hatte, noch immer aufgeschlagen, mit dem Rücken nach oben, so wie er es zurückgelassen hatte.

»Ach, JB«, hatte er geseufzt, und obwohl er noch etwas sagen wollte, konnte er es nicht. Aber JB hatte ihm trotzdem

gedankt. Sie schwiegen nun häufiger gemeinsam, und er wusste nicht, ob JB generell weniger sprach als früher oder nur in seiner Gegenwart.

Jetzt klopft er an die Tür des Museums und wird von einem von JB's Assistenten hereingelassen, der ihn bereits erwartet hat und ihm sagt, JB beaufsichtige die Hängung der Bilder in der obersten Etage, aber er solle im fünften Stock beginnen und seinen Weg

**von dort aus nach oben
fortsetzen, also tut er das.**

**Dieser Teil der
Ausstellung ist JBs frühen
und ganz frühen Arbeiten
gewidmet: Es gibt ein
ganzes Gitternetz von
gerahmten Zeichnungen
aus JBs Kindheit, darunter
eine Mathematikarbeit, die
JB mit hübschen kleinen
Bleistiftporträts übersät
hatte, die vermutlich seine
Klassenkameraden
darstellten: Acht- und
Neunjährige, die sich über**

**ihre Tische beugen,
Schokoriegel essen, Vögel
füttern. Er hatte keine
einzige der Aufgaben
gelöst, und am oberen Ende
der Seite prangte eine
leuchtend rote 6, versehen
mit dem Hinweis: »Liebe
Mrs Marion - Sie sehen ja,
was das Problem ist. Bitte
kommen Sie doch einmal in
mein Büro. Mit
freundlichen Grüßen, Jamie
Greenberg. PS: Ihr Sohn ist
erstaunlich talentiert.« Er
muss lächeln, als er das**

**sieht, das erste Mal seit
Langem, dass er ein
Lächeln auf seinem Gesicht
spürt. In einem
Plexiglaswürfel auf einem
Podest in der Mitte des
Raums liegen einige
Objekte aus »Das
Alltägliche«, darunter die
mit Haaren bedeckte
Haarbürste, die JB ihm nie
zurückgegeben hatte, und
bei ihrem Anblick denkt er
an die Wochenenden, die
sie mit der Suche nach
Haarresten verbracht**

haben, und muss wieder lächeln.

Der Rest der Etage gehört Bildern aus »Die Jungs«, und er geht langsam durch die Räume, betrachtet die Bilder von Malcolm, von Willem, von ihm selbst. Da sind sie in ihrem Schlafzimmer in der Lispenard Street, wo sie beide auf ihren Doppelbetten sitzen und geradewegs in JBs Kamera starren, Willem mit einem angedeuteten Lächeln im

Gesicht; da sind sie am Kartentisch, wo er an einer Akte arbeitet und Willem ein Buch liest. Da sind sie auf einer Party. Da sind sie auf einer anderen Party. Da ist er mit Phaedra; da ist Willem mit Richard. Da ist Willem mit Malcolms Schwester, Malcolm mit seinen Eltern. Da ist *Jude mit Zigarette*, da ist *Jude, nach Schwächeanfall*. Da ist eine Wand mit getuschten Skizzen dieser Bilder, Skizzen von ihnen. Da sind

**die Fotos, auf denen die
Bilder beruhen. Da ist das
Foto von ihm, nach dem
Jude mit Zigarette entstanden
war: Da ist er - dieser
Gesichtsausdruck, diese
gebeugten Schultern -, sich
selbst ein Fremder und
doch augenblicklich
wiederzuerkennen.**

**Die Treppenhäuser
zwischen den Stockwerken
sind dicht mit
Interimsprojekten behängt,
Zeichnungen und kleineren
Gemälden, Studien und**

Experimenten, denen JB sich zwischen den größeren Werkzyklen gewidmet hat. Er sieht das Porträt, das JB anlässlich der Adoption für Harold und Julia von ihm gemalt hat; er sieht Zeichnungen, auf denen er in Truro zu sehen ist, er in Cambridge, Harold und Julia. Da sind sie zu viert; da sind JBs Tanten, seine Mutter, seine Großmutter; da sind der Häuptling und Mrs Irvine; da ist Flora; da sind Richard und Ali und

**die Henry Youngs und
Phaedra.**

**Das nächste Stockwerk:
»Alle, die ich je gekannt
habe; alle, die ich je geliebt
habe; alle, die ich je gehasst
habe; alle, die ich je gefickt
habe«; »Sekunden,
Minuten, Stunden, Tage«.
Hinter ihm, um ihn herum
laufen Museumsmitarbeiter
durcheinander, nehmen mit
ihren weiß behandschuhten
Händen kleine Korrekturen
vor, treten einen Schritt
zurück und starren die**

Wände an. Wieder betritt er das Treppenhaus. Wieder schaut er nach oben, und da sieht er, eines neben dem anderen, Bilder von ihm: von seinem Gesicht, von ihm im Stehen, von ihm im Rollstuhl, von ihm zusammen mit Willem, von ihm allein. Es sind Arbeiten, die in der Zeit entstanden sind, als sie nicht miteinander sprachen, als er den Kontakt zu JB abgebrochen hatte. Es sind auch Bilder

von anderen darunter, aber die meisten zeigen ihn: ihn und Jackson. Wieder und wieder, Jackson und er, ein Schachbrett aus ihnen. Die Darstellungen, die ihn zeigen, sind wehmütig, undeutlich, in Bleistift, Tusche, Wasserfarben gehalten. Die von Jackson sind Acrylbilder, mit dicken Strichen gemalt, ungezügelter und wütender. Eines der Bilder von ihm ist sehr klein, auf ein postkartengroßes Stück

Papier gezeichnet, und als er es näher betrachtet, sieht er, dass etwas darauf geschrieben stand, das wegradiert worden ist: »Lieber Jude«, kann er entziffern, »bitte« ... aber danach kommt nichts mehr. Mit klopfendem Herzen wendet er sich ab und sieht das Aquarell eines Kamelienstrauchs, das JB ihm nach seinem Selbstmordversuch ins Krankenhaus geschickt hatte.

**Das nächste Stockwerk:
»Selbsthass für Narzissten«.**
In kommerzieller Hinsicht war dies JBs am wenigsten erfolgreiche Ausstellung gewesen, und er kann nachvollziehen, warum - diese Bilder, der eindringliche Zorn und Selbstekel, der in ihnen lag, ließen den Betrachter staunen und verursachten ihm zugleich ein Gefühl beinahe unerträglichen Unwohlseins. *Der Coon*, hieß eines der Gemälde; *Der*

Hanswurst; Der Bojangler; Der Steppin Fetchit. **Sie alle zeigten JB mit schwärzlich glänzender Haut und gelblichen, aus den Höhlen tretenden Augen, tanzend, johlend oder gackernd, das Zahnfleisch grässlich, übergroß und lachsrosa, während sich im Hintergrund Jackson und seine Freunde aus einer Düsternis goyascher Braun- und Grautöne herausschälen und unter hämischem Gelächter in die**

Hände klatschen und auf ihn zeigen. Das letzte Bild des Zyklus trug den Titel *Even Monkeys Get the Blues*; es zeigte JB, der mit einem schiefsitzenden roten Fez auf dem Kopf, einer viel zu kleinen roten Jacke mit Epauletten und ohne Hose in einer leeren Lagerhalle auf einem Bein hüpfte. In diesem Stockwerk bleibt er lange, starrt die Bilder an, blinzelnd, mit einem Kloß im Hals, und geht dann ein letztes Mal langsam zum

Treppenhaus.

Dann befindet er sich in der obersten Etage, wo mehr Menschen sind, und er steht eine Zeit lang an der Seite und sieht JB zu, der lachend und gestikulierend mit den Kuratoren und seiner Galeristin spricht. An den Wänden hängen hauptsächlich Bilder aus »Frosch und Kröte«, und er geht von einem zum anderen, sieht sie weniger, als dass er sich daran

erinnert, wie er sie zum ersten Mal in JBs Atelier gesehen hatte, als die Beziehung zwischen Willem und ihm noch frisch gewesen war und er das Gefühl gehabt hatte, ihm wüchsen neue Körperteile - ein zweites Herz, ein zweites Gehirn -, um diesen Überschuss an Gefühl, das Wunder, das sein Leben war, zu bewältigen.

Er starrt auf eines der Gemälde, als JB ihn endlich sieht und zu ihm

herüberkommt, und er nimmt JB fest in den Arm und gratuliert ihm. »JB«, sagt er. »Ich bin stolz auf dich.«

»Danke, Judy«, sagt JB lächelnd. »Verdammt nochmal, ich bin selbst stolz auf mich.« Und dann verschwindet das Lächeln von seinem Gesicht. »Ich wünschte, sie wären hier«, sagt er.

Er schüttelt den Kopf. »Ich auch«, bringt er hervor.

Sie schweigen eine Zeit lang. Dann sagt JB: »Komm mal hierher«, nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn quer durch den Raum, an JB's Galeristin vorbei, die ihm zuwinkt, an einer letzten Kiste mit gerahmten Zeichnungen vorbei, die gerade ausgepackt werden, zu einer Wand, an der eine Leinwand gerade behutsam aus ihrer Blisterfolie herausgeschnitten wird. JB manövriert sie beide vor das Gemälde, und als das

Plastik entfernt ist, sieht er, dass es ein Porträt von Willem ist.

Das Bild ist nicht sehr groß - nur einen Meter zwanzig mal neunzig Zentimeter - und querformatig. Es ist das mit Abstand präziseste fotorealistische Gemälde, das JB seit Jahren produziert hat, mit satten, kräftigen Farben und Pinselstrichen, die Willems Haare zart und fein erscheinen lassen. Der

**Willem auf diesem Bild
sieht aus wie Willem kurz
vor seinem Tod: Er glaubt,
Willem kurz vor oder kurz
nach den Dreharbeiten zu
Der Tänzer und die Bühne zu
sehen, als seine Haare
länger und dunkler als
sonst gewesen waren.
Danach, entscheidet er,
denn er erinnert sich,
Willem den Pullover, den er
auf dem Bild trägt, in Paris
gekauft zu haben, als er ihn
dort besucht hatte.**

Er tritt einen Schritt

**zurück, den Blick noch
immer auf das Bild
geheftet. Willems
Oberkörper ist darauf dem
Betrachter zugewandt, doch
das Gesicht dreht er nach
rechts, sodass er beinahe im
Profil zu sehen ist, und er
beugt sich zu etwas oder
jemandem vor und lächelt.
Und weil er jedes Lächeln
von Willem kennt, weiß er,
dass Willem in einem
Moment eingefangen
worden war, in dem er
etwas betrachtet hatte, das**

er liebte, weiß er, dass Willem in diesem Moment glücklich gewesen war. Willems Gesicht und Hals bestimmen den Bildausschnitt, und auch wenn der Hintergrund eher angedeutet als dargestellt ist, weiß er, dass Willem an ihrem Tisch sitzt; er erkennt es daran, wie JB das Licht und die Schatten auf Willems Gesicht gemalt hat. Er hat das Gefühl, wenn er Willems Namen sagen würde, dann würde

sich das Gesicht auf der Leinwand ihm zuwenden und antworten; er hat das Gefühl, wenn er die Hand ausstrecken und über die Leinwand streichen würde, dann könnte er Willems Haare, den Saum seiner Wimpern spüren.

Aber natürlich tut er es nicht; er blickt nur endlich auf und sieht, wie JB ihn traurig anlächelt. »Das Schild mit dem Titel ist schon angebracht«, sagt JB, und er geht langsam zu der

Wand hinter dem Bild und sieht den Titel - *Willem, der Jude beim Erzählen einer Geschichte* zuhört, *Greene Street* -, und er spürt, wie ihm der Atem stockt; es fühlt sich an, als bestünde sein Herz aus etwas, das kalt und nässend ist wie Hackfleisch, als würde es in einer Faust zerquetscht, sodass Teile davon herabfallen und klatschend neben seinen Füßen auf dem Boden aufschlagen.

Mit einem Mal ist ihm

schwindelig. »Ich muss mich setzen«, sagt er schließlich, und JB geht mit ihm um die Ecke, auf die andere Seite der Wand, an der Willem hängen wird, wo sich ein kleiner geschlossener Raum befindet. Er setzt sich halb auf eine Kiste, die dort abgestellt worden ist, lässt den Kopf herabhängen und die Hände auf seinen Schenkeln ruhen. »Es tut mir leid«, bekommt er heraus. »Es tut mir leid,

JB.«

»Es ist für dich«, sagt JB leise. »Wenn die Ausstellung vorbei ist, Jude. Es gehört dir.«

»Danke, JB«, sagt er. Er zwingt sich, aufzustehen, spürt, wie sich alles in ihm verlagert. Ich muss etwas essen, denkt er. Wann hat er zum letzten Mal etwas gegessen? Zum Frühstück, denkt er, aber gestern. Er streckt die Hand nach der Kiste aus, um sich abzustützen, um das

Schaukeln in seinem Kopf und seiner Wirbelsäule abzustellen; er spürt es immer häufiger - ein Davontreiben, ein nahezu ekstatischer Zustand. *Bring mich fort*, hört er eine Stimme in seinem Inneren sagen, aber er weiß nicht, zu wem er das sagt oder wohin er will. *Bring mich fort, bring mich fort*. Das denkt er, die Arme um sich selbst geschlungen, als JB ihn plötzlich bei den Schultern packt und ihn auf den

Mund küsst.

Er befreit sich aus seinem Griff. »Was zum Teufel machst du da?«, fragt er und stolpert rückwärts, während er sich mit dem Handrücken über den Mund wischt.

»Jude, es tut mir leid, es war keine böse Absicht dahinter«, sagt JB. »Du sahst nur so ... so traurig aus.«

»Und da fällt dir nichts anderes ein?«, speit er JB entgegen, der auf ihn

zugeht. »Wag es nicht, mich anzufassen, JB.« Im Hintergrund hört er die Arbeitskräfte, JBs Galeristin, die Kuratoren reden. Er macht einen weiteren Schritt, diesmal auf die Wandöffnung zu. Ich werde ohnmächtig, denkt er, aber das wird er nicht.

»Jude«, sagt JB, und dann, während sich sein Gesichtsausdruck verändert: »Jude?«

Aber er weicht von ihm zurück. »Bleib mir vom

Leib« , sagt er. »Fass mich nicht an. Lass mich in Ruhe.«

»Jude«, sagt JB mit gedämpfter Stimme und folgt ihm, »du siehst nicht gut aus. Ich will dir nur helfen.« Aber er geht weiter, will von JB fortkommen. »Es tut mir leid, Jude«, spricht JB weiter. »Es tut mir leid.« Er nimmt die Traube von Menschen wahr, die sich als geschlossene Gruppe zur anderen Seite des Raumes

bewegt und kaum Notiz davon nimmt, dass er hinausgeht, JB an seiner Seite; es ist, als würden sie gar nicht existieren.

Zwanzig weitere Schritte zu den Fahrstühlen, schätzt er; achtzehn Schritte, sechzehn, fünfzehn, vierzehn. Der Boden unter ihm hat sich in einen Kreisel verwandelt, der sich eiernd um seine Achse dreht. Zehn, neun, acht. »Jude«, sagt JB, der einfach nicht aufhören will zu

**reden, »lass mich dir
helfen. Warum sprichst du
denn nicht mehr mit mir?«
Er ist am Aufzug
angekommen; er schlägt
mit der Handfläche auf den
Knopf; er lehnt sich an die
Wand, betet darum, nicht
umzufallen.**

**»Bleib mir vom Leib«,
zischt er JB an. »Lass mich
in Ruhe.«**

**Der Fahrstuhl kommt, und
die Tür öffnet sich. Er geht
darauf zu. Sein Gang hat
sich verändert: Das linke**

Bein führt noch immer, und er hebt es noch immer unnatürlich hoch - das hat sich nicht geändert, das ist durch seine Verletzung vorgegeben. Aber er schleift das rechte Bein nicht mehr über den Boden, und weil seine Fußprothesen so perfekt geformt sind - viel besser, als seine eigenen Füße es gewesen waren -, kann er die Abrollbewegung seines Fußes spüren, bevor er sich vom Boden löst, den komplexen, wunderbaren

**kleinen Klaps, mit dem er
Stückchen für Stückchen
wieder auf dem Boden
aufsetzt.**

**Doch wenn er müde ist,
wenn er verzweifelt ist,
kehrt er unbewusst wieder
zu seiner alten Gangart
zurück, bei der die Füße
platt, flach auf den Boden
klatschen und er das rechte
Bein hinter sich herzieht.
Und als er in den Fahrstuhl
steigt, vergisst er, dass
seine Beine aus Stahl und
Fiberglas zu feineren**

Bewegungsabläufen in der Lage sind, als er ihnen gerade gestattet, und er stolpert und stürzt. »Jude!«, hört er JB ausrufen, und weil er so schwach ist, wird einen Augenblick lang alles dunkel und leer, und als er wieder bei sich ist, sieht er, dass die Menschentraube JB schreien gehört hat und jetzt auf ihn zukommt. Er sieht auch JB's Gesicht über sich, aber er ist zu müde, um darin zu lesen. *Willem, der Jude beim Erzählen einer*

Geschichte zuhört, denkt er, und das Gemälde erscheint vor seinen Augen: Willems Gesicht, Willems Lächeln, aber Willem sieht ihn nicht, er sieht etwas anderes an. Was, denkt er, wenn der Willem auf dem Bild in Wahrheit *nach ihm sucht*? Er verspürt den plötzlichen Impuls, sich rechts neben das Bild zu stellen, sich auf einen Stuhl in Willems Blickrichtung zu setzen, das Gemälde niemals allein zurückzulassen. Dort ist

Willem, für immer in einer einseitigen Unterhaltung gefangen. Hier ist er, im wahren Leben, ebenfalls gefangen. Er denkt an Willem, der allein in seinem Bild Nacht für Nacht in dem leeren Museum darauf wartet, dass er ihm eine Geschichte erzählt.

Vergib mir, Willem, sagt er in Gedanken zu Willem. Vergib mir, aber ich muss dich jetzt verlassen. Verzeih mir, aber ich muss gehen.

»Jude«, sagt JB. Die

Fahrstuhltür beginnt sich zu schließen, aber JB streckt den Arm nach ihm aus.

Doch er ignoriert ihn, richtet sich mühsam auf, lehnt sich in eine Ecke der Fahrstuhlkabine. Die Menschen sind jetzt ganz nah. Alle bewegen sich so viel schneller als er. »Bleib mir vom Leib«, sagt er zu JB, gibt aber keinen Ton von sich. »Lass mich in Ruhe. Bitte lass mich in Ruhe.«

**»Jude«, sagt JB wieder.
»Es tut mir leid.«**

Und er setzt an, um noch etwas zu sagen, doch in diesem Moment schließt sich die Tür - und er ist endlich allein.

Er hat nicht bewusst damit begonnen, wirklich nicht, doch als er begreift, was er tut, hört er auch nicht damit auf. Es ist Mitte November, und er steigt nach seiner morgendlichen Schwimmrunde aus dem Pool, und als er sich an den Metallstangen emporzieht, die Richard entlang des Pools hat einbauen lassen, um ihm das Ein- und

**Aussteigen in den Rollstuhl
und aus dem Rollstuhl
heraus zu erleichtern,
verschwindet die Welt.**

**Als er wieder aufwacht,
sind nur zehn Minuten
vergangen. Eben war es
noch Viertel vor sieben, und
er hat sich hochgezogen;
jetzt ist es fünf vor sieben,
und er liegt auf dem
schwarz gummierten Boden,
die Arme nach dem
Rollstuhl ausgestreckt,
während sich unter seinem
Oberkörper eine**

Wasserlache bildet. Er stöhnt, setzt sich auf und wartet, bis der Raum sich wieder eingependelt hat, bevor er noch einmal versucht - diesmal mit Erfolg -, sich hinaufzuziehen.

Einige Tage darauf passiert es zum zweiten Mal. Er ist gerade aus dem Büro nach Hause gekommen, und es ist spät. Er hat mehr und mehr das Gefühl, dass Rosen Pritchard ihm die

**notwendige Kraft zum
Leben gibt, und sobald er
das Gebäude verlässt,
verlässt sie ihn: Wenn
Mr Ahmed die Wagentür
hinter ihm schließt, schläft
er ein, und er wacht erst
wieder auf, wenn sie die
Greene Street erreicht
haben. Doch als er in dieser
Nacht die dunkle, stille
Wohnung betritt,
überkommt ihn ein Gefühl
der Verlorenheit, das so
lähmend ist, dass er einen
Augenblick lang blinzelnd**

und verwirrt dasteht, bevor er zum Sofa geht und sich hinlegt. Er will sich nur kurz ausruhen, nur ein paar Minuten lang, nur bis er wieder stehen kann, aber als er die Augen aufschlägt, ist es Tag, und Licht färbt das Wohnzimmer grau.

Zum dritten Mal passiert es am Montagmorgen. Er wacht auf, bevor sein Wecker klingelt, und obwohl er liegt, scheint alles um ihn herum zu strudeln, so als triebe er in

**einer halb mit Wasser
gefüllten Flasche auf einem
Ozean aus Wolken dahin. In
den letzten Wochen hat er
sich sonntags gar nicht
mehr betäuben müssen:
Wenn er samstagabends
vom Essen mit JB nach
Hause kommt, steigt er ins
Bett und wacht erst wieder
auf, wenn Richard ihn am
nächsten Tag holen kommt.
Kommt Richard nicht - so
wie letzten Sonntag; India
und er sind in Mexiko bei
Indias Eltern -, schläft er**

den ganzen Tag und die ganze Nacht durch. Er träumt von nichts, und nichts weckt ihn.

Natürlich weiß er, was los ist: Er isst nicht genug. Er isst seit Monaten nicht genug. An manchen Tagen isst er sehr wenig - ein Stück Obst, ein Stück Brot -, und an manchen Tagen isst er gar nicht. Es ist nicht so, dass er beschlossen hätte, mit dem Essen aufzuhören - er hat schlicht das Interesse daran

**verloren, er kann es
schlicht nicht mehr. Er ist
nicht hungrig, also isst er
auch nichts.**

**Doch an jenem Montag tut
er es. Er steht auf, er wankt
nach unten. Er schwimmt,
aber schlecht, langsam. Und
dann kommt er wieder nach
oben, macht sich Frühstück.
Er setzt sich an den Tisch
und isst es, starrt dabei in
die Wohnung hinein, die
gefaltete Zeitung neben
sich auf dem Tisch. Er
öffnet den Mund, er schiebt**

**eine Gabel voll Nahrung
hinein, er kaut, er schluckt.
Er vollführt die
Bewegungen bewusst
mechanisch, aber plötzlich
muss er daran denken, wie
grotesk es ist, etwas in
seinen Mund zu stecken, es
mit der Zunge hin und her
zu bewegen, den mit
Speichel verklebten
Klumpen
hinunterzuschlucken, und
er hört auf. Trotzdem
schwört er sich: Ich werde
essen, selbst wenn ich es**

nicht will, weil ich lebe und weil ich es tun muss. Aber er vergisst es, vergisst es immer wieder.

Und dann, zwei Tage später, passiert etwas. Er ist gerade nach Hause gekommen, so erschöpft, dass er das Gefühl hat, sich aufzulösen, zu verdunsten, so substanzlos, dass er nicht aus Blut und Knochen zu bestehen scheint, sondern aus Dampf und Nebel, als er Willem vor sich stehen sieht. Er öffnet den Mund,

**um etwas zu ihm zu sagen,
doch dann blinzelt er, und
Willem ist verschwunden,
und er steht taumelnd da,
die Arme ausgestreckt.**

**»Willem«, sagt er in die
leere Wohnung hinein.**

**»Willem.« Er schließt die
Augen, als könnte er ihn
auf diese Weise
heraufbeschwören, aber
Willem erscheint nicht
wieder.**

**Doch am Tag darauf tut er
es. Wieder ist er zu Hause.
Wieder ist es Abend. Wieder**

hat er nichts gegessen. Er liegt im Bett, er starrt in das finstere Zimmer hinein. Und plötzlich ist Willem da, flimmernd wie ein Hologramm, seine Umrisse verschwimmen im Licht, und obwohl Willem ihn nicht ansieht - er schaut in eine andere Richtung, schaut zur Tür, schaut so konzentriert, dass er Willems Blick folgen will, aber er weiß, dass er nicht blinzeln, dass er den Blick nicht abwenden darf, sonst

**wird Willem ihn verlassen -
es genügt ihm, ihn zu
sehen, zu spüren, dass er
auf irgendeine Weise noch
existiert, dass seine
Abwesenheit vielleicht doch
kein permanenter Zustand
ist. Doch irgendwann muss
er blinzeln, und Willem
verschwindet wieder.**

**Er macht sich trotzdem
keine Sorgen, denn er weiß
jetzt: Wenn er nichts isst,
wenn es ihm gelingt, den
Punkt kurz vor dem
Zusammenbruch zu**

erreichen, wird er anfangen zu halluzinieren, und möglicherweise wird er dann Willem sehen. In jener Nacht schläft er zufrieden ein, das erste Mal seit beinahe fünfzehn Monaten, dass er sich zufrieden fühlt, denn er weiß jetzt, wie er Willem zurückholen kann; er weiß jetzt, wie er die Fähigkeit, Willem herbeizurufen, kontrollieren kann.

Er sagt seinen Termin bei Andy ab, um zu Hause

**bleiben und
experimentieren zu können.
Es ist der dritte Freitag in
Folge, an dem er nicht zu
Andy geht. Seit jenem
Abend im Restaurant sind
sie einander höflich
begegnet, und Andy hat
weder Linus noch
irgendeinen anderen Arzt
erwähnt, auch wenn er
gesagt hat, dass er das
Thema in sechs Monaten
wieder anschneiden wird.
»Es geht mir nicht darum,
dich loszuwerden, Jude«,**

hatte er gesagt. »Und es tut mir leid, es tut mir wirklich leid, wenn es sich so angehört hat. Ich mache mir bloß Sorgen. Ich will nur sichergehen, dass wir jemanden finden, den du magst, jemanden, bei dem ich weiß, dass du dich bei ihm gut aufgehoben fühlst.«

»Ich weiß, Andy«, sagte er. »Und ich weiß es auch zu schätzen; das tue ich wirklich. Ich habe mich schlecht benommen. Ich

**habe es an dir
ausgelassen.« Aber er weiß
jetzt, dass er vorsichtig sein
muss: Er hat den Zorn
gekostet, und er weiß, dass
er ihn unter Kontrolle
halten muss. Er kann ihn
spüren, wie er darauf
brennt, sich als ein
Schwarm schwarzer
Stechfliegen aus seinem
Mund zu ergießen. Wo hatte
sich diese Wut versteckt,
fragt er sich. Wie kann er
sie zum Verschwinden
bringen? In letzter Zeit**

**träumt er von Gewalt, von
furchtbaren Dingen, die
den Menschen zustoßen, die
er hasst, den Menschen, die
er liebt: Er sieht, wie
Bruder Luke in einen Sack
voller quiekender,
ausgehungerter Ratten
gesteckt wird; er sieht, wie
JBs Kopf gegen eine Mauer
geschlagen wird und sein
Gehirn als dünner grauer
Brei hervorspritzt. In den
Träumen ist er immer
dabei, sieht aufmerksam
und unbewegt zu, und**

nachdem er Zeuge ihrer Zerstörung geworden ist, dreht er sich um und geht davon. Beim Aufwachen blutet seine Nase wie früher, wenn er als Kind mit zitternden Händen und verzerrtem Gesicht einen Wutanfall unterdrückt hatte.

An jenem Freitag kommt Willem nicht zu ihm. Doch als er am Abend darauf das Büro verlässt, um sich mit JB zum Essen zu treffen, dreht er den Kopf nach

links und sieht Willem im Auto neben ihm sitzen. Diesmal hat er das Gefühl, dass Willems Konturen etwas klarer sind, dass er ein wenig massiver wirkt, und er starrt und starrt, bis er blinzeln muss und Willem sich wieder auflöst.

Nach diesen Episoden ist er erschöpft, und die Welt um ihn herum wird trüb, als hätte sie ihre ganze Kraft und Elektrizität darauf verwandt, Willem zu erschaffen. Er bittet

Mr Ahmed, ihn nach Hause zu bringen statt zum Restaurant; während sie in Richtung Süden fahren, schreibt er JB, er fühle sich nicht gut und könne nicht zum Essen kommen. Er tut das immer häufiger: Verabredungen lapidar und meist unentschuldig spät absagen - eine Stunde vor einer Reservierung in einem begehrten Restaurant, Minuten nachdem man sich in einer Galerie treffen wollte,

**Sekunden bevor sich der
Theatervorhang hebt.
Richard, JB, Andy, Harold
und Julia: Sie sind die
letzten Menschen, die sich
noch beharrlich, Woche für
Woche bei ihm melden. Er
weiß nicht mehr, wann er
zuletzt etwas von Citizen
oder Rhodes oder den
Henry Youngs oder Elijah
oder Phaedra gehört hat -
es ist Wochen her,
mindestens. Und obwohl er
weiß, dass es ihm etwas
ausmachen sollte, tut es das**

nicht. Er schöpft seine Hoffnung, seine Kraft nicht mehr aus erneuerbaren Quellen; seine Reserven sind begrenzt, und er will sie darauf verwenden, Willem zu finden, selbst wenn die Jagd aussichtslos sein sollte, selbst wenn er vermutlich scheitern wird.

Also fährt er nach Hause, und er wartet und wartet darauf, dass Willem wieder erscheint. Doch das geschieht nicht, und schließlich schläft er ein.

Am nächsten Tag wartet er im Bett, versucht sich zwischen Wachheit und Benommenheit auszutarieren, denn das (so glaubt er) ist der Zustand, in dem es ihm am ehesten gelingen wird, Willem herbeizurufen.

Als er am Montag erwacht, kommt er sich albern vor. *Das muss aufhören, sagt er sich. Du musst dich wieder den Lebenden zuwenden. Du benimmst dich wie ein Irrer.*

Visionen? *Weißt du, wie du dich anhörst?*

Er denkt an die Zeit im Kloster zurück, als Bruder Pavel ihm gern die Geschichte einer Nonne aus dem zwölften Jahrhundert namens Hildegard erzählt hatte. Jene Hildegard hatte Visionen gehabt; wenn sie die Augen schloss, erschienen ihr illuminierte Objekte; ihre Tage waren in Licht gebadet. Aber Bruder Pavel interessierte sich weniger für Hildegard als

**für Hildegards
Lehrmeisterin Jutta, die der
irdischen Welt
abgeschworen hatte, um als
Asketin in einer kleinen
Klausen zu leben, tot für die
Belange der Lebenden,
lebendig und doch nicht am
Leben. »Das wird mit dir
geschehen, wenn du nicht
gehördest«, pflegte Pavel zu
sagen, und er wurde starr
vor Angst. Auf dem
Klostergelände gab es einen
kleinen Werkzeugschuppen,
finster und kühl und**

**vollgestopft mit bedrohlich
aussehenden eisernen
Gegenständen, die alle in
einem Dorn, einem Speer,
einer Sense ausliefen, und
als der Bruder ihm von
Jutta erzählte, stellte er
sich vor, dass man ihn in
den Werkzeugschuppen
sperren und ihm gerade
genug zu essen geben
würde, dass es zum
Überleben reichte, und er
würde immer weiter und
weiter leben, nahezu, aber
nicht gänzlich vergessen,**

nahezu, aber nicht gänzlich tot. Doch selbst Jutta hatte Hildegard gehabt, die ihr Gesellschaft leistete. Er würde niemanden haben. Wie verängstigt er gewesen war; wie fest er daran geglaubt hatte, dass es eines Tages so kommen würde.

Als er jetzt im Bett liegt, hört er das Raunen des alten Liedes. »Ich bin der Welt abhanden gekommen«, singt er leise, »mit der ich sonst viele Zeit verdorben.«

Doch obwohl er weiß, wie unklug sein Verhalten ist, bringt er es nicht über sich, etwas zu essen. Er findet jetzt den ganzen Vorgang abstoßend. Am liebsten wäre er über alle Bedürfnisse erhaben. Er stellt sich sein Leben als ein Stück Seife vor, abgegriffen, abgenutzt und zu einer schlanken, stumpfen Pfeilspitze geformt, die mit jedem Tag ein wenig Masse verliert.

Und dann ist da noch

**etwas, das er sich nicht
gern eingesteht, obwohl er
weiß, dass es bei seinen
Überlegungen eine Rolle
spielt. Er kann sein
Versprechen gegenüber
Harold nicht brechen - er
wird es nicht tun. Aber
wenn er aufhört zu essen,
wenn er aufhört, es zu
versuchen, wird das
Ergebnis dasselbe sein.**

**Die meiste Zeit über ist
ihm bewusst, wie
melodramatisch, wie
narzisstisch, wie**

realitätsfern sein Verhalten ist, und mindestens einmal am Tag weist er sich dafür zurecht. In jedem Fall bereitet es ihm immer mehr Mühe, sich Willems Eigenheiten ohne zusätzliche Hilfsmittel vor Augen zu rufen: Er kann sich nicht mehr erinnern, wie Willems Stimme klingt, ohne eine der gespeicherten Sprachnachrichten abzuspielen. Er kann sich nicht mehr an Willems Duft

erinnern, ohne an einem seiner Hemden zu riechen. Er fürchtet daher, weniger Willems Tod zu betrauern als vielmehr sein eigenes Leben: seine Nichtigkeit, sein Wertlosigkeit.

Um seinen Nachlass braucht er sich zumindest keine Gedanken zu machen, denn er wird nichts Bleibendes hinterlassen: keine Häuser, keine Gemälde, keine Filme, keine Skulpturen. Keine Bücher. Keine Papiere.

Keine Menschen: keinen Ehepartner, keine Kinder, wahrscheinlich keine Eltern und, sollte er sein Verhalten nicht ändern, auch keine Freunde. Nicht einmal neue Gesetze. Er hat nichts erschaffen. Er hat nur Geld angehäuft: das Geld, das er verdient hat; das Geld, das er als Entschädigung dafür bekommen hat, dass Willem ihm genommen wurde. Sein Apartment wird wieder an Richard zurückgehen. Der

**Rest seines Eigentums wird
verschenkt oder verkauft
werden und der Erlös
wohltätigen Zwecken
zugutekommen. Die
Kunstwerke, die er
gesammelt hat, werden
Museen gestiftet werden,
seine Bücher Bibliotheken,
seine Möbel wird
bekommen, wer auch immer
sie haben will. Es wird sein,
als hätte er nie gelebt. So
traurig das auch sein mag,
hat er das Gefühl, damals in
den Moteltimmern am**

wertvollsten gewesen zu sein, als er wenigstens für irgendjemanden einzigartig und bedeutsam gewesen war, auch wenn er das, was er zu geben hatte, nicht freiwillig gab, sondern es ihm genommen wurde. Doch zumindest war er für andere Menschen wahr gewesen; er war tatsächlich das, wofür sie ihn gehalten hatten. Damals hatte er sich am wenigsten verstellt.

Er hatte sich Willems Sicht auf ihn niemals

**wirklich anschließen
können, hatte sich selbst
nie als tapfer, einfallsreich
und bewundernswert
betrachtet. Er schämte sich,
wenn Willem diese Dinge
sagte, so als hätte er ihn
erfolgreich getäuscht: Wer
war der Mensch, den Willem
da beschrieb? Nicht einmal
sein Geständnis hatte
Willems Wahrnehmung
seiner Person verändert, ja
er schien ihn danach eher
noch mehr zu respektieren,
was er nie begriffen hatte,**

**auch wenn er den Trost,
den es ihm spendete,
bereitwillig annahm. Und
wenngleich er auch nicht
überzeugt gewesen war,
hatte es in gewisser
Hinsicht stärkend auf ihn
gewirkt, dass ihn jemand
anderes als einen
wertvollen Menschen
betrachtet hatte, dass
jemand in seinem Leben
etwas Sinnvolles gesehen
hatte.**

**Im Frühling vor Willems
Tod hatten sie einige Leute**

**zum Abendessen
eingeladen - es waren nur
sie vier und Richard und
der asiatische Henry Young
gewesen -, und in einem der
schwachen Momente, in
denen er seine und Sophias
Entscheidung gegen ein
Kind bereute, obwohl sie,
wie ihm alle am Tisch
umgehend in Erinnerung
riefen, von Anfang an keine
Kinder hatten haben
wollen, hatte Malcolm
gesagt: »Ich frage mich nur:
Ohne Kinder, was ist da der**

Sinn des Ganzen? Stellt ihr euch die Frage nie? Woher sollen wir wissen, dass unser Leben irgendeinen Sinn hat?«

»Entschuldige bitte, Mal«, hatte Richard gesagt und ihm den Rest aus der Weinflasche eingegossen, während Willem die nächste öffnete, »aber das finde ich beleidigend. Soll das heißen, dass unser Leben weniger sinnvoll ist, weil wir keine Kinder haben?«

»Nein«, sagte Malcolm.

Dann dachte er nach. »Na ja, vielleicht.«

»Ich weiß, dass *mein* Leben einen Sinn hat«, hatte Willem plötzlich gesagt, und Richard hatte ihn angelächelt.

»Natürlich hat *dein* Leben einen Sinn«, hatte JB gesagt. »Die Sachen, die du machst, wollen die Leute wirklich sehen, im Gegensatz zu denen von Malcolm, Richard, Henry und mir.«

»Unsere Sachen wollen

**die Leute auch sehen«,
sagte der asiatische Henry
Young in gekränktem
Tonfall.**

**»Ich rede von Leuten, die
nicht gerade in New York,
London, Tokio oder Berlin
leben.«**

**»Ach, diese Leute. Aber
wen interessieren *die*
schon?«**

**»Nein«, sagte Willem, als
sie alle aufgehört hatten zu
lachen. »Ich weiß, dass
mein Leben einen Sinn hat,
weil« - an dieser Stelle**

**verstummte er, senkte
schüchtern den Blick und
schwieg einen Augenblick
lang, bevor er
weilersprach - »weil ich ein
guter Freund bin. Ich liebe
meine Freunde, und sie
sind mir wichtig, und ich
glaube, ich mache sie
glücklich.«**

**Im Raum war es still
geworden, und Willem und
er hatten sich einige
Sekunden lang über den
Tisch hinweg angesehen
und die anderen waren, die**

ganze Wohnung war aus ihrer Wahrnehmung verschwunden: Sie waren zwei Menschen auf zwei Stühlen, und um sie herum war das Nichts. »Auf Willem«, sagte er schließlich und hob sein Glas, und die anderen taten es ihm gleich. »Auf Willem!«, wiederholten sie alle, und Willem lächelte in die Runde.

Später, als alle gegangen waren und sie im Bett lagen, hatte er zu Willem

gesagt, er habe recht. »Ich bin froh, dass du weißt, dass dein Leben einen Sinn hat«, sagte er zu ihm. »Ich bin froh, dass ich dich nicht erst davon überzeugen muss. Ich bin froh, dass du weißt, wie wundervoll du bist.«

»Aber dein Leben hat genauso viel Sinn wie meins«, hatte Willem gesagt. »Du bist auch wundervoll. Ist dir das nicht klar, Jude?«

Damals hatte er

irgendetwas gemurmelt, etwas, das Willem als Zustimmung interpretieren konnte, doch als Willem eingeschlafen war, hatte er wachgelegen. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Lebens war ihm immer als eine Art Luxusproblem erschienen, er hatte es geradezu als Privileg betrachtet, sie sich stellen zu dürfen. Er sah in seinem Leben wenig Sinn. Aber das störte ihn nicht allzu sehr.

Und auch wenn er sich

**nicht den Kopf darüber
zerbrach, ob sein Leben
einen Wert hatte, hatte er
sich doch immer gefragt,
warum er, warum so viele
andere überhaupt
weiterlebten; es fiel ihm
mitunter schwer, sich selbst
dazu zu bewegen, und doch
lebten so viele Menschen,
so viele Millionen,
Milliarden von Menschen,
in unvorstellbarem Elend,
waren mit Entbehrungen
und Krankheiten von
obszönem Ausmaß**

konfrontiert. Und machten unverdrossen immer weiter. War ihr Wille zum Weiterleben vielleicht gar keine bewusste Entscheidung, sondern ein evolutionäres Programm? War im Verstand selbst etwas verankert, eine Neuronenkonstellation, verhärtet und vernarbt wie Sehnen, das Menschen daran hinderte, das zu tun, was sie aller Vernunft nach hätten tun sollen? Und doch war dieser Instinkt nicht

unfehlbar - einmal hatte er ihn überwunden. Aber was war anschließend damit geschehen? War dieser Instinkt schwächer oder stärker geworden? Konnte er überhaupt noch frei darüber entscheiden, ob er sein Leben weiterleben wollte?

Seit seinem Aufenthalt in der Klinik wusste er, dass es unmöglich war, jemanden davon zu überzeugen, nur um seiner selbst willen weiterzuleben. Er war zu

**dem Schluss gekommen,
dass es wirksamer war,
wenn man Menschen die
Notwendigkeit
verdeutlichte, für andere zu
leben: Für ihn war das
immer das triftigste
Argument gewesen.
Tatsache war, dass er in
Harolds Schuld stand. Er
stand in Willems Schuld.
Und wenn sie wollten, dass
er am Leben blieb, würde er
es auch tun. Damals, als er
sich mühsam immer wieder
einen Tag weitergeschleppt**

hatte, war ihm seine Motivation schleierhaft gewesen, doch jetzt erkannte er, dass er es für sie getan hatte, und diese ausgesuchte Selbstlosigkeit war etwas, auf das er trotz allem stolz sein konnte. Er hatte nicht verstanden, warum sie wollten, dass er am Leben blieb, nur dass sie es wollten, also hatte er es getan. Und im Laufe der Zeit hatte er gelernt, wieder Zufriedenheit und sogar Freude zu empfinden. Doch

**es hatte seine Zeit
gebraucht.**

**Und jetzt erscheint ihm
das Leben wieder
schwieriger und
schwieriger, jeder Tag ein
wenig unmöglicher als der
vorangegangene. In jedem
seiner Tage steht ein Baum,
schwarz und zunehmend
leiblos; rechts ragt ein
einzelner Ast hervor, die
einsame Prothese einer
Vogelscheuche, und an
diesem Ast hängt er. Über
ihm geht immer ein leichter**

**Regen nieder, der den Ast
schlüpfrig macht. Aber so
müde er auch ist, er lässt
nicht los, denn unter ihm
ist ein Loch in die Erde
gebohrt worden, so tief,
dass er nicht bis auf den
Grund schauen kann. Er hat
furchtbare Angst,
loszulassen, weil er dann in
das Loch fallen wird, aber
er weiß, dass er es
irgendwann tun wird, tun
muss: Er ist so müde. Mit
jeder Woche lockert sich
sein Griff ein bisschen, nur**

ein kleines bisschen.

Seine Schuldgefühle und seine Reue werden daher vom Gefühl einer gewissen Unausweichlichkeit begleitet, als er sich aus dem Versprechen, das er Harold gegeben hat, herauszumogeln beginnt. Er mogelt, als er Harold sagt, er müsse dienstlich nach Jakarta reisen und werde an Thanksgiving nicht vorbeikommen können. Er mogelt, als er beginnt, sich einen Bart stehen zu lassen,

von dem er hofft, dass er die Hagerkeit seines Gesichts verbergen wird. Er mogelt, als er Sanjay sagt, es gehe ihm gut, er habe nur eine Magen-Darm-Grippe. Er mogelt, als er seiner Sekretärin sagt, sie brauche ihm kein Mittagessen zu besorgen, er habe sich auf dem Weg zum Büro etwas geholt. Er mogelt, als er die Verabredungen mit Richard, JB und Andy für den ganzen Monat mit der

Begründung absagt, er habe zu viel zu tun. Er mogelt jedes Mal, wenn er die Stimme ungefragt flüstern lässt: *Es dauert jetzt nicht mehr lange, es dauert nicht mehr lange.* Er ist nicht verblendet genug, um zu glauben, er könne sich buchstäblich zu Tode hungern, aber er glaubt durchaus, dass ein Tag kommen wird - der jetzt näher ist als je zuvor -, an dem er so schwach sein wird, dass er stolpern und

**sich den Kopf am
Zementboden der
Eingangshalle in der
Greene Street aufschlagen
wird, an dem er sich mit
einem Virus infizieren und
nicht die notwendigen
Reserven haben wird, um
ihn zu bekämpfen.**

**Eine seiner Ausflüchte ist
immerhin nicht gelogen: Er
hat *wirklich* zu viel Arbeit. In
einem Monat steht ein
Berufungsverfahren an,
und er ist erleichtert, so
viel Zeit bei Rosen**

Pritchard verbringen zu können, wo ihm nie etwas Schlechtes widerfahren ist, wo selbst Willem ihn nicht mit einem seiner unvorhersehbaren Auftritte überrascht. Eines Nachts hört er, wie Sanjay, der an seinem Büro vorbeihastet, vor sich hin murmelt: »Scheiße, sie bringt mich um«, und er blickt auf und sieht, dass es nicht mehr Nacht ist, sondern Tag, und der Hudson sich zu einem schmierigen Orange

verfärbt. Er nimmt es zur Kenntnis, empfindet aber nichts dabei. Hier setzt sein Leben aus; hier könnte er jeder sein. Er kann bleiben, solange er will. Niemand wartet auf ihn, niemand wird enttäuscht sein, wenn er nicht anruft, niemand wird es ihm übelnehmen, wenn er nicht nach Hause kommt.

Am Freitag vor der Gerichtsverhandlung sitzt er noch spät im Büro, als eine seiner Sekretärinnen

**hereinkommt und ihm sagt,
in der Lobby warte ein
Besucher, ein
Dr. Contractor, ob sie ihn
heraufbitten solle? Er
zögert, überlegt, was er tun
soll; Andy hat einige Male
angerufen, aber er hat
nicht zurückgerufen, und er
weiß, dass er nicht einfach
wieder gehen wird.**

**»Ja«, sagt er. »Bringen Sie
ihn zum südöstlichen
Konferenzraum.«**

**Er wartet in diesem
Konferenzraum, der keine**

**Fenster hat und am
abgelegensten ist, und als
Andy hereinkommt, sieht
er, wie sich sein Mund
versteift, aber sie reichen
sich die Hände wie Fremde,
und erst als seine
Sekretärin den Raum
verlassen hat, steht Andy
auf und kommt zu ihm
herüber.**

»Steh auf«, befiehlt er.

»Ich kann nicht«, sagt er.

»Warum nicht?«

**»Ich habe Schmerzen in
den Beinen«, sagt er, aber**

das stimmt nicht. Er kann nicht aufstehen, weil ihm seine Prothesen nicht mehr passen. »Das Gute an diesen Prothesen ist, dass sie sehr gut reagieren und schön leicht sind«, hatte der Prothetiker zu ihm gesagt, als er sie ihm angepasst hatte. »Der Nachteil ist, dass die Passteile Ihnen nicht sehr viel Spiel lassen. Wenn Sie mehr als zehn Prozent Ihres Körpergewichts ab- oder zunehmen - in Ihrem Fall

etwa sieben oder acht Kilo -, werden Sie entweder Ihr Gewicht anpassen müssen, oder Sie werden neue Prothesen brauchen. Sie sollten also Ihr Gewicht halten.« Seit drei Wochen sitzt er im Rollstuhl, und er trägt seine Beinprothesen zwar weiterhin, aber nur des Aussehens wegen, um seine Hosenbeine mit etwas auszufüllen; sie passen nicht mehr gut genug, um sie wirklich benutzen zu können, und er ist zu matt,

um zu dem Prothetiker zu gehen, zu matt, um das Gespräch zu führen, das er mit ihm wird führen müssen, zu matt, um sich irgendwelche Erklärungen auszudenken.

»Ich glaube, du lügst«, sagt Andy. »Ich glaube, du hast so stark abgenommen, dass die Prothesen rutschen. Habe ich recht?« Aber er antwortet nicht.

»Wie viel hast du abgenommen, Jude?«, fragt Andy. »Als ich dich zum

**letzten Mal gesehen habe,
waren es schon sechs Kilo.
Wie viel ist es jetzt? Zehn
Kilo? Mehr?« Er schweigt
noch immer. »Was zum
Teufel machst du da?«,
fragt Andy, die Stimme
noch weiter gesenkt. »Was
tust du dir da an, Jude?«**

**»Du siehst beschissen
aus«, fährt Andy fort, als er
nichts erwidert. »Du siehst
schlimm aus. Du siehst
krank aus.« Er verstummt.
»Sag was«, sagt er.
»Verdammt noch mal, Jude,**

sag was.«

Er weiß, wie dieser Wortwechsel eigentlich ablaufen sollte: Andy schreit ihn an. Er schreit zurück. Eine Waffenruhe wird erreicht, die letztlich nichts ändert, die eine bloße Farce ist: Er wird sich auf irgendetwas einlassen, das keine Lösung ist, Andy aber zufriedenstellt. Und dann passiert irgendetwas Schlimmeres, und die Farce wird als das demaskiert, was sie ist, und er wird zu einer

Behandlung gezwungen, die er nicht will. Harold wird angerufen. Er wird einen Vortrag nach dem anderen über sich ergehen lassen und wird eine Lüge nach der anderen erzählen. Derselbe Zyklus, derselbe Kreislauf, wieder und wieder und wieder, eine Bewegung, so vorhersehbar wie die Männer in den Motelzimmern, die hereinkamen, ihre Laken über das Bett zogen, Sex mit ihm hatten und wieder

gingen. Und am nächsten Tag: dasselbe. Sein Leben ist eine Abfolge öder Muster: Sex, das Schneiden, dies, das. Termine bei Andy, Krankenhausaufenthalte. Diesmal nicht, denkt er. Diesmal wird er etwas anders machen; diesmal wird er entkommen.

»Du hast recht, Andy«, sagt er in dem ruhigsten und emotionslosesten Tonfall, den er beherrscht, dem Tonfall, den er im Gerichtssaal einsetzt. »Ich

habe abgenommen. Und es tut mir leid, dass ich nicht früher zu dir gekommen bin. Ich habe es nicht getan, weil ich wusste, dass du wütend wirst. Ich hatte eine schlimme Magen-Darm-Grippe, die ich nicht losgeworden bin, aber jetzt ist es vorbei. Ich esse, ich verspreche es. Ich weiß, dass ich schlecht aussehe. Aber ich verspreche, dass ich es angehe.«

Ironischerweise hat er in den vergangenen zwei

Wochen tatsächlich mehr gegessen; er muss es durch die Verhandlung schaffen. Er will nicht vor Gericht das Bewusstsein verlieren.

Und was soll Andy darauf sagen? Er ist noch immer misstrauisch. Aber er kann nichts tun. »Wenn du nächste Woche nicht in die Praxis kommst, komme ich wieder«, sagt Andy noch, bevor seine Sekretärin ihn hinausbegleitet.

»In Ordnung«, sagt er, noch immer freundlich.

**»Dienstag in einer Woche.
Dann ist der Prozess
vorbei.«**

**Nachdem Andy gegangen
ist, triumphiert er einen
Moment lang, wie ein
Märchenheld, der einen
gefährlichen Feind
bezwungen hat. Aber
natürlich ist Andy nicht
sein Feind, und sein
Benehmen ist lachhaft, und
sein Siegesgefühl wird von
Verzweiflung abgelöst. Wie
so oft in letzter Zeit hat er
das Gefühl, dass sein Leben**

**etwas ist, das ihm
widerfahren ist, statt etwas,
das er in irgendeiner Weise
miterschaffen hat. Er hat
sich nie vorstellen können,
wie sein Leben sein würde;
selbst als Kind, selbst wenn
er von anderen Orten, von
anderen Leben geträumt
hatte, hatte er diese
anderen Orte und Leben nie
wirklich vor sich gesehen;
er hatte alles geglaubt, was
man ihm darüber erzählt
hatte, wer er war und wer er
einmal sein würde. Doch**

seine Freunde, Ana, Lucien, Harold und Julia: Sie hatten sich sein Leben an seiner statt vorgestellt. Sie hatten etwas anderes in ihm gesehen als er selbst; sie hatten ihm erlaubt, an Möglichkeiten zu glauben, die er sich allein nie hätte träumen lassen. Er betrachtete sein Leben als das Leermengenaxiom, aber sie sahen ein anderes mathematisches Problem darin, eines ohne Namen - *Jude* = x -, und sie hatten für

x Dinge eingesetzt, die Bruder Luke, die Betreuer im Heim oder Dr. Traylor nie für ihn angenommen und zu deren Annahme sie ihn nicht ermutigt hatten. Er wünschte, er könnte so fest an ihre Beweise glauben, wie sie es taten; er wünschte, sie hätten ihm ihre Lösungswege demonstriert. Wüsste er, wie sie den Beweis geführt hatten, so denkt er, dann wüsste er auch, warum er am Leben bleiben sollte.

Alles, was er braucht, ist eine einzige Antwort. Alles, was er braucht, ist, dass man ihn ein einziges Mal überzeugt. Der Beweis muss gar nicht elegant sein; er muss nur nachvollziehbar sein.

Der Prozess kommt. Er schlägt sich gut. Als er an jenem Freitag wieder zu Hause ist, rollt er ins Schlafzimmer und lässt sich ins Bett fallen. Er bringt das ganze Wochenende in einem Schlaf zu, der fremd

und unheimlich ist, weniger ein Schlaf als ein Gleiten, ein schwereloses Pendeln zwischen dem Reich der Erinnerung und dem Reich der Fantasie, zwischen Bewusstlosigkeit und Wachheit, Ängstlichkeit und Hoffnung. Das ist nicht die Welt der Träume, denkt er, das ist etwas anderes, und obwohl er manchmal spürt, dass er aufwacht - er sieht den Leuchter über sich, die Bettwäsche um sich herum, das Sofa mit

**dem aufgedruckten
Dornfarnmuster gegenüber
von ihm -, ist er nicht in der
Lage zu entscheiden, wann
sich etwas innerhalb seiner
Visionen abgespielt hat und
wann in Wirklichkeit. Er
sieht sich eine Klinge an
seinen Arm führen und der
Länge nach durch sein
Fleisch schneiden, aber was
aus dem Schlitz quillt, sind
Metallfedern, Füllmaterial
und Pferdehaar, und er
begreift, dass er eine
Mutation durchlaufen hat,**

dass er nicht einmal mehr menschlich ist, und er verspürt Erleichterung: Er wird das Versprechen, das er Harold gegeben hat, doch nicht brechen müssen; er ist verzaubert worden; seine Schuldfähigkeit ist zusammen mit seiner Menschlichkeit verschwunden.

Ist das real?, fragt ihn die Stimme, winzig und hoffnungsvoll. Sind wir jetzt leblos?

Aber er kann sich darauf

keine Antwort geben.

Wieder und wieder sieht er Bruder Luke, Dr. Traylor. Je schwächer er wird, je weiter er sich von sich selbst entfernt, desto häufiger sieht er sie, und während Willem und Malcolm zunehmend trüber werden, verblassen Bruder Luke und Dr. Traylor nicht. Seine Vergangenheit kommt ihm wie ein Krebs vor, den er längst hätte bekämpfen müssen, aber stattdessen ignoriert hat.

**Und jetzt haben Bruder
Luke und Dr. Traylor
Metastasen gebildet, jetzt
sind sie zu groß und
übermächtig, um sie zu
beseitigen. Wenn sie jetzt
erscheinen, tun sie es
wortlos: Sie stehen vor ihm,
sie sitzen nebeneinander
auf dem Sofa in seinem
Schlafzimmer und starren
ihn an, und das ist
schlimmer, als wenn sie
sprächen, denn er weiß,
dass sie überlegen, was sie
mit ihm machen sollen, und**

**er weiß, egal welche
Entscheidung sie treffen,
sie wird seine schlimmsten
Vorstellungen übertreffen,
es wird schlimmer werden
als alles, was zuvor gewesen
ist. Einmal sieht er, wie sie
sich etwas zuflüstern, und
er weiß, dass sie über ihn
sprechen. »Aufhören«,
schreit er, »aufhören,
aufhören«, aber sie
schenken ihm keine
Beachtung, und als er
aufstehen will, um sie zu
verjagen, kann er es nicht.**

»Willem«, hört er sich rufen, »beschütz mich, hilf mir; mach, dass sie verschwinden, mach, dass sie weggehen.« Aber Willem kommt nicht, und ihm wird klar, dass er allein ist, und er bekommt Angst, versteckt sich unter der Decke und liegt so still, wie er kann, mit dem bestimmten Gefühl, dass die Zeit sich umgekehrt hat und er sein Leben noch einmal von vorn leben muss. *Es wird besser werden,*

verspricht er sich. *Denk dran, auf die schlechten Jahre sind gute gefolgt.* **Aber er wird es nicht noch einmal schaffen; er wird sie nicht noch einmal durchleben können, diese fünfzehn Jahre, deren Halbwertszeit so lang und hartnäckig ist, die für alles, was er geworden ist und getan hat, so bestimmend gewesen sind.**

Als er am Montagmorgen endlich ganz aufwacht, weiß er, dass er eine Grenze

**überschritten hat. Er weiß,
dass er jetzt nah dran ist,
dass er dabei ist, von einer
Welt in die andere
überzuwechseln. Beim
bloßen Versuch, sich in
seinen Rollstuhl zu setzen,
verliert er zweimal das
Bewusstsein. Auf dem Weg
ins Bad wird er ohnmächtig.
Aber irgendwie bleibt er
trotzdem unverletzt;
irgendwie bleibt er
trotzdem am Leben. Er zieht
sich an - der Anzug und die
Hemden, die er erst vor**

einem Monat hat enger machen lassen, sind schon wieder zu weit -, gleitet mit seinen Stümpfen in die Prothesen und geht nach unten, wo Mr Ahmed auf ihn wartet.

Auf der Arbeit ist alles wie immer. Das neue Jahr hat begonnen; die Leute kommen aus dem Urlaub zurück. Während der Sitzung des Führungsausschusses bohrt er die Finger in seinen Oberschenkel, um wach zu

bleiben. Er merkt, wie sich sein Griff um den Ast lockert.

Sanjay geht an diesem Abend früh nach Hause; er geht auch früh. Heute ist Harolds und Julias Einzug, und er hat versprochen, sie in Manhattan zu besuchen. Er hat sie seit über einem Monat nicht gesehen, und obwohl er das Gefühl für sein eigenes Aussehen verloren hat, hat er sich heute in einige zusätzliche Schichten gekleidet - ein

**Unterhemd, sein Hemd,
einen Pullover, eine
Strickweste, sein
Anzugjackett, seinen
Mantel -, um etwas
massiger zu wirken. Der
Portier winkt ihn herein,
und im Aufzug auf dem Weg
nach oben versucht er,
nicht zu blinzeln, weil
Blinzeln das
Schwindelgefühl verstärkt.
Vor ihrer Tür hält er inne
und legt den Kopf in die
Hände, bis er sich stark
genug fühlt, und dann**

dreht er den Türknauf, rollt hinein und starrt in den Raum.

Sie sind alle da: Harold und Julia natürlich, aber auch Andy und JB und Richard und India und die Henry Youngs und Rhodes und Elijah und Sanjay und die Irvines, alle in unterschiedlichen Posen auf verschiedene Möbelstücke verteilt, als wären sie bei einem Fotoshooting, und eine Sekunde lang fürchtet er, in

**Gelächter auszubrechen.
Und dann fragt er sich:
Träume ich das? Bin ich
wach? Er erinnert sich an
die Vision, in der er sich als
durchgelegene Matratze
gesehen hat, und denkt: Bin
ich noch real? Bin ich noch
bei Bewusstsein?**

**»Gott«, sagt er, als er
endlich sprechen kann.
»Was zur Hölle ist hier
los?«**

**»Genau das, was du
denkst«, hört er Andy
sagen.**

»Das mache ich nicht mit«, will er sagen, aber er kann es nicht. Er kann sich nicht bewegen. Er kann niemanden von ihnen ansehen: Stattdessen schaut er auf seine Hände - seine vernarbte linke Hand, seine normale rechte -, während er von oben Andys Stimme hört. Sie haben ihn wochenlang beobachtet - Sanjay hat über die Tage Buch geführt, an denen er ihn im Büro etwas hat essen sehen, Richard ist in seiner

Wohnung gewesen, um nachzusehen, was im Kühlschrank liegt. »Wir messen Gewichtsverlust in Graden«, hört er Andy sagen. »Ein Verlust von einem bis zehn Prozent des Körpergewichts ist Grad eins. Ein Verlust von elf bis zwanzig Prozent ist Grad zwei. Grad zwei ist der Punkt, an dem viele Patienten über eine Magensonde ernährt werden. Das weißt du, Jude, weil du es schon einmal

erlebt hast. Und ich sehe dir an, dass du bei Grad zwei bist - mindestens.«

Andy redet und redet, und er glaubt, weinen zu müssen, aber er kann keine Tränenflüssigkeit produzieren. Alles ist so schiefgegangen, denkt er; wie konnte nur alles so schiefgehen? Wie hat er so vollständig vergessen können, wer er war, als er mit Willem zusammen war? Es ist, als wäre dieser Mensch zusammen mit

Willem gestorben, und was ihm geblieben ist, ist sein elementares Ich, jemand, den er nie hat leiden können, jemand, der unfähig ist, das Leben auszufüllen, das er hat, das Leben, das er sich gegen alle Umstände irgendwie geschaffen hat.

Schließlich hebt er den Kopf und sieht, wie Harold ihn anstarrt, sieht, dass Harold tatsächlich weint, stumm, den Blick fest auf ihn gerichtet. »Harold«,

sagt er, obwohl Andy noch immer redet, »befrei mich. Zwing mich nicht, das Versprechen zu halten, das ich dir gegeben habe. Zwing mich nicht, das noch länger mitzumachen. Zwing mich nicht zum Weitermachen.«

Aber niemand befreit ihn, weder Harold noch sonst jemand. Stattdessen wird er gefangen genommen und ins Krankenhaus gebracht, und dort, im Krankenhaus, beginnt er zu kämpfen. Mein letzter Kampf, denkt

er, und er kämpft härter als je zuvor, so hart, wie er es als Kind im Kloster tun musste, er wird zu dem Monster, von dem sie immer behauptet haben, dass er es sei, er jault, spuckt Harold und Andy ins Gesicht, reißt sich den Katheter aus dem Handrücken, wirft sich im Bett hin und her, versucht Harold die Arme zu zerkratzen, bis ihn schließlich eine fluchende Schwester mit einer Nadel sticht und ihn betäubt.

Als er aufwacht, sind seine Handgelenke ans Bett gefesselt, seine Prothesen verschwunden, seine Kleider auch, und an seinem Schlüsselbein klebt eine Baumwollkompressen, unter der sich, wie er weiß, ein Katheter befindet. Wieder dasselbe, denkt er, immer dasselbe, dasselbe, dasselbe.

Aber diesmal ist es nicht wie immer. Diesmal wird ihm keine Wahl gelassen. Diesmal bekommt er eine

Magensonde. Diesmal wird er gezwungen, wieder zu Dr. Loehmann zu gehen. Diesmal wird jede seiner Mahlzeiten überwacht werden: Richard wird ihm beim Frühstück zusehen. Sanjay wird ihm beim Mittagessen und, wenn er lange im Büro bleibt, beim Abendessen zusehen. An den Wochenenden wird Harold ihm zusehen. Nach dem Essen darf er eine Stunde lang nicht ins Bad gehen. Er muss jeden

Freitag zu Andy. Er muss sich jeden Samstag mit JB treffen. Er muss sich jeden Sonntag mit Richard treffen. Er muss sich mit Harold treffen, wann immer Harold es will. Wird er dabei erwischt, wie er eine Mahlzeit oder einen Termin auslässt oder Lebensmittel auf irgendeine Weise entsorgt, wird er wieder ins Krankenhaus eingewiesen, und diesmal wird sein Aufenthalt keine Frage von Wochen sein, sondern von

Monaten. Er wird mindestens fünfzehn Kilo zunehmen, und er wird erst aufhören dürfen, wenn er dieses Gewicht sechs Monate lang gehalten hat.

Und so beginnt sein neues Leben, ein Leben jenseits von Demütigung, jenseits von Trauer, jenseits von Hoffnung. Es ist ein Leben, in dem ihm seine müden Freunde mit ihren müden Gesichtern zuschauen, während er Omelettes, Sandwiches, Salate isst. In

dem sie ihm zuschauen, wie er Nudeln um seine Gabel wickelt, mit seinem Löffel einen Graben durch Polenta zieht, Fleisch von Knochen löst. Auf seinen Teller, seine Schüssel schauen und ihm entweder zunicken - ja, er kann gehen - oder den Kopf schütteln: *Nein, Jude, du musst noch mehr davon essen.* Auf der Arbeit trifft er Entscheidungen, und andere folgen ihnen, aber um dreizehn Uhr wird ihm das Essen ins Büro

geliefert, und während der nächsten halben Stunde haben seine Entscheidungen - auch wenn es sonst niemand in der Kanzlei weiß - keinerlei Bedeutung, weil Sanjay die absolute Macht besitzt und er alles tun muss, was er ihm sagt. Mit einer einzigen Nachricht an Andy kann Sanjay ihn ins Krankenhaus schicken, wo sie ihn wieder fixieren und zwangsernähren werden. Sie alle können das. Dass er

**all das nicht will, scheint
niemanden zu
interessieren.**

*Habt ihr es alle vergessen?,
würde er am liebsten
fragen. Habt ihr ihn
vergessen? Habt ihr vergessen,
wie sehr ich ihn brauche? Habt
ihr vergessen, dass ich nicht
weiß, wie ich ohne ihn
weiterleben soll? Wer kann es
mir beibringen? Wer kann mir
sagen, was ich jetzt tun soll?*

**Es war ein Ultimatum, das
ihn zum ersten Mal zu
Dr. Loehmann gebracht hat;**

es ist ein Ultimatum, das ihn jetzt wieder zu ihm bringt. Er ist Dr. Loehmann gegenüber immer freundlich gewesen, freundlich und distanziert, aber jetzt ist er feindselig und mürrisch. »Ich bin gegen meinen Willen hier«, erwidert er, als der Arzt sagt, er freue sich, ihn wiederzusehen, und ihn fragt, worüber er reden wolle. »Und lügen Sie mich nicht an: Sie freuen sich nicht, mich zu sehen, und

ich freue mich nicht, hier zu sein. Wir verschwenden hier nur Zeit - Ihre und meine. Ich werde gezwungen, herzukommen.«

»Wenn Sie nicht möchten, müssen wir nicht darüber sprechen, warum Sie hier sind, Jude«, sagt Dr. Loehmann. »Worüber würden Sie denn gern sprechen?«

»Über gar nichts«, blafft er, und sie schweigen.

»Erzählen Sie mir von Harold«, schlägt

Dr. Loehmann vor, und er seufzt ungeduldig.

»Da gibt es nichts zu erzählen«, sagt er.

Er geht jeden Montag und jeden Donnerstag zu Dr. Loehmann.

Montagabends geht er nach dem Termin wieder zur Arbeit. Aber donnerstags muss er zu Harold und Julia, und auch ihnen gegenüber ist er über alle Maßen unhöflich: und nicht nur unhöflich, sondern böseartig, gehässig. Sein

eigenes Verhalten erstaunt ihn, er nimmt sich Dinge heraus, die er zuvor niemals getan hätte, nicht einmal als Kind, Dinge, für die jeder andere ihn geschlagen hätte. Nicht aber Harold und Julia. Sie weisen ihn nie zurecht, maßregeln ihn nie.

»Das ist ekelhaft«, sagt er an jenem Abend und schiebt den Hühnereintopf, den Harold gekocht hat, von sich weg. »Das esse ich nicht.«

»Ich hole dir etwas anderes«, sagt Julia schnell und steht auf. »Was möchtest du denn, Jude? Ein Sandwich? Ein paar Eier?«

»Hauptsache, irgendwas anderes«, sagt er. »Das hier schmeckt wie Hundefutter.« Er sagt es zu Harold gewandt, starrt ihm in die Augen, fordert ihn heraus, will, dass er blinzelt, dass er seinen Widerstand aufgibt. Das Herz schlägt ihm bis zum Hals vor Erwartung: Er

sieht vor sich, wie Harold aufspringt und ihm ins Gesicht schlägt. Er sieht, wie Harold weinend zusammensackt. Er sieht, wie Harold ihn aus seinem Haus wirft. »Scher dich zum Teufel, Jude«, wird Harold sagen. »Verschwinde aus unserem Leben und komm nie wieder zurück.«

**»Gerne«, wird er sagen.
»Gerne, gerne. Ich brauche euch sowieso nicht, Harold. Ich brauche niemanden von euch.« Welche**

Erleichterung es sein wird, festzustellen, dass Harold ihn ohnehin nie wirklich hatte haben wollen, dass seine Adoption eine bloße Marotte war, eine Schrulle, deren Reiz lange verflogen ist.

Doch Harold tut nichts davon, er sieht ihn nur an. »Jude«, sagt er schließlich, sehr leise.

»Jude, Jude«, äfft er ihn nach, krächzt Harold seinen eigenen Namen entgegen wie ein Schwachsinniger.

»Jude, Jude.« Er ist so wütend, ist außer sich vor Zorn: Es gibt keinen Begriff dafür, was er ist. Hass zischt in seinen Adern. Harold will, dass er lebt, und jetzt bekommt Harold, was er sich gewünscht hat. Jetzt sieht Harold ihn so, wie er wirklich ist.

Weißt du, wie sehr ich dich verletzen könnte?, will er Harold fragen. Weißt du, dass ich Dinge sagen könnte, die du niemals vergessen würdest, die du mir niemals verzeihen

würdest? Weißt du, dass ich diese Macht habe? Weißt du, dass ich dich, seit ich dich kenne, an jedem einzelnen Tag angelogen habe? Weißt du, was ich wirklich bin? Weißt du, mit wie vielen Männern ich zusammen war, was ich sie mit mir habe machen lassen, was für Dinge in mir waren, welche Geräusche ich gemacht habe?

Sein Leben, sein einziger Besitz, wird in Besitz genommen: von Harold, der ihn am Leben erhalten will, von all den Dämonen, die

**sich durch seinen Körper
wühlen, von seinen Rippen
herabbaumeln, seine Lunge
mit ihren Krallen
durchlöchern. Von Bruder
Luke, von Dr. Traylor. *Wozu
ist das Leben gut?*, fragt er
**sich selbst. *Wozu ist mein
Leben gut?*****

**Ach, denkt er, werde ich
es nie vergessen können?
Ist es das, was ich trotz
allem, was ich nach all den
Jahren bin?**

**Er spürt, wie seine Nase
zu bluten beginnt, und er**

stößt sich vom Tisch ab.

»Ich gehe«, sagt er zu ihnen, als Julia mit einem Sandwich hereinkommt. Er sieht, dass sie die Kruste davon entfernt und es in Dreiecke geschnitten hat, wie man es für ein Kind tun würde, und eine Sekunde lang zögert er und bricht beinahe in Tränen aus, doch dann fängt er sich und starrt Harold wieder zornig an.

»Nein, das tust du nicht«, sagt Harold, nicht

**ärgerlich, aber entschieden.
Er steht von seinem Stuhl
auf und zeigt mit dem
Finger auf ihn. »Du bleibst
hier, und du isst auf.«**

**»Nein, mache ich nicht«,
verkündet er. »Ruft Andy
an, es ist mir egal. Ich
bringe mich um, Harold, da
kannst du machen, was du
willst, ich bringe mich um,
und du wirst mich nicht
daran hindern können.«**

**»Jude«, hört er Julia
flüstern. »Jude, bitte.«**

Harold geht auf ihn zu

und nimmt Julia dabei den Teller aus der Hand, und er denkt: Es ist so weit. Er hebt das Kinn, wartet darauf, dass Harold ihm mit dem Teller ins Gesicht schlägt, doch er tut es nicht, stellt ihn stattdessen nur vor ihn hin. »Iss«, sagt Harold mit gepresster Stimme. »Du isst das jetzt auf.«

Plötzlich muss er an den Tag denken, an dem er zum ersten Mal bei Harold und Julia eine Attacke erlitten hatte. Julia war beim

Einkaufen gewesen, und Harold hatte oben gesessen und ein beängstigend kompliziertes Rezept für ein Soufflé ausgedruckt, das er angeblich machen wollte. Und er hatte in der Speisekammer gelegen, hatte versucht, nicht vor Schmerz um sich zu treten, und gehört, wie Harold polternd die Treppe herunterkam und die Küche betrat. »Jude«, hatte er gerufen, als er ihn nicht sah, und obwohl er

versuchte, sich still zu verhalten, hatte er ein Geräusch von sich gegeben, und Harold hatte die Tür geöffnet und ihn gefunden. Zu diesem Zeitpunkt kannte er Harold seit sechs Jahren, aber er war ihm gegenüber noch immer zurückhaltend, fürchtete den Tag, an dem er ihn als das erkennen würde, was er wirklich war, und wusste doch, dass dieser Tag irgendwann kommen würde. »Es tut mir leid«, hatte er zu Harold

sagen wollen, aber es kam nur ein Krächzen heraus.

»Jude«, hatte Harold ängstlich gesagt, »kannst du mich hören?«, und er hatte genickt, und Harold war in die Speisekammer gekommen, war zwischen Stapeln von Papiertüchern und Spülmittelflaschen hindurchgegangen, hatte sich niedergekniet und behutsam seinen Kopf auf seinen Schoß gebettet, und eine Sekunde lang hatte er geglaubt, dies sei der

Moment, mit dem er stets halb gerechnet hatte, der, in dem Harold seinen Reißverschluss öffnete und er tun musste, was er immer getan hatte. Aber er hatte es nicht getan, hatte stattdessen nur weiter seinen Kopf gestreichelt, und während er zuckend und stöhnend dort auf dem Boden lag und sein Körper sich unter dem Schmerz verkrampfte, der heiß in seine Gelenke einschoss, hatte er irgendwann

gemerkt, das Harold ihm etwas vorsang. Es war ein Lied gewesen, das er nie zuvor gehört hatte, in dem er aber sofort ein Kinderlied, ein Schlummerlied erkannte, und er zitterte und klapperte mit den Zähnen und zischte zwischen ihnen hindurch, öffnete und schloss die linke Hand, umklammerte mit der rechten den Hals einer neben ihm stehenden Olivenölflasche, während

Harold sang und sang. Und wie er dort lag, so unendlich gedemütigt, da wusste er, dass Harold sich nach diesem Vorfall entweder von ihm entfernen oder noch näher an ihn heranrücken würde, und weil er nicht wusste, was von beidem geschehen würde, hoffte er - wie er es nie zuvor getan hatte und nie wieder tun würde -, dass diese Attacke niemals enden würde, dass Harolds Lied niemals enden würde,

dass er niemals erfahren würde, was danach kam.

Und jetzt ist er so viel älter, Harold ist so viel älter, Julia ist so viel älter, sie sind drei alte Leute, und er bekommt ein Sandwich, das für ein Kind bestimmt ist, und einen Befehl - *Iss* -, der auch für ein Kind bestimmt ist. Wir sind so alt, dass wir wieder jung geworden sind, denkt er, und er nimmt den Teller und wirft ihn an die gegenüberliegende Wand,

wo er auf eindrucksvolle Weise zerschellt. Er sieht, dass das Sandwich mit Käse überbacken war, sieht, wie eine der dreieckigen Hälften an die Wand klatscht und dann langsam daran herunterrutscht, während sich der weiße Käse in klebrigen Klumpen davon löst.

Jetzt, denkt er beinahe ausgelassen, als Harold wieder auf ihn zukommt, jetzt, jetzt, jetzt. Und Harold hebt die Hand, und er

**wartet darauf, so fest
geschlagen zu werden, dass
dieser Abend endet und er
irgendwann in seinem
eigenen Bett aufwacht und
diesen Moment eine Zeit
lang vergessen kann,
vergessen kann, was er
getan hat.**

**Doch stattdessen legt
Harold die Arme um ihn,
und er versucht ihn von
sich wegzuschieben, aber
Julia hält ihn ebenfalls fest,
beugt sich über die
Rückenlehne seines**

Rollstuhls, und er ist zwischen ihnen gefangen. »Lasst mich«, brüllt er sie an, aber seine Kräfte lassen nach, und er ist schwach und hungrig. »Lasst mich«, versucht er es noch einmal, aber seine Worte sind formlos und nutzlos, so nutzlos wie seine Arme, wie seine Beine, und bald hört er auf, sich zu wehren.

»Jude«, sagt Harold leise zu ihm. »Mein armer Jude. Mein armer Liebling.« Und da fängt er an zu weinen,

**denn es hat ihn noch nie
jemand Liebling genannt,
nicht seit Bruder Luke.
Willem hatte es manchmal
versucht - Liebling, hatte er
ihn versuchsweise genannt,
Schatz -, und er hatte ihn
gebeten, es zu lassen; in
seinen Ohren klang der
Kosenamen schmutzig, stand
für Entwürdigung und
Verderbtheit. »Mein
Liebling«, sagt Harold
wieder, und er will, dass er
aufhört; er will, dass er
niemals aufhört. »Mein**

Baby.« Und er weint und weint, er beweint alles, was er gewesen ist, alles, was er hätte sein können, jede alte Verwundung, jedes vergangene Glück, er beweint die Scham und die Freude darüber, endlich ein Kind sein zu dürfen, mit all den Launen, Bedürfnissen und Unsicherheiten eines Kindes, beweint das Privileg, sich schlecht zu benehmen und Vergebung zu empfangen, den Luxus, den es bedeutet,

**Zärtlichkeiten zu
empfangen, Zuneigung, ein
Essen, das ihm hingestellt
wird und das er essen muss,
dass er daran glauben darf,
trotz all seiner Fehler und
seiner Abscheulichkeit,
wegen all seiner Fehler und
seiner Abscheulichkeit für
jemanden wichtig zu sein.**

**Es endet damit, dass Julia
irgendwann in die Küche
geht und ihm ein neues
Sandwich macht; damit,
dass er es isst, zum ersten
Mal seit Monaten mit**

echtem Appetit; damit, dass er im Gästezimmer übernachtet; damit, dass er sich fragt, ob er sich vielleicht wirklich in einer Zeitschleife befindet, nur dass diesmal Julia und Harold von Beginn an seine Eltern sind, und wer weiß, was er wird, aber mit Sicherheit wird er besser sein, gesünder, gütiger, wird nicht mehr das Bedürfnis haben, sich so sehr gegen sein eigenes Leben zu wehren. Er hat

eine Vision, in der er als Fünfzehnjähriger in das Haus in Cambridge rennt und Wörter ruft - Mama! Papa! -, die er nie zuvor gesagt hat, und obwohl er sich nicht vorstellen kann, was sein Traum-Ich in solche Aufregung versetzt hat (so eingehend er normale Kinder, ihre Interessen und ihr Verhalten studiert hat, so wenige Einzelheiten sind ihm bekannt), weiß er, dass er glücklich ist. Vielleicht

**trägt er einen Fußballdress,
der Arme und Beine
unbedeckt lässt; vielleicht
wird er von einem Freund,
einer Freundin begleitet.
Wahrscheinlich hat er noch
nie Sex gehabt;
wahrscheinlich nutzt er
jede Gelegenheit, es zu
versuchen. Manchmal denkt
er darüber nach, wie er
wohl als Erwachsener sein
wird, aber ihm würde nie
der Gedanke kommen,
niemanden zu haben, den
er lieben kann, keinen Sex**

**zu haben, keine Füße mehr
zu haben, mit denen er über
ein Feld aus Gras laufen
kann, das weich ist wie ein
Teppich. All die Stunden,
all die Stunden, die er
darauf verwandt hat, sich zu
schneiden und es zu
verheimlichen und seine
Erinnerungen zu
verdrängen, was würde er
stattdessen mit diesen
Stunden anfangen? Er
würde ein besserer Mensch
sein, das weiß er. Er würde
ein liebevollere Mensch**

sein.

Aber vielleicht, denkt er, vielleicht ist es nicht zu spät. Vielleicht kann er noch ein weiteres Mal so tun, als ob, und diesmal wird sich etwas ändern, wird es ihn zu dem Menschen machen, der er hätte sein können. Er ist einundfünfzig; er ist alt. Aber vielleicht hat er noch Zeit. Vielleicht kann er noch repariert werden.

Das denkt er noch immer, als er am Montag zu

Dr. Loehmann geht, bei dem er sich für sein schlechtes Benehmen in der vergangenen Woche entschuldigt - und in den Wochen davor.

Und diesmal versucht er zum ersten Mal, wirklich mit Dr. Loehmann zu sprechen. Er versucht jede Frage zu beantworten, ehrlich zu beantworten. Er versucht, mit dem Erzählen einer Geschichte zu beginnen, die er erst einmal in seinem Leben erzählt

**hat. Doch es ist sehr
schwierig, nicht nur weil es
fast unmöglich ist, die
dazugehörigen Wörter
auszusprechen, sondern
auch weil er es nicht tun
kann, ohne dabei an Willem
zu denken und daran, dass
er beim letzten Mal, als er
die Geschichte erzählt hat,
mit jemandem zusammen
war, der ihn so gesehen
hatte, wie es seit Ana
niemand getan hatte, mit
jemandem, dem es gelang,
durch den, der er war,**

hindurchzuschauen und ihn doch ganz zu erkennen. Und dann ist er aufgewühlt, atemlos, und er reißt seinen Rollstuhl abrupt herum - er ist noch immer drei oder vier Kilo davon entfernt, wieder auf seinen Prothesen gehen zu können -, entschuldigt sich, verlässt Dr. Loehmanns Büro und rollt hastig den Gang entlang zu den Toiletten, wo er sich einschließt, langsam atmet und mit der Handfläche

über seine Brust reibt, wie um sein Herz zu beruhigen. Und dort auf der kalten, stillen Toilette spielt er sein altes »Wenn«-Spiel: Wenn ich nicht mit Bruder Luke mitgegangen wäre. Wenn ich mich nicht von Dr. Traylor hätte mitnehmen lassen. Wenn ich Caleb nicht hereingelassen hätte. Wenn ich mehr auf Ana gehört hätte.

Er spielt es immer weiter, und die Beschuldigungen

werden in seinem Kopf zu einem Rhythmus. Doch dann denkt er auch: Wenn ich Willem nie getroffen hätte. Wenn ich Harold nie getroffen hätte. Wenn ich Julia oder Andy oder Malcolm oder JB oder Richard oder Lucien oder so viele andere Leute nie getroffen hätte: Rhodes und Citizen und Phaedra und Elijah. Die Henry Youngs. Sanjay. Die schrecklichsten Wenns hängen alle mit anderen Menschen

zusammen. Die guten auch.

Schließlich gelingt es ihm, sich zu beruhigen, und er schiebt sich aus der Toilette heraus. Er weiß, dass er nicht bleiben müsste. Der Fahrstuhl ist da; er könnte Mr Ahmed vorbeischicken, um seinen Mantel abzuholen.

Doch er geht nicht. Er schlägt stattdessen die andere Richtung ein und kehrt ins Büro zurück, wo Dr. Loehmann noch immer auf seinem Stuhl sitzt und

auf ihn wartet.

»Jude«, sagt

**Dr. Loehmann. »Sie sind
zurückgekommen.«**

**Er holt Atem. »Ja«, sagt
er. »Ich habe mich
entschieden zu bleiben.«**

VII
LISPENARD STREET

**Am zweiten Jahrestag
Deines Todes fuhren wir
nach Rom. Das war Zufall
und dann auch wieder
nicht: Er wusste und wir
wussten, dass er aus der
Stadt hinaus-, dass er
möglichst weit weg von New
York State sein musste. Und
vielleicht dachten die
Irvines das Gleiche, denn
sie hatten die Zeremonie in
diese Zeit gelegt - ganz spät**

im August, als ganz Europa ausgewandert war, wir aber genau dorthin flogen, in Richtung dieses von all seinen schnatternden Scharen, der gesamten einheimischen Fauna befreiten Kontinents.

Sie fand an der American Academy statt, wo Sophie und Malcolm beide zu Gast gewesen waren und die Irvines ein Stipendium für junge Architekten gestiftet hatten. Sie hatten bei der Auswahl der ersten

Stipendiatin geholfen, einer sehr großen und reizend nervösen jungen Frau aus London, die hauptsächlich temporäre Bauwerke entwarf, komplexe Gebilde aus Erde und Sode und Papier, die sich im Laufe der Zeit nach und nach auflösen sollten, und es gab eine Feier zur Verleihung des Stipendiums, das mit einem zusätzlichen Preisgeld verbunden war, und einen Empfang, bei dem Flora eine Rede hielt.

**Neben uns und Malcolms
und Sophies Partnern von
Bellcast waren auch noch
Richard und JB dort, die
beide ebenfalls in
römischen
Künstlerresidenzen gelebt
hatten, und im Anschluss
an die Zeremonie gingen
wir in ein kleines
Restaurant in der Nähe, das
sie während ihrer Zeit dort
beide gern gemocht hatten,
und Richard zeigte uns,
welche Teile der
Außenmauern etruskischen**

und welche römischen Ursprungs waren. Aber auch wenn es ein gutes Essen war, gemütlich und gesellig, war es auch ein ruhiges Beisammensein, und ich weiß noch, dass ich irgendwann aufschaute und merkte, dass keiner von uns aß und wir alle irgendetwas anstarrten - die Decke, unsere Teller, einander - und viele unterschiedliche Dinge, aber auch, das wusste ich, viele gleiche Dinge dachten.

Am Nachmittag des nächsten Tages ruhte Julia sich ein wenig aus, und wir gingen spazieren. Wir wohnten auf der anderen Seite des Flusses, nahe der Spanischen Treppe, aber wir ließen uns vom Fahrer über die Brücke zurück nach Trastevere bringen und gingen durch Straßen, die so eng und finster waren, dass sie Hausflure hätten sein können, bis wir endlich einen Platz erreichten, klein und

**ebenmäßig und schmucklos
bis auf das herrliche Licht,
wo wir uns auf eine
steinerne Bank setzten. Ein
älterer Mann mit einem
weißen Bart, der einen
Anzug aus Leinenstoff trug,
ließ sich am anderen Ende
der Bank nieder; er nickte
uns zu, und wir nickten
zurück.**

**Lange saßen wir
schweigend in der Sonne,
und dann sagte er plötzlich,
er erinnere sich an diesen
Platz, er sei einmal mit Dir**

dort gewesen, und nur zwei Straßen weiter gebe es eine berühmte Eisdiele.

»Soll ich gehen?«, fragte er mich und lächelte.

»Ich glaube, du kennst die Antwort«, sagte ich, und er stand auf. »Ich bin gleich wieder da«, sagte er.

»Stracciatella«, erwiderte ich, und er nickte. »Ich weiß«, sagte er.

Wir sahen ihm hinterher, der Mann und ich, und dann lächelte der Mann mich an, und ich lächelte

zurück. Ich sah, dass er gar nicht so alt war: wohl nur ein paar Jahre älter als ich. Und trotzdem konnte ich mich selbst nie als alt betrachten (und kann es noch immer nicht). Ich redete oft, als wüsste ich, dass ich es sei; ich klagte über mein Alter. Aber ich tat es nur, um andere zu amüsieren oder ihnen das Gefühl zu geben, selbst jung zu sein.

»Lui è tuo figlio?«, fragte der Mann, und ich nickte.

**Ich war jedes Mal
überrascht und erfreut,
wenn man uns als das
erkannte, was wir
füreinander waren, denn
wir sahen uns überhaupt
kein bisschen ähnlich: Und
trotzdem dachte ich - hoffte
ich -, dass unser Umgang
miteinander mehr über
unser Verhältnis verriet, als
eine bloße äußere
Ähnlichkeit es getan hätte.**

**»Ah«, sagte der Mann und
sah ihn noch einmal an,
bevor er hinter einer Ecke**

verschwand. »*Molto bello.*«

»*Sì*«, sagte ich und wurde plötzlich traurig.

Da setzte er einen listigen Blick auf und fragte eher, als dass er es feststellte:

»*Tua moglie deve essere molto bella, no?*«, worauf er grinste, um mir zu zeigen, dass er scherze, dass es ein Kompliment sei, dass ich ein vielleicht unscheinbarer, aber doch vom Glück begünstigter Mann sei, eine so schöne Frau zu haben, die mir

**einen so hübschen Sohn
geschenkt hatte, und mich
also nicht beleidigt fühlen
könne. Ich grinste zurück.
»Das ist sie«, sagte ich, und
er lächelte, ohne überrascht
zu sein.**

**Der Mann war bereits
gegangen - auf seinen Stock
gestützt, hatte er mir zum
Abschied zugenickt -, als er
mit einer Eistüte für mich
und einem Becher
Zitronengranita für Julia
zurückkam. Ich hätte mir
gewünscht, dass er sich**

selbst auch etwas gekauft hätte, aber das hatte er nicht. »Wir sollten gehen«, sagte er, und das taten wir, und an jenem Abend ging er früh zu Bett, und am Tag darauf - dem Tag Deines Todes - bekamen wir ihn gar nicht zu Gesicht: Er hatte uns an der Rezeption eine Nachricht hinterlassen, er mache einen Spaziergang, und wir würden uns am nächsten Tag sehen, und es tue ihm leid, und wir liefen auch

den ganzen Tag lang herum, und obwohl ich irgendwie dachte, wir würden ihn vielleicht treffen - Rom ist schließlich gar keine so große Stadt -, taten wir es nicht, und als wir uns abends vor dem Zubettgehen auszogen, wurde mir bewusst, dass ich in jeder Straße, in jeder Menschenmenge nach ihm Ausschau gehalten hatte.

Am Morgen darauf saß er beim Frühstück und las die Zeitung; er war blass, aber

er lächelte uns an, und wir fragten nicht, was er am Tag zuvor getan hatte, und er erzählte es auch nicht von sich aus. An diesem Tag liefen wir einfach als unhandliches kleines Dreiergrüppchen durch die Stadt - weil wir nebeneinander für die Bürgersteige zu breit gewesen wären, gingen wir im Gänsemarsch und übernahmen abwechselnd die Führung -, aber wir besuchten nur vertraute

**Orte, stark frequentierte
Orte, Orte, in denen sich
keine Erinnerungen
verstecken würden, die
keine Intimitäten bargen.
In der Nähe der Via
Condotti schaute Julia in
das winzige Schaufenster
eines winzigen
Juwelierladens, und wir
betraten den Laden, den wir
zu dritt vollständig
ausfüllten, und nahmen
nacheinander die Ohrringe
in die Hand, die sie in der
Auslage bewundert hatte.**

**Sie waren erlesen: aus
purem Gold, dicht und
schwer und in die Form von
Vögeln gegossen, mit
kleinen runden Rubinen als
Augen und kleinen
goldenen Zweigen in ihren
Schnäbeln, und er kaufte
sie ihr, und sie war
beschämt und hochofrenut -
Julia hatte nie viel Schmuck
getragen -, aber er wirkte
glücklich darüber, ihr die
Freude machen zu können,
und ich war glücklich, dass
er glücklich war und dass**

auch sie es war. Am Abend trafen wir uns ein letztes Mal mit JB und Richard zum Essen, und am Morgen darauf brachen wir in Richtung Norden auf, nach Florenz, und er flog nach Hause.

»Wir sehen uns in fünf Tagen«, sagte ich zu ihm, und er nickte.

»Ich wünsche euch eine schöne Zeit«, sagte er. »Ich wünsche euch eine herrliche Zeit. Bis bald.«

Er winkte uns nach, als

der Wagen losfuhr; wir drehten uns auf unseren Sitzen um und winkten zurück. Ich weiß noch, dass ich hoffte, mein Winken würde ihm telegrafisch übermitteln, was ich ihm nicht sagen konnte: *Wag es bloß nicht.* Als Julia und er sich am Vorabend mit JB unterhalten hatten, hatte ich Richard gefragt, ob er mich auf dem Laufenden halten könnte, solange wir fort waren, und er versprach, es zu tun. Er

**hatte schon fast so viel
zugenommen, wie Andy
verlangt hatte, aber er hatte
zwei Rückfälle erlitten -
einen im Mai, einen im
Juli -, also beobachteten wir
ihn alle weiter.**

**Manchmal kam es mir so
vor, als liefe unsere
Beziehung rückwärts ab,
und statt mich weniger um
ihn zu sorgen, sorgte ich
mich mehr; mit jedem Jahr
wurde mir seine
Zerbrechlichkeit deutlicher
bewusst, war ich weniger**

von meinen eigenen Fähigkeiten überzeugt. Als Jacob ein Baby gewesen war, war ich mit jedem Monat seines Lebens selbstsicherer geworden, so als würde er tiefer in der Welt verankert werden, je länger er in ihr lebte, als würde er allein dadurch, dass er am Leben war, einen Anspruch auf das Leben an sich erheben. Natürlich war das eine absurde Vorstellung und eine, die sich auf die

**schlimmstmögliche Weise
als falsch erwies. Aber ich
wurde den Gedanken nicht
los: dass Leben Leben
bindet. Und dennoch hatte
ich an irgendeinem Punkt
in Judes Leben - nach
Caleb, wenn ich es zeitlich
einordnen sollte - das
Gefühl, dass er sich in
einem Heißluftballon
befand, der durch ein
langes verdrehtes Seil mit
der Erde verbunden war,
aber mit jedem Jahr zerrte
der Ballon stärker an seiner**

Vertäuung, versuchte sich loszureißen, in den Himmel zu entschweben. Und unten bildeten wir eine Traube und versuchten den Ballon wieder auf den sicheren Boden zu ziehen. Ich hatte also ständig Angst um ihn, und auch *vor* ihm hatte ich Angst.

Kann man eine echte Beziehung zu jemandem haben, vor dem man Angst hat? Natürlich kann man. Aber er machte mir dennoch Angst, denn er

hatte die Macht und ich nicht: Ich wusste, ich würde es überleben, wenn er sich umbrachte, wenn er sich mir fortnahm, aber ich wusste auch, dass das Überleben eine Strafe wäre; ich wusste, dass ich für immer und ewig nach einer Erklärung suchen würde, dass ich die Vergangenheit durchforsten würde, um meine Fehler zu analysieren. Und natürlich wusste ich, wie sehr ich ihn vermissen würde, denn

**auch wenn es für den
irgendwann drohenden
endgültigen Abschied
Probedurchläufe gegeben
hatte, waren sie mir immer
unverändert
schwergefallen, und ich
hatte mich nie an sie
gewöhnen können.**

**Doch dann kamen wir
nach Hause, und es war
alles wie gehabt: Mr Ahmed
holte uns vom Flughafen ab
und brachte uns zur
Wohnung, und beim Portier
waren Tüten mit**

**Lebensmitteln hinterlegt,
damit wir nicht einkaufen
gehen mussten. Der nächste
Tag war ein Donnerstag,
und er kam zum
Abendessen vorbei; er
erkundigte sich, was wir
gesehen und unternommen
hätten, und wir erzählten es
ihm. Danach räumten wir
zusammen das Geschirr ab,
und als er mir eine Schüssel
reichte, damit ich sie in die
Spülmaschine legen konnte,
glitt sie ihm aus der Hand
und zersprang auf dem**

Boden. »Gottverdammmt«, schrie er. »Es tut mir so leid, Harold. Ich bin so ein Idiot, ich bin so ein Tollpatsch«, und obwohl wir ihm sagten, es sei kein Problem, es mache gar nichts, geriet er immer mehr außer sich, bis seine Hände zitterten und seine Nase zu bluten begann. »Jude«, sagte ich zu ihm, »es ist alles in Ordnung. So was passiert eben«, aber er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, »es liegt

an mir. Ich mache alles kaputt. Was ich anfasse, zerstöre ich.« Julia und ich hatten uns über seinen Kopf hinweg angesehen, während er die Scherben auflas, und nicht gewusst, was wir sagen oder tun sollten: Seine Reaktion stand einfach in keinem Verhältnis zu dem, was passiert war. Aber in den vergangenen Monaten hatte es mehrere Vorfälle gegeben, beginnend mit dem quer durch den Raum

geschleuderten Teller, die mir zum ersten Mal in meinem gemeinsamen Leben mit ihm vor Augen geführt hatten, welche Wut in ihm steckte, welche Anstrengung es ihn Tag für Tag kosten musste, sie zu unterdrücken.

Ein paar Wochen nach dem ersten Vorfall mit dem Teller hatte es einen weiteren gegeben. Diesmal draußen beim Laternenhaus, wo er seit Monaten nicht gewesen

war. Es war morgens, kurz nach dem Frühstück, Julia und ich wollten einkaufen gehen, und ich ging ihn suchen, um ihn zu fragen, was wir ihm mitbringen sollten. Er war in seinem Schlafzimmer, und die Tür stand leicht offen, und als ich sah, was er tat, rief ich aus irgendeinem Grund nicht seinen Namen und ging auch nicht weg, sondern stand einfach nur still vor der Tür und sah ihm zu. Er trug eine seiner

**Prothesen und war dabei,
die andere anzulegen - ich
hatte ihn nie ohne sie
gesehen -, und ich
beobachtete ihn dabei, wie
er sein linkes Bein in die
Öffnung senkte, die
elastische Stulpe hinauf
über Knie und
Oberschenkel zog und dann
sein Hosenbein
darüberstreifte. Wie Du
weißt, hatten diese
Prothesen Füße mit einer
Verkleidung, deren Form
einem Schuh mit Spitze und**

Absatz ähnelte, und ich sah zu, wie er zuerst seine Socken und dann seine Schuhe anzog. Und dann holte er Atem und stand auf, und ich sah zu, wie er einen Schritt machte und dann noch einen. Doch selbst ich merkte, dass irgendetwas nicht stimmte - sie waren noch immer zu weit; er war noch immer zu dünn -, und noch bevor ich aufschreien konnte, hatte er das Gleichgewicht verloren und war vornüber

aufs Bett gekippt, wo er einen Augenblick lang reglos liegen blieb.

Und dann griff er nach unten und riss beide Beine ab, erst eines und dann das andere, und eine Sekunde lang - sie trugen noch immer die Socken und die Schuhe - sah es so aus, als wären es seine echten Beine und er hätte gerade ein Stück von sich selbst abgerissen, und ich rechnete halb damit, Blut hervorsprudeln zu sehen.

**Aber stattdessen nahm er
eines der Beine und schlug
damit auf das Bett ein,
wieder und wieder und
wieder, keuchend vor
Anstrengung, und dann
warf er es auf den Boden
und setzte sich auf den
Rand der Matratze, das
Gesicht in den Händen
vergraben, die Ellbogen auf
die Oberschenkel gestützt,
und wiegte sich geräuschlos
vor und zurück. »Bitte«,
hörte ich ihn sagen, »bitte.«
Aber weiter sagte er nichts,**

**und zu meiner Schande
stahl ich mich in unser
Schlafzimmer, wo ich mich
in einer ähnlichen Haltung
aufs Bett setzte und
ebenfalls auf etwas wartete,
von dem ich nicht wusste,
was es war.**

**In diesen Monaten dachte
ich oft darüber nach, was
ich tat, darüber, wie
schwierig es ist, jemanden
am Leben zu erhalten, der
nicht am Leben bleiben will.
Zuerst versucht man es mit
logischen Argumenten (*Du***

hast doch so viel, wofür es sich zu leben lohnt), dann versucht man, Schuldgefühle zu wecken (Das bist du mir schuldig), dann versucht man es mit Wut, mit Drohungen, mit Betteln (Ich bin alt; tu das einem alten Mann nicht an). Dann aber, wenn sie nachgegeben haben, ist es notwendig, dass man selbst, der Überredende, das Reich der Selbsttäuschung betritt, denn man sieht, was es sie kostet, man sieht, wie sehr

**sie sich dagegen sträuben,
da zu sein, man sieht, dass
ihre bloße Existenz sie
erschöpft, und dann muss
man sich Tag für Tag
einreden: Ich tue das
Richtige. Ihn tun zu lassen,
was er tun will, widerstrebt
den Naturgesetzen,
widerstrebt dem Gesetz der
Liebe. Man stürzt sich auf
die glücklichen Momente,
man zieht sie als Beweise
heran - *Siehst du? Dafür lohnt
es sich zu leben. Dafür hast du
ihn überredet -, obwohl***

**dieser eine Moment all die
anderen Momente, die
Mehrzahl der Momente
nicht ausgleichen kann.
Man denkt, wie ich es bei
Jacob getan habe: Wofür ist
ein Kind da? Soll es mir
Trost spenden? Soll ich es
trösten? Und wenn ein Kind
nicht mehr getröstet
werden kann, ist es dann an
mir, ihm die Erlaubnis zum
Gehen zu erteilen? Und
dann denkt man wieder:
Aber das ist
verabscheuungswürdig. Ich**

kann es nicht.

Also versuchte ich es natürlich. Ich versuchte es immer wieder. Aber mit jedem Monat spürte ich, dass er sich weiter von mir entfernte. Es war weniger ein körperliches Schwinden: Im November hatte er sein ursprüngliches Gewicht, zumindest sein ursprüngliches Minimalgewicht, wieder erreicht, und er sah besser aus, als er es vielleicht je zuvor getan hatte. Aber er

war stiller als vorher, viel stiller, und er war ohnehin immer recht still gewesen. Aber jetzt sprach er kaum noch, und wenn wir zusammen waren, merkte ich manchmal, wie er irgendetwas betrachtete, das ich nicht sehen konnte, und dann wackelte er leicht mit dem Kopf, so wie ein Pferd, das mit den Ohren zuckt, und kam wieder zu sich.

Einmal trafen wir uns donnerstags zu unserem

**Essen, und er hatte
Blutergüsse an Gesicht und
Hals, so als stünde er in der
spätnachmittäglichen
Sonne neben einem Haus,
das einen Schatten auf ihn
warf. Die Flecken waren von
einem dunklen Rostbraun,
wie getrocknetes Blut, und
ich holte erschrocken Luft.
»Was ist passiert?«, fragte
ich. »Ich bin gefallen«,
sagte er knapp. »Mach dir
keine Gedanken«, sagte er,
aber natürlich tat ich es
trotzdem. Und als ich ihn**

wieder mit Blutergüssen sah, versuchte ich ihn in den Arm zu nehmen.

»Erzähl's mir«, sagte ich, und er wand sich aus meiner Umarmung. »Es gibt nichts zu erzählen«, sagte er. Ich weiß bis heute nicht, was passiert war: Hatte er sich selbst verletzt? Hatte er zugelassen, dass ihn jemand anderes verletzte? Ich wusste nicht, was schlimmer war. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Er vermisste Dich. Ich

**vermisste Dich auch. Wir
taten es alle. Ich finde, das
solltest Du wissen, dass ich
Dich nicht nur vermisste,
weil Du ihn glücklich
gemacht hast: Ich vermisste
Dich, weil Du Du warst. Ich
vermisste es zu sehen,
welches Vergnügen Dir die
Dinge bereiteten, die Du
mochtest, ob beim Essen
oder wenn Du einem
Tennisball
hinterherranntest oder in
den Pool sprangst. Ich
vermisste es, mit Dir zu**

**sprechen, vermisste es,
Dich durch einen Raum
gehen zu sehen, vermisste
es zu sehen, wie Du Dich
unter einer Traube von
Laurence' Enkeln auf den
Rasen fallen ließest und so
tatst, als könntest du unter
ihrem Gewicht nicht mehr
aufstehen. (An dem Tag
hatte Laurence' jüngste
Enkelin, die ein bisschen in
Dich verschossen war, Dir
ein Armband aus
zusammengeknoteten
Löwenzahnblumen gemacht,**

und Du hattest Dich bei ihr bedankt und es den ganzen Tag über getragen, und jedes Mal wenn sie es an Deinem Handgelenk gesehen hatte, war sie zu ihrem Vater gerannt und hatte ihr Gesicht in seinem Rücken verborgen: Das vermisste ich auch.) Aber vor allem vermisste ich es, Euch beide zusammen zu sehen; ich vermisste es zu sehen, wie Du ihn ansahst und er Dich ansah; ich vermisste es, wie umsichtig

**Ihr miteinander umgingt,
vermisste es, wie
absichtslos, aufrichtig
liebepoll Ihr miteinander
wart; vermisste es zu sehen,
wie aufmerksan Ihr
einander zuhörte. Dieses
Bild von JB - Willem, der Jude
beim Erzählen einer
Geschichte zuhört - war so
gut beobachtet, Dein
Gesichtsausdruck so
treffend eingefangen: Ich
wusste, was das Bild zeigte,
noch bevor ich den Titel las.
Und Du sollst nicht**

denken, dass es nicht auch glückliche Momente, glückliche Tage gab, nachdem Du fort warst. Natürlich waren sie seltener. Sie waren schwerer zu finden, schwerer zu schaffen. Aber es gab sie. Als wir aus Italien zurückgekehrt waren, gab ich an der Columbia ein Seminar, für das sowohl Jurastudenten als auch Studenten anderer Fachbereiche zugelassen waren. Der Titel des

Seminars war »Die Philosophie des Gesetzes, das Gesetz der Philosophie«, und ich leitete es gemeinsam mit einem alten Freund, und wir diskutierten darin die Gerechtigkeit der Gesetze und den moralischen Unterbau des Rechtssystems und wie sie manchmal gegen unser nationales Moralempfinden verstoßen konnten: Drayman 241, nach all den Jahren! Nachmittags traf

**ich mich mit Freunden.
Julia machte einen
Aktzeichenkurs. Wir
arbeiteten ehrenamtlich für
eine gemeinnützige
Gesellschaft, die
Fachkräften (Ärzten,
Rechtsanwälten, Lehrern)
aus anderen Ländern
(Sudan, Afghanistan, Nepal)
half, in ihrem Tätigkeitsfeld
Arbeit zu finden, selbst
wenn diese Arbeit nur
entfernte Ähnlichkeit mit
dem hatte, was sie vorher
getan hatten:**

**Krankenpfleger wurden zu
Arzthelfern, Richter wurden
zu Gerichtsschreibern.**

**Manchen von ihnen half
ich, sich in der juristischen
Fakultät einzuschreiben,
und wenn ich sie traf,
unterhielten wir uns
darüber, was sie lernten
und worin sich diese
Gesetze von denen
unterschieden, die sie
kannten.**

**»Ich finde, wir sollten
zusammen an einem Projekt
arbeiten«, sagte ich in**

jenem Herbst zu ihm (er war noch immer für die gemeinnützige Künstlerberatung tätig, deren Arbeit mich - als ich dort selbst meine Hilfe anbot - stärker bewegte, als ich erwartet hatte: Ich war davon ausgegangen, dass es sich um einen Haufen talentloser Schmierfinken handelte, die von ihrer Kreativität zu leben versuchten, obwohl offensichtlich war, dass es ihnen nie gelingen würde,

und auch wenn es sich tatsächlich so verhielt, stellte ich fest, dass ich sie bewunderte, so wie auch er es tat - für ihre Beharrlichkeit, ihren stumpfen, zähen Glauben. Es waren Menschen, die sich durch nichts und niemanden vom Leben abhalten ließen, davon, es für sich in Beschlag zu nehmen.)

»Was denn für ein Projekt?«, fragte er.

»Du könntest mir das

Kochen beibringen«, antwortete ich, während er mich mit diesem bestimmten Blick ansah, bei dem er beinahe lächelte, aber nicht ganz, amüsiert, aber nicht bereit, es zu zeigen. »Ich meine es ernst. Richtig kochen. Sechs oder sieben Gerichte für mein Arsenal.«

Also tat er es. Samstagnachmittags, wenn er von der Arbeit oder seinen Besuchen bei Lucien und den Irvines

**zurückgekommen war,
fuhren wir nach Garrison,
entweder zu zweit oder mit
Richard und India oder JB
oder einem der Henry
Youngs und ihren Frauen,
und am Sonntag kochten
wir zusammen. Mein
Hauptproblem war, wie sich
zeigte, meine fehlende
Geduld, meine Unfähigkeit,
Langeweile und Monotonie
zu ertragen. Ich ging los,
um mir etwas zum Lesen zu
holen, und vergaß, dass sich
der Risotto während meiner**

**Abwesenheit in eine
klebrige Pampe
verwandelte, oder ich
vergaß, die Möhren in ihrer
Olivenölpfütze zu wenden,
und wenn ich wiederkam,
waren sie in der Pfanne
festgebacken. (Kochen
schien vor allem in
hätscheln, waschen,
aufpassen, drehen und
wenden und beschwichtigen
zu bestehen:
Anforderungen, die ich mit
der Säuglingspflege
verband.) Mein anderes**

**Problem, wurde mir
beschieden, sei mein
Beharren auf Innovation,
beim Backen offenbar ein
Garant für Misserfolge. »Es
geht um Chemie, Harold,
nicht um Philosophie«,
sagte er immer wieder mit
demselben Halblächeln.
»Wenn du bei den
angegebenen Mengen
schummelst, kannst du
nicht erwarten, dass es
trotzdem so wird, wie es
werden soll.«**

»Vielleicht wird es ja

**besser«, sagte ich,
hauptsächlich um ihn zu
amüsieren - ich spielte
immer gern den Dummen,
wenn ich glaubte, ihm
damit eine kleine Freude
machen zu können -, und da
lächelte er, lächelte richtig.
»Wird es nicht«, sagte er.**

**Aber am Ende lernte ich
doch noch einiges: Ich
lernte, ein Huhn zu braten,
ein Ei zu pochieren, einen
Heilbutt zu grillen. Ich
lernte, einen
Möhrenkuchen zu backen**

und ein Brot mit vielen verschiedenen Nüssen, das ich immer gern in der Bäckerei in Cambridge gekauft hatte, in der er gearbeitet hatte: Seine Version war fantastisch, und wochenlang buk ich einen Laib nach dem anderen. »Großartig, Harold«, sagte er eines Tages, nachdem er eine Scheibe gekostet hatte. »Siehst du? Jetzt kannst du dir dein eigenes Essen machen, wenn du hundert

bist.«

**»Was soll das heißen,
mein eigenes Essen
machen?«, fragte ich ihn.**

**»Das machst du doch für
mich«, und er sah mich mit
einem seltsamen, traurigen
Lächeln an, ohne etwas zu
sagen, und ich wechselte
rasch das Thema, bevor er
etwas sagen konnte, das ich
würde überhören müssen.
Ich versuchte immer, die
Zukunft ins Spiel zu
bringen, über Jahre hinweg
zu planen, damit er in**

meine Pläne einwilligte und ich ihn an seine Zusage binden konnte. Aber er war auf der Hut: Er versprach nie etwas.

»Wir sollten zusammen Musikunterricht nehmen«, sagte ich zu ihm, ohne genau zu wissen, was ich damit meinte.

Er lächelte ein wenig. »Ja, vielleicht«, sagte er.

»Warum nicht? Wir können darüber reden.« Aber weiter ging er nicht.

Nach unserer Kochstunde

gingen wir spazieren. Wenn wir in dem Haus auf dem Land waren, folgten wir immer dem Weg, den Malcolm angelegt hatte: vorbei an der Stelle im Wald, wo ich ihn vor Schmerzen zuckend an einen Baum gelehnt hatte zurücklassen müssen, vorbei an der ersten Bank, der zweiten, der dritten. Wenn wir an der zweiten Bank angekommen waren, setzten wir uns immer und ruhten uns aus. Er musste

**nicht mehr verschnaufen,
nicht so wie früher, und wir
gingen so langsam, dass ich
es auch nicht musste. Aber
wir legten jedes Mal eine
zeremonielle Pause ein,
denn von dort aus hatte
man den besten Blick auf
die Rückseite des Hauses,
weißt Du noch? Malcolm
hatte einige der Bäume dort
so weit zurückgestutzt, dass
man von der Bank aus
geradewegs auf das Haus
blickte, und wenn man auf
der hinteren Veranda des**

Hauses war, blickte man geradewegs auf die Bank.

»Was für ein schönes Haus«, sagte ich wie jedes Mal, und wie jedes Mal hoffte ich auch diesmal, er würde merken, dass ich eigentlich sagte, wie stolz ich auf ihn sei: auf das Haus, das er geschaffen hatte, und auf das Leben, das er im Inneren dieses Hauses geschaffen hatte.

Einmal, vielleicht einen Monat nachdem wir alle aus Italien zurückgekommen

waren, saßen wir auf dieser Bank, und er sagte zu mir: »Glaubst du, er war glücklich mit mir?« Er war so still, dass ich glaubte, ich hätte es mir eingebildet, aber dann sah er mich an, und ich wusste, dass ich das nicht getan hatte.

»Natürlich war er das«, antwortete ich. »Ich weiß, dass er es war.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe so vieles nicht getan«, sagte er schließlich. Ich wusste nicht, was er

**damit meinte, aber es
änderte nichts an meiner
Meinung. »Was es auch war,
ich weiß, dass es keine
Rolle gespielt hat«, sagte
ich zu ihm. »Ich weiß, dass
er mit dir glücklich war. Er
hat es mir gesagt.« Da sah
er mich an. »Ich weiß es«,
wiederholte ich. »Ich weiß
es.« (Du hattest es mir nie
gesagt, nicht ausdrücklich,
aber ich weiß, Du wirst es
mir verzeihen; ich weiß,
dass Du es tun wirst. Ich
weiß, Du hättest gewollt,**

dass ich das sage.)

**Ein anderes Mal sagte er:
»Dr. Loehmann ist der
Meinung, ich sollte mit dir
reden.«**

**»Worüber denn?«, fragte
ich und gab mir Mühe, ihn
nicht anzusehen.**

**»Darüber, was ich bin«,
sagte er und verstummte
kurz. »Wer ich bin«,
korrigierte er sich.**

**»Nun«, sagte ich,
nachdem wir einen
Augenblick lang
geschwiegen hatten, »das**

würde mich freuen. Ich würde gern mehr über dich erfahren.«

Da lächelte er. »Das klingt merkwürdig, oder?«, fragte er. »›Mehr über dich erfahren.« Dabei kennen wir uns schon so lange.«

Während dieser Gespräche hatte ich immer das Gefühl, auch wenn es nicht die eine richtige Antwort geben mochte, gebe es doch die eine falsche, nach der er gar nichts mehr sagen würde,

**und ich versuchte immer zu
erahnen, welche Antwort
das sein könnte, um sie
niemals auszusprechen.**

**»Das stimmt«, sagte ich.
»Aber ich wollte schon
immer mehr wissen, mehr
von dir.«**

**Er sah mich kurz an und
wandte den Blick rasch
wieder dem Haus zu. »Na
ja«, sagte er. »Vielleicht
versuche ich es. Vielleicht
schreibe ich etwas auf.«**

**»Das fände ich sehr
schön«, sagte ich. »Wann**

immer du möchtest.«

»Es könnte sein, dass es ein wenig dauert«, sagte er.

»Das macht nichts«, sagte ich. »Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst.« Eine lange Zeit war etwas Gutes, dachte ich: Es bedeutete Jahre, Jahre, in denen er sich darüber klarwurde, was er sagen wollte, und auch wenn es schwierige, quälende Jahre werden würden, wäre er zumindest am Leben. Das war es, was ich dachte: dass ich ihn

**lieber leidend und lebendig
sehen wollte - als tot.**

**Letztlich brauchte er gar
nicht lange. Es war Februar,
etwa ein Jahr nach unserer
Intervention. Wenn es ihm
gelingt, sein Gewicht bis
Mai zu halten, wollten wir
die Überwachung aufgeben,
und wenn er wollte, könnte
er aufhören, zu
Dr. Loehmann zu gehen,
obgleich Andy und ich der
Meinung waren, er sollte es
weiterhin tun. Aber es wäre
nicht länger unsere**

Entscheidung. An diesem Sonntag waren wir in der Stadt geblieben, und nach einer Kochstunde in der Greene Street (eine Spargel-Artischocken-Terrine) machten wir unseren Spaziergang.

Es war ein kühler, aber windstiller Tag, und wir gingen auf der Greene Street nach Süden, bis sie zur Church Street wurde, und dann weiter und weiter nach unten, durch TriBeCa hindurch, über die Wall

Street und fast bis zur äußersten Spitze der Insel, wo wir stehen blieben und auf den Fluss schauten, auf sein spritzendes graues Wasser. Und dann machten wir kehrt und gingen nach Norden, dieselbe Straße wieder hinauf: Die Trinity Street wurde zur Church Street, die Church Street wurde zur Greene Street. Er war den ganzen Tag über still gewesen, still und schweigsam, und ich plapperte etwas über einen

**Mann mittleren Alters, den ich in der
Berufsvermittlung
kennengelernt hatte, einen
Flüchtling aus Tibet,
vielleicht ein Jahr älter als
er, ein Arzt, der sich für ein
amerikanisches
Medizinstudium bewarb.**

**»Das ist
bewundernswert«, sagte er.
»So ein Neuanfang ist eine
schwierige Sache.«**

**»Das stimmt«, sagte ich.
»Aber du hast auch einen
Neuanfang gemacht, Jude.«**

**Er warf mir einen
Seitenblick zu und schaute
wieder weg. »Wirklich«,
sagte ich. Ich musste an
einen Tag denken,
vielleicht ein Jahr nachdem
er nach seinem
Selbstmordversuch aus der
Klinik entlassen worden war
und bei uns in Truro
gewohnt hatte. Damals
waren wir auch spazieren
gegangen. »Ich will, dass du
mir drei Dinge sagst, die du
besser kannst als jeder
andere«, hatte ich zu ihm**

gesagt, als wir uns in den Sand setzten, und er hatte müde geschnauft, die Backen gebläht und die Luft durch den Mund entweichen lassen.

»Nicht jetzt, Harold«, hatte er gesagt.

»Komm schon«, sagte ich. »Drei Dinge. Drei Dinge, die du besser kannst als jeder andere, dann höre ich auf, dich zu nerven.« Aber er überlegte und überlegte, und ihm fiel trotzdem nichts ein, und als ich sein

Schweigen vernahm, geriet ein Teil von mir in Panik.

»Dann drei Dinge, die du gut kannst«, revidierte ich.

»Drei Dinge, die du an dir magst.« Inzwischen flehte ich fast. »Irgendwas«, sagte ich zu ihm. »Irgendwas.«

»Ich bin groß«, sagte er.

»Relativ groß jedenfalls.«

»Groß ist gut«, sagte ich, obwohl ich mir etwas anderes erhofft hatte, etwas Qualitativeres. Aber ich beschloss, es als Antwort zu akzeptieren: Er hatte so

lange gebraucht, bis ihm wenigstens das eingefallen war. »Noch zwei.« Aber er wusste nichts mehr. Ich merkte, dass seine Frustration und seine Scham zunahmen, und ließ das Thema fallen.

Als wir jetzt TriBeCa durchquerten, erwähnte er ganz beiläufig, dass man ihm den Vorsitz der Kanzlei angeboten hatte.

»Mein Gott«, sagte ich, »das ist ja großartig, Jude. Mein Gott. Ich gratuliere.«

Er nickte knapp. »Aber ich werde ablehnen«, sagte er, und ich war wie vom Donner gerührt. Nach allem, was er in diese beschissene Kanzlei investiert hatte - all die Stunden, all die Jahre -, wollte er ablehnen? Er sah mich an. »Ich hätte gedacht, das würde dich freuen«, sagte er, und ich schüttelte den Kopf.

**»Nein«, erwiderte ich.
»Ich weiß, wie viel ... wie viel Befriedigung du aus**

deiner Arbeit ziehst. Du sollst nicht denken, dass ich missbillige, was du tust, dass ich nicht stolz auf dich bin.« Er sagte nichts.

»Warum willst du denn ablehnen?«, fragte ich ihn. »Du wärst so gut darin. Du bist dafür geboren.«

Und dann zuckte er zusammen - ich wusste nicht, warum - und schaute weg. »Nein«, sagte er. »Das glaube ich nicht. Soweit ich weiß, war die Entscheidung sowieso umstritten.

**Außerdem«, setzte er an
und verstummte.**

**Irgendwann hatten wir auch
aufgehört, weiterzugehen,
so als wären Sprechen und
Laufen entgegengesetzte
Aktivitäten, und wir
standen eine Zeit lang dort
in der Kälte. »Außerdem«,
fuhr er fort, »habe ich
überlegt, die Kanzlei in
vielleicht einem Jahr zu
verlassen.« Er sah mich an,
als wollte er sehen, wie ich
reagierte, und hob dann
den Blick, sah zum Himmel**

hinauf. »Ich würde vielleicht gern verreisen«, sagte er, aber seine Stimme klang hohl und freudlos, so als wäre er zu einem Leben in einem weit entfernten Land zwangsverpflichtet, das er gar nicht wollte. »Ich könnte fort von hier«, sagte er, wie zu sich selbst. »Es gibt Orte, die ich besuchen sollte.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich starrte immer weiter in sein Gesicht. »Ich könnte mit dir

kommen«, flüsterte ich, und er kam wieder zu sich und sah mich an.

»Ja«, sagte er, und sein entschiedener Ton beruhigte mich etwas. »Ja, du könntest mitkommen. Oder ich könnte mich unterwegs mit euch beiden treffen.«

Wir setzten uns wieder in Bewegung. »Nicht dass ich deinen zweiten Akt als Weltenbummler unnötig hinausschieben wollte«, sagte ich, »aber ich finde,

**du solltest das Angebot von
Rosen Pritchard noch
einmal überdenken. Mach
es doch für ein paar Jahre,
und dann verabschiedest du
dich auf die Balearen oder
nach Mosambik oder wo
auch immer du hinwillst.«
Ich wusste, wenn er das
Angebot des
Firmenvorsitzes akzeptierte,
würde er sich nicht
umbringen; er war zu
verantwortungsbewusst, um
unerledigte Geschäfte
zurückzulassen. »Okay?«,**

sagte ich auffordernd.

Da lächelte er sein altes strahlendes, schönes Lächeln. »Okay, Harold«, sagte er. »Ich verspreche, dass ich noch einmal darüber nachdenke.«

Dann waren wir nur noch ein paar Blöcke von zu Hause entfernt, und ich bemerkte, dass wir auf die Lispenard Street stießen. »O Gott«, sagte ich, darum bemüht, seine gute Stimmung zu nutzen, zu erhalten, uns beide

aufzubauen. »Wir nähern uns dem Ursprung all meiner Albträume: der offiziell schlimmsten Wohnung der Welt«, und er lachte, und wir verließen die Church Street und gingen die Lispenard Street einen halben Block entlang, bis wir vor Eurem alten Haus standen. Ich ließ mich noch eine Zeit lang darüber aus, wie grauenhaft die Wohnung gewesen war, übertrieb und schmückte aus, um ihn lachen und

protestieren zu hören. »Ich hatte ständig Angst, dass ein Feuer ausbricht und ihr elendiglich verbrennt«, sagte ich. »Ich träumte nachts davon, dass mich die Rettungssanitäter anrufen und mir sagen, sie hätten euch gefunden, von einer Horde Ratten bis auf die Knochen abgenagt.«

»So schlimm war es nicht, Harold«, sagte er lächelnd. »Ehrlich gesagt, habe ich sehr schöne Erinnerungen an diese Wohnung.« Und

**dann wechselte die
Stimmung wieder, und wir
standen beide da und
starrten auf das Gebäude
und dachten an Dich und
ihn und all die Jahre
zwischen diesem Moment
und dem, in dem ich ihn
kennengelernt hatte, so
jung, so schrecklich jung,
und zunächst nur ein
weiterer Student, von
wunderbarer Klugheit und
geistiger Beweglichkeit,
aber nicht mehr, nicht der
Mensch, von dem ich mir**

auch nur hätte vorstellen können, was er einmal für mich sein würde.

Und dann sagte er - er versuchte ebenfalls, mich aufzuheitern; wir agierten beide füreinander -: »Habe ich dir jemals erzählt, wie wir vom Dach auf die Feuerleiter vor unserem Schlafzimmer gesprungen sind?«

»Was?«, fragte ich, aufrichtig entsetzt. »Nein, hast du nicht. Ich glaube, daran würde ich mich

erinnern.«

**Doch obwohl ich mir
niemals hätte vorstellen
können, welche Rolle er
einmal in meinem Leben
spielen würde, wusste ich,
wie er mich verlassen
würde: All meinen
Hoffnungen, all meinem
Flehen, all meinen
Einflüsterungen,
Drohungen und magischen
Gedanken zum Trotz wusste
ich es. Und vier Monate
später - am zwölften Juni,
einem Datum ohne**

**irgendeine historische
Bedeutung, einem
Nichtstag - tat er es. Mein
Telefon klingelte, und auch
wenn es nicht zu einer
unheilvollen Nachtstunde
war, und auch wenn zuvor
nichts geschehen war, das
ich im Nachhinein als
Prophezeiung hätte
erkennen könnte, wusste
ich es, ich wusste es. Und
am anderen Ende war JB,
und sein Atem klang
merkwürdig, ging in
schnellen Stößen, und noch**

bevor er sprach, wusste ich es. Er war dreiundfünfzig, seit nicht einmal zwei Monaten. Er hatte sich Luft in eine Arterie gespritzt und einen Schlaganfall verursacht, und obwohl Andy mir sagte, sein Tod müsse schnell und schmerzlos gewesen sein, recherchierte ich später im Internet und fand heraus, dass er mich belogen hatte: Er musste sich mindestens zweimal gestochen haben, mit einer Nadel, so dick wie

**der Schnabel eines Kolibris;
es musste qualvoll gewesen
sein.**

**Als ich schließlich zu
seiner Wohnung fuhr, war
sie so ordentlich, seine
Bürounterlagen in Kartons
verpackt, der Kühlschrank
geleert und alles - sein
Testament, seine Briefe -
säuberlich auf dem
Esszimmertisch aufgereiht
wie Platzkarten bei einer
Hochzeit. Richard, JB, Andy,
all Eure alten Freunde: Sie
waren ständig da, wir liefen**

alle umher und umeinander herum, schockiert und auch wieder nicht, nur überrascht, dass wir so überrascht waren, am Boden zerstört und geschlagen und vor allen Dingen hilflos. Hatten wir irgendetwas übersehen? Hätten wir irgendetwas anders machen können? Nach seiner Beerdigung - zu der so viele Leute gekommen waren, seine Freunde und Deine Freunde und ihre Eltern und

**Familien, seine ehemaligen
Kommilitonen, seine
Mandanten, die Mitarbeiter
und Kunden der
gemeinnützigen
Künstlerberatung, die
Leiter der Suppenküche,
eine große Gruppe
Mitarbeiter und ehemaliger
Mitarbeiter von Rosen
Pritchard, darunter
Meredith, die von einem
nahezu vollständig
verwirrten Lucien begleitet
wurde (der grausamerweise
noch immer lebt,**

mittlerweile allerdings in einem Pflegeheim in Connecticut), unsere Freunde, Menschen, mit denen ich gar nicht gerechnet hatte: Kit und Emil und Philippa und Robin - kam Andy weinend zu mir und gestand, er habe den Eindruck gehabt, es sei stark mit ihm bergab gegangen, nachdem er ihm gesagt habe, dass er die Praxis aufgeben wolle, und es sei seine Schuld. Ich hatte nicht einmal gewusst,

dass Andy sich zur Ruhe setzen wollte - er hatte es mir gegenüber nie erwähnt -, aber ich tröstete ihn und sagte ihm, es sei nicht sein Fehler, nicht im Geringsten, er sei immer gut zu ihm gewesen, ich hätte ihm immer vertraut.

»Wenigstens ist Willem nicht hier«, sagten wir zueinander. »Wenigstens ist Willem nicht hier und muss es mitansehen.«

Andererseits natürlich - wärst Du hier, wäre er es

dann nicht auch noch?

Aber wenn ich auch nicht sagen kann, ich hätte nicht gewusst, wie er sterben würde, so kann ich doch sagen, dass es vieles gab, das ich nicht wusste, ganz und gar nicht, trotz allem nicht. Ich wusste nicht, dass Andy drei Jahre später an einem Herzinfarkt sterben würde oder Richard wiederum zwei Jahre später an Hirnkrebs. Ihr seid alle so jung gestorben: Du, Malcolm, er. Elijah, an

**einem Schlaganfall, mit
sechzig; Citizen, auch mit
sechzig, an einer
Lungenentzündung. Am
Ende war - und ist - nur
noch JB übrig, dem er das
Haus in Garrison
hinterlassen hat und den
wir häufig sehen - dort oder
in der Stadt oder in
Cambridge. JB hat jetzt
einen festen Freund, einen
wirklich guten Mann
namens Tomasz, der
Spezialist für
mittelalterliche japanische**

**Kunst bei Sotheby's ist und
den wir sehr mögen; ich
weiß, dass Ihr beide ihn
auch gemocht hättet. Und
auch wenn ich mich selbst,
auch wenn ich uns -
natürlich - bemitleide, tut
mir JB doch oft am meisten
leid, dem Ihr alle
genommen wurdet, der
allein in die Phase des
Alters eintritt, mit neuen
Freunden, gewiss, aber
ohne die meisten seiner
Freunde, die ihn seit seiner
Kindheit gekannt hatten.**

**Immerhin kenne ich ihn,
seit er zweiundzwanzig war;
wir waren vielleicht nicht
immer in Kontakt, aber
diese Jahre zählen wir beide
nicht mit.**

**Und jetzt ist JB
einundsechzig, und ich bin
vierundachtzig, und er ist
seit sechs Jahren tot, und
Du bist seit neun Jahren tot.
JBs jüngste Ausstellung
trug den Titel »Jude, allein«
und umfasste fünfzehn
Bilder nur von ihm, die
imaginäre Momente aus**

den Jahren nach Deinem Tod zeigten, aus diesen nur nahezu drei Jahren, die er ohne dich durchgehalten hat. Ich habe es versucht, aber ich kann sie nicht ansehen: Ich versuche und versuche es, aber ich kann es nicht.

Und es gab noch mehr Dinge, die ich nicht wusste. Er hatte recht: Wir waren nur wegen ihm nach New York gezogen, und nachdem wir seinen Nachlass geregelt hatten - Richard

**war sein Nachlassverwalter, aber ich half ihm dabei -,
fuhren wir zurück nach
Cambridge, um bei den
Menschen zu sein, die *uns*
seit so langer Zeit kannten.
Ich hatte genug vom
Aufräumen und Sortieren -
zusammen mit Richard, JB
und Andy hatten wir all
seine persönlichen
Unterlagen (es waren nicht
viele gewesen), seine
Kleider (was mir beinahe
noch einmal das Herz
gebrochen hätte, als ich**

**sah, wie die Anzüge
schmäler und schmäler
wurden) und Deine Kleider
sortiert, hatten Deine
Aktenordner im
Laternenhaus
durchgesehen, was viele
Tage dauerte, denn wir
unterbrachen die Arbeit
immer wieder, weil jemand
weinte oder etwas ausrief
oder ein Bild herumreichte,
das wir noch nie gesehen
hatten -, doch als wir
wieder zu Hause, wieder in
Cambridge waren, war das**

**Ordnen zu einem Reflex
geworden, und eines
Samstags setzte ich mich
hin, um die Buchregale
auszumisten, ein
ambitioniertes Vorhaben,
an dem ich rasch das
Interesse verlor, als ich,
zwischen zwei Bücher
gesteckt, zwei Umschläge
entdeckte, mit unseren
Namen in seiner
Handschrift darauf. Mit
klopfendem Herzen öffnete
ich meinen Umschlag und
sah meinen Namen - *Lieber***

Harold - und las die Worte, die er vor Jahrzehnten, am Tag der Adoption geschrieben hatte, und weinte, schluchzte vielmehr, und dann steckte ich die CD in den Computer und hörte seine Stimme, und auch wenn ihre bloße Schönheit mich ohnehin zum Weinen gebracht hätte, weinte ich umso mehr, weil es seine Stimme war. Und dann kam Julia nach Hause und fand mich und las ihren Brief, und wir

**weinten noch einmal
zusammen.**

**Und erst Wochen später
war ich in der Lage, den
Brief zu öffnen, den er uns
auf seinem Tisch
hinterlassen hatte. Vorher
hätte ich es nicht ertragen;
ich war mir nicht sicher, ob
ich es nun ertragen würde.
Aber ich tat es. Er war acht
Seiten lang und getippt,
und es war eine Beichte: Es
stand alles über Bruder
Luke darin und über
Dr. Traylor und darüber,**

**was ihm widerfahren war.
Wir brauchten mehrere
Tage, um ihn zu lesen, denn
obwohl er nicht lang war,
war er zugleich endlos, und
wir mussten immer wieder
die Seiten niederlegen und
uns von ihnen entfernen,
um uns dann gegenseitig zu
wappnen - *Bist du bereit?* -,
uns hinzusetzen und ein
weiteres Stück zu lesen.**

**»Es tut mir leid«, schrieb
er. »Bitte verzeiht mir. Ich
hatte nie vor, Euch zu
täuschen.«**

Ich weiß noch immer nicht, was ich zu diesem Brief sagen soll, mir fällt noch immer nichts dazu ein. All die Antworten, die ich mir auf die Fragen gewünscht hatte, wer er war und warum, und jetzt quälen mich diese Antworten nur. Dass er so allein starb, ist mehr, als ich begreifen kann; dass er in dem Glauben starb, uns um Entschuldigung bitten zu müssen, ist schlimmer; dass er bei seinem Tod noch

**immer stur alles glaubte,
was man ihm über ihn
eingetrichtert hatte - Dir
zum Trotz, mir zum Trotz,
uns allen, die wir ihn
liebten, zum Trotz -, lässt
mich denken, dass mein
Leben letztlich doch
verwirrt war, dass ich in der
einen Sache gescheitert
bin, auf die es ankam. Das
sind die Momente, in denen
ich am häufigsten mit Dir
spreche, in denen ich
spätnachts nach unten gehe
und mich vor *Willem*, der**

Jude beim Erzählen einer Geschichte zuhört **stelle, das jetzt über unserem Esszimmertisch hängt:**
»Willem«, frage ich Dich dann, »siehst Du es so wie ich? Glaubst Du, dass er mit mir glücklich war?« Denn er hatte es verdient, glücklich zu sein. Wir bekommen keine Garantie dafür, niemand von uns, aber er hatte es verdient. Aber Du lächelst nur, lächelst mich nicht an, sondern an mir vorbei, und

Du hast nie eine Antwort für mich. Und es sind auch diese Momente, in denen ich wünschte, dass ich an irgendeine Art von Nachleben glauben könnte, dass Ihr in einem anderen Universum, vielleicht auf einem kleinen roten Planeten, wo wir keine Beine, nur Schwänze haben, wo wir wie Robben durch die Atmosphäre paddeln, wo die Luft selbst Nahrung ist, aus Billionen von Protein- und Zuckermolekülen

**zusammengesetzt, und man
bloß den Mund öffnen und
einatmen muss, um
lebendig und gesund zu
bleiben, zusammen durch
die Atmosphäre schwebt.
Oder vielleicht ist er noch
näher: Vielleicht ist er die
graue Katze, die in letzter
Zeit immer vor dem
Nachbarhaus sitzt und zu
schnurren beginnt, wenn
ich die Hand nach ihr
ausstrecke; vielleicht ist er
der neue Welpen, den ich
immer an der Leine des**

**anderen Nachbarn zerren
sehe; vielleicht ist er das
Kleinkind, das ich vor ein
paar Monaten über den
Platz rennen sah,
kreischend vor Freude,
während seine Eltern
keuchend hinter ihm
herliefen; vielleicht ist er
die Blüte, die sich plötzlich
an dem
Rhododendronstrauch
öffnete, von dem ich dachte,
er sei längst abgestorben;
vielleicht ist er diese Wolke,
dieser Regen, dieser Nebel**

**dort. Es kommt nicht nur
darauf an, dass er
gestorben ist oder wie er
gestorben ist; es kommt
darauf an, woran er bei
seinem Tod geglaubt hat.
Also versuche ich, allem,
was ich sehe, freundlich zu
begegnen, und in allem,
was ich sehe, sehe ich ihn.**

**Doch damals in der
Lispenard Street wusste ich
so vieles noch nicht. Damals
standen wir nur da und
schauten an dem roten
Ziegelbau hinauf, und ich**

redete mir ein, dass ich niemals Angst um ihn haben müsste, und er ließ mich in dem Glauben: dass all die gefährlichen Dinge, die er hätte tun können, all die unterschiedlichen Weisen, auf die er mein Herz hätte brechen können, in der Vergangenheit lagen, der Stoff von Geschichten waren, dass die Zeit, die hinter uns lag, beängstigend war, aber nicht die Zeit, die vor uns lag.

**»Ihr seid vom Dach
gesprungen?«, wiederholte
ich. »Warum um alles in der
Welt sollte man so etwas
tun?«**

**»Es ist eine gute
Geschichte«, sagte er. Er
grinste mich sogar an. »Ich
erzähle sie dir.«**

**»Bitte«, sagte ich.
Und dann tat er es.**

Danksagung

Für ihre Expertise auf den Feldern der Architektur, Jura, Medizin und Filmmacherei bin ich Matthew Baiotto, Janet Nezhad Band, Steve Blatz, Karen Cinorre, Michael Gooen, Peter Kostant, Sam Levy, Dermot Lynch und Barry Tuch zu großem Dank verpflichtet. Besonders danke ich Douglas Eakely für seine Gelehrsamkeit

**und Geduld und Priscilla
Eakely, Drew Lee, Eimear
Lynch, Seth Mnookin,
Russell Perreault, Whitney
Robinson, Marysue Rucci
sowie Ronald und Susan
Yanagihara für ihre
unermüdliche
Unterstützung.**

**Mein tiefster Dank
gebührt dem brillanten
Michael »Bitter« Dykes,
Kate Maxwell und Kaja
Perina, die mein Leben mit
Freude erfüllen, und Kerry
Lauerman, die es mit Trost**

erfüllt. Seit Langem sind Yossi Milo, Evan Smoak, Stephen Morrison und Chris Upton Vorbilder für mich, wenn es darum geht, wie man eine Liebesbeziehung führt; ich schätze und bewundere sie aus vielen Gründen.

Dankbar bin ich dem aufopferungsvollen und gewissenhaften Gerry Howard und dem unnachahmlichen Ravi Mirchandani, die sich dem Leben dieses Buches mit

solcher Großzügigkeit und Hingabe gewidmet haben, Andrew Kidd für seinen Glauben und Anna Stein O'Sullivan für ihre Duldsamkeit, Gelassenheit und Zuverlässigkeit. Dank auch an alle, die zum Erscheinen dieses Buches beigetragen haben, insbesondere Lexy Bloom, Alex Hoyt, Jeremy Medina, Bill Thomas und dem Peter Hujar Fonds.

Schließlich und ganz wesentlich: Ohne die

**Gespräche mit - und die
Liebenswürdigkeit, Gunst,
Empathie, Vergebung und
Weisheit von - Jared Hohlt,
meinem ersten und liebsten
Leser, Geheimnisbewahrer
und Nordstern hätte ich
dieses Buch nicht nur nicht
schreiben können, sondern
auch nie damit begonnen.
Seine teure Freundschaft
ist das größte Geschenk
meines
Erwachsenendaseins.**

Über die Autorin/ Übersetzer

Hanya Yanagihara, 1975
**geboren, ist eine US-
amerikanische
Schriftstellerin und
Journalistin. Sie ist
Redakteurin beim
Stilmagazin *T* der *New York
Times*. EIN WENIG LEBEN
gewann den Kirkus Prize**

und stand auf der Shortlist des Man Booker Prize, des National Book Award und des Baileys Prize. Es ist eines der bestverkauften und mestdiskutierten literarischen Werke der vergangenen Jahre.

Stephan Kleiner, geboren 1975, lebt als freier Lektor und Übersetzer in München. Zu den von ihm übersetzten Autoren zählen T. C. Boyle, Keith Gessen, Chad Harbach, Michel

**Houellebecq, Marlon James,
Tao Lin, Hilary Mantel, Josh
Weil und Meg Wolitzer.**